Frauen biografien und Straßen namen

Leitfaden zur Benennung
von Straßen und Plätzen in Südtirol

FRAUENBIOGRAFIEN UND STRAßENNAMEN

Leitfaden zur Benennung von Straßen und Plätzen in Südtirol

Herausgeberin: Siglinde Clementi
Bearbeiterin: Franziska Cont

Ein Projekt des Kompetenzzentrums
für Regionalgeschichte der Freien Universität Bozen

Gefördert von der Autonomen Provinz Bozen

unibz
Kompetenzzentrum für Regionalgeschichte
Centro di competenza Storia regionale
Zenter de Competenza Storia regionala

Impressum

Copyright
Kompetenzzentrum für Regionalgeschichte
der Freien Universität Bozen

Bozen, 2. Auflage 2025

Konzept und grafische Gestaltung
Gruppe Gut Gestaltung

14 Vorwort

20 Auf der Suche nach „wegweisenden“ Frauen

40 INTER/NATIONALE FRAUENBIOGRAFIEN

40 UMWELTAKTIVISTINNEN
42 Rachel Carson
43 Laura Conti
45 Wangari Maathai

46 NATURWISSENSCHAFTEN
48 Maria Sibylla Merian
50 Elena Lucrezia Corner
51 Laura Bassi
52 Maria Matilda Ogilvie Gordon
54 Marie Skłodowska-Curie
55 Lise Meitner
57 Emmy Noether
58 Rita Levi Montalcini
60 Rosalind Franklin
61 Margherita Hack

62 GEISTES- UND SOZIALWISSENSCHAFTEN
64 Amelia Edwards
65 Elfriede Hengstenberg
67 Anna Freud
69 Eugenie Goldstern
71 Lucie (Rosa) Stern Varga
73 Hannah Arendt

76 WEIBLICHE FRÖMMIGKEIT
78 Hildegard von Bingen
79 Katharina von Siena
81 Teresa von Ávila

82 KAMPF UM GLEICHBERECHTIGUNG
84 Olympe de Gouges
86 Lidia Poët
88 Rosa Obermayer Mayreder
90 Adelheid Dworak Popp
92 Simone de Beauvoir
93 Carla Lonzi

96 PIONIERINNEN IN POLITISCHEN ÄMTERN
98 Maria Theresia von Habsburg-Lothringen
100 Nilde (Leonilde) Iotti
101 Tina Anselmi

104 POLITISCH-SOZIALE AKTIVISTINNEN
106 Sojourner Truth
107 Harriet Tubman
108 Bertha Kinsky von Suttner
110 Eleanor Roosevelt
111 Rosa McCauley Parks
112 Franca Ongaro Basaglia
114 Franca Rame
116 Mariasilvia Spolato
118 Teresa Sarti

120 WIDERSTAND UND VERFOLGUNG
122 Sophie Scholl
123 Ernesta Sonego
124 Anne Frank

126 BILDENDE KUNST, LITERATUR, MUSIK
128 Clara Wieck Schumann
130 Artemisia Gentileschi
131 Gabriele Münter
132 Meret Oppenheim
134 Zaha Hadid
136 Christine de Pizan
137 Marie Dubský von Ebner-Eschenbach
138 Grazia Deledda
140 Sibilla Aleramo (Rina Faccio)
142 Agatha Christie

143 Natalia Levi Ginzburg
145 Ingeborg Bachmann
147 Christine Draxler Nöstlinger

148 SPORT: FRAUEN IN DEN BERGEN
150 Jeanne Diest Immink
151 Beatrice Tomasson
152 Hermine Tauscher Geduly
153 Emmy Eisenberg Hartwich

156 SÜD/TIROLER FRAUENBIOGRAFIEN

156 POLITISCHES ENGAGEMENT
158 Waltrada
159 Adelheit von Kastelruth
160 Margarete von Tirol-Görz
162 Eleonore von Schottland
163 Verena von Stuben
165 Maria von Wolkenstein
167 Claudia de' Medici
168 Kunigunde von Bissingen-Wolkenstein
169 Maria Peychär Ducia
171 Ernesta Bittanti Battisti
174 Elsa (Elisabetta) Conci
176 Waltraud Gebert Deeg
178 Lidia Brisca Menapace
180 Joachina Mussner
182 Antonia Stark
183 Elisabeth Kofler Langer
185 Ada Giacomin Scaggiante
187 Kathi Trojer
188 Frieda Schuster Oberegelsbacher
190 Anna Tscholl Ruepp
191 Anna Notdurfter Stolzlechner
193 Andreina Ardizzone Emeri
195 Mirna Cappellini
197 Ilda (Hilda) Pizzinini

200 SOZIALES ENGAGEMENT
202 Beginen
203 Maria Hueber
205 Maria Innerhofer
206 Scholastica (Luzietta) Bertagnolli
208 Petronilla (Gertraut) Corazza
209 Benedikta (Anna Maria) Mair
211 Hildeburg (Gertraud) Hopfgartner
212 Clementina (Maria) Pedevilla
214 Cyrina (Regina) Gostner
215 Elisabetta Boscheri
217 Elisabeth (Johanna) Marginter
218 Adelheid Braunhofer
219 Cristina Kostner Obletter
220 Maria Schwingshackl Enz
223 Klara Thaler Stuefer
225 Ursula Thoman Steinkasserer
226 Tilla (Mathilde) Mutz
228 Elsa Giacomelli Habicher
230 Mariedl (Maria) Fischnaller Pircher
232 Hilda Vinatzer
234 Gertrud Gänsbacher Calenzani
236 Hermine Wachter
238 Anna Tschenett

240 STIFTERINNEN UND GÖNNERINNEN
242 Suanihilt
243 Mathilde von Morith-Greifenstein
245 Uta von Tarasp
247 Adelheid von Tirol
248 Eufemia von Schlesien
249 Adelheid von Eppan
251 Clara Dinßlin von Anger
253 Maria Anna von der Pfalz
254 Agnes Klara (Theresia) Steiner
256 Maria Mitterhofer
257 Rosa und Maria Garber
258 Maria Theresia Tinkhauser
260 Mary Appleton Schünemann
261 Nadežda Ivanovna Borodina
262 Elizabeth Ward von Schönberg-Rothschönberg
264 Margaret van Cortland Odgen MacNutt

266 BILDENDE KUNST
268 Johanna von Isser-Großrubatscher
270 Anna Stainer Knittel
272 Trina (Katharina) Kasslatter
273 Edith Lutz Romani
274 Anni (Anna) Ègösi
276 May (Maria) Ottawa Hofer
278 Erika Giovanna Klien
280 Gina (Regina) Klaber Thusek
282 Joana (Johanna) Steinlechner Bichler
284 Maria Delago
286 Lieselotte Plangger-Popp
288 Fini (Josefina) Martiner Moroder
290 Rina Righi Riva
292 Aliza Mandel
294 Elfi Widmoser

296 LITERATUR
298 Bianca Laura Saibante
300 Maria von Buol
302 Maria von Mages
303 Klara Pölt-Nordheim (Kritzinger Pölt)
305 Henriette Schrott-Pelzel (Schrott Pelzel von Staffalo)
307 Lea Selm
309 Emma Dapunt
310 Maria Ditha (Maria Christina) Santifaller
312 Elsa (Elisabeth) Runggaldier
313 Gabriele von Pidoll
315 Maria Giuliana Costa
317 Maridl (Maria) Innerhofer
319 Frida Prinoth Piazza
321 Trudi (Gertraud) Schmittner Vallazza
322 Wilhelmine Kuntner Habicher
323 Romana Pucci
325 Elsa Patscheider
327 Pazifica Lardschneider Glück
328 Anita Pichler

330 MUSIK
332 Caroline Perthaler
334 Natalia Pravosudovič
336 Lilo (Elisabeth) Martin
338 Johanna Blum
341 Veronika Felder

344 KULTURARBEIT
346 Emma und Therese Wassermann
349 Adelheid Schneller
351 Tresl (Theresia) Gruber
353 Gioia Conta
355 Evelyn Ortner
357 Elisabeth Baumgartner

360 WIRTINNEN, TOURISTIKERINNEN, UNTERNEHMERINNEN
362 Emma (Emerentia) Hausbacher Hellenstainer
364 Minna Ottilie Scholvien Wendlandt
366 Maria Spörr Steger
368 Elise Kopf Überbacher Minatti
370 Johanna Ringler Settari
372 Maria Mall Schrott
373 Anna Speckbacher Tutzer
375 Therese Steger Mayr
377 Maria Piaz
379 Margarethe Brandner Fuchs
381 Lene (Helene) Grabmayr von Angerheim Thun

382 HEXENVERFOLGUNG
384 Eine Art des Opfergedenkens?
385 Hexenverfolgung in Tirol
385 Interpretations- und Erklärversuche
386 Frauen vor dem Brixner Stadtgericht: Ursula Lombarda und Juliana De Pozza

390 GEDENKEN AN WIDERSTAND, VERFOLGUNG UND VERNICHTUNG
392 Zwischen traumatischem und heroischem Opfergedächtnis
392 Das fehlende Täter*innengedächtnis
392 Aus der Geschichte lernen?
394 Widerstand – eine Begriffsdefinition
394 Katakombenlehrerinnen
396 Maria Nicolussi
398 Emma von Leurs
400 Berta von Gelmini
401 Angela Nikoletti
403 Antonia Menardi
405 Frauen im Lager von Bozen
406 Franca (Francesca) Sosi Turra
408 Maria (Mariuccia) Caretti
410 Ada Buffulini
412 Nella Lilli Mascagni
413 Erinnerung an jüdisches Leben in Südtirol
414 Clara Hermann Schreiber
415 Clara Salus
416 Jenny Dienstfertig Vogel
417 Meta Elkan Sarason
418 Fanny (Stefania) Stern De Salvo und Elena De Salvo
419 Die NS-„Euthanasie“ und Südtirol
421 Agnes Gschnell
423 Edwina (Elisabeth Maria) Aberham
426 Alltagsdissens, Alltagshilfe
427 Gertraud Schneider
429 Valeria Valentin

430 (Frauen-)Geschichte – Biografien – Erinnerung: ein Nachwort
438 Bildnachweis

Eine Handreichung für die künftige Benennung von Straßen und Plätzen

Die Geschichte eines Landes drückt sich auch in öffentlich sichtbaren Erinnerungszeichen aus. Dazu zählen Gedenkorte und Denkmäler, öffentliche Gebäude wie Bildungsstätten, Vereinshäuser und andere Immobilien, Straßennamen und Platzbezeichnungen. Es ist Aufgabe der Politik, diese Form der öffentlichen Erinnerungskultur zu prägen und zu pflegen und dabei die Erinnerung aller Bevölkerungsgruppen des Landes zu berücksichtigen.

Frauen standen in der regionalen Erinnerungskultur sehr lange am Rande. Ihre Geschichte und ihre erlebten Lebenswelten wurden in einer auf Politik fokussierten Geschichte und Erinnerung marginalisiert. Nicht zuletzt aufgrund der wertvollen Arbeit des Kompetenzzentrums für Regionalgeschichte der Freien Universität Bozen und seines Forschungsbereiches „Regionale Frauen- und Geschlechtergeschichte“ kann diesem Defizit nun entgegengewirkt werden.

Das Kompetenzzentrum für Regionalgeschichte der Freien Universität Bozen hat einem vom Südtiroler Landtag im März 2018 genehmigten Beschlussantrag folgend in einem Forschungsprojekt eine Liste von Frauennamen auf internationaler, nationaler und regionaler Ebene erstellt sowie Kurzbiografien dieser Persönlichkeiten ausgearbeitet. Diese biografischen Skizzen sollen der Gemeindepolitik als Handreichung für die künftige Benennung von Straßen und Plätzen vor Ort dienen.



Für die Forschungs- und Vermittlungsleistung bedanke ich mich bei den Historikerinnen des Kompetenzzentrums für Regionalgeschichte. Den Gemeindepolitiker*innen lege ich die vorliegende Arbeit ans Herz und hoffe sehr auf eine künftig ausgewogenere Benennungspraxis von Straßen und Plätzen in den Gemeinden unseres Landes.

Arno Kompatscher, Landeshauptmann von Südtirol

Für eine größere Sichtbarkeit von Frauen in der regionalen Erinnerungskultur

Das Kompetenzzentrum für Regionalgeschichte der Freien Universität Bozen hat seit seiner Gründung 2013 ein besonderes Augenmerk auf die Verbindung von Forschung und Vermittlung historischer Inhalte gelegt. Die Frauen- und Geschlechtergeschichte ist am Kompetenzzentrum mit einem eigenen Forschungsbereich vertreten, wodurch zahlreiche einschlägige Forschungsprojekte und Vermittlungsinitiativen wie Tagungen, Vortragsreihen und Vorträge zu diesem Themenbereich organisiert und durchgeführt werden konnten. Auf diese Weise hat das Kompetenzzentrum wesentlich dazu beigetragen, die Frauen- und Geschlechtergeschichte in der Erinnerungskultur des Landes zu verankern und die Präsenz der Universität in Dörfern und Gemeinden des Landes über Vermittlungsprojekte und Veranstaltungen zu stärken.



Universität ist nicht nur Forschung und Lehre, sondern auch Vermittlung von Wissen in einem breiten Kontext. Gerne haben wir daher das Anliegen der Landespolitik aufgegriffen, einen Leitfaden für die kommunale Benennungspraxis von Straßen und Plätzen nach Frauen zu erstellen. Die Historikerinnen des Kompetenzzentrums für Regionalgeschichte haben ein dementsprechendes Projekt konzipiert und ausgearbeitet, wofür ich mich herzlich bedanke. Das Ergebnis, ein 200 Kurzbiografien von Frauenpersönlichkeiten umfassendes Kompendium, ist nicht nur ein Leitfaden für die Gemeindepolitik, sondern auch eine interessante Lektüre, in der besondere Frauen Südtirols vor den Vorhang geholt werden. Ich hoffe daher sehr, dass es in der konkreten Benennungspraxis von Straßen und Plätzen zur praktischen Anwendung kommen wird.

Die Frauen des Landes haben sich eine stärkere Sichtbarkeit in der regionalen Erinnerungskultur verdient. Als Universität sind wir froh darüber, einen Beitrag dazu leisten zu können.

Prof. Ulrike Tappeiner, Präsidentin der Freien Universität Bozen

Liebe Politiker*innen, liebe Kultur- und Geschichtsinteressierte,

das Kompetenzzentrum für Regionalgeschichte der Freien Universität Bozen befasst sich seit seiner Gründung im Jahr 2013 mit der Frauen- und Geschlechtergeschichte des Landes. Zahlreiche Forschungs- und Vermittlungsprojekte wurden durchgeführt, Bücher und Aufsätze geschrieben, Tagungen und Konferenzen zum Thema organisiert.

Der Schwerpunkt des Kompetenzzentrums für Regionalgeschichte liegt auf der wissenschaftlichen Forschung im Bereich der modernen Regionalgeschichte. Dennoch ist uns auch die Geschichtsvermittlung für ein breiteres, historisch interessiertes Publikum ein großes Anliegen. Auch im Bereich der Vermittlung konnten wir in den letzten Jahren neue Akzente setzen: von populärwissenschaftlichen Publikationen über Tagungen und Konferenzen bis hin zur Initiative „History on Tour“, im Zuge derer wir Vorträge für ein breites Publikum im ganzen Land gehalten haben und noch immer halten.

Das Projekt „Frauenbiografien und Straßennamen“ verbindet die beiden Zielsetzungen des Kompetenzzentrums für Regionalgeschichte, Forschung und Vermittlung, auf besondere Weise. Die hier präsentierten Frauenbiografien wurden nach allen Regeln der historischen Wissenschaften und Kunst erarbeitet. Das Handbuch dient vor allem Gemeindepolitiker*innen als Leitfaden für die konkrete Benennungspraxis, ist aber auch allgemein an Kultur- und Geschichtsinteressierte adressiert, die sich mit Frauenbiografien befassen wollen.

In erster Linie ist hier der Projektmitarbeiterin Franziska Cont zu danken, die das Projektziel mit unermüdlichem Einsatz, mit Konstanz und Hartnäckigkeit sowie mit fester Überzeugung und fast schon überbordendem Enthusiasmus trotz gelegentlicher Tiefpunkte verfolgt hat. Sie in diesem Unterfangen begleiten zu dürfen, war mir eine große Freude.

Diese Arbeit wäre ohne die Hilfe sehr vieler Menschen nicht möglich gewesen, die wir nicht alle einzeln auflisten können. Wir danken den Archivar*innen des Südtiroler Landesarchivs, der Stadtarchive von Bozen, Meran, Brixen, Klausen und Bruneck, des Diözesanarchivs in Brixen und den Mitarbeiter*innen der Bibliothek des Ferdinandeums in Innsbruck. Für zahlreiche Anregungen und teils ausführliche Gespräche danken wir den Chronist*innen, einer Reihe von Wissenschaftler*innen und im Kulturbereich tätigen Personen, die ihr Expert*innenwissen zur Verfügung gestellt haben, und zudem ganz besonders einer Vielzahl von Zeitzeug*innen, die für uns in ihren Erinnerungen gegraben haben.

Für die Finanzierung des Projektes danken wir der Freien Universität Bozen und dem Land Südtirol. In der Finalisierungsphase des Projektes war Vicky Rabensteiner vom Pressebüro der Freien Universität Bozen mit ihrer Entschlossenheit ausschlaggebend, ebenso Alfonso Demetz vom Grafikbüro Gruppe Gut, der das grafische Vermittlungskonzept erarbeitet und umgesetzt hat.

Abschließend bleibt noch zu wünschen, dass dieser Leitfaden in der Gemeindepolitik Anwendung findet, die Erinnerungskultur des Landes bereichert und bei vielen Leser*innen auf Anklang stößt.

Siglinde Clementi, Vizedirektorin des Kompetenzzentrums für Regionalgeschichte der Freien Universität Bozen

Auf der Suche nach „wegweisenden“ Frauen

Franziska Cont

Lediglich 6,6 % der nach Personen benannten Straßen in Italien sind Frauen gewidmet. Zu diesem Schluss kommt eine Analyse der 21 Hauptstädte der Regionen und autonomen Provinzen des Landes. Nimmt man Heiligenfiguren und religiöse Märtyrer*innen aus der Zählung heraus, sinkt der Wert weiter auf rund 4 %. Unter den untersuchten Städten weist die Landeshauptstadt Bozen mit 13 bzw. 11,4 % den höchsten Anteil an Straßennamen nach Frauen auf[1]. Das „Bozner Primat“ ist ein Schritt in Richtung einer geschlechterbewussten Benennungspraxis. Ein erster Blick in die Straßenverzeichnisse anderer Südtiroler Gemeinden zeigt, dass außerhalb der Landeshauptstadt Straßenbenennungen nach Frauen deutlich rarer gestreut sind[2].

Von einer ausgewogenen Sichtbarkeit der Geschlechter im öffentlichen Raum kann angesichts dieser Daten nicht gesprochen werden. Vielmehr kann das deutliche Übergewicht an nach Männern benannten Straßen als Spiegelbild einer Gesellschaft gesehen werden, in der die gleichberechtigte Sichtbarkeit und Wertschätzung von Frauen und ihrer Leistungen fehlen. Dabei gilt es die weibliche Unsichtbarkeit nicht nur als Symptom gesellschaftlicher Tatsachen, sondern auch als unterschwellige Konstante zu erfassen, welche zur Marginalisierung des weiblichen Anteils an Gesellschaft und Geschichte weiter beiträgt[3].

Aufbau und Ziel der Arbeit

Erklärtes Ziel der vorliegenden Arbeit ist es, eine Handlungsanleitung für zukünftige Benennungspraktiken zu geben. Damit will die Arbeit auf Basis einer umfassenden Forschung Möglichkeiten der Sichtbarmachung von Frauen darlegen und politische Benennungsentscheidungen auf einer geschichtswissenschaftlichen Grundlage ermöglichen. Welche Persönlichkeiten letztendlich durch eine Straßenbenennung gewürdigt werden, muss im Rahmen einer politisch-gesellschaftlichen Diskussion geklärt werden und ist nicht Aufgabe der Geschichtswissenschaft[4].

Die Arbeit gliedert sich in zwei Ebenen:

- Auf einer internationalen/nationalen Ebene werden Kurzbiografien von Persönlichkeiten präsentiert, die international oder national wirkten, wobei der Fokus auf Frauen lag, die überwiegend im italienischen oder deutschen Raum tätig waren und/oder über einen regionalen Bezug aufweisen.
- Auf einer zweiten Ebene stehen regional- und lokalgeschichtliche Perspektiven im Mittelpunkt: Es werden Frauen vorgestellt, die in kleinräumigeren Bezugssystemen (der Region, dem Tal, der Stadt, dem Dorf etc.) tätig waren. Ziel ist es, den Raumbezug zu erweitern und regional- und lokalhistorische Blickwinkel zuzulassen.

Für beide Ebenen wurden induktiv thematische Kategorien gebildet. Innerhalb dieser erfolgte eine chronologische Ordnung der Kurzbiografien. Die Einteilung in Ebenen und Kategorien dient vorrangig der strukturierten Präsentation der Kurzbiografien und beansprucht keine Eindeutigkeit.

Die beiden regional-lokalen Kategorien, die dem Opfergedenken gewidmet sind, unterscheiden sich in ihrem Aufbau: Sie bieten neben den Kurzbiografien auch eine Einführung ins Thema.

Angesichts der Kürze der einzelnen Lebensgeschichten kann nicht von vollständigen Biografien, sondern lediglich von biografischen Skizzen gesprochen werden. Sie bieten einen ersten Abriss der Lebensgeschichte und sind aufgrund der unterschiedlichsten Literatur- und Quellenlagen heterogen ausgefallen. Im Zentrum der Aufmerksamkeit steht durchwegs das gesellschaftliche Wirken der jeweiligen Frau. Für eine vertieftere biografische Auseinandersetzung kann die Bibliografie berücksichtig werden, in der die weiterführende Literatur sowie die herangezogenen Primärquellen angeführt sind. Die neu erarbeiteten Kurzbiografien werden in längerer Form vorgelegt.

Vorgehensweise

Um Frauenpersönlichkeiten ausfindig zu machen, wurde eine doppelte Vorgehensweise gewählt: Zum einen wurde bestehende Literatur sowie ein Großteil der Südtiroler Dorfbücher ausgewertet. Zum anderen wurde das Gespräch mit Kultur- und Geschichtsexpert*innen der Region gesucht. Auf diesem Wege konnten Primärquellen ausfindig gemacht und Kontakte zu Interviewpartner*innen hergestellt werden. Die Expert*innen-Gespräche ermöglichten darüber hinaus eine kritische Diskussion und Reflexion einzelner Themenbereiche.

1 Vgl. COMAI Giorgio/CORONA Alice [Hrsg.], *Progetto “Mapping Diversity”*, online unter: https://mappingdiversity.eu/, 06.04.2022; für Bozen werden 22 Straßennamen angegeben, da die Erhebung jedoch nicht den aktuellsten Stand berücksichtigt, kann von einer leicht erhöhten Zahl ausgegangen werden.

2 Vgl. MANTINGER Mara/TESSADRI Wolfgang, *Südtirols Straßennamen. Wie soll sie heißen?*. IN: Barfuss. Das Südtiroler Onlinemagazin, online unter: https://www.barfuss.it/leben/wie-soll-sie-hei%C3%9Fen, 10.10.2021; Liste aller Straßennamen des Landes – Stand der Tabelle Oktober 2018; zur Verfügung gestellt vom Südtiroler Gemeindeverband, online unter: http://daten.buergernetz.bz.it/de/dataset/streetnames-from-addresspoints, 06.04.2022; auf diese Daten scheint auch „Barfuss“ zuzugreifen.

3 Vgl. COMAI/CORONA, *Progetto “Mapping Diversity”*.

4 Vgl. AUTENGRUBER Peter/RATHKOLB Oliver/RETTL Lisa/SAUER Walter, *Umstrittene Wiener Straßennamen. Ein kritisches Lesebuch,* Bd. 1, Ergänzungsband, Wien, Verein zur wissenschaftlichen Aufarbeitung der Zeitgeschichte, 2021, 9–10; online unter: https://www.wien.gv.at/kultur/strassennamen/strassennamenpruefung.html, 08.04.2022.

Ziel war es, durch das Heranziehen einer breiten Literaturauswahl sowie zahlreiche Fachgespräche eine größtmögliche Ausgewogenheit in der Auswahl der Kurzbiografien zu erreichen. Nichtsdestotrotz gibt es Unterschiede in Bezug auf die Zugehörigkeit zu Bezirken und Sprachgruppen, die sich aus den ungleichen Quellen- und Forschungslagen ergeben: Nicht für jeden Bezirk konnten gleich viele Persönlichkeiten ausgemacht werden.

Regionale Frauen- und Geschlechtergeschichte

Die Frauen- und Geschlechtergeschichte ist keine „Spezialgeschichte“ und versteht sich nicht als historiografische Teildisziplin. Vielmehr definiert sie sich als eine umfassende Perspektive auf die gesamte Geschichte. Eine frauen- und geschlechtergeschichtliche Herangehensweise bedeutet, der Kategorie „Geschlecht“ eine zentrale Rolle zuzuschreiben: Zentrum der Analyse bilden die soziale Konstruktion von Männlichkeit und Weiblichkeit sowie die entsprechenden Geschlechterrollen in Wechselwirkung mit anderen Kategorien wie Stand, Klasse oder Ethnizität. Ziel ist es dabei, historische Weiblichkeits- und Männlichkeitsbilder zu dekonstruieren, die Geschlechterordnung als Folge von sozialen Ordnungs- und Machtverhältnissen zu analysieren und Frauen als aktive Subjekte in der Geschichte sichtbar zu machen[5].

In der regionalen Erinnerungskultur ist die Frauen- und Geschlechtergeschichte noch stark marginalisiert. Dies liegt zum einen daran, dass sie als „Nischenwissenschaft“ wahrgenommen und daher oft nicht oder nur mit Verzögerung von der „allgemeinen“ Geschichtsschreibung rezipiert wird. Zum anderen wird sie in Überblicksdarstellungen, die wichtige Vermittlungsfunktionen einnehmen, häufig nicht berücksichtigt. Einen wichtigen Beitrag als erinnerungspolitische Medien der Frauen- und Geschlechtergeschichte in der Region leisten in diesem Sinne „Frauenstadtgeschichten“, wie sie für Bozen, Brixen und Meran vorliegen. Es handelt sich um Überblickswerke oder Sammelbände, die sich mit weiblichen Lebenswelten in einer lokalgeschichtlichen Perspektive auseinandersetzen[6].

Im regionalen Forschungspanorama kristallisiert sich eine Reihe von Schwerpunkten heraus, für die – in unterschiedlichem Ausmaß – historische Untersuchungen vorliegen. Das Forschungsziel, Frauen als Protagonistinnen und aktive Subjekte der Geschichte sichtbar zu machen, wurde und wird mit einer gewissen Beständigkeit verfolgt[7]. Ein wichtiges Thema der regionalen Frauen- und Geschlechtergeschichte ist jenes der weiblichen Frömmigkeit: Der religiöse Kontext bot Frauen Emanzipationsmöglichkeiten jenseits von Familie und Mutterrolle. Die regionale Forschung konzentriert sich vor allem auf weibliche Heiligenfiguren, Mystikerinnen und stigmatisierte Frauen sowie Frauenklöster und religiöse Institute[8].

5 Vgl. BRUNET Francesca/CLEMENTI Siglinde, *Una storia tout court. Riflessioni sulla storia delle donne e di genere nella regione trentino-tirolese.* IN: Studi Trentini. Storia 100 (2021), Supplemento, 307–378, hier 307–308.

6 Siehe: CLEMENTI Siglinde/VERDORFER Martha, *Frauen Stadt Geschichte(n). Bozen. Bolzano. Vom Mittelalter bis heute,* Wien [u.a.] 2000; CLEMENTI Siglinde [Hrsg.], *Der andere Weg. Beiträge zur Frauengeschichte der Stadt Brixen vom Spätmittelalter bis ins 20. Jahrhundert,* Brixen, Weger, 2005; SCHÖNWEGER Astrid (hrsg. von Frauenmuseum Meran), *Meraner Geschichte_n. Eine Stadtführung mal ganz anders,* Meran, Alphabeta, 2017.

7 Vgl. BRUNET/CLEMENTI, *Una storia tout court,* 348.

8 Vgl. BRUNET/CLEMENTI, *Una storia tout court,* 315–319.

Auch dem Themenbereich Familie und Ehe kommt eine wichtige Rolle in der Forschungslandschaft zu. Es stehen zum einen institutionelle und kulturelle Entwicklungen und die damit verbundenen Praktiken im Zentrum, zum anderen werden Familie und Ehe auch in ökonomischer Perspektive untersucht: Die Vermögensverwaltung verweist auf Rollen und Handlungsräume von Frauen innerhalb dieses Bereiches[9]. Ferner setzt sich die Frauen- und Geschlechtergeschichte (Süd-)Tirols mit Aspekten der weiblichen Erwerbstätigkeit auseinander. Vor allem der Themenkomplex der bäuerlichen Arbeitswelt bildet hier einen Schwerpunkt, der über den Forschungsgegenstand der Dienstmädchen und saisonalen Arbeitsmigration von und nach (Süd-)Tirol mit der Migrationsgeschichte verbunden ist[10]. Mit der weiblichen Erwerbstätigkeit verknüpft ist auch die Frage nach der Wirkungsmacht der Kategorie „Geschlecht“ in Bezug auf Bildung: Die bestehende Forschung setzt sich nicht nur mit dem Zugang von Mädchen und Frauen zu Bildung auseinander, sondern widmet sich auch den Frauen in Lehr- und Erziehungsberufen[11]. Ein weiterer Themenbereich, für welchen frauen- und geschlechtergeschichtliche Studien vorliegen, ist jener von Krieg und Regime in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts: Die veränderten Arbeitsmöglichkeiten der Frauen, die Mobilisierung der Zivilbevölkerung, die psychologischen Folgen des Konfliktes, Ausdrucksformen von politischem Dissens, an dem häufig Frauen beteiligt waren, usw. sind hier Gegenstand der historischen Analysen[12]. Einen weiteren wichtigen Themenblock der regionalen Frauen- und Geschlechtergeschichte bildet der Bereich der Politik.
Hier kann von zwei Forschungssträngen gesprochen werden: Zum einen thematisieren bestehende Arbeiten die Präsenz und Rolle von Frauen in Parteien und öffentlichen Institutionen. Zum anderen setzt sich ein zweiter Forschungsstrang mit den feministischen Bewegungen auseinander, wobei der sogenannten Zweiten Frauenbewegung der 1970er-Jahre besondere Aufmerksamkeit zukommt[13]. Die Frage nach Kriminalität, „Devianz“ und Rechtsquellen ist auf einer regionalen Ebene noch wenig erforscht. In diesen Bereich fallen jedoch jene Arbeiten, die sich den Hexenprozessen im historischen Tirol widmen[14].

Eine besondere Rolle in der Frauen- und Geschlechtergeschichte kommt auf einer internationalen wie auch regionalen Ebene der biografischen Forschung zu. Zentrales Anliegen ist es dabei, Handlungsräume von Frauen zu untersuchen und jene historischen Figuren sichtbar zu machen, die in einem männerzentrierten Diskurs ausgeblendet wurden und werden[15]. Hier ist auch die vorliegende Arbeit zu verorten, die auf bestehende biografische Studien zurückgreift und an diese anschließt.

9 Vgl. BRUNET/CLEMENTI, *Una storia tout court,* 319–324.

10 Vgl. BRUNET/CLEMENTI, *Una storia tout court,* 327–331.

11 Vgl. BRUNET/CLEMENTI, *Una storia tout court,* 331–333.

12 Vgl. BRUNET/CLEMENTI, *Una storia tout court,* 337–343.

13 Vgl. BRUNET/CLEMENTI, *Una storia tout court,* 333–337.

14 Vgl. BRUNET/CLEMENTI, *Una storia tout court,* 343–346.

15 Vgl. BRUNET/CLEMENTI, *Una storia tout court,* 312–315.

„Kollektives Gedächtnis“ und Straßennamen

Woran wir uns als Individuen, Gruppen und Gesellschaften erinnern, ist Resultat eines selektiven Auswahlprozesses. Denn weder auf einer individuellen noch auf einer kollektiven Ebene ist das, was wir als Gedächtnis definieren, objektiv. Aus einem Angebot an Elementen des Vergangenen schaffen sich Individuen und Gruppen eine Auswahl an Erinnerungsbeständen, die durch die Folie der Gegenwart mit Deutungen und Wertungen befüllt wird[16].
In Bezug auf das Erinnerungsvermögen einer Gesellschaft spricht der Kulturwissenschaftler Jan Assmann vom kollektiven Gedächtnis, welches sich aus zwei Modi zusammensetzt: dem „kommunikativen“ und dem „kulturellen Gedächtnis“. Ersteres zeichnet sich durch seine Alltagsnähe aus. Die Menschen einer Gesellschaft geben ihre Erinnerung an die erlebte Vergangenheit an die nächste Generation weiter. Weit zurückliegende Elemente der Vergangenheit werden hingegen anhand des „kulturellen Gedächtnisses“ weitergetragen. Assmann definiert diesen Gedächtnismodus als „spezifische Prägung, die der Mensch durch seine Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gesellschaft und deren Kultur erfährt“[17].
Das „kulturelle Gedächtnis“ zeichnet sich vor allem durch Gruppenbezogenheit aus. Es gibt einer Gruppe die Vorstellung von Einheit und Eigenart.

Dabei werden gewisse historische Ereignisse und Akteur*innen im positiv-identifikatorischen Sinne, andere zu Abgrenzungszwecken von imaginierten „Anderen“ erinnert. Anhand kultureller Formung (Texte, Riten, Denkmäler etc.) und institutionalisierter Kommunikation (Gedenk- oder Feiertage, Begehungen etc.) rekonstruiert das „kulturelle Gedächtnis“ die Vergangenheit über einen langen Zeitraum hinweg[18]. „Welche Vergangenheit sie [die Gesellschaft] darin sichtbar werden und in der Werteperspektive ihrer identifikatorischen Aneignung hervortreten läßt, sagt etwas aus über das, was sie ist und worauf sie hinauswill“[19], schreibt Jan Assmann in Bezug auf das „kulturelle Gedächtnis“.
Was und wie wir Vergangenes erinnern, sagt etwas über die Gesellschaft der Gegenwart aus. „Gedenkende“ Straßennamen, die an historische Persönlichkeiten und Ereignisse erinnern, sind konstitutiver Teil des „kulturellen Gedächtnisses“. Sie visualisieren im öffentlichen Raum Ereignisse und Persönlichkeiten, die den individuellen Erfahrungshorizont überschreiten. Neben der symbolischen Funktion verfügen Straßennamen auch über eine praktische, jene der Standortmarkierung. In der alltäglichen Verwendung von Straßennamen verbinden sich beide Funktionen miteinander, wodurch eine Interaktion mit Geschichte stattfindet.

16 Vgl. WELZER Harald, *Wozu erinnern wir uns? Einige Fragen an die Geschichtswissenschaften.* IN: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften 16/1 (2005), 12–35; WALACH Thomas, *Das Unbewusste und die Geschichtsarbeit. Theorie und Methode einer öffentlichen Geschichte,* Wiesbaden, Springer, 2019, 39–45.
17 ASSMANN Jan, *Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität.* IN: ASSMANN Jan/HÖLSCHER Tonio [Hrsg.], Kultur und Gedächtnis, Frankfurt a. M., Suhrkamp, 1988, 9–19, hier 9.
18 Vgl. ASSMANN, *Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität,* 9–19 sowie STACHEL Peter, *Stadtpläne als politische Zeichensysteme. Symbolische Einschreibungen in den öffentlichen Raum.* IN: STACHEL Peter/JAWORSKI Rudolf, Die Besetzung des öffentlichen Raumes. Politische Plätze, Denkmäler und Straßennamen im europäischen Vergleich, Berlin, Frank & Timme, 2007, 13–60, hier 23–33.
19 ASSMANN, *Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität,* 16.

Damit sind Straßennamen mächtige Mechanismen der kulturellen Produktion einer gemeinsamen Vergangenheit. Sie besitzen die Fähigkeit, eine hegemoniale Version von Geschichte zu einem untrennbaren Teil der Realität zu erheben, sie in das soziale Leben – scheinbar losgelöst von politischen Zusammenhängen – einzuweben. Straßennamen sind damit Teil einer fortlaufenden Produktion, Etablierung und Aneignung von Geschichte, die nicht nur der Erklärung der gegenwärtigen sozio-politischen Realität, sondern auch ihrer Legitimation dient[20].
Das Fehlen von Frauen in der Benennungspraxis von Straßen und damit im „kollektiven Gedächtnis“ ist in einer solchen Perspektive nicht nur Abbild gesellschaftlicher Machtverhältnisse, der Tradierung alter Rollenbilder und Geschlechterzuweisungen, sondern trägt gleichermaßen auch zu deren Hervorbringung und Aufrechterhaltung bei. Die fehlende historische Sichtbarkeit von Frauen steht damit in einer Linie zur Marginalisierung des weiblichen Wirkens in der heutigen Gesellschaft.

Die Landschaft als Text

Seit den 1980er-Jahren gilt der Kulturgeografie die bebaute Landschaft, allen voran die Stadt, als Zeichensystem. Der urbane Raum wird als Konstrukt verstanden, das wie ein Text gelesen und interpretiert werden kann. Die Lektüre der vom Menschen geformten Landschaft verweist dabei auf soziale Prozesse und Machtverhältnisse und trägt zu deren Legitimation bzw. zur Naturalisierung bei. So ist es nicht nur die Straßenbenennung allein, die Machtgefüge widerspiegelt und aufrechterhält, sondern ganz allgemein die Beschaffenheit einer Ortschaft, einer Stadt oder eines Dorfes an sich[21].
Damit wird klar, dass in Bezug auf Straßennamen nicht nur die Benennung relevant ist, sondern auch die Verortung an Bedeutung gewinnt.
Denn: Nicht jeder auf der Landkarte lokalisierbare Punkt ist gleichwertig, nicht jede verortbare Stelle hat denselben symbolischen Wert. Straßen und Plätze, die sich im Zentrum oder in der Nähe von wichtigen Orten und politischer Macht befinden, haben eine größere symbolische Bedeutung, die durch die Benennung auch auf den/die Namensgeber*in übertragen wird. Die Verortung des Namens auf der Landkarte verbindet sich mit der Verortung im kollektiven Gedächtnis. Das Gegenteil ist bei kleinen Straßen in der Peripherie eines Ortes der Fall. Die Bewertung des städtischen Raumes geschieht nicht nur auf einer übergeordneten Ebene, sondern findet auch in der direkten Interaktion der Bewohner*innen mit ihrer Umgebung statt. Der Ethnologe und Anthropologe Marc Augé unterscheidet dabei Orte von „Nicht-Orten“. Bei Letzteren handelt es sich um Räume, die keine Identität besitzen und sich weder als relational noch als historisch bezeichnen lassen.

20 Vgl. AZARYAHU Maoz, *The Power of Commemorative Street Names.* IN: Society and Space 14/3 (1996), 311–330; vor allem 319–321.
21 Vgl. DUNCAN James S., *The City as Text. The Politics of Landscape Interpretation in the Kandyan Kingdom,* Cambridge [u.a.], Cambridge University Press, 2004 sowie DUNACN James/DUNCAN Nancy, *(Re)Reading the Landscape.* IN: Society and Space 6/2 (1988), 117–126.

Orte gewinnen Wichtigkeit – so die Aussage Augés –, wenn sie gelebt und ihnen dadurch emotionale und relationale Werte zugeschrieben werden[22].
Für die weiblichen Straßenbenennungen bedeutet diese theoretische Ausführung, dass sie nur dann sichtbar und damit wirksam sein können, wenn es sich um gelebte Orte handelt und/oder solche, die eine zentrale Position in einem Dorf oder einer Stadt einnehmen.

Perspektivenänderung: die Forderung nach weiblicher Sichtbarkeit

Die Historikerinnen Sylvia Schraut und Sylvia Paletschek betonen in ihrem Fachbeitrag „Erinnerung und Geschlecht“ (2006) die nach wie vor enge Verbindung der europäischen Erinnerungskulturen mit den Nationalisierungsprozessen des 19. Jahrhunderts: Die in diesem Kontext entwickelten ‚mainstream-Deutungen‘ von Geschichte verankerte eine Sicht auf die Vergangenheit, die sich heute noch als wirksam erweist. Die zeitgenössische Vorstellung von Geschlecht, die vermeintlich weibliche Häuslichkeit und Privatheit betonte, wurde als „überzeitlicher Wert“ präsentiert und führte dazu, Frauen, die dem Geschlechterbild widersprachen als auch jene, die ihm entsprachen aus der männlich konnotierten Öffentlichkeit und damit verbunden auch der Erinnerungskultur zu verbannen[23].

Um Frauen in die Erinnerungskultur einzuschreiben, müssen diese Weiblichkeitsstereotypen dekonstruiert werden. Frauen waren sehr wohl „öffentlich“ aktiv, wenn auch meist unter größeren Anstrengungen und Schwierigkeiten. So betätigten sie sich als Wissenschaftlerinnen, Politikerinnen, Künstlerinnen etc. Dabei sahen sie sich häufig Praktiken der Ignoranz, der Bagatellisierung, der Diffamierung und der Diskreditierung ausgesetzt, die sowohl zu Lebzeiten als auch posthum wirksam wurden. Darüber hinaus gilt es, die Politikzentriertheit des kulturellen Gedächtnisses aufzubrechen, um auch jenen Bereichen Aufmerksamkeit zu schenken, die im bürgerlichen Verständnis als „innerhäuslich“ oder „privat“ gelten und dadurch in eine vermeintliche öffentliche Bedeutungslosigkeit gedrängt werden[24].
Dies betrifft beispielsweise Fürsorgetätigkeiten, die dem weiblichen Geschlecht als „natürliche Veranlagung“ zugeschrieben und als Selbstverständlichkeit, die Frauen aus einem vermeintlich „natürlichen Drang“ heraus bereitwillig, unbezahlt und ohne Anerkennung verrichteten, abgewertet und in ihrer gesellschaftlichen Tragweite verkannt wurden[25].

22 Vgl. AUGÉ Marc, *Nicht-Orte,* München, C.H.Beck, 2012.
23 Vgl. SCHRAUT Sylvia/PALETSCHEK Sylvia, *Erinnerung und Geschlecht – auf der Suche nach einer transnationalen Erinnerungskultur in Europa*. IN: Historische Mitteilungen 19 (2006), 15–28, hier 16–21.
24 Vgl. SCHRAUT/PALETSCHEK, *Erinnerung und Geschlecht*, 23–24
25 Vgl. RIEGRAF Birgit, Care, Care-Arbeit und Geschlecht: gesellschaftliche Veränderungen und theoretische Auseinandersetzungen. IN: KORTENDIEK Beate/RIEGRAF Brigit/SABISCH Katja [Hrsg.], *Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung*, Wiesbaden 2018, 768–772.

Geteilte Erfahrungen

Der übergroßen Mehrheit der hier gelisteten historischen Persönlichkeiten auf regionaler Ebene ist gemein, dass sie keine öffentliche Bekanntheit genießen. Die Zahl der Frauen, denen bisher eine breitere Popularität zukommt, ist überschaubar und erreicht in Südtirol kaum eine zweistellige Zahl. Das Leben jener wenigen, die Eingang in das kollektive Gedächtnis gefunden haben, ist zumeist anekdotisch skizziert: Ihr Lebensweg wirkt skandalös, ruft Belustigung, Unterhaltung oder Staunen hervor. So ist Margarete „Maultasch“ vor allem aufgrund ihrer vermeintlichen Hässlichkeit und ihres angeblich obszönen Lebensstils weithin bekannt. Ähnliches gilt für die „streitbare“ Sonnenburger Äbtissin Verena von Stuben oder die „legendäre“ Gastwirtin Emma Hellenstainer, die als „Frau Emma aus Europa“ Eingang in das öffentliche Geschichtsbewusstsein gefunden hat[26].
Daneben ist zu bemerken, dass viele der hier erinnerten Frauen in der öffentlichen Wahrnehmung „im Schatten“ ihrer männlichen Familienangehörigen stehen. Sie werden anhand ihrer Männer, Söhne, Brüder oder Väter definiert und als „Frau von …“ tituliert.
Ihr Wirken tritt hinter jenem des als weitaus wichtiger wahrgenommenen männlichen Familienangehörigen zurück und wird dabei ohne Berücksichtigung der jeweiligen Handlungsmöglichkeiten durch einen Vergleich mit den Männern relativiert. Diese Tendenz verwehrt den Frauen Individualität und Autonomie und reduziert sie zum Anhängsel eines Mannes.
Eine Reihe von Kurzbiografien verweist auf die Geringschätzung weiblicher Pflege-, Erziehungs- und Bildungsarbeit. Diese wurde den Frauen in einer naturalisierenden Optik als ihr „natürliches“ und damit selbstverständliches Betätigungsfeld zugeschrieben. Eine solche Haltung lässt sich beispielsweise dann ausmachen, wenn im Großteil der Südtiroler Dorfbücher zwar Aufzählungen der Bürgermeister, Pfarrer etc. vorliegen, jedoch die zentrale Person der Dorfhebamme konsequent ausgeklammert wird. Nur die wenigsten Dorfbücher greifen den lange Zeit den Frauen vorbehaltenen Bereich der Geburtshilfe und Kindesfürsorge auf[27]. Auch in der Politik scheinen Frauen vorwiegend für die Pflegearbeit „zuständig“: So übernahmen die ersten Gemeinde- und Landespolitikerinnen konsequent Zuständigkeiten im sozialen Bereich.

26 Siehe beispielsweise: HEINSE Gottlob Heinrich, Margarethe mit dem großen Maule, Erbin von Kärnthen und Tyrol, Band I und II, C. F. Walliser, Klagenfurt 1792; VON SCHULLERN Heinrich, *Boccaccio auf Schloss Tirol. Ein Maultaschroman,* Friedenau Concordia, Berlin, 1932; WIBMER PEDIT Fanny, *Margarete Maultasch,* Wien [u.a.], Amalthea-Verl., 1981; Dasselbe gilt für Verena von Stuben. Siehe beispielsweise WINTERSTEINER Marianne, *Verena und der Kardinal,* Mühlacker [u.a.], Stieglitz-Verl., 1994 oder GREINZ Rudolf, *Äbtissin Verena,* Stuttgart [u.a.], Dt. Bücherbund, 1977, Zur Mythenbildung rund um Emma Hellenstainer siehe: SCHRÖDER Nina, *Die beste aller Wirtinnen. Über die Mythenbildung von Frau Emma,* Meran, Touriseum, 2003.
27 Berücksichtigt wurden hier jene Stadt- und Dorfbücher, welche die Landesbibliothek Dr. Friedrich Teßmann online zur Verfügung stellt: https://digital.tessmann.it/tessmannDigital/Kategorie/20021. Die Auswertung erfolgte im Zeitraum von September 2022 bis Oktober 2022.

Pflege- und Erziehungstätigkeiten wurden oft auch von Klosterfrauen übernommen. Dies gilt nicht nur für das Mittelalter und die Neuzeit, sondern auch für die jüngere Vergangenheit. Klosterfrauen waren in vielen Orten aktiv in den Aufbau des Sozialfürsorgesystems der Provinz eingebunden. Angesichts der von Ordensschwestern geleisteten Fürsorgearbeit kann von einer doppelten Unsichtbarkeit ausgegangen werden: Die karitative Tätigkeit der Frauenorden wurde nicht nur aufgrund des Geschlechts, sondern auch aufgrund des religiösen Standes als selbstverständlich aufgefasst. Während das Leben von Ordensschwestern zumeist dank der Klosterarchive quellentechnisch gut fassbar ist, erweist sich die Rekonstruktion der Lebenswege jener Frauen, die außerhalb einer geistlichen Institution sozial tätig waren, als äußerst schwierig. So bleibt beispielsweise von vielen Dorfhebammen nur mehr der Name in den Taufbüchern. Über die karitative Tätigkeit hinaus bot das Klosterleben bis ins 20. Jahrhundert hinein einen Raum, in dem ein autonomes weibliches Handeln auch auf einer politischen und kulturellen Ebene möglich war. Das religiöse Leben eröffnete Frauen einen Handlungsraum, durch den sie öffentlich in Erscheinung traten[28].

Als Herrscherinnen kamen Frauen meist nur als „Lückenfüllerinnen“ und somit in Ausnahmefällen zum Zuge: Gab es keinen männlichen Erben oder verstarb der Ehemann noch vor Erreichung der Volljährigkeit der Söhne, konnten Frauen als Vormundschaftsregentinnen Herrschaftspositionen übernehmen[29]. Eine weitere Möglichkeit für Frauen, politisch-öffentliche Funktionen auszuüben, war die Errichtung von Stiftungen und Schenkungen. Diese galten als religiöse Taten, galten der Jenseitsvorsorge, Repräsentations- und Prestigezwecken und/oder der familiären Erinnerungspolitik[30]. So dienten beispielsweise mittelalterliche Klosterstiftungen der Gründung strategischer Stützpunkte, waren Vermögensanlagen, Wirtschaftsfaktoren und kulturell-religiöse Zentren. Die politischen und kulturell-sozialen Aspekte der Stiftungen und Schenkungen waren – so viel kann angenommen werden – auch den Stifterinnen und Gönnerinnen durchaus bewusst[31]. Gleichzeitig wird angesichts der Stiftungen und Schenkungen auch sichtbar, wie nicht nur die Kategorie Geschlecht, sondern auch die soziale Verortung Handlungsmöglichkeiten der Akteur*innen determinierte. Vereinfacht ausgedrückt: Wer nichts besaß, konnte auch nichts stiften oder schenken[32].

28 Vgl. HÖRMANN-THURN UND TAXIS Julia, *Fundatrix – Die adelige Frau als Klostergründerin. Beispiele für weibliche Handlungsspielräume im Tiroler Mittelalter.* IN: ANDERGASSEN Leo/MADERSBACHER Lukas [Hrsg.], Geschichte als Gegenwart. Festschrift für Magdalena Hörmann-Weingartner, Innsbruck, Wagner, 2010, 131–154, hier 131–132.

29 Vgl. zusätzlich zu Kurzbiografien auch: CLEMENTI/VERDORFER, *Frauen Stadt Geschichte(n). Bozen. Bolzano,* 13.

30 Vgl. HÖRMANN-THURN UND TAXIS Julia, *Mächtige Fürstinnen – fromme Stifterinnen? Das Stiftungsverhalten der Tiroler Landesfürstinnen (13. und 14. Jahrhundert).* IN: ZEY Claudia [Hrsg.], Mächtige Frauen? Königinnen und Fürstinnen im europäischen Vergleich. 11.–14. Jahrhundert, Ostfildern, Thorbecke, 2015, 365–410, hier 368–369.

31 Vgl. HÖRMANN-THURN UND TAXIS, *Fundatrix – Die adelige Frau als Klostergründerin,* 152–153.

32 Vgl. BORGOLTE Michael u. a. [Hrsg.], *Enzyklopädie des Stiftungswesens in mittelalterlichen Gesellschaften,* Bd. 3, Stiftungen und Gesellschaft, Berlin/Boston, De Gruyter, 2017, 120–133.

Die Verschränkung von Geschlecht und sozialer Verortung zeigt sich auch im Zugang zu formal-akademischer Bildung. In der Frühen Neuzeit war hierfür in erster Linie die ständische Zugehörigkeit ausschlaggebend: Nur finanziell wohlhabenderen Schichten standen Bildungsinstitutionen generell offen. Höhere Schulen und Universitäten waren ausschließlich Männern vorbehalten[33]. Die Schwierigkeit für Frauen, eine höhere Bildung zu erwerben, blieb in Tirol, auch aufgrund fehlender Einrichtungen, bis ins 20. Jahrhundert hinein bestehen. Die ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entstehenden höheren Mädchenschulen waren kaum als Vorbereitung für eine akademische Karriere gedacht, sie waren in der Regel kürzer und nicht auf dem Niveau der Einrichtungen für männliche Schüler. Lange berechtigten die Abschlüsse der Mädchenschulen nicht zu einem Universitätsstudium.

Damit fehlte den Frauen – trotz der in Italien ab 1875 und in Österreich schrittweise ab 1897 durchgeführten Öffnung der Universitäten für Frauen – die schulische Voraussetzung für ein Studium[34]. Die Auswirkungen des langen Ausschlusses von Frauen aus den höheren Schulen zeigen sich am deutlichsten im Fehlen von innovativen und erfolgreichen regionalen Wissenschaftlerinnen. Dabei muss darauf verwiesen werden, dass die Lücke auch nach der Öffnung der Universitäten bestand. Über die Benachteiligung von Frauen bei Stellenvergaben hinaus orientiert(e) sich das akademische Karrieremodell an der männlichen „Normalbiografie“. So war es für Frauen schwieriger, sich in dieses Modell einzufügen, bzw. war es aufgrund der geschlechtlichen Zuschreibungen und der Unvereinbarkeit mit weiblichen Rollenvorstellungen nicht unbedingt erstrebenswert[35]. Ab Mitte des 19. Jahrhunderts bildeten weibliche Schulorden neben eigenen Ordensangehörigen auch Laiinnen als Lehrerinnen aus und eröffneten damit Frauen die Möglichkeit, diesen Beruf auszuüben. Eine Reihe von hier vorgestellten Frauen besuchte die neuen Lehrer*innenbildungsanstalten[36].

33 Vgl. CESCUTTI Eva, *Mädchenschule und Frauenkongregation: Maria Hueber „revisited“.* IN: MAZOHL Brigitte/FORSTER Ellinor [Hrsg.], Frauenklöster im Alpenraum, Innsbruck, Wagner, 2012, 153–168, hier 156–161.

34 Vgl. KÖFLER Gretl/FORCHER Michael, *Die Frau in der Geschichte Tirols,* Innsbruck, Haymon, 1986, 109–118; COSTAS Ilse, *Die Öffnung der Universitäten für Frauen – Ein internationaler Vergleich für die Zeit vor 1914.* IN: Leviathan 23/4 (1995), 496–516; LICHTMANNEGGER Susanne, *Frühe Wissenschaftlerinnen.* IN: SCHREIBER Horst/TSCHUGG Ingrid/WEISS Alexandra [Hrsg.], Frauen in Tirol. Pionierinnen in Politik, Wirtschaft, Literatur, Musik, Kunst und Wissenschaft, Innsbruck, Studienverlag, 2003, 199–204. Für den italienischen Kontext siehe: GABALLO Graziella, *Donne a scuola. L'istituzione femminile nell'Italia post-unitaria.* IN: Quaderno di storia contemporanea 60 (2016), 115–140, hier 126–127.

35 Vgl. FRIEDRICH Margret, *Assistentin, ja – Dozentin, nein? Der lange Weg zu Habilitation und Berufung von Wissenschaftlerinnen an der Universität Innsbruck.* IN: FRIEDRICH Margret/RUPNOW Dirk [Hrsg.], Geschichte der Universität Innsbruck 1699–2019. Bd. II, Aspekte der Universitätsgeschichte, Innsbruck, innsbruck university press, 2019, 135–176.

36 Vgl. KÖFLER/FORCHER, *Die Frau in der Geschichte Tirols,* 111–112.

Der lange Ausschluss der Frauen von den Orten der höheren (Aus-)Bildung erstreckte sich auch auf den Bereich der Kunst: Viele Südtiroler Künstlerinnen und Schriftstellerinnen gingen ihrer kreativen Tätigkeit ohne formale Ausbildung als „Hobby“ nach. Dies führt(e) nicht selten dazu, dass ihr künstlerisches oder literarisches Schaffen als „Freizeitbeschäftigung“ entwertet und gering geschätzt wurde. So erreichten nur einzelne schreibende Frauen aufgrund der Produktions-, aber auch der Rezeptionsbedingungen einen Bekanntheitsgrad und eine Anerkennung, die der Qualität und dem Innovationspotenzial ihrer Texte entsprochen hätte[37].

Die vielen Gemeinsamkeiten und Überschneidungen, die sich wie ein roter Faden durch die Kurzbiografien ziehen, verweisen darauf, wie vermeintlich „natürliche“ Unterschiede zwischen den Geschlechtern als konditionierende Faktoren wirkten und wirken. „Frau-Sein“, so viel wird aus der vorliegenden Arbeit ersichtlich, bringt im Zusammenwirken mit der jeweiligen historisch-geografischen Verortung und einer Reihe von weiteren Faktoren wie beispielsweise der sozialen Zugehörigkeit geteilte Erfahrungen mit sich[38].

Die Frage des Eigennamens

Ist bei Männern der Eigenname zumeist eindeutig ausmachbar, so erweist sich die Suche danach bei Frauen als schwieriges Unterfangen. In den vorliegenden biografischen Skizzen gilt die Eigenbezeichnung in der Namenswahl als zentrales Kriterium. Im Schreibfluss wird jener Name benutzt, welchen die jeweilige Frau in Selbstzeugnissen verwendete oder unter dem sie bekannt ist. Falls es sich hier um den Familiennamen handelt, wird in der Überschrift auch der Mädchenname angeführt. Bei jenen Frauen, die über einen Künstlerinnennamen verfügten, wird dieser verwendet: Es ist der Name, mit dem sie sich in Bezug auf ihr gesellschaftliches Wirken definierten und identifizierten. Der bürgerliche Name wird in der Überschrift in Klammern wiedergegeben. Dasselbe gilt bei der Verwendung von Spitznamen.

Kriterienkatalog: Leitlinien in der Auswahl

Im Folgenden werden die bei der Erarbeitung der Kurzbiografien leitenden Auswahl- und Ausschlusskriterien dargelegt. Dabei wird der in der Arbeit getätigte Auswahlprozess deutlich. Ferner kann der Kriterienkatalog als Empfehlung bzw. Orientierungshilfe für künftige Benennungen dienen. Frauen, die eindeutig auf lokalen Ebenen tätig waren und für die in ihrer Gemeinde bereits eine Benennung vorliegt, wurden in der Arbeit nicht berücksichtigt.

Grundprinzipien

1. Es wurden ausschließlich verstorbene Persönlichkeiten in den Blick genommen.
2. Eine gesellschaftliche Relevanz der Person bzw. ihrer Tätigkeit muss ersichtlich sein.
3. Die Erfüllung der beruflichen Verpflichtung allein rechtfertigt keine Benennung.

Folgende Leistungen wurden berücksichtigt:

- Herausragende Verdienste auf einem kulturellen, künstlerischen, politischen, sozialen, sportlichen, wirtschaftlichen oder wissenschaftlichen Gebiet.
  Im Hinblick auf den Bereich der Kunst werden den Frauen vorgestellt, die als professionell arbeitende Künstlerinnen gelten. In Bezug auf die Südtiroler Schriftstellerinnen wurden aufgrund der vielfach fehlenden literaturwissenschaftlichen Werkanalysen folgende Auswahlkriterien definiert: Für eine Aufnahme in die Arbeit müssen mindestens zwei selbstständige Publikationen einer Autorin vorliegen und/oder die historische Relevanz ihrer Werke muss offenkundig sein. Die Forderung nach eigenständigen Publikationen wird in Bezug auf ladinische Autorinnen aufgrund langer Zeit fehlenden Publikationsmöglichkeiten nicht befolgt[39].
- Pionierinnen in „männlich“ konnotierten Bereichen;
- Einsatz für Emanzipation, Gleichberechtigung und Chancengleichheit;
- weibliche Selbstermächtigung: Frauen des Mittelalters und der Neuzeit, die wichtige politische Positionen besetzt und damit einen Beitrag zur historischen Entwicklung ihres Ortes/Landes geleistet haben.
- Gedenken an Widerstand und Verfolgung.

37 Vgl. DALLA TORRE Karin, *Maria Ditha Santifaller 1904–1978. „Blumen aus Blut und Schmerz“*, unveröffentlichte Doktorarbeit, Universität Innsbruck, 2003, 10.
38 Siehe: SCOTT Joan W., *Gender. A Useful Category of Historical Analysis*. IN: American Historical Review 91/5 (1986), 1053–1075.

39 Vgl. BERNARDI Rut/VIDESOTT Paul, *Geschichte der ladinischen Literatur. Ein bio-bibliografisches Autorenkompendium von den Anfängen des ladinischen Schrifttums bis zum Literaturschaffen des frühen 21. Jahrhunderts,* Bozen, Bozen-Bolzano University Press, 2014, 25–26, sowie 81.

Für die Definition des regionalen Rahmens werden die Grenzverläufe in der jeweiligen historischen Zeit berücksichtigt. Für die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg ist der Bezugsrahmen das historische Tirol, ab 1919 ist es der Südtiroler Raum.

In Bezug auf die internationalen/nationalen Kurzbiografien erwies sich die Formulierung engerer Kriterien als hilfreich, um eine Eingrenzung und Auswahl zu ermöglichen. Hier wurden folgende Punkte zusätzlich berücksichtigt:

- große Bekanntheit;
- Bevorzugung von Persönlichkeiten aus dem italienischen und deutschen Sprachraum;
- Bevorzugung von „Pionierinnen“ in von Männern dominierten Bereichen;
- Berücksichtigung des historisch-geografischen Rahmens: Bei der Auswahl politischer Vertreterinnen oder Aktivistinnen der nationalen Ebene wurden die jeweiligen historischen Grenzen berücksichtigt. Bis 1919 ist der Bezug jener der Habsburgermonarchie, ab der Zwischenkriegszeit bildet Italien den politischen Bezugsrahmen.

Ausschlusskriterien für die Benennung[40]

Die Entscheidung über die Benennung nach einer Person kann nicht ohne die Berücksichtigung ihrer Biografie erfolgen. Es muss in einer vertieften und umfassenden biografischen Auseinandersetzung der Frage nachgegangen werden, ob die gewählte Person Äußerungen getätigt und/oder Handlungen gesetzt hat, die in Kontrast zur politisch-gesellschaftlichen Wertehaltung stehen.

Eine solche Auseinandersetzung weist am deutlichsten darauf hin, dass Straßenbenennungen Ausdruck einer Zeit und ihrer dominanten Wertehaltung sind[41].

In der Arbeit wurden vier grundlegende Ausschlusskriterien definiert.
Ausgeschlossen wurden Personen, die

1. Ideologien der Ungleichwertigkeit von Menschen (Nationalsozialismus, Antisemitismus, Rassismus, Antiziganismus, Sexismus, Homophobie etc.) verkörperten, propagierten, rechtfertigten und/oder aktiv mittrugen;
2. sich durch die Teilnahme an Gewalthandlungen und/oder Gewaltbereitschaft hervortaten; Gewalt wird dabei nicht nur in ihrer direkten physischen Form verstanden, sondern in einer breiten Definition, die Aspekte psychischer, kollektiver Gewalt etc. einschließt;
3. militant-autoritäre Handlungen an den Tag legten und/oder für Störung und/oder Abschaffung des demokratischen Systems eintraten bzw. sich an Aktionen zur Aushöhlung desselben beteiligten;
4. sich durch die öffentliche Verherrlichung von Militarismus, Krieg sowie Kriegsverbrechen und Verbrechen gegen die Menschlichkeit hervortaten.

Angesichts der Aktualität der Frage des Umgangs mit historisch belasteten Straßennamen, vor allem in Bezug auf Faschismus und Nationalsozialismus, wurden diesbezüglich engere Kriterien erarbeitet. Faschistische/nationalsozialistische Belastung wird in der vorliegenden Arbeit folgendermaßen definiert:

- Teilnahme an Gewalthandlungen, dies inkludiert auch das bewusste Mitwirken an Deportationen, Enteignungen, öffentlichen Demütigungen und dergleichen;
- Übernahme von Ämtern und/oder andere Formen des politischen Aktivismus, die über die rein nominelle Parteimitgliedschaft im „Partito Nazionale Fascista“ oder in der NSDAP hinausgeht; in Bezug auf die Mitgliedschaft in faschistischen oder nationalsozialistischen Unterorganisationen ist zu berücksichtigen, ob die Person eine führende Rolle innehatte, die auf eine tiefere Überzeugung und ein größeres Engagement hindeutet;
- Erlangung persönlicher Vorteile aufgrund eines Naheverhältnisses zum Regime; es handelt sich hier um Personen, die durch ihre Anpassung an das Regime von den politischen Machtverhältnissen in wirtschaftlicher, beruflicher, karrieretechnischer Hinsicht etc. in massiver Weise profitierten;
- öffentliches Bekenntnis und/oder öffentliche Unterstützung des Regimes und/oder seiner Ideologie.

Auch die Frage der kolonialen Straßennamen hat in den letzten Jahren zusehends Aufmerksamkeit erfahren[42]. Das vorliegende Handbuch lehnt sich bei der Auswahl der Frauenpersönlichkeiten an die „Postcolonial Studies“ an, die sich mit der Frage nach dem Fortbestehen kolonialistischer und imperialistischer Strukturen und Denkweisen bis in die Gegenwart beschäftigen[43].

40 Für die Formulierung der Ausschlusskriterien wurde eine Reihe von Arbeiten konsultiert, die sich mit der Frage nach Belastung im österreichisch-deutschen Kontext auseinandersetzen. Für Südtirol fehlt bislang eine umfassende kritische Auseinandersetzung und Aufarbeitung historisch belasteter Straßennamen. Siehe: RATHKOLB Oliver/AUTENGRUBER Peter/NEMEC Birgit u. a., Forschungsprojektbericht *„Straßennamen Wiens seit 1860 als „Politische Erinnerungsorte“,* Juli 2013, online unter: https://www.wien.gv.at/kultur/strassennamen/strassennamenpruefung.html, 20.04.2022;
AUTENGRUBER Peter/RATHKOLB Oliver/RETTL Lisa/SAUER Walter, *Umstrittene Wiener Straßennamen. Ein kritisches Lesebuch,* Bd. 1, Ergänzungsband, Wien, Verein zur wissenschaftlichen Aufarbeitung der Zeitgeschichte, 2021, online unter: https://www.wien.gv.at/kultur/strassennamen/strassennamenpruefung.html, 20.04.2022;
TRÖGER-GORDON Ingrid/KRAMML Peter F./DOHLE Oskar u. a., *Nach NS-belasteten Personen benannte Straßen in der Stadt Salzburg. Schlussbericht des Fachbeirates „Erläuterung von Straßennamen“,* Teil A Ergebnisse und Empfehlungen, Projektdokumentation, Mitarbeiter*innen, sowie Teil B Biografien, Salzburg, 2021, online unter: https://www.stadt-salzburg.at/ns-projekt/ns-strassennamen, 20.04.2022;
KARNER Stefan/SCHMIDLECHENR Karin u. a., *Endbericht der Expert-Innenkommission für Straßennamen Graz,* 24. November 2017; online unter: https://www.graz.at/cms/beitrag/10327035/7773129/Strassennamen_Massnahmenkatalog.html, 20.04.2022;
Stadtarchiv München [Hrsg.], *Projekt „Historisch belastete Straßennamen untersuchen und einen Vorschlag für den Umgang damit erarbeiten“. Kriterienkatalog. Stand: 16.09.2021,* online unter: https://stadt.muenchen.de/infos/historisch-belastete-strassennamen.html, 20.04.2022;
o. V., *Anschlussbericht der Kommission zum Umgang mit NS-belasteten Straßennamen in Hamburg,* Februar 2022; online unter: https://www.hamburg.de/bkm/strassennamen/13512150/ns-belastete-strassennamen/, 20.04.2022;
TEMPLIN David, *Wissenschaftliche Untersuchung zur NS-Belastung von Straßennamen. Abschlussbericht erstellt im Auftrag des Staatsarchivs Hamburg,* Hamburg, 30.11.2017, online unter: https://www.hamburg.de/bkm/strassennamen/13512150/ns-belastete-strassennamen/, 20.04.2022;
Deutscher Städtetag [Hrsg.], *Straßennamen im Fokus einer veränderten Wertediskussion, Handreichung des Deutschen Städtetages zur Aufstellung eines Kriterienkataloges zur Straßenbenennung,* Berlin und Köln 2021, online unter: https://www.staedtetag.de/files/dst/docs/Publikationen/Weitere-Publikationen/2021/Handreichung-Strassennamen-im-Fokus-einer-veraenderten-Wertediskussion.pdf, 20.04.2022.

41 Vgl. NEMEC Birgit/WENNINGER Florian, *Editorial.* IN: zeitgeschichte 46/1 (2019), 7–12, hier 7.

42 2013/14 setzte sich beispielsweise eine Ausstellung im Münchner Stadtmuseum mit dem Thema der Einschreibung von Kolonialismus und Rassismus im eigenen Stadtraum auseinander. Zentral vertreten ist im Ausstellungskatalog die Diskussion rund um Straßennamen. Siehe: BAHL Eva u. a. [Hrsg.], *Decolonize München. Dokumentation und Debatte. Katalog zur Ausstellung im Münchner Stadtmuseum vom 25.10.2013 bis 23.02.2014,* Münster, Assemblage, 2015.

43 Siehe hierfür beispielsweise: YOUNG Robert J. C., *Postcolonialism. An Historical Introduction,* Oxford, Blackwell Publishing, 2001.

Im Bewusstsein, dass Straßennamen nicht nur Geschlechterhierarchien, sondern auch andere Formen der Ungleichheit und Diskriminierung ausdrücken und weitertragen[44], werden Personen ausgeschlossen, deren Lebenswege auf hierarchische Vorstellungen über außereuropäische Kulturen, auf koloniale Mythen und rassistische Stereotype verweisen. Damit werden bewusst jene Frauen ausgespart, die – wie beispielsweise Missionarinnen – im Kontext oder Umfeld von Kolonialismus und Imperialismus tätig waren.
Im Gegenzug rückt das vorliegende Handbuch unter anderem internationale Persönlichkeiten ins Zentrum, die sich gegen die Trennung und Diskriminierung von „Rassen“ zur Wehr setzten.

In ihrem Endbericht zu historisch bedenklichen Namensgeber*innen in Wien verweist die Historiker*innenkommission auf „Fälle mit demokratiepolitisch relevanten biographischen Lücken“ und bezieht sich dabei auf jene Persönlichkeiten, die sich aufgrund ihres biografischen Werdeganges und fehlender Quellen einer Einordnung verweigern[45]. Diese Problematik trifft auch auf die vorliegende Arbeit zu: Die hier abgedruckten Lebensskizzen spiegeln den aktuellen Stand der Forschung wider. Es ist möglich, dass weitere Arbeiten Quellen zutage fördern, an denen sich zusätzliche Belastungen herauslesen lassen. Dabei sind in zweifelhaften Fällen, bei Lebensgeschichten, die Lücken in Bezug auf Nationalsozialismus und Faschismus aufweisen, vor einer eventuellen Benennung genauere Recherchen notwendig. In den Kurzbiografien von Persönlichkeiten, bei denen bereits erste Hinweise auf eine mögliche Belastung vorliegen, wurde der Forschungsbedarf klar benannt.[46]

Belastung am Beispiel zweier Biografien

Anhand zweier Kurzbiografien soll beispielhaft verdeutlicht werden, wann entsprechend den definierten Kriterien in der vorliegenden Arbeit von Belastung gesprochen und damit von einer Benennungsempfehlung abgesehen wird. Es geht darum, problematische Aspekte aufzuzeigen, die bei der Gesamtbetrachtung eines Lebens berücksichtigt werden müssen. Für die gesellschaftliche Bewertung einer erbrachten Leistung und damit auch für Benennungsentscheide politischer Gremien sind diese Ergebnisse der historischen Forschung von zentraler Bedeutung.

Viktoria Stadlmayer (1917–2004)

Viktoria Stadlmayer zählt zu den wichtigsten Akteur*innen der Südtiroler Autonomiegeschichte. 1957 wurde die gebürtige Brixnerin mit der Leitung des sogenannten Südtirolreferates, einer eigenen Dienststelle für Südtirolangelegenheiten im Amt der Tiroler Landesregierung, betraut.
In dieser Funktion verfolgte und prägte sie wesentlich die entscheidenden Etappen auf dem Weg zur Autonomie: Das Referat fungierte unter anderem als wichtiges Kontakt- und Koordinationsorgan zwischen Bozen, Innsbruck und Wien.

44 Vgl. OUALI Nouria u. a., *Women in Brussels Street Names. Topography of a Minoritisation.* IN: Brussels Studies Nr. 154/Online since 07 March 2021, online unter: https://journals.openedition.org/brussels/5433, 26.04.2022.
45 Vgl. RATHKOLB u. a., *Forschungsprojektbericht: Straßennamen Wiens seit 1860 als „Politische Erinnerungsorte“,* 14 und 237–315 sowie RATHKOLB u. a., *Umstrittene Wiener Straßennamen,* 7–8.
46 Im Zuge der Aktualisierung des Handbuchs wurden mehrere Biografien nicht mehr aufgenommen. Grundlage dieser Entscheidung sind neue wissenschaftliche Publikationen sowie die klare Trennung zwischen bestehenden und neuen Straßennamen. Bei Neubenennungen sollen mögliche Konfliktfälle bereits im Vorfeld vermieden werden. Daher empfiehlt es sich, den Kriterienkatalog eng zu fassen bzw. restriktiv auszulegen, um problematische Ehrungen von Beginn an auszuschließen.

In ihrer Funktion als Leiterin der Dienststelle avancierte Stadlmayer schnell zu einer anerkannten Südtirolexpertin. Sie war Mitglied der österreichischen Delegation, die 1960/61 das „Südtirolproblem“ vor den Vereinten Nationen vertrat, und nahm an den wichtigsten Verhandlungen zwischen Österreich und Italien teil. Lediglich einem Außenministertreffen blieb sie 1961 fern, da sie auf spektakuläre Weise am Brenner festgenommen und im Bozner Gefängnis inhaftiert worden war. Mit der Umsetzung der Paketbestimmungen gewannen für Stadlmayer zunehmend andere Bereiche Bedeutung. So engagierte sie sich im Aufbau und in der Pflege breiter Kontakte zwischen Nord- und Südtirol, in der Unterstützung der Kulturarbeit sowie der Förderung des akademischen Nachwuchses der Provinz Bozen[47].
Ihren Werdegang begann die Tochter eines Offiziers und einer geborenen Gräfin von Wolkenstein-Trostburg 1938 mit einem Geschichte- und Volkskundestudium an der Universität Wien. Heinrich Srbik und Otto Brunner waren ihre bevorzugten Dozenten[48]. Die Biografien beider Professoren sind gekennzeichnet von völkischen Überzeugungen und nationalsozialistischen Verstrickungen[49].

Unter der Betreuung von Heinrich Srbik, der als Begründer und Hauptvertreter einer „gesamtdeutschen Geschichtsschreibung“ gilt und die Vorstellung eines „Großdeutschlands“, welches ganz Mittel- und Osteuropa umfassen sollte, propagierte[50], verfasste Viktoria Stadlmayer 1941 ihre Dissertation mit dem Titel „Landesgefühl und gesamtdeutsches Bewußtsein in Tirol 1859–1866“[51].
Die Doktorarbeit ist thematisch und inhaltlich der politischen Haltung des NS-Regimes verpflichtet und vertritt nationalistische und national-expansionistische Positionen. Stadlmayer setzt sich mit der „deutschen“ Identität in Tirol im Vorfeld der deutschen Einigung auseinander. Es kann davon ausgegangen werden, dass die Themenwahl vor dem Hintergrund des „Anschlusses“ und damit der „Großdeutschen“ Lösung des Nationalsozialismus erfolgte. Einprägsam sind insbesondere die letzten Seiten der Arbeit, die weitgehend ohne Fußnoten auskommen und ein persönliches Fazit der Verfasserin widerspiegeln: Stadlmayer schließt mit dem Wunsch nach einem „neuen Europa“, einem „geeinten Abendlande“. Dabei ist es nicht der Wunsch nach einem geeinten Europa im Sinne eines gleichwertigen Verbandes, dem die Verfasserin Ausdruck verleiht, sondern vielmehr jener nach einem Staatsgebilde unter deutscher Vormachtstellung[52].

47 Vgl. GISMANN Robert, *Viktoria Stadlmayer – ein biographischer Versuch.* IN: RIEDL Franz Hieronymus/PAN Christoph u. a. [Hrsg.], Tirol im 20. Jahrhundert. Festschrift für Viktoria Stadlmayer, Bozen, Athesia, 1989, 11–17; Lebensdaten entnommen von biografiA. Biografische Datenbank und Lexikon österreichischer Frauen, Institut für Wissenschaft und Kunst, Wien, online unter: http://biografia.sabiado.at/stadlmayer-viktoria/, 21.04.2022.
48 Vgl. GISMANN, *Viktoria Stadlmayer – ein biographischer Versuch,* 12.
49 Vgl. BLÄNKER Reinhard, *Otto Brunner (1898–1982). „Nicht der Staat, nicht die Kultur sind uns heute Gegenstand der Geschichte, sondern Volk und Reich“.* IN: HRUZA Karel [Hrsg.], Österreichische Historiker. Lebensläufe und Karrieren 1900–1945, Wien [u.a.], Böhlau, 2012, 439–478; WINKELBAUER Thomas, *Das Fach Geschichte an der Universität Wien. Von den Anfängen um 1500 bis etwa 1975,* Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 2018, 172–179, 188–195; PESDITSCHEK Martina, *Heinrich (Ritter von) Srbik (1878–1951). „Meine Liebe gehört bis zu meinem Tod meiner Familie, dem deutschen Volk, meiner österreichischen Heimat und meinen Schülern“.* IN: HRUZA, Österreichische Historiker, 263–328.
50 Vgl. WINKELBAUER, *Das Fach Geschichte an der Universität Wien,* 172–179; PESDITSCHEK, *Heinrich (Ritter von) Srbik (1878–1951),* 263–328.
51 Vgl. STADLMAYER Viktoria, *Landesgefühl und gesamtdeutsches Bewußtsein in Tirol 1859–1866,* unveröffentlichte Doktorarbeit, Universität Wien, 1941.
52 Vgl. STADLMAYER, *Landesgefühl und gesamtdeutsches Bewußtsein,* 207–208.

Viktoria Stadlmayers Kontakte zum nationalsozialistischen Wissenschaftsbetrieb endeten nicht mit ihrer Studienzeit. Im September 1941 trat sie in das Innsbrucker „Institut für Landes- und Volksforschung“ ein. Mit der Errichtung der „Operationszone Alpenvorland“ bzw. der deutschen Besetzung der Provinzen Bozen, Trient und Belluno kam Stadlmayer im November 1943 als „Spezialistin“ ihres Institutes nach Bozen. Hier arbeitete sie bis Kriegsende als Leiterin der neu eingerichteten Außenstelle[53]. Der Historiker Michael Wedekind spricht angesichts der reichsdeutschen Wissenschaftler*innen in der „Operationszone“ von drei grundlegenden Zielen ihrer Arbeit:

- Sie sollten die territorialen Ansprüche auf den „nordisch-germanischen Volksboden“ Südtirols wissenschaftlich begründen und gleichzeitig die italienische Herrschaft in dieser Region delegitimieren.
- Südtirol sollte durch historische und volkswissenschaftliche Tätigkeiten „re-germanisiert“ werden bzw. sollte eine „Rück- und Aufdeutschung“ umgesetzt werden. Die Wiederbelebung der „alten Kultur“ sollte dazu dienen, die nationalsozialistische Ideologie in der Bevölkerung zu verankern.
- Die Wissenschaftler*innen sollten des Weiteren Nachweise für eine „nordische“ Herkunft und Zugehörigkeit der Bewohner*innen des Trentino erbringen und dadurch die Annexionspolitik des Gebietes untermauern[54].

Über ihr Studium und ihre Arbeit hinaus zeigt sich auch Stadlmayers privates Leben mit den Strukturen des NS-Staates verflochten. Ihre NS-Vergangenheit thematisiert Stadlmayer selbst 1994 in einer Replik auf einen Aufsatz des Zeithistorikers Rolf Steininger: Sie sei 1934 in Wien in den illegalen „Bund deutscher Mädel“ der „Hitlerjugend“ eingetreten. Zwischen 1935 und 1936 habe sie als Ringsozialreferentin des BDM in Rummelsberg, heute Miastko in Polen, gearbeitet. 1938 sei sie aus der Organisation ausgetreten und als Blockwärterin in der NS-Volkswohlfahrt in Wien aktiv geworden[55]. Eine Distanzierung von ihrer NS-Vergangenheit lässt sich im Lebenslauf Viktoria Stadlmayers nicht finden, vielmehr kann eine Kontinuität des Gedankengutes nach 1945 im Einsatz um Südtirol und damit um die „deutschen Grenzgebiete“ angenommen werden[56].

Bis heute liegt zu Viktoria Stadlmayer keine ausführliche Biografie vor. Gleichzeitig belegen die bereits bekannten biografischen Details aus der Zeit vor 1945 ihre aktive Unterstützung des NS-Regimes. Als Österreicherin trat sie der NSDAP noch vor dem „Anschluss“ von 1938 bei und war damit als „alte Kämpferin“[57] in einer Zeit aktiv, in der die Partei und dazugehörige Organisationen offiziell verboten waren[58].
An der Universität studierte Viktoria Stadlmayer bei dezidiert deutschnationalen bzw. nationalsozialistischen Professoren. Auch in ihrem akademischen Werdegang als Historikerin und Ethnologin integrierte sie sich in den NS-Wissenschaftsbetrieb und nahm an Forschung teil, deren erklärtes Ziel es war, Regime-Ideologie durch eine wissenschaftliche Formulierung zu bekräftigen, aufrechtzuerhalten und zu naturalisieren.

Tullia Socin (1907–1995)

Tullia Socins Name ist mit den Bozner Biennalen, den zwischen 1922 und 1942 wichtigsten Kunstausstellungen in Südtirol, verbunden. Daran nahmen nahezu alle namhaften Künstler*innen aus Südtirol und dem Trentino teil. Die Bozner Biennalen waren jedoch mehr als reine Kunstausstellungen. Sie galten als Teil des faschistischen Italianisierungsprogrammes. Auf den Biennalen sollten die Südtiroler Künstler*innen nicht durch Gewalt, sondern durch Förderung, durch Wettbewerbe und Preise an die faschistische Ideologie und politische Zielsetzung herangeführt werden[59]. Um von Belastung sprechen zu können, reicht die Teilnahme an den Biennalen allein nicht aus. Vielmehr muss die Frage nach dem Anpassungsgrad, der Regimeunterstützung und den damit verbundenen finanziellen sowie karrieremäßigen Vorteilen gestellt werden. Im Falle der Künstlerin Socin zeigen einige Werke der 1930er-Jahre in Bezug auf Motive und Ikonografie eindeutige Rückgriffe auf die politische Ideologie des Faschismus. Die Ausrichtung war karrierefördernd: Socins Bilder gewannen Preise, wurden von zahlreichen Kunstkritiker*innen rezensiert, in Zeitungen und Zeitschriften abgedruckt und dadurch einem nationalen Publikum bekannt gemacht[60].

Tullia Socin wurde 1907 in eine Familie des Bozner Handwerkerbürgertums hineingeboren. Schon früh zeigte sie ein großes künstlerisches Interesse. Die Eltern förderten ihre Begabung zunächst durch Malunterricht. In der Folge inskribierte sich Socin in Venedig an der „Accademia di Belle Arti“. Ihr Mallehrer Virgilio Guidi förderte die junge Schülerin. Ab den späten

53 Vgl. GISMANN, *Viktoria Stadlmayer – ein biographischer Versuch,* 12 sowie WEDEKIND Michael, Alpenländische Forschungsgemeinschaft. IN: FAHLBUSCH Michael u. a. [Hrsg.], Handbuch der völkischen Wissenschaften. Akteure, Netzwerke, Forschungsprogramme. Bd. 2: Forschungskonzepte – Institutionen – Organisationen – Zeitschriften, Berlin [u.a.], De Gruyter, 2017, 1739–1751, hier 1749.

54 Vgl. WEDEKIND Michael, *„Völkische Grenzlandwissenschaft“ in Tirol (1918–1945). Vom wissenschaftlichen „Abwehrkampf“ zur Flankierung der NS-Expansionspolitik.* IN: Geschichte und Region/Storia e regione 5/1–2 (1996), 227–265, hier 264–265.

55 Vgl. STADLMAYER Viktoria, *Replik zu den „Anmerkungen“ von Rolf Steininger, Leopold Steurer, Klaus Eisterer und Günther Pallaver.* IN: Innsbrucker Historische Studien 14/15 (1994), 193–202, hier 193.

56 Vgl. DI MICHELE Andrea, *Antagonismo, riconciliazione, indifferenza? Un'introduzione al confronto storiografico italo-austriaco dal dopoguerra a oggi.* IN: DI MICHELE Andrea/GOTTSMANN Andreas u. a., La difficile riappacificazione. Italia, Austria e Alto Adige nel XX secolo, Roma, Viella, 2022, 11–23, hier 18; sowie WEDEKIND, Alpenländische Forschungsgemeinschaft, 1751.

57 Vgl. STEININGER Rolf u. a., *Die Option. Zu Viktoria Stadlmayers „Auseinandersetzung mit neuerer Literatur über die Geschichte der Südtiroler Umsiedlung“.* IN: Innsbrucker Historische Studien 14/15 (1994), 177–192, hier 177–178.

58 Vgl. GEHMACHER Johanna, *Eine Bewegung der Jugend? Nationalsozialistische Mobilisierungs- und Organisationsstrategien in Österreich vor 1938.* IN: ARDELT Rudolf G./GERBEL Christian [Hrsg.], Österreichischer Zeitgeschichtetag 1995. Österreich – 50 Jahre Zweite Republik. 22. bis 24. Mai 1995 in Linz, Innsbruck/Wien, Studienverlag, 1997, 428–431; GEHMACHER Johanna, *Jugend ohne Zukunft. Hitler-Jugend und Bund Deutscher Mädel in Österreich vor 1938.* IN: L'Homme 6/2 (1995), 136–140.

59 Vgl. KRAUS Carl, *Le Biennali di Bolzano 1922–1942/Die Bozner Biennalen 1922–1942.* IN: Museo Civico di Bolzano/Stadtmuseum Bozen [Hrsg.], Donna in rosso/Frau in Rot. Tullia Socin e le Biennali di Bolzano/Tullia Socin und die Bozner Biennalen, Bolzano, Tipografia Alto Adige, 2007, 10–15; KRAUS Carl/GRATL Eva, *Le biennali di Bolzano e Tullia Socin.* IN: ZINELLI Anna/TAMASSIA Giovanna [Hrsg.], Tullia Socin, Enrico Carmassi. Opere dalla Fondazione Socin di Bolzano, Milano, Skira, 55–70; BAUMGARTNER Elisabeth/SCHWAZER Heinrich, *Kunst und Politik. Südtirol zwischen den Diktaturen.* IN: MITTERER Wittfrida (hrsg. von Kuratorium für technische Kulturgüter), Megawatt & Widerstand. Die Ära der Groß-Kraftwerke in Südtirol, Bozen, Athesia, 2004/2005, 148–173, hier 154–157.

60 Vgl. ZINELLEI Anna, *Tullia Socin. La vicenda espositiva e la ricezione critica.* IN: ZINELLI/TAMASSIA, Tullia Socin, Enrico Carmassi, 33–54, hier 41–44; KRAUS/GRATL, Le biennali di Bolzano e Tullia Socin, 63–66.

1920er-Jahren war die Künstlerin auf einer Reihe von „Mostre sindacali“, die vom „Sindacato Fascista delle Belle Arti“ in den verschiedensten italienischen Städten organisiert wurden, sowie den Bozner Biennalen vertreten[61].
Das Jahr 1938 markiert den Zeitpunkt des wahrscheinlich breitesten Interesses der Kritiker*innen an Tullia Socin. Die nationale Bekanntheit ist dabei unter anderem der großen Aufmerksamkeit zuzuschreiben, welche die 7. Bozner Biennale, die unter der Schirmherrschaft des „Ministro della Cultura popolare“ Dino Alfieri stattfand, auf einer nationalen Ebene erfuhr. Am Ausstellungswettbewerb, der eine künstlerische Auseinandersetzung mit „spirito ed eventi del tempo di Mussolini“ forderte, nahm Socin mit ihren zwei Werken „Giovani italiane“ und „Legionario ferito“ teil. Socins Bild des verwundeten Legionärs findet sich unter den prämierten Werken, die in der Folge im Palazzo Venezia in Rom ausgestellt wurden. Es wurde in mehreren nationalen Zeitungen abgedruckt und rezensiert. Anschließend erwarb die Stadt Bozen das Gemälde[62], das als das am häufigsten reproduzierte Werk der Künstlerin gilt[63].
Vor allem angesichts der beiden bei der 7. Biennale ausgestellten Bilder wäre es verkürzt, die Arbeiten Socins ausschließlich auf einer formalen Ebene zu betrachten und die spezifische politische Bedeutung der Formsprache und Motive außer Acht zu lassen:

Obwohl Tullia Socin den direkten politischen Bezug mied, ist dieser in ihren Werken offensichtlich. In „Legionario ferito“ zeigt Socin einen verwundeten Legionär des Spanischen Bürgerkrieges, der genau der faschistischen Kulturpolitik entspricht. Nach 1945 übermalte die Künstlerin im Bild die faschistischen Elemente bzw. das Liktorenbündel im Hintergrund[64]. In dem Werk „Giovani italiane“ geht es um die Erziehung der weiblichen Jugend. Es gilt als typisches Werk der faschistischen Propaganda und zeigt Mädchen in der Uniform der „Giovani italiane“, der Mädchenorganisation der „Opera Nazionale Balilla“, bei der Ausführung von Sportübungen[65].
Auch im Rahmen des „Premio Cremona“ nahm Socin 1939 an zwei Wettbewerben teil, die in ihrer Themenwahl „Ascoltando alla radio un discorso del Duce“ („Einer Rede des Duce im Radio lauschend“) und „Stati d’animo creati dal fascismo“ („Vom Faschismus hervorgerufene Stimmungen“) darauf abzielten, die Kunst in ideologisch konforme Bahnen zu lenken.
Socin beteiligte sich mit den zwei Werken „Discorso del Duce che annuncia l’entrata in guerra con l’Etiopia ascoltato alla radio in una casa colonica“ und „Eroismo e religione“. Beide Werke sind heute nicht mehr auffindbar.

61 Vgl. TAMASSIA Giovanna, *Tullia Socin ed Enrico Carmassi. Note biografiche.* IN: ZINELLI/TAMASSIA, Tullia Socin, Enrico Carmassi, 23–32, hier 23–26.
62 Vgl. ZINELLI, *La vicenda espositiva,* 41; KRAUS/GRATL, *Le biennali di Bolzano,* 62–63.
63 Vgl. ZINELLI, *La vicenda espositiva,* 43.
64 Vgl. KRAUS/GRATL, *Le biennali di Bolzano,* 63–64 sowie OBERMAIR Hannes, *Mythos Helden I/Mito eroi I.* IN: KRAUS Carl/OBERMAIR Hannes [Hrsg.], Mythen der Diktatur – Kunst in Faschismus und Nationalsozialismus/Miti delle dittature – Arte nel fascismo e nazionalsocialismo, Eppan, Caro Druck, 2019, 108–125; hier 122–123.
65 Vgl. KRAUS/GRATL, *Le biennali di Bolzano,* 65.

Es kann jedoch aufgrund des Ausschlusses vom Wettbewerb angenommen werden, dass Socins Stil nicht den nationalistischen Erwartungen der Jury entsprach[66]. 1939 stellte Socin bei der „VIII Mostra Sindacale“ in Trient aus. Ihr Werk „Medaglia alla memoria“, das sich thematisch dem Muttermythos des Regimes widmet, wurde mit dem ersten Preis ausgezeichnet[67]. Ein Jahr später entstand ein weiteres Bild – „Gioventù al tempo di Mussolini/Giocatrici di pallacanestro“, das sich in seiner Themenwahl am Regime orientierte und einen Preis erhielt[68].
Nach der Hochzeit 1944 mit dem Bildhauer Enrico Carmassi verließ Socin Bozen und folgte ihrem Mann nach Turin und Castellamonte, wo dieser die Leitung der staatlichen Kunstschule übernahm. Hier verrichtete auch Socin Lehrtätigkeiten. Nach der Pensionierung von Carmassi zog das Ehepaar nach Turin.
1975 kehrte Tullia Socin in ihre Geburtsstadt Bozen zurück[69].
Socins späteres Schaffen, vor allem jenes ab 1950, fand – im Gegensatz zur Schaffensphase der 1930er- und 1940er-Jahre – kaum Beachtung[70]. Es kann davon ausgegangen werden, dass die Künstlerin in den Jahren des Faschismus durch die Anpassung ihrer Bilder an die Regimeanforderungen karrieremäßig profitierte. Ihre Kunst lieferte dem Regime Propagandamaterial und trug damit zur Verherrlichung eines politischen Systems bei.

66 Vgl. ZINELLI, *La vicenda espositiva,* 45.
67 Vgl. SCHWIENBACHER Sabine, *Mythos Mutter/Mito madre.* IN: KRAUS/OBERMAIR, Mythen der Diktatur, 126–141, hier 132–133.
68 Vgl. ZINELLI, *La vicenda espositiva,* 47
69 Vgl. TAMASSIA, *Tullia Socin ed Enrico Carmassi. Note biografiche,* 28–30.
70 Vgl. ZINELLI, *La vicenda espositiva,* 33–34 sowie 50–51.

Ausgewählte Persönlichkeiten als Stellvertreterinnen: eine abgeschlossene Arbeit?

Das vorliegende Handbuch versteht sich keineswegs als vollständige Auflistung aller relevanten Südtiroler Frauenpersönlichkeiten, sondern vielmehr als Handlungsanleitung für die künftige Benennungspraxis. Es verweist darauf, dass eine breite Sichtbarkeit von Frauen in der Erinnerungskultur nur durch Perspektivenerweiterungen erreicht werden kann. Dabei sind Benennungsentscheide Ergebnisse zivilgesellschaftlicher und politischer Debatten, denen dieses Handbuch nicht vorgreifen kann und will. Es will vielmehr auf die Vielfalt der Benennungsmöglichkeiten hinweisen. Die zahlreichen Kurzbiografien sind dabei erste Benennungsvorschläge, die als Anregung und Orientierung für ein weiteres Suchen und Forschen dienen sollen. Die hier genannten Frauen stehen mit ihrem Namen und ihrer Lebensgeschichte stellvertretend für eine Vielzahl von Frauen, die es noch zu entdecken gilt.

UMWELTAKTIVISTINNEN



Rachel Carson

Geboren: 27. Mai 1907,
Springdale, USA

Verstorben: 14. April 1964,
Silver Spring, USA

Zoologin, Wissenschaftsjournalistin,
US-amerikanische Pionierin
des Umweltschutzes

Die US-amerikanische Biologin Rachel Carson gilt heute nicht zufällig als Pionierin des Umweltschutzes. Bereits ab den 1960er-Jahren prangerte sie mit ihren wissenschaftsjournalistischen Texten und zahlreichen öffentlichen Auftritten die Verantwortungslosigkeit und Gleichgültigkeit an, mit der wirtschaftliche und politische Vertreter*innen die katastrophale Veränderung des ökologischen Gleichgewichtes hinnahmen. Ihre berufliche Karriere begann Rachel Carson in der Fischereibehörde der US-amerikanischen Regierung. Nebenbei betätigte sie sich als Wissenschaftsjournalistin. Ihre ersten drei Bücher handeln vom Leben im Meer und verbinden wissenschaftliche Beobachtungen mit einer literarisch-lyrischen Sprache. Carsons viertes und erfolgreichstes Buch erschien 1962 unter dem Titel „Silent Spring“ („Der stumme Frühling“). In diesem wird der Mensch nicht außerhalb, sondern innerhalb eines komplexen Ökosystems verortet: Die von Carson angeprangerten schädlichen Pestizide betreffen nicht nur die Tier- und Pflanzenwelt, sondern auch den Menschen selbst. Das Werk „Silent Spring“ verkaufte sich millionenfach und entfachte eine wissenschaftliche sowie öffentlich-politische Debatte rund um die Auswirkungen von Pestiziden, allen voran von DDT. Carsons Buch trug dazu bei, das Konzept von öffentlicher Gesundheit in Richtung des Umweltschutzes zu erweitern.

Während „Silent Spring“ breit rezipiert wurde, reagierten vorwiegend männliche Vertreter der Wirtschaft und der institutionalisierten Forschung mit extremer verbaler Gewalt auf Carsons Schrift. Ihr wurden Unfähigkeit und Irrationalität unterstellt. Trotzdem war sie mit ihren Schriften sehr erfolgreich: 1970 erfolgten die Gründung der US-amerikanischen Umweltbehörde und das Verbot des Insektizides DDT. Carsons letztes Buch erschien posthum 1965. Hier beschreibt sie die Natur als Wunder, das zum Staunen anregt und Ehrfurcht und Respekt auslöst. Dieses Staunen vor der Natur wird in Carsons Buch zum wirksamen Mittel, um der Zerstörung der Umwelt entgegenzuwirken.

→ BIANCHI Bruna, *Rachel Carson e l’etica della venerazione della vita.* IN: DEP 35 (2017), 42–73;
→ STEINER Dieter, *Rachel Carson. Pionierin der Ökologiebewegung. Eine Biographie*, München, oekom, 2014.

Laura Conti

Geboren: 31. März 1921, Udine

Verstorben: 25. Mai 1993, Mailand

Italienische Umweltaktivistin,
Partisanin, Mitglied des Widerstandes
im Lager Bozen

Laura Conti war eine führende Persönlichkeit in der italienischen Umweltschutzbewegung. Sie widmete sich bewusst weiblichen Perspektiven und den damit verbundenen spezifischen Problemen.
In Udine geboren, lebte Laura Conti mit ihrer Familie in Triest, Verona und schließlich in Mailand, wo sie sich an der Medizinischen Fakultät einschrieb. 1944 schloss sie sich dem „Fronte della Gioventù“, einer Jugendorganisation von Partisan*innen, und damit der „Resistenza“ an. Ihre Aufgabe bestand darin, mögliche Mitstreiter aus dem Militär anzuwerben. Nach nur wenigen Monaten, im Juli 1944, wurde die junge Studentin verhaftet und im Gefängnis von San Vittore festgehalten. Von dort aus erfolgte im September desselben Jahres ihre Überstellung und Internierung im Durchgangslager von Bozen. Zusammen mit Ada Buffulini war sie hier die wichtigste Ansprechperson und Koordinatorin des lagerinternen Widerstandes und stand in Kontakt mit dem „Comitato di Liberazione Nazionale“, welches außerhalb des Lagers agierte. Anfang 1945 gelang es Laura Conti, einen Artikel über die dramatischen Bedingungen im Lager Bozen an die Außenwelt zu übermitteln, der nicht nur in diversen Zeitungen erschien, sondern auch vom BBC-Programm „Radio Londra“ übertragen wurde. Nach Kriegsende nahm Conti ihr Medizinstudium wieder auf, das sie 1949 erfolgreich abschloss.

Sie spezialisierte sich in Orthopädie und arbeitete bis 1982 als Traumatologin und Kinderorthopädin im Raum Mailand. Neben ihrer beruflichen Tätigkeit engagierte sich Laura Conti auch politisch, zunächst in der sozialistischen, dann in der kommunistischen Partei. Von 1960 bis 1970 war sie Mailänder Landtagsabgeordnete. In dieser Funktion befasste sie sich vor allem mit den Problemen alleinstehender Mütter und der Kinderpsychiatrie. Von 1970 bis 1980 saß Conti im Regionalrat. Während ihres politischen Engagements ereignete sich das „Sevesounglück“, die erste große industrielle Umweltkatastrophe Italiens: Am 10. Juli 1976 breitete sich ausgehend von der Chemieanlage einer Fabrik bei Seveso in der lombardischen Provinz Monza und Brianza eine Wolke des hochgiftigen Dioxins TCDD aus. Obschon die schädlichen Auswirkungen des Dioxins bekannt waren, wurde vonseiten der Behörden nichts unternommen. In dieser Situation setzte sich die Regionalrätin Conti für das Recht auf Information der betroffenen Bevölkerung ein und forderte vehement die Aufklärung des Chemieunglücks und die Ermittlung der Verantwortlichen. Laura Conti engagierte sich nicht nur politisch für den Umweltschutz, sondern verstand diesen als populärwissenschaftliche „Mission“, wobei sie versuchte, die Prinzipien der Ökologie und ihre Beziehung zum menschlichen Handeln einer breiten Öffentlichkeit zu vermitteln. In den Jahren nach dem Chemieunglück von Seveso veröffentlichte Conti eine Reihe von Schriften: 1977 erschienen „Che cos’è l’ecologia?“ und „Visto da Seveso“. Ein Jahr später folgte „Una lepre con la faccia di bambina“. Es sind Bücher, die die Entstehung der italienischen Umweltbewegung und des Umweltbewusstseins begleiteten und prägten. Laura Conti wurde durch sie zu einer Schlüsselfigur im ökologischen Diskurs des Landes. Im Zuge ihres Engagements für

den Umweltschutz beteiligte sich Conti auch an der Gründung der Organisation „Legambiente“, deren wissenschaftlichem Ausschuss sie lange vorstand. 1986 erhielt Laura Conti für ihre wissenschaftliche und kulturelle Karriere den „Minerva-Preis“. Von 1987 bis 1992 war sie in der Abgeordnetenkammer vertreten, wo sie sich in der Landwirtschaftskommission engagierte.
Neben ihrem leidenschaftlichen Einsatz für den Umweltschutz setzte sich Laura Conti auch für Themen wie die schulische Sexualerziehung, Reformen des Gesundheitswesens und die Kampagne zugunsten der Abtreibung ein. Dieses Thema schlug eine Brücke zum Chemieunglück von Seveso. Das freigesetzte Dioxin konnte zu Fehlbildungen bei Föten führen und förderte damit eine Diskussion rund um den Zugang zur noch nicht legalisierten Abtreibung für schwangere Frauen der betroffenen Gebiete. Laura Conti setzte dabei das Thema der Abtreibung nicht ausschließlich in Verbindung zur Gesundheit der ungeborenen Kinder, sondern sah im Zugang zu dieser auch das Recht der betroffenen Frauen auf den Erhalt und Schutz der eigenen Gesundheit.
Laura Contis soziales und politisches Handeln fand auf vielen Ebenen statt: Sie war Widerstandskämpferin, Ärztin, Aktivistin, Schriftstellerin, Politikerin und Pädagogin in einem.

→ BOCCI Fabio, *Laura Conti, una pioniera della visione inclusiva della società*. IN: L'integrazione scolastica e sociale 20/1 (2021), 158–169;
→ CERTOMÁ Chiara [Hrsg.], *Laura Conti. Alle radici dell'ecologia*, Morciano di Romagna, Editoria & Ambiente, 2011;
→ CONTI Laura, *Dal Lager, un articolo per radio Londra*. IN: Noi donne, 25 aprile 1964/Numero speciale: Le donne e la Resistenza (quattro racconti dal vero); zitiert nach: BOUCHARD Giorgio/VISCO GILARDI Aldo [Hrsg.], Un evangelico nel lager. Fede e impegno civile nella vita di Ferdinando e Mariuccia Visco Gilardi, Torino, Claudiana, 2005, 197–198;
→ LEDDA Rachele, *Women's presence in contemporary Italy's environmental movements, with a case study on the Mamme No Inceneritore committee*. IN: Genre & Histoire 22 (2018), online unter: http://journals.openedition.org/genrehistoire/3837, 04.03.2022;
→ MEZZALIRA Giorgio/VILLANI Cinzia [Hrsg.], *Anche a volerlo raccontare è impossibile. Scritti e testimonianze sul Lager di Bolzano*, Bolzano, Circolo Culturale ANPI, 1991, 15;
→ o. V., *Laura Conti*. IN: A.N.P.I. Associazione Nazionale Partigiani d'Italia; online unter: https://www.anpi.it/biografia/laura-conti, 14.10.2021;
→ PATUELLI Francesca, *Conti Laura*. IN: Scienza a due voci. Le donne nella scienza italiana dal Settecento al Novecento, online unter: http://scienzaa2voci.unibo.it/biografie/914-conti-laura, 14.10.2021.

Geboren: 1. April 1940,
Nyeri District, Kenia

Verstorben: 25. September 2011,
Nairobi

Afrikas erste
Friedensnobelpreisträgerin,
Gründerin der Green-Belt-Bewegung

Die Initiative, welche Wangari Maathai, die erste promovierte Frau in Ost- und Zentralafrika, weltweit bekannt machen sollte, begann in den 1970er-Jahren im Zuge ihres politischen Engagements im „National Council of Women“, dem Nationalen Frauenrat Kenias. Hier brachte die Professorin für Veterinäranatomie die Idee ein, gemeinsam mit der Bevölkerung Bäume zu pflanzen, und entwickelte eine breite Basisbewegung, „The Green Belt Movement“. Maathai verfolgte in dieser ein doppeltes Ziel: Sie versuchte Umweltschutz und Armutsbekämpfung nachhaltig miteinander zu verbinden. Besonders die Lebensbedingungen von Frauen in den ländlichen Gebieten Kenias sollten durch das Pflanzen von Bäumen verbessert werden. Diese sollten als nachhaltige Rohstoffquelle und gleichzeitig natürliche Barriere gegen Versteppung und Erosion dienen. Die mitwirkenden Frauen wurden auch in Bildungsangebote eingebunden, die vor allem auf politische Partizipation sowie nachhaltige Landwirtschaft fokussierten. Aufgrund des Erfolges der Bewegung in Kenia wurde sie auf eine Reihe weiterer afrikanischer Staaten ausgedehnt. Bis zu Beginn des neuen Jahrtausends pflanzte Maathais Bewegung rund 30 Millionen Bäume. Dabei war das Engagement der kenianischen Aktivistin nicht nur eine Erfolgsgeschichte.
In den 1990er-Jahren bescherte ihr der ökologisch-soziale Einsatz mehrere Inhaftierungen, im Zuge derer sie auch Misshandlungen erlitt. Ihr Umweltengagement hatte sie zu einer Kritikerin des autoritären kenianischen Regimes gemacht. In den 2000er-Jahren weitete Wangari Maathai ihr Engagement auf die Politik aus: 2002 wurde sie in die kenianische Nationalversammlung gewählt und ein Jahr später zur stellvertretenden Ministerin für Umwelt, natürliche Ressourcen und „Wildlife“ ernannt.
Für ihren „ganzheitlichen Ansatz für nachhaltige Entwicklung, Demokratie, Menschenrechte und insbesondere die Rechte der Frauen“ erhielt Wangari Maathai 2004 als erste afrikanische Frau den Friedensnobelpreis. Ihre Bewegung engagiert sich noch heute im Sinne der Gründerin für die soziale und demokratische Förderung lokaler Gemeinschaften, vor allem von Frauen und Mädchen, für nachhaltige Landwirtschaft, Umweltschutz und Klimagerechtigkeit.

→ GROM Bernhard, *Große Frauen und was sie bewegten,* Regensburg, Friedrich Pustet, 2016, 155–169;
→ NDUBUIZU Rosemary/TRIGG Mary K., *Wangari Maathai. Kenyan Environmental and Democratic Movements*. IN: TRIGG Mary K./BERNSTEIN Alison R., Junctures in Women's Leadership. Social Movements, Ithaca, Rutgers University Press, 2016, 39–59;
→ The Green Belt Movement, *Who We Are*, online unter: http://www.greenbeltmovement.org/who-we-are, 28.04.2022.

NATURWISSENSCHAFTEN

Geboren: 2. April 1647, Frankfurt a. M.

Verstorben: 13. Jänner 1717,
Amsterdam

Insektenkundlerin und Künstlerin

Maria Sibylla Merian wurde in eine Künstlerfamilie hineingeboren: Ihr Vater wie auch der spätere Stiefvater waren Künstler und Verleger. Die kunsthandwerkliche Tätigkeit ihrer Familie wusste Merian beispiellos mit einem naturwissenschaftlichen Interesse zu verknüpfen, das vor allem den Insekten, einem damals in Europa weitgehend unbekannten Forschungsgebiet, galt. Mit ihren Arbeiten prägte Merian die Insektenkunde nachhaltig. Ihre Beobachtungen hielt die Naturkundlerin und Malerin in ihren Skizzen fest, welche eine einzigartige Gratwanderung zwischen Kunst und Wissenschaft darstellen. 1679 veröffentlichte Merian den ersten Band ihres Werkes „Der Raupen wunderbare Verwandlung und sonderbare Blumennahrung“. Der zweite Band folgte 1683. In ihren 100 Kupferstichen (50 pro Band) veranschaulicht Merian detailliert die Metamorphosen der Insekten. Jede Abbildung ist um die jeweilige Futterpflanze angelegt. Der begleitende ein- bis zweiseitige Text zur Darstellung hält Merians Beobachtungen fest. Vermerkt ist unter anderem, wie das Insekt in jedem Stadium ausgesehen und sich verhalten hat, die Entdeckung des Insekts, der Zeitpunkt der Verwandlung und die Unterscheidung von Männchen und Weibchen. In ihrem Bemühen um Schönheit verband die Wissenschaftlerin ihre Kupferstiche mit der Tradition des Stilllebens, in der sie ausgebildet worden war. Mit ihrer Arbeit war Merian die erste Naturkundlerin, die – in einer Zeit, in der die Wissenschaft noch die „Spontanzeugung“ von Insekten diskutierte – ihren Lebenszyklus in allen Entwicklungsstadien und mitsamt ihrer Interaktion mit der Wirtspflanze beobachtete und darstellte. Bekanntheit genoss Maria Sibylla Merian bereits zu Lebzeiten: Ihre einzigartigen Veröffentlichungen verschafften ihr große Popularität in der Forschungslandschaft. Zentral war hierfür auch ihre Reise nach Suriname, die sie 1699 mit ihren beiden Töchtern unternahm. In der niederländischen Kolonie erforschte Merian als eine der wenigen weiblichen Forschungsreisenden der damaligen Zeit Tiere und Pflanzen, allen voran Schmetterlinge und Käfer. Die Stadt Amsterdam, dorthin war sie nach der Scheidung von ihrem Mann gezogen, hatte ihr für die Reise eine finanzielle Unterstützung gewährt. Auf der Grundlage der in Suriname angefertigten Zeichnungen und gesammelten Objekte wurden rund 60 Kupferstiche angefertigt. 1705 erschien Maria Sibylla Merians zweites Hauptwerk mit dem Titel „Metamorphosis insectorum Surinamensium“. In ihrer Arbeit schlug Merian eine Brücke zwischen Kunst und Wissenschaft sowie zwischen Insektenkunde und Botanik.

Die Reise nach Suriname bedeutete für Merian eine außergewöhnliche Forschungsmöglichkeit. Sie erkundete eine Natur- und Pflanzenwelt, die in einem eurozentristisch-kolonialistischen Verständnis als weitgehend unbekannt galt. Die Einheimischen verfügten hingegen über ein breites Wissen über ihre Flora und Fauna. Dies wird auch unmittelbar im „Insektenbuch“ ersichtlich: Merian berichtet nicht nur über die Hilfe von versklavten „Indianer*innen“ und Afrikaner*innen beim Auffinden und Behandeln von Tieren und Pflanzen, sondern beschreibt auch das Wissen der Bevölkerung über ihre Umgebung. Die Schilderung von Gesprächen mit Einheimischen und das daraus erlangte Verständnis von der Natur und deren Nutzung verleiht Merians Schreiben eine ethnografische Note, wodurch die kolonialistischen Grenzen zwischen den vermeintlich „Zivilisierten“ und den „Wilden“ verschwimmen. Trotz des für die Zeit ungewöhnlichen Interesses an den Einheimischen gibt sich Merian in ihren Aufzeichnungen als Besitzerin von Sklav*innen zu erkennen. Sie akzeptiert die niederländische Kolonie als rechtmäßig und übt nur implizit Kritik am System, indem sie den auf Sklav*innenarbeit beruhenden Zuckerrohrbau Surinames ablehnt.

→ DAVIS Natalie Zemon, *Drei Frauenleben. Glikl, Marie de l’Incarnation, Marie Sibylla Merian*, Berlin, Wagenbach, 1996, 210–246;
→ HABERLIK Christina/MAZZONI Ira Diana, *Künstlerinnen. Malerinnen, Bildhauerinnen und Fotografinnen*, Hildesheim, Gerstenberg, 2008, 36–39;
→ RUNGGALDIER MORODER Ingrid, *Frauen im Aufstieg. Auf Spurensuche in der Alpingeschichte*, Bozen, Edition Raetia, 2011, 30–32;
→ WETTENGL Kurt [Hrsg.], *Maria Sibylla Merian. 1647–1717. Künstlerin und Naturforscherin*, Osterfildern, Hatje Cantz, 2013.

Elena Lucrezia Corner

50

Geboren: 5. Juni 1646, Venedig

Verstorben: 26. Juli 1684, Padua

Erste Frau mit einem Universitätsabschluss

Elena Lucrezia Corner gilt mit ihrem Universitätsabschluss von 1678 als die erste Frau Italiens und wohl der ganzen westlichen Welt, die einen solchen Titel erlangte.
Ihre Familie gehörte dem venezianischen Patriziat an. Ihre akademische Karriere wurde maßgeblich von ihrem Vater gefördert, der als „Procuratore di San Marco supra Basilicam“ eines der wichtigsten Adelsämter der Lagunenstadt innehatte. In Anbetracht des großen Talentes der Tochter beschloss der Vater, sie zu fördern, und engagierte die besten Privatlehrer. Elena Lucrezia Corners Tutor in Philosophie war Carlo Rinaldini, Professor an der Universität von Padua. Auf seine Empfehlung hin wurde 1672 der Antrag gestellt, die junge Schülerin zur Defensio des Doktortitels in Theologie zuzulassen. Die letzte Entscheidungsbefugnis in dieser Sache oblag dem Bischof von Padua, der seine Zustimmung verweigerte. Eine Frau sollte und konnte in den Augen des Bischofs nicht über theologische Fragen diskutieren. Als Kompromiss wurde es Corner in der Folge ermöglicht, den Doktor der Philosophie zu erlangen.
Am 25. Juni 1678 fand Elena Lucrezia Corners Defensio statt, die die Kandidatin nicht wie üblich an der Universität, sondern aufgrund des großen öffentlichen Andrangs in der Kathedrale von Padua erfolgreich bestritt. Ihr Ruhm verbreitete sich schnell. Es folgten Aufnahmen in mehrere wissenschaftlichen Akademien, auch dies ein Novum für eine Frau. Elena Lucrezia Corner stand im Laufe ihres Lebens in Kontakt mit den bedeutendsten italienischen Gelehrten ihrer Zeit. Corners Studientitel wurde vonseiten der Obrigkeit als einzigartiges Ereignis präsentiert. Eine Vorbildfunktion und Nachahmung von anderen Frauen sollten dadurch vermieden werden. Dennoch kann davon ausgegangen werden, dass die Errungenschaft Elena Lucrezia Corners als Mosaikstein dazu beigetragen hat, den Mythos der weiblichen Unfähigkeit zu einem höheren Studium zu zerstreuen.

→ BRUGNERA Michela/SIEGA Gianfranco, *Colte, argute e coraggiose. Donne Venete di Treviso, Padova e Venezia tra storia e leggenda*, San Zenone degli Ezzelini (TV), Manuzio 2.0, 2010, 79–92;
→ CARINCI Eleonora, *Elena Lucrezia Cornaro Piscopia e non solo: erudite e letterate nel Veneto della prima età moderna*. IN: MARTINI Andrea/SORBA Carlotta [Hrsg.], L'università delle donne. Accademiche e studentesse dal Seicento a oggi, Padova/Roma, Padova University Press/Donzelli, 2021, 17–32;
→ CARRANO Patrizia, *Illuminata. La storia di Elena Lucrezia Cornaro, prima donna laureata nel mondo*, Milano, Mondadori, 2001;
→ DI SIMONE Maria Rosa, *Die Zulassung zur Universität*. IN: RÜEGG Walter [Hrsg.], Geschichte der Universität in Europa, Bd. II: Von der Reformation bis zur Französischen Revolution 1500–1800, München, C.H.Beck, 242–243.

Laura Bassi

51

Geboren: 31. Oktober 1711, Bologna

Verstorben: 20. Februar 1778, Bologna

Erste offizielle Universitätsdozentin

1732 erlangte Laura Maria Catarina Bassi als zweite Frau – nach Elena Lucrezia Corner – einen Universitätsabschluss. Sie schaffte es, im Gegensatz zu ihrer Vorgängerin, an den Titel eine echte intellektuelle und berufliche Karriere anzuschließen. Mit ihren wissenschaftlichen Fähigkeiten und durch den Aufbau effizienter Beziehungsnetzwerke konnte sie die ihrem Geschlecht auferlegten Grenzen überwinden und als erste Frau an einer Universität lehren. Als Laura Bassi 13 Jahre alt war, übernahm Gaetano Tacconi, Familienarzt und Professor für Medizin und Philosophie an der Universität Bologna, ihre Ausbildung. Er lud einige Jahre später Philosophen der Universität sowie den Erzbischof von Bologna, Kardinal Lambertini, ein, die Fortschritte seiner Schülerin Laura zu prüfen. Lambertini und die Philosophen waren vom Können der Schülerin stark beeindruckt. In Lambertini fand Laura Bassi einen wichtigen Förderer und Unterstützer. Kaum ein Jahr später stand sie im Mittelpunkt einer vom Kardinal organisierten Reihe von öffentlichen Veranstaltungen und wurde als Ehrenmitglied und erste Frau in die Akademie der Wissenschaften von Bologna aufgenommen. Als Bassi 1732 nach erfolgreicher Defensio der Doktortitel in Philosophie zugesprochen wurde, war die Aufregung in Bologna groß: Öffentliche Feierlichkeiten wurden abgehalten und Gedichtsammlungen zu ihren Ehren veröffentlicht. Mehrere in der Defensio vorgebrachte Thesen zeigten bereits den Einfluss von Newtons Arbeiten über Optik und Licht auf Bassis Denken. Noch im selben Jahr verteidigte die Wissenschaftlerin eine Reihe von weiteren Thesen über die Eigenschaften von Wasser, worauf ihr eine Ehrenstelle als Physikprofessorin an der Universität Bologna verliehen wurde.
Da Bassi als Frau nicht an der Universität lehren durfte, hielt sie Vorlesungen und experimentelle Vorführungen in ihrem Haus ab. 1745 reorganisierte ihr Förderer Lambertini, seit 1740 Papst Benedikt XIV., die Akademie der Wissenschaften in Bologna und erweiterte sie um eine spezielle Gruppe von 25 Wissenschaftlern, die sogenannten Benedettini. Bassi brachte bei Lambertini die Bitte vor, Mitglied der Benedittini werden zu dürfen. Dieser ernannte sie zum Mitglied ohne gleiches Stimmrecht. 1776 wurde Laura Bassi der Lehrstuhl für Experimentalphysik an der Universität Bologna zugewiesen, ihr Mann wurde zu ihrem Assistenten ernannt.
Laura Bassi wird heute vor allem als erste Frau erinnert, die offiziell an einer europäischen Universität lehrte. Jedoch nimmt sie auch in wissenschaftsgeschichtlicher Hinsicht eine Schlüsselrolle ein: Ihr Hauptinteresse galt dem Werk des englischen Physikers und Mathematikers Isaac Newton, der feststellte, dass die Kräfte der Natur Gesetzen gehorchen, die quantifizier- und damit auch vorhersagbar sind. Als erste Gelehrte unterrichtete Bassi Newtons Physik in Italien und trug damit maßgeblich zur Durchsetzung seiner Erkenntnisse im italienischen Kontext bei. Darüber hinaus veröffentliche Laura Bassi auch eigene wissenschaftliche Arbeiten.

→ CAVAZZA Marta, *Laura Bassi*. IN: PUSCH Luise F./GRETTER Susanne [Hrsg.], Un mondo di donne. Trecento ritratti celebri, Milano, Pratiche, 2003, 32;
→ CAVAZZA Marta, *The Biographies of Laura Bassi*. IN: FRANCESCHI Zelda/GOVONI Paola [Hrsg.], Writing about Lives in Science. (Auto)Biography, Gender, and Genre, Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 2014, 67–86;
→ European Commission, Directorate-General for Research [Hrsg.], *Women in science*, Office for Official Publ. of the European Communities, 2009, 38–41;
→ FINDLEN Paula, *Science as a Career in Enlightenment Italy. The Strategies of Laura Bassi*. IN: Isis 84/3 (1993), 441–469.

Maria Matilda Ogilvie Gordon

Geboren: 30. April 1864,
Aberdeenshire, Schottland

Verstorben: 24. Juni 1939, London

Paläontologin, „Entdeckerin
der Dolomiten-Tektonik“

Die erste Reise der gebürtigen Schottin in die Dolomiten lässt sich auf das Jahr 1891 datieren. Sie weckte in der damaligen Geologie-Studentin nicht nur Bewunderung und Erstaunen, sondern auch ein vertieftes wissenschaftliches Interesse für die Dolomiten, das sie zeit ihres Lebens beibehielt. Immer wieder kehrte Maria Gordon in die „weißen Berge“ zurück.
Die erste Dolomiten-Forschung Gordons in den Gebieten von San Ćiascian/St. Kassian, Ampezzo und Schluderbach mündete in ihre Doktorarbeit mit dem Titel „Contributions to the Geology of Wengen and St. Cassian Strata in Southern Tyrol“. Mit dieser Arbeit erlangte sie 1893 als erste Frau an der Universität London – und gleichzeitig als eine der ersten Frauen Großbritanniens – die naturwissenschaftliche Doktorwürde. Der Geologin gelang es, die verschiedenen Gesteinsschichten bzw. die Wengener Schicht und ihre Fossilien von der jüngeren St.-Cassian-Schicht zu trennen. Gleichzeitig beschrieb sie 345 verschiedene Tierarten. Anhand ihrer Ergebnisse konnte Gordon Rückschlüsse auf die Entwicklung von Korallen, Schwämmen und anderen Meereslebewesen ziehen, die vor rund 230 Millionen Jahren in der tropischen Welt gelebt hatten. Maria Gordon legte mit ihren Arbeiten den Grundstein für weitere Dolomiten-Forschungen.
1900, kurz nach der Öffnung der Universität München für Frauen, erlangte Maria Gordon hier einen Doktorabschluss in den Fächern Geologie, Paläontologie und Zoologie. Damit war sie die erste promovierte Frau an der bayrischen Universität. Gordon arbeitete in der Folgezeit immer wieder in den Dolomiten. 1913 waren ihre neuen Aufnahmen so weit fortgeschritten, dass eine Publikation der Ergebnisse möglich schien. Doch der Beginn des Ersten Weltkrieges verhinderte eine Veröffentlichung. Erst 1921 konnte Maria Gordon wieder von London nach München reisen. Hier musste sie jedoch feststellen, dass die Ergebnisse ihrer langen Forschungsarbeit im Krieg verloren gegangen waren.
Die Wissenschaftlerin blieb hartnäckig, sie kehrte in die Dolomiten zurück und nahm ihre Feldforschung wieder auf. 1927 publizierte sie die Ergebnisse unter dem Titel „Das Grödner, Fassa- und Ennebergergebiet in den Südtiroler Dolomiten“. Bis heute ist diese Monografie eine wichtige geologische Forschungsgrundlage.

Maria Gordon wurden für ihre wissenschaftliche Arbeit diverse Auszeichnungen verliehen: So wurde sie unter anderem Ehrenmitglied der Universität Innsbruck und des Naturwissenschaftlichen Museums in Trient. 1935 übertrug ihr der britische König George VI. den Titel einer „Dame“, das weibliche Pendant zu „Sir“.
Über ihr wissenschaftliches Interesse hinaus engagierte sich die Geologin und Paläontologin für soziale und politische Belange und war in verschiedenen Frauenvereinen aktiv. Unter anderem war sie die erste Vizepräsidentin des „International Council of Women“, Präsidentin des „National Council of Women of Great Britain and Ireland“ und Ehrenpräsidentin der „National Women’s Citizen’s Association“. Zudem engagierte sie sich nach dem Ersten Weltkrieg für die Vertretung von Fraueninteressen im Völkerbund.
Maria Gordon wagte sich als Frau in die „männlichen“ Naturwissenschaften. Durch ihre Schriften machte sich die schottische Wissenschaftlerin vor allem als „Aufnahmegeologin“ einen Namen und kann als „Entdeckerin der Dolomitentektonik“ gelten. Sie war eine der Ersten, die erkannten, dass bei den Dolomiten mehrere verschieden gerichtete Faltungsphasen vorliegen. Anhand ihrer Torsionstheorien erklärte sie die Entstehung der charakteristischen Berglandschaft.

→ RUNGGALDIER Ingrid, *Frauen im Aufstieg. Auf Spurensuche in der Alpingeschichte*, Bozen, Edition Raetia, 2011, 166–172;
→ WACHTLER Michael/ BUREK Cynthia Veronica, *Maria Matilda Ogilvie Gordon (1864–1939): A Scottish Researcher in the Alps*. IN: BUREK Cynthia V./ HIGGS Bettie [Hrsg.], The Role of Women in the History of Geology, London, Geological Society, 2007, 305–318.

Marie Skłodowska Curie

Geboren: 7. November 1867,
Warschau,
Russisches Reich/heute Polen

Verstorben: 4. Juli 1934, Passy,
Frankreich

Erste Trägerin von zwei Nobelpreisen, Entdeckerin der Elemente Polonium und Radium sowie der Radioaktivität als Eigenschaft von Atomen

Ein Studium in ihrer Heimat blieb Marie Curie verwehrt: Im damals zu Russland gehörenden Teil Polens waren Frauen noch nicht zur Universität zugelassen. So folgte Curie 1891 ihrer Schwester nach Paris, wo sie an der Sorbonne das Studium der Physik und Mathematik abschloss. 1894 lernte sie den Wissenschaftler Pierre Curie kennen, den sie ein Jahr später heiratete. Sie gründeten eine Familie und betrieben gemeinsam bahnbrechende Forschung.
Bereits in ihrer Dissertation befasste sich Marie Curie mit der von Henri Becquerel entdeckten Radioaktivität. Sie arbeitete mit Uran und interessierte sich für die Strahlung dieses chemischen Elementes. Curie konnte beweisen, dass Radioaktivität als Emission von Materie vom Atom selbst bzw. vom Atomkern ausgeht und damit als atomare Eigenschaft zu verstehen ist. Als erste Wissenschaftlerin stellte Curie damit fest, dass Atome instabil sind, und läutete mit dem Wissen über ihre Teilbarkeit eine neue Ära ein. Gemeinsam mit ihrem Ehemann Pierre gelang Marie Curie ferner die Isolation zweier bisher unbekannter chemischer Elemente: Polonium – nach Marie Curies Heimatland benannt – und Radium.
1903 erhielt das Ehepaar gemeinsam mit Becquerel den Nobelpreis für Physik für ihre Arbeit über Strahlung. Marie Curie war die erste Frau, der ein Wissenschaftsnobelpreis zuteilwurde.

Als Pierre Curie 1906 bei einem Unfall starb, verlieh die Universität in Paris Marie Curie eine Professur. Als erste Frau lehrte sie nun an der Sorbonne. Einige Jahre später übernahm sie die Position ihres Mannes als Leiterin der Physikabteilung. 1911 erhielt Marie Curie für die Entdeckung der Elemente Polonium und Radium den Nobelpreis für Chemie und erreichte damit ein weiteres Primat: Als erste Frau erhielt sie einen Chemienobelpreis. Als Erste überhaupt konnte sie zwei Nobelpreise ihr Eigen nennen.
Im Ersten Weltkrieg entwickelte Curie Röntgengeräte für den medizinischen Einsatz. Ab 1922 war sie Mitglied der Akademie der Medizin und widmete sich dem Studium radioaktiver Substanzen und ihrer medizinischen Anwendbarkeit. Vom Rat des Völkerbundes wurde „Madame Curie“ in dieser Zeit auch zum Mitglied der Internationalen Kommission für geistige Zusammenarbeit ernannt.
1934 verstarb die renommierte Chemikerin und Physikerin an Leukämie, eine Krankheit, die vermutlich auf ihren langjährigen Umgang mit radioaktiven Substanzen zurückzuführen ist.
Ihren polnischen Vornamen Marya hatte die Physikerin und Chemikerin mit dem Umzug nach Paris an das Französische angepasst. Ihren ersten Nobelpreis erhielt sie unter dem heute bekannten Namen „Marie Curie“, später fügte sie dem Namen ihres Mannes den Mädchennamen hinzu, sodass der zweite Nobelpreis 1911 an Marie Skłodowska Curie verliehen wurde. Es scheint, als wollte sie unter diesem Namen in Erinnerung bleiben.

→ European Commission, Directorate-General for Research [Hrsg.], *Women in science*, Luxembourg, Office for Official Publ. of the European Communities, 2009, 94–97;
→ KRAJEWSKA Hanna, *Maria Skłodowska Curie (1867–1934), kobieta uczona/Maria Skłodowska-Curie (1867–1934), two-time Nobel laureate*. IN: FREVERT Ute/OSTERKAMP Ernst/STOCK Günter [Hrsg.], Women in European Academies. From Patronae Scientiarum to Path-Breakers, Berlin/Boston, De Gruyter Akademie Forschung, 2020, 153–172;
→ STROHMEIER Renate, *Maria Skłodowska-Curie (1867–1934)*. IN: APOTHEKER Jan [Hrsg.], European Women in Chemistry, Weinheim, Wiley-VCH, 2011, 39–46.

Lise Meitner

Geboren: 7. November 1878, Wien

Verstorben: 27. Oktober 1968,
Cambridge, England

Kernphysikerin; veröffentlichte die erste physikalisch-theoretische Erklärung der Kernspaltung

Erst im Alter von 23 Jahren konnte die Wienerin Lise Meitner ihr Studium in Mathematik und Physik aufnehmen. Zuvor war Frauen die Zulassung als ordentliche Hörerinnen an den naturwissenschaftlichen Fakultäten Österreich-Ungarns verwehrt gewesen. 1906 promovierte Meitner an der Universität Wien in Physik und war damit die zweite Frau, der dieser Titel zuteilwurde.
Im Jahr darauf ging Meitner zur weiteren wissenschaftlichen Ausbildung nach Berlin. Hier begegnete ihr ein bereits bekanntes Problem: Die preußischen Universitäten verwehrten weiblichen Studentinnen und Forscherinnen noch immer die Aufnahme. Meitner musste eine Sondergenehmigung vorweisen, um die Universität besuchen zu können.
In Berlin begann Meitners wissenschaftliche Zusammenarbeit mit Otto Hahn, für welche die österreichische Physikerin lange Zeit keine Entlohnung erhielt. Probleme ergaben sich für Meitner auch im Erreichen ihres Arbeitsplatzes, des Büros von Otto Hahn: Das Betreten der Institutsräumlichkeiten war Frauen untersagt. Damit konnte Meitner nur über einen Hintereingang des Institutes in das Labor gelangen. Erst im akademischen Jahr 1908/09 wurde infolge der allgemeinen Zulassung von Frauen an den preußischen Universitäten diese diskriminierende Regelung aufgehoben.
1912 wurde Lise Meitner zur Assistentin von Max Planck ernannt, ihre erste entlohnte Anstellung. Im selben Jahr wurde die Physikerin als Mitglied des Kaiser-Wilhelm-Institutes aufgenommen und konnte hier ihre Zusammenarbeit mit Otto Hahn fortführen. In den Jahren von 1915 bis 1916 wirkte Meitner als Röntgenschwester in Hospitälern für Kriegsverletzte, unter anderem war sie in Trient tätig. Ab 1917 wurde Meitner mit dem Aufbau und der Führung einer neuen Physikalisch-radioaktiven Abteilung am Kaiser-Wilhelm-Institut für Chemie beauftragt. Sie war Leiterin und Co-Direktorin zusammen mit Hahn.
1922 reichte Lise Meitner erfolgreich ihre Habilitation ein und war damit die erste habilitierte Physikerin des damaligen Deutschland. Wenige Jahre später erfolgte ihre Ernennung zur „nichtbeamteten außerordentlichen“ Professorin für Kernphysik. Auch international genoss Meitner hohes Ansehen.
Mit der „Machtergreifung“ des Nationalsozialismus 1933 wurde Lise Meitner aufgrund ihrer „jüdischen Abstammung“ die Lehrbefugnis entzogen. 1938 flüchtete sie in die Niederlande und anschließend nach Schweden, wo sie am Nobel-Institut arbeitete. Ein Jahr später gelang ihr hier ihre größte wissenschaftliche Entdeckung: Die Physikerin deutete die von Hahn und Straßmann in Deutschland durchgeführten Experimente als Kernspaltung und errechnete die dabei freigesetzte Energiemenge. Ihr Artikel zur physikalisch-theoretischen Erklärung des Phänomens, den sie gemeinsam mit ihrem Nef-

fen schrieb, erschien noch im selben Jahr in der Fachzeitschrift „Nature“.
Den Nobelpreis für Chemie „für die Entdeckung der Spaltung schwerer Atomkerne“ erhielt Otto Hahn 1946 – trotz der mehrmaligen Nominierung Meitners – allein. Auch später blieb der Kernphysikerin die Nobel-Auszeichnung verwehrt. Sie war für diese 29 Mal im Bereich Physik und 19 Mal im Bereich Chemie nominiert worden.
Öffentliche Berühmtheit erlangte Meitner im Zuge des Atombombenabwurfes über Hiroshima und Nagasaki. Viele Zeitungen titulierten sie als „Mutter der Atombombe“. Diese Bezeichnung wird Lise Meitner jedoch weder als Wissenschaftlerin noch als Mensch gerecht: Die Einladung zur Mitarbeit an der Entwicklung der Atombombe hatte sie stets abgelehnt und gehofft, dass dieses Unterfangen nicht gelingen möge.

→ CORRADINI Doris A./GEIGER Katja/MAZOHL Brigitte, *Lise Meitner (1878–1968): Pionierin der Atomphysik*. IN: FREVERT Ute/OSTERKAMP Ernst/STOCK Günter, Women in European Academies. From Patronae Scientiarum to Path-Breakers, Berlin/Boston, De Gruyter Akademie Forschung, 2020, 173–204;
→ European Commission, Directorate-General for Research [Hrsg.], *Women in science*, Luxembourg, Office for Official Publ. of the European Communities, 2009, 106–109;
→ OFFEREINS Marianne, *Lise Meitner (1878–1968)*. IN: APOTHEKER Jan [Hrsg.], European Women in Chemistry, Weinheim, Wiley-VCH, 2011, 69–74;
→ POSCH Herbert, *Lise Meitner, Dr.* IN: 650 plus – Geschichte der Universität Wien, Universität Wien, online unter: https://geschichte.univie.ac.at/de/personen/lise-meitner-dr, 10.11.2021;
→ RENNERT David/TRAXLER Tanja, *Lise Meitner. Pionierin des Atomzeitalters*, Salzburg/Wien, Residenz Verlag, 2018.

Emmy Noether

Geboren: 23. März 1882, Erlangen

Verstorben: 14. April 1935,
Bryn Mawr, USA

Begründerin der modernen Algebra

Sie war eine der einflussreichsten Mathematiker*innen des 20. Jahrhunderts, ihre akademische Leistung erbrachte sie jedoch in fast gänzlicher Anonymität und unter widrigsten Umständen.
Mit 18 Jahren wurde Emmy Noether, Tochter einer gut situierten jüdischen Kaufmannsfamilie, als Gasthörerin mit einer besonderen Genehmigung an der Universität Erlangen aufgenommen. Im Verzeichnis der Mathematik-Student*innen des Wintersemesters 1900/01 ist Noethers Name gemeinsam mit jenem einer zweiten weiblichen Hörerin neben rund 100 männlichen Studenten zu finden. Erst einige Jahre später war ihr – mit der Zulassung von Frauen an den bayrischen Universitäten – eine reguläre Immatrikulation möglich. 1907 promovierte Emmy Noether und erhielt für ihre Doktorarbeit die höchsten Auszeichnungen. Eine Habilitation blieb ihr jedoch als Frau verwehrt und so lehrte die Mathematikerin ohne Anstellung und Auftrag, Titel oder Gehalt an den Universitäten von Erlangen und Göttingen. Teilweise war sie unter dem Namen eines Kollegen oder ihres Vaters, der selbst Universitätsprofessor war, tätig.
In den sieben Jahren am Mathematischen Institut der Universität Erlangen veröffentliche Emmy Noether sechs Arbeiten, die als Klassiker der Mathematik gelten und sie bekannt machten. Erst 1919 erhielt sie den Titel „Privatdozentin“ und konnte nun – noch immer unbezahlt – unter ihrem eigenen Namen unterrichten. 1922 wurde ihr mit der Verleihung des Titels „nicht beamteter außerordentlicher Professor“ ein extrem niedriges Gehalt gewährt. Aufgrund ihrer „jüdischen Abstammung“ wurde Emmy Noether 1933 die Lehrerlaubnis entzogen, sie flüchtete in die USA, wo sie wenige Jahre später verstarb.
Emmy Noethers Schaffen gilt heute als Grundlagenarbeit der Mathematik. Das nach ihr benannte „Noether-Theorem“ beweist, dass die Gesetze der Physik unabhängig von Zeit und Ort gültig sind. Sie gilt als Pionierin der Mathematik und Physik sowie Wegbereiterin der Quantenphysik.

→ European Commission, Directorate-General for Research [Hrsg.], *Women in science*, Luxembourg, Office for Official Publ. of the European Communities, 2009, 118–121;
→ JAEGER Lars, *Emmy Noether. Ihr steiniger Weg an die Weltspitze der Mathematik*, Konstanz, Südverlag, 2022;
→ o. V., *Historische Persönlichkeiten Göttingens in der Mathematik. Emmy Noether*. IN: Georg-August-Universität Göttingen, Mathematik an der Universität Göttingen, online unter: http://www.math.uni-goettingen.de/historisches/noether.html, 15.10.2021.

Geboren: 22. April 1909, Turin

Verstorben: 30. Dezember 2012, Rom

Medizinerin und Neurobiologin,
Entdeckerin körpereigener
Nervenwachstumsfaktoren

Rita Levi Montalcini konnte sich gegen ihren Vater durchsetzen: Sie machte Matura, studierte Medizin und wurde zu einer weltweit anerkannten Wissenschaftlerin auf ihrem Gebiet. Unmittelbar nach ihrem Medizinstudium in Turin, das sie 1936 mit Bestnoten abgeschlossen hatte, spezialisierte sich Levi Montalcini im Bereich Neurologie und Psychiatrie. Die beiden heute getrennten Gebiete waren damals ein einziges Fach. Als Assistentin arbeitete Levi Montalcini an der Universitätsklinik von Turin. Bereits nach zwei Jahre musste sie diese Tätigkeit jedoch aufgrund der italienischen Rassengesetze aufgeben. Als Jüdin war sie fortan von allen öffentlichen Ämtern und somit auch von Anstellungen an psychiatrischen Anstalten oder universitären Einrichtungen ausgeschlossen. Die junge Medizinerin zog nach Belgien, wo sie in der neurologischen Abteilung der Universität Brüssel aufgenommen wurde. Auch diese Anstellung war aufgrund der politischen Lage nicht von Dauer: Kurz vor dem Einmarsch der deutschen Truppen ihm Jahre 1940 beschloss Levi Montalcini, heimlich nach Italien zurückzukehren. In ihrer Wohnung in Turin richtete sie sich ein Labor ein, um gemeinsam mit dem jüdischen Medizinprofessor Giuseppe Levi ihre Studien über das Wachstum der Nerven wiederaufzunehmen. Mit dem Fall der „Achse Berlin–Rom“ im September 1943 und dem darauffolgenden Einmarsch der deutschen Wehrmacht in Italien verschärfte sich die Situation der Wissenschaftlerin ein weiteres Mal: Sie war gezwungen, unterzutauchen und eine Zeit lang in kompletter Illegalität zu leben. Erst mit Kriegsende konnte Rita Levi Montalcini ihre Arbeit wieder aufnehmen. 1947 emigrierte die italienische Forscherin in die Vereinigten Staaten, wo sie ihre anspruchsvollsten und wichtigsten Forschungen durchführte. An der Washington University in St. Louis untersuchte sie das Nervengewebewachstum. Sie entdeckte, dass verschiedene Mäusetumore das Nervenwachstum anregten, wenn sie in Kükenembryonen implantiert wurden. Levi Montalcini führte in Zusammenarbeit mit dem Entwicklungsbiologen und Neuroembryologen Viktor Hamburger den beobachteten Effekt auf eine Substanz in den Tumoren zurück, die sie „Nervenwachstumsfaktor“ nannten. In weiteren Forschungsarbeiten veranschaulichte Rita Levi Montalcini die zentrale Rolle der entdeckten organischen Verbindung für das Wachstum von Nervenzellen und -fasern. Der Nervenwachstumsfaktor – kurz NGF – war einer der ersten Zellwachstumsfaktoren, der ausfindig gemacht werden konnte. Bis 1961 arbeitete Rita Levi Montalcini als Professorin an der Washington University und wechselte anschließend an das Institut für Zellbiologie in Rom. Für die Entdeckung der körpereigenen Wachstumssubstanz erhielt die italienische Wissenschaftlerin neben anderen Auszeichnungen 1986 den Nobelpreis für Medizin. Rita Levi Montalcini war treibende Kraft zahlreicher wissenschaftlicher, medizinischer und sozial-politischer Initiativen und setzte sich unter anderem auch für Umweltschutz und Entwicklungszusammenarbeit ein. Mit Interesse, Sympathie und Achtung verfolgte Levi Montalcini das feministische Engagement der Frauenbewegung der 1970er-Jahre. 2001 wurde sie als Anerkennung für ihre wissenschaftlichen Errungenschaften zur Senatorin auf Lebzeiten ernannt.

→ KERNER Charlotte, *„Ein Lob der Unvollkommenheit“. Rita Levi-Montalcini (*1900), Nobelpreis für Medizin 1986.* IN: KERNER Charlotte [Hrsg.], Nicht nur Madame Curie … Frauen, die den Nobelpreis bekamen, Weinheim [u.a.], Beltz, 1990, 297–320;
→ PASSIONE Roberta, *Levi Montalcini Rita.* IN: Scienza a due voci. Le donne nella scienza italiana dal Settecento al Novecento, online unter: http://scienzaa-2voci.unibo.it/biografie/17-levi-montalcini-rita, 21.10.2021;
→ PULCINELLI Cristiana/SIMONIELLO Tina, *Rita Levi-Montalcini,* Roma, L’Asino d’Oro, 2014;
→ TOLOMELLI Marica, *Rita Levi Montalcini, Rossana Rossanda, Carla Lonzi – Drei verschiedene Formen von Engagement.* IN: GILCHER-HOLTEY Ingrid [Hrsg.], Eingreifende Denkerinnen. Weibliche Intellektuelle im 20. und 21. Jahrhundert, Tübingen, Mohr Siebeck, 2015, 105–122.

Rosalind Franklin 60

Geboren: 25. Juli 1920, London

Verstorben: 16. April 1958, London

Biochemikerin; leistete bahnbrechende Arbeiten, die zur Identifizierung der Struktur der DNA führten

Mit ihrer Forschung lieferte die britische Biochemikerin und Spezialistin für Röntgenstrukturanalyse Rosalind Franklin die experimentellen Daten und damit die Grundlage für die Entdeckung der Doppelhelixstruktur der DNA (deutsch DNS, die Abkürzung für die Desoxyribonukleinsäure). Nach ihrem Abschluss im Fach physikalische Chemie am Newnham College in Cambridge begann Rosalind Franklin mit der Erforschung der physikalischen Struktur von Kohle und Koks. Hierfür erlernte sie den Einsatz der Röntgenbeugungstechnik, einer Methode, die der Analyse der Kristallstrukturen von Materialien dient und sich in den weiteren Forschungen der Biochemikerin als grundlegend erwies. 1951 trat Franklin der biophysikalischen Abteilung des King's College in London bei. Hier begann sie ihre Arbeit mit der DNA. Die genetische Bedeutung der Säure war zu diesem Zeitpunkt bereits weithin anerkannt, der molekulare Aufbau aber war bislang noch nicht geklärt. Mit der erlernten Röntgenbeugungsmethode und mathematischen Analysen fertigte Rosalind Franklin DNA-Aufnahmen an, auf deren Grundlage die Identifizierung der Doppelhelixstruktur des DNA-Moleküls gelang. Es war jedoch nicht Rosalind Franklin, die die Aufnahmen in eine solche Richtung interpretierte. Ihr Bildmaterial war ohne ihr Wissen und ihre Zustimmung an eine andere Forschungsgruppe weitergereicht worden. Für die auf ihren Grundlagen gemachte Entdeckung erhielten die drei Wissenschaftler Watson, Crick und Wilkins 1962 den Nobelpreis. Die Frage, ob die Weitergabe von Daten und damit die Verwendung der Bilder eine gängige Praxis war oder als Zeichen der bewussten Untergrabung Franklins gewertet werden muss, sorgt bis heute für Kontroversen. Zu Lebzeiten erfuhr Rosalind Franklin für ihren Beitrag kaum Anerkennung. Auch nach ihrem Tod blieb Franklins Name lange unerwähnt und damit unbekannt. Erst spät und zögerlich erfolgten posthume Anerkennung und Auszeichnungen der Wissenschaftlerin, die über ihren Beitrag an der Beforschung der DNA hinaus mit ihren in den 1950er-Jahren veröffentlichten Publikationen wichtige Erkenntnisse zur Struktur von Kohle und Koks sowie Viren geliefert hatte.

→ European Commission, Directorate-General for Research [Hrsg.], *Women in science*, Luxembourg, Office for Official Publ. of the European Communities, 2009, 166–169;
→ MADDOX Brenda, *Rosalind Franklin. Die Entdeckung der DNA oder der Kampf einer Frau um wissenschaftliche Anerkennung*, Frankfurt a. M., Campus, 2002;
→ OFFEREINS Marianne, *Rosalind Franklin (1920–1958)*. IN: APOTHEKER Jan [Hrsg.], European Women in Chemistry, Weinheim, Wiley-VCH, 2011, 203–206.

Margherita Hack 61

Geboren: 12. Juni 1922, Florenz

Verstorben: 29. Juni 2013, Triest

Astrophysikerin, Wissenschaftsjournalistin

Heute wird Margherita Hack als eine der führenden Astronom*innen Italiens erinnert. Für das Physikstudium entschied sie sich jedoch erst nach einem kurzen „Exkurs" in die Literaturwissenschaften. Auch zu ihrem Forschungsgebiet, der Astronomie, kam Hack erst spät durch ihre Dissertation. In der Folge blieb sie ihr verschrieben. 1945 schloss Margherita Hack ihr Studium in Astrophysik mit einer Arbeit über die Eigenschaften der Cepheiden, einer Klasse veränderlicher Sterne, ab. In der Folge versuchte sich Hack kurze Zeit in der Privatwirtschaft, um jedoch bald wieder an die Universität zurückzukehren. In Florenz widmete sich die junge Astronomin unter anderem Sternen mit extrem heißer Oberflächentemperatur. 1950 erhielt Hack an der toskanischen Universität eine Stelle als Assistenzprofessorin für Astronomie. Gleichzeitig bewarb sie sich erfolgreich am „Institut d'Astrophysique" in Paris, einem der damals führenden Forschungszentren der Welt. Ihrem in Paris entwickelten neuen Klassifikationssystem von Sternen begegneten die französischen Forscher*innen anfangs mit Ratlosigkeit, die jedoch bald in Anerkennung umschlug. Der betreffende Beitrag wurde im renommierten Fachjournal des Institutes, den „Annales d'Astrophysique" veröffentlicht. In der Folge forschte Margherita Hack an den verschiedensten Observatorien und Universitäten inner- und außerhalb Europas. 1964 gewann sie das Auswahlverfahren für den Astronomie-Lehrstuhl an der Universität Triest und übernahm damit als Professorin und erste Frau Italiens die Leitung eines astronomischen Observatoriums. Bis 1987 baute sie die Forschungsaktivitäten des Observatoriums in Triest erheblich aus und erwarb damit für sich und die Institution internationales Ansehen. Hack gehört zu den Gründungsmitgliedern der Fachzeitschrift „l'Astronomia". An der Universität Triest gelang es ihr, ihren Lehrstuhl zu einem Astronomie-Institut auszubauen. Margherita Hacks Studien zur Spektralklassifizierung und zur zeitlichen Entwicklung von Sternen mit besonderen Merkmalen bleiben in der Astronomie grundlegend. Für ihre wissenschaftliche Tätigkeit erhielt sie zahlreiche Auszeichnungen: 2006 wurde ihr vom Präsidenten der Republik der Vittorio-De-Sica-Preis der Wissenschaft verliehen. Auch politisch war Margherita Hack aktiv und schaffte es sowohl in den Regionalrat der Lombardei als auch in die italienische Abgeordnetenkammer. Die Astronomin verband von Beginn ihrer Karriere an wissenschaftliche Forschung und Vermittlung an ein breites Publikum. In den 1950er-Jahren war dieses zweifache Bemühen neu. Hack verstand es jedoch als ihre Pflicht, Wissen über den Wissenschaftsbetrieb hinaus zu verbreiten, verständlich zu vermitteln und zugänglich zu machen.

→ DAMILANO Igor/LACALAMITA Cinzia [Hrsg.], *Margherita Hack. La stella infinita. L'ultima intervista*, Reggio Emilia, Aliberti, 2013;
→ DE SANTIS Dario, *Hack De Rosa Margherita*. IN: Scienza a due voci. Le donne nella scienza italiana dal Settecento al Novecento, online unter: http://scienzaa-2voci.unibo.it/biografie/891-hack-de-rosa-margherita, 01.10.2021.

GEISTES- UND SOZIALWISSENSCHAFTEN

Amelia Edwards

Geboren: 7. Juni 1831, London

Verstorben: 15. April 1892
Weston-super-Mare, England

Pionierin der Ägyptologie,
Verfasserin von Reisetagebüchern,
unter anderem über die Dolomiten

Schon in ihrer frühen Kindheit zeigte Amelia Edwards Talent fürs Schreiben. Als sie sieben Jahre alt war, erschien ihr erstes Gedicht mit dem Titel „The Knights of Old“ in einem Wochenmagazin. Als Jugendliche fanden ihre Artikel in Zeitschriften, die von Persönlichkeiten wie etwa Charles Dickens herausgegeben wurden, Veröffentlichung. Edwards wurde Journalistin und Reporterin und schrieb für Zeitungen und Zeitschriften vor allem über die Kunstszene, im Besonderen über Theater und Musik. Teilweise widmete sie sich auch historischen Themen. 1864 schaffte Edwards mit dem Roman „Barbara’s History“ den Durchbruch als Schriftstellerin. In der Folge veröffentlichte sie nicht nur Romane, sondern verfasste auch Geister- und Kurzgeschichten, Gedichte, historische Abhandlungen und Biografien. Sie war als Übersetzerin und Herausgeberin tätig und berichtete in einer Reihe von Tagebüchern über ihre Reisetätigkeiten, die ihr die schriftstellerischen und journalistischen Erfolge ermöglichten. Ungewöhnlich war für die Zeit, dass Edwards stets ohne männliche Begleitung mit einer Freundin unterwegs war.
Eine ihrer Reisen brachte Amelia Edwards auch in die Dolomiten. In ihrem Reisetagebuch, das 1873 unter dem Titel „Untrodden Peaks und Unfrequented Valleys“ erschien, beschreibt Edwards die damals noch weitgehend unbekannten Dolomiten. Die Aufmerksamkeit der Schriftstellerin galt vor allem den Bewohner*innen der Dolomitentäler. In einer Vielzahl von eingewobenen Erlebniserzählungen stellt die Verfasserin die Lebensweisen der Bevölkerung – in besonderer Weise der Frauen – und die Kultur des Gebietes in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts dar. Damit kann Edwards Dolomitentagebuch, das in England einen reißenden Absatz fand, über den schriftstellerischen Wert hinaus auch als relevantes Geschichtsdokument gelten.
Als besonders prägend für Amelia Edwards weiteren Lebensverlauf erwies sich eine Reise im Winter 1873/74 nach Ägypten. Hier entdeckte sie den archäologischen Reichtum des Landes und begann sich autodidaktisch dem Studium der Ägyptologie zu widmen. Ihr Einsatz trug maßgeblich zur Professionalisierung der Ägyptologie als wissenschaftliche Disziplin bei. Edwards verbreitete das erlangte Wissen in Vorträgen, Artikeln und Rezensionen und war im stetigen Austausch mit anderen Ägyptolog*innen. Ihr Aufruf zur Konservierung und wissenschaftlichen Verwaltung der ägyptischen Denkmäler führte zur Gründung des „Egypt Exploration Funds“ (heute „Egypt Exploration Society“). 1892 wurde Edwards aufgrund ihrer Erfolge in der Literatur sowie der Ägyptologie mit einer „Civil List Pension“ bedacht, einer hohen Auszeichnung des Vereinigten Königreiches.
Auch in feministischen Anliegen war Edwards aktiv: Zeit ihres Lebens setzte sie sich für das Frauenwahlrecht und für Mädchenbildung ein und war unter anderem Vizepräsidentin der englischen „Society for Promoting Women’s Suffrage“.

→ KIEBURG Anna, *Amelia Ann Blanford Edwards (1831–1892) – Abenteuerlust und Archäologie im Ägypten des 19. Jahrhunderts*. IN: FRIES Jana Esther/GUTSMIEDL-SCHÜMANN Doris [Hrsg.], Ausgräberinnen, Forscherinnen, Pionierinnen. Ausgewählte Porträts früher Archäologinnen im Kontext ihrer Zeit, Münster [u.a.], Waxmann, 2013, 55–68;
→ REES Joan, *Amelia Edwards. Traveller, Novelist & Egyptologist*, London, Rubicon Press, 1998;
→ RUNGGALDIER Ingrid, *Frauen im Aufstieg. Auf Spurensuche in der Alpingeschichte*, Bozen, Edition Raetia, 2011, 78–84.

Elfriede Hengstenberg

Geboren: 22. Dezember 1892, Meran

Verstorben: 4. Oktober 1992, Berlin

Bewegungspädagogin,
Gymnastiklehrerin

An der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert wurde das gängige Erziehungsverständnis und damit auch die Vorstellung der kindlichen Fähigkeiten und Bedürfnisse radikal infrage gestellt. Die entstehenden pädagogisch-didaktischen Neuansätze und Initiativen, die heute unter dem Begriff der „Reformpädagogik“ zusammengefasst werden, vereint eine gemeinsame Idee: Angemessene Erziehungs- und Unterrichtsformen müssen „vom Kinde“ ausgehen. Erziehung wurde damit zunehmend als fördernde Begleitung des Kindes in seinem freien Entwicklungsprozess verstanden. Unter den pädagogischen „Rebell*innen“ der Jahrhundertwende findet sich auch eine gebürtige Meranerin: Elfriede Hengstenberg. Als Bewegungspädagogin und Gymnastiklehrerin zielte sie auf die Förderung der selbstständigen Bewegungsentwicklung der Kinder ab und erkannte darin einen wichtigen Beitrag für deren Persönlichkeitsentfaltung.
Die Impulse des praxisorientierten Spiel- und Bewegungskonzeptes Elfriede Hengstenbergs finden heute eine breite Akzeptanz und Anwendung in der pädagogischen und therapeutischen Arbeit im deutschsprachigen Raum.
1892 kam Elfriede Hengstenberg als viertes von fünf Kindern in Meran zur Welt. Ihre Eltern waren 1877 von Bochum in die Passerstadt gezogen. Ihr Vater, ein Ingenieur, hatte das Angebot erhalten, in Meran ein Gas- und Wasserwerk zu erbauen. Hengstenberg erinnerte sich später daran, dass ihr Vater stolz darauf gewesen sei, Meran das erste Licht gebracht zu haben.

1899 erhielt ihr Vater einen Arbeitsauftrag in Berlin. Die Familie bzw. die Eltern und die beiden jüngsten Kinder kehrten nach Deutschland zurück. Später erinnerte sich Hengstenberg an die Berge als „das Allerschönste für mich in meinem ganzen Leben“ und beschrieb die Meraner Kindheit und die hier erfahrene Naturverbundenheit als wichtigen Abschnitt ihres Werdeganges.
Nach Abschluss des Lyzeums belegte Hengstenberg einen Kurs des Musikpädagogen Émile Jaques-Dalcroze in der Nähe von Dresden und ging in der Folge nach München, wo sie 1915 an der Schule für „Plastische Gymnastik“ eine Ausbildung zur diplomierten Gymnastiklehrerin absolvierte. Zurück in Berlin arbeitete Hengstenberg als selbstständige Bewegungspädagogin sowie als Lehrerin an reformpädagogischen Schulen.
Hengstenberg kam mit bekannten Persönlichkeiten ihres Bereiches in Kontakt: Sie arbeitete mit der Gymnastiklehrerin und Pädagogin Elsa Gindler, dem Musikpädagogen Heinrich Jacoby sowie der ungarischen Kinderärztin Emmi Pikler zusammen.

In den 1950er- und 1960er-Jahren gab Hengstenberg, unter anderem im Auftrag des Berliner Senats, Orientierungskurse für Lehrpersonen zur Prävention und Überwindung von Haltungsschäden. Bis 1980 war sie als selbstständige Bewegungspädagogin tätig und arbeitete mit Kindern und Erwachsenen. In ihrer Arbeit stellte Elfriede Hengstenberg den sich selbst erziehenden schöpferischen Menschen in den Mittelpunkt und wandte sich vom klassischen „Haltungsturnen“ und seinen starren Aufgaben ab. Die Kinder sollten zur freien Bewegungsentwicklung und Sinnesentfaltung angeregt werden. Mit einfachen Materialien und Aufgaben weckte Hengstenberg die Fantasie und Experimentierlust der Kinder und entwickelte durch Beobachtungen eigene Spiel- und Bewegungsgeräte. Sie dienten dazu, Haltungsmängel auszugleichen, waren jedoch nicht als Therapiegeräte gedacht, sondern sollten vielmehr die Kinder zum selbstständigen Ausprobieren motivieren und sie dadurch in ihrer Persönlichkeit bestärken.

→ FUCHS Birgitta, *Geschichte des pädagogischen Denkens*, Opladen/Toronto, Barbara Budrich, 2019, 145–160;

→ FUCHS Michael Peter, *Hengstenberg Spiel- und Bewegungspädagogik*, Freiburg im Breisgau, Herder, 2017, 10–18;

→ STRUB Ute [Hrsg.], *Elfriede Hengstenberg. Entfaltung. Bilder und Schilderungen aus meiner Arbeit mit Kindern*, Freiamt/Schwarzwald, Arbor, 1993, vor allem 186–194;

→ VOSS Anja, *Hengstenberg Elfriede*. IN: socialnet Lexikon, online unter: https://www.socialnet.de/lexikon/Hengstenberg-Elfriede, 25.10.2022.

→ WISIAK Rainer, *Rebellinnen und Rebellen der Pädagogik. Ein Streifzug durch die Geschichte der Reformpädagogik anhand von 19 Porträts*, Bd. 1, Wien, LIT Verlag, 2021, 146–154.

Anna Freud

Geboren: 3. Dezember 1895, Wien

Verstorben: 9. Oktober 1982, London

Psychoanalytikerin,
Pionierin der Kinderanalyse

Anna Freud gilt als eine berühmte Vertreterin der Psychoanalyse und als Begründerin der Kinderanalyse, womit die auf der Theorie und Technik der Psychoanalyse aufbauende Forschungs- und Behandlungsmethode von Kindern und Jugendlichen mit psychischen oder psychosomatischen Erkrankungen gemeint ist.
Anna Freud wurde als sechstes und letztes Kind von Martha und Sigmund Freud geboren. Ihr Vater verwehrte ihr zwar den Wunsch, Medizin zu studieren, förderte jedoch ihr intellektuelles Interesse und bildete sie ohne formales Universitätsstudium zur Psychoanalytikerin aus. 1922 wurde Anna Freud in die Psychoanalytische Gesellschaft Wiens aufgenommen. Bald darauf begann sie mit den ersten Kinderbehandlungen und eröffnete neben der Praxis des Vaters ihre eigene. Unter dem Titel „Ein hysterisches Symptom bei einem zweieinvierteljährigen Knaben“ veröffentlichte Anna Freud 1923 ihre erste kinderanalytische Arbeit. Vier Jahre später erschien ihr Werk „Einführung in die Technik der Kinderanalyse“, mit welchem sie sich als eigenständige Wissenschaftlerin etablierte und den Grundstein für ihre eigene therapeutische Ausrichtung der Psychoanalyse legte.
Im Gegensatz zu ihrem Vater, der die Psychoanalyse eher als Theorie verstand und nach wissenschaftlich fundierten Erklärungen für das Unbewusste suchte, war die Tochter vor allem an der praktisch-therapeutischen Anwendung des Wissens interessiert. 1934 wurde Anna Freud Vorsitzende des Lehrinstitutes der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung. Ihr Hauptwerk „Das Ich und die Abwehrmechanismen“ aus dem Jahr 1936 beeinflusste die Entwicklungspsychologie in entscheidender Weise.
Ab 1937 leitete die Wiener Psychoanalytikerin gemeinsam mit einer Freundin eine Kleinkinderkrippe. Hier beforschte sie die Etablierung von Schlaf- und Essmustern, die Impulskontrolle sowie die Beziehungsentwicklung der Kinder.
Nach dem „Anschluss“ Österreichs an das Deutsche Reich 1938 war die Psychoanalytikerin aufgrund ihrer „jüdischen Herkunft“ zur Emigration gezwungen. Gemeinsam mit ihrer Familie verließ Freud Wien und begab sich nach London. Hier setzte sie ihre Tätigkeit fort: Sie gründete eine Kinderklinik, die sich der Behandlung von Kindern und Jugendlichen mit psychischen Erkrankungen sowie der Beratung der Eltern widmete. Später fanden hier auch Ausbildungslehrgänge und psychoanalytische Forschungen statt.
Anna Freud war Mitglied der Britischen Psychoanalytischen Vereinigung. 1945 gründete sie das Jahrbuch „Psychoanalytic Study of the Child“, in welchem sie und ihre Fachgenoss*innen kinderanalytische Forschungsbeiträge publizierten.

Anna Freuds großes Verdienst liegt in der Begründung der Grundprinzipien der psychoanalytischen Pädagogik. In der Verbindung von Erziehungswissenschaft und Psychoanalyse hoffte sie, das Heranwachsen glücklicher Kinder mit einem starken „Ich“ fördern zu können. In den Jahren von 1900 bis kurz vor dem Ersten Weltkrieg besuchte Anna Freud mehrmals mit ihrer Familie Südtirol. Sie verbrachte ihre Ferien auf dem Ritten, wo auch ihr Vater Sigmund öfters verweilte. In einem Brief an ihren Vater spricht Anna Freud 1913 von Klobenstein als einem der schönsten Orte, an denen sie bisher gewesen sei. 1912 hielt sich Anna Freud für einen Kururlaub in Meran auf. Ein letzter bereits geplanter Südtirol-Urlaub der Familie im Sommer 1914 wurde durch den Kriegsbeginn verhindert.

→ BERGER Carla Franziska, *Anna Freud – eine Pädagogin? Ein Beitrag zum Verhältnis von Allgemeiner Pädagogik und Psychoanalytischer Pädagogik*, unveröffentlichte Magisterarbeit, Universität Wien, 2011;
→ FREUD Anna (hrsg. von SPREITZER Brigitte), *Anna Freud. Gedichte, Prosa, Übersetzungen*, Wien [u.a.], Böhlau, 2014;
→ FREUD Anna/FREUD Sigmund (hrsg. von MEYER-PALMEDO Ingeborg), *Briefwechsel 1904–1938,* Frankfurt a. M., S. Fischer, 2006;
→ FUCHS Gudrun, *Kinderanalyse*. IN: MERTENS Wolfgang/AUCHTER Thomas [Hrsg.], Handbuch psychoanalytischer Grundbegriffe, Stuttgart, Kohlhammer, 2014, 475–488;
→ KEINTZEL Brigitta/ KOROTIN Ilse [Hrsg.], *Wissenschafterinnen in und aus Österreich. Leben – Werk – Wirken*, Wien [u.a.], Böhlau, 2002, 194–198;
→ MAISEL Thomas, *Anna Freud, Dr.* IN: 650 plus – Geschichte der Universität Wien, Universität Wien, online unter: https://geschichte.univie.ac.at/de/anna-freud, 30.10.2022.

Eugenie Goldstern

Geboren: 16. Dezember 1883/1884?
Odessa, Russisches Reich/
heute Ukraine

Verstorben: 14. Juni 1942,
Vernichtungslager Sobibor

Ethnologin

In eine jüdische Kaufmannsfamilie in Odessa geboren, flüchtete Eugenie Goldstern 1905 infolge pogromartiger Ausschreitungen aus ihrer Heimatstadt nach Wien, wo sie ein Ethnologiestudium begann. Aufgrund ihrer russischen Matura wurde sie nur als Gasthörerin zugelassen. Ihr eigentliches Studium legte Goldstern in der Schweiz ab. 1921 promovierte sie an der Universität Fribourg/Freiburg mit einer Arbeit über die Alltagskultur in einem savoyischen Bergdorf.
Die Arbeit gilt aufgrund ihrer innovativen Ansätze als ethnologische Pionierleistung.
Eugenie Goldstern bemühte sich, in die untersuchte Realität einzutauchen und einen direkten Zugang zu den Menschen zu finden. Somit war Goldstern Vorreiterin der „teilnehmenden Beobachtung“, einer richtungsweisende Forschungspraxis. Auch in ihren Dokumentationsmethoden war die Ethnologin innovativ und stützte sich nicht nur auf die schriftliche Beobachtung, sondern fertigte auch Zeichnungen, Fotografien und Tonaufnahmen an. Neu in der Volkskunde waren auch die interdisziplinären Ansätze Goldsterns, die sich auch archäologischer, geografischer, psychologischer und kunsthistorischer Erkenntnisse bediente. Vor allem den bis dahin wenig beachteten Gegenständen des bäuerlichen Alltags galt Goldsterns Interesse.
Eugenie Goldstern gilt auch im Bereich der Terminologie als Pionierin: So hob sie in ihren Arbeiten die traditionelle Unterscheidung zwischen „Zivilisierten“ und „Wilden“ auf und stellte damit die gängige Vorstellung der „Primitivität“ infrage, welche die Volkskunde der Zeit ausschließlich den außereuropäischen Gesellschaften zuschrieb. Goldstern unterschied in ihren Arbeiten lediglich zwischen Städter*innen und Bergbewohner*innen sowie zwischen „Weißen“ und „Nicht Weißen“, wobei bei Letzteren den rassistischen Annahmen der Zeit entsprechend Vorstellungen über eine niedrigere Stellung mitschwangen. Gleichzeitig stellte Goldstern in ihren Untersuchungen mitten in Europa Lebensformen fest, die sie als „archaisch“ titulierte.
Sie interessierte sich für den Alpenraum, vor allem für die kulturellen und sprachlichen Enklaven des mitteleuropäischen Gebirges. Die rätoromanischen Gebiete der Alpen waren ein bevorzugtes Forschungsgebiet Goldsterns. Die Ethnologin studierte die Lebensgewohnheiten der Menschen in den Alpen, sammelte Objekte und erforschte architektonische Besonderheiten. Dabei kam sie unter anderem zum Schluss, dass es im Alpenraum nie eine einheitliche Kultur, sondern immer ein kulturelles Nebeneinander gegeben habe.
In ihrer letzten Publikation von 1924 beschäftigt sich Eugenie Goldstern mit alpinen Spielzeugen. Zahlreiche ihrer ethnografischen Untersuchungsobjekte übergab die Ethnologin dem Wiener Museum für Volkskunde, das sie zudem mit einem ansehnlichen Betrag finanziell förderte.

Weder für ihre wissenschaftliche Leistung noch für ihre Großzügigkeit fand Eugenie Goldstern zu Lebzeiten Anerkennung. Mit ihren innovativen Forschungsansätzen und -leistungen fand sie als Frau und Jüdin in der national-rassistisch ausgerichteten Volkskunde auch aufgrund des aufkommenden Nationalsozialismus keine Beachtung. 1942 wurde Eugenie Goldstern aus ihrer Heimatstadt Wien deportiert, ihre Spuren verlieren sich auf dem Weg in das Vernichtungslager Sobibor.

→ EINETTER R., *Goldstern, Eugenie (Jenja, Jenny) (1883–ca. 1942), Volkskundlerin*. IN: Österreichisch Biographisches Lexikon ab 1815, online unter: https://www.biographien.ac.at/oebl/oebl_G/Goldstern_Eugenie_1883_1942.xml, 10.09.2021;
→ Jüdisches Museum Hohenems, *Eugenie (Jenja) Goldstern*. IN: Hohenems Genealogie. Jüdische Familiengeschichten in Vorarlberg und Tirol, online unter: https://www.hohenemsgenealogie.at/gen/getperson.php?personID=I12275&tree=Hohenems, 10.09.2021;
→ OTTENBACHER Albert, *Eugenie Goldstern (1884–1942)*. IN: Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes, online unter: https://www.doew.at/erinnern/biographien/spurensuche/alle-biographischen-skizzen/eugenie-goldstern-1884-1942, 10.09.2021;
→ RUNGGALDIER Ingrid, *Frauen im Aufstieg. Auf Spurensuche in der Alpingeschichte*, Bozen, Edition Raetia, 2011, 160–161.

Lucie (Rosa) Stern Varga

Geboren: 21. Juni 1904,
Baden bei Wien

Verstorben: 26. April 1941, Toulouse

Sozialhistorikerin, Vordenkerin
der Mentalitätsgeschichte

Lucie Varga war eine innovative und originelle Geschichtswissenschaftlerin, die zur Avantgarde ihrer Zeit gehörte. Sie kann heute zur Gruppe der „unsichtbaren“ Historikerinnen gezählt werden, die aufgrund ihrer persönlichen Biografie – ihres Frau-Seins und ihres jüdischen Glaubens sowie ihres Forschungsinteresses für die neue und noch nicht etablierte Sozialgeschichte – nach ihrem Tod allzu schnell in Vergessenheit gerieten. Unter dem Namen Rosa Stern wurde Varga 1904 in Baden bei Wien geboren. Ihre Familie stammte aus Ungarn und war jüdischen Glaubens. Während ihrer Schulzeit legte sie sich den Vornamen „Lucie“ zu. Der Nachname „Varga“, unter dem sie publizierte, geht auf ihren ersten Ehemann zurück, mit dem sie eine Tochter hatte. Zwischen 1926 und 1931 studierte Lucie Varga an der Universität Wien Geschichte sowie Kunstgeschichte im Nebenfach. Nach ihrer Promotion ging sie nach Paris, wo sie Anschluss an die Gruppe rund um den bedeutenden Historiker Lucien Febvre und die Zeitschrift „Annales d’histoire économique et sociale“ fand. Ziel der sogenannten Annales-Schule war es, die disziplinären Schranken der Geschichtswissenschaft niederzureißen, sich von der Erzählung der „großen Männern“ abzuwenden und Sozial- und Mentalitätsgeschichte zu betreiben. Als Assistentin von Lucien Febvre beriet Varga den führenden Kopf der „Annales“-Schule in allem, was den deutschsprachigen Raum betraf. Sie war als Assistentin nicht bloß Hilfskraft, sondern auch originelle Beraterin und Historikerin und beteiligte sich als Autorin, als erste und einzige Frau vor dem Weltkrieg, regelmäßig an der einflussreichen „Annales“-Fachzeitschrift. 1939 erschien in dem Publikationsorgan Lucie Vargas Studie „Sorcellerie d’hier: enquête dans une vallée ladine“, „Hexenglauben in einem ladinischen Tal“. Der Aufsatz ist nicht nur aufgrund seiner mentalitätsgeschichtlichen Ausrichtung bemerkenswert, sondern auch aufgrund der bis dahin kaum beachteten historischen Hexenforschung. In ihrem Beitrag stellt Varga die bäuerliche Dorfgesellschaft in Enneberg mit ihren Ritualen und religiösen Überzeugen in den Mittelpunkt und stellt dabei fest, dass ein Hexenglaube im Ort noch Bestand hatte. Bei jenen Frauen des Dorfes, die an Hexen glaubten, erkannte die Historikerin eine gewisse Rebellion, einen Glauben an eine strafende Instanz den Mächtigen gegenüber. „Stehen Gott, die Jungfrau Maria und die Heiligen nicht stets aufseiten der Mächtigen im Dorf?“, fragt Varga in ihrem Beitrag und sieht im Hexenglauben einen Gegenpol zur katholischen Kirche. Auch der aufkommende Tourismus fand in Vargas Aufsatz Beachtung. Mit dem Interesse für die Mentalität des Ortes stellt die Historikerin fest, dass der Tourismus nicht nur zu wirtschaftlichen Veränderungen führte, sondern darüber hinaus mit dem plötzlichen Reichtum die dörflichen Denkmuster und Lebensweisen beeinflusste. Lucie Varga steht der Veränderung nicht nostalgisch, sondern kritisch gegenüber.

Ihre Bedenken gelten vor allem dem Ersatz von alten Werten durch materielle oder ideologische Leitbilder wie Geldhörigkeit, Nationalsozialismus oder Faschismus.
Die produktivste Zeit der Historikerin fand 1937 mit dem Bruch zwischen ihr und Lucien Febvre ein jähes Ende. Aufgrund des drohenden gesellschaftlichen Skandales beendete Febvre die Zusammenarbeit, aus der eine Liebesbeziehung entstanden war. Für Varga war dies ein harter Schlag: Sie verlor ihren wichtigsten Lebens- und Arbeitszusammenhang und musste sich und ihre Tochter fortan mit verschiedenen Gelegenheitsarbeiten durchschlagen. Wenig später wurde ihr mit dem österreichischen „Anschluss“ zudem ihre Staatsbürger*innenschaft entzogen. Sie sah sich gezwungen, eine Scheinehe einzugehen, und floh 1940, nach dem Einmarsch der deutschen Wehrmacht, zusammen mit ihrer Tochter aus Paris. Im April 1941 verstarb Lucie Varga, die seit ihrer Jugend an Diabetes mellitus gelitten hatte, in der Nähe von Toulouse. Mit Krieg und Flucht waren körperliche Erschöpfung, ungesunde Ernährung und die unzureichende Verabreichung von Insulin einhergegangen.
Zu keinem Zeitpunkt hatte Lucie Varga aufgehört, intellektuell zu arbeiten. Auch angesichts der privaten Schwierigkeiten und der faschistischen Bedrohung blieb die Historikerin publizistisch aktiv. Sie verfasste 18 Beiträge, die thematisch breit gefächert sind und sich mittelalterlichen „Sekten“ ebenso widmen wie zeitgeschichtlichen Studien über die Genesen des Nationalsozialismus. Innovativ erscheint nicht nur Vargas Interesse für eine Sozial- und Mentalitätsgeschichte, sondern ebenso ihre Methodenwahl. So stützt sich beispielsweise der Beitrag zum Hexenglauben in Enneberg auf Feldforschung und somit eine nicht klassisch geschichtswissenschaftliche, sondern ethnologische Methode.
In der Geschichtswissenschaft trug Lucie Varga mit ihren Veröffentlichungen zu einem Paradigmenwechsel bei, der heute noch als grundlegend gilt und für die Abwendung von militär-, diplomatie- und politikwissenschaftlichen Forschungsinteressen hin zu Themen der Sozial- und Mentalitätsgeschichte steht.

→ RUNGGALDIER Ingrid, *Frauen im Aufstieg. Auf Spurensuche in der Alpingeschichte*, Bozen, Edition Raetia, 2011, 161;
→ SCHÖTTLER Peter, *Varga, Lucie.* In: KEINTZEL Brigitta/KOROTIN Ilse [Hrsg.], Wissenschafterinnen in und aus Österreich. Leben – Werk – Wirken, Wien [u. a.], Böhlau 2002, 768–770;
→ VARGA Lucie (hrsg. von SCHÖTTLER Peter), *Zeitwende. Mentalitätshistorische Studien 1936–1939*, Frankfurt a. M., Suhrkamp, 2016.
Zur „Annales“-Schule siehe:
→ D’ORSINI Angelo, *Piccolo manuale di storiografia*, Milano, Mondadori, 2002, 97–110
→ REINALTER Helmut, *Annales-Schule.* IN: REINALTER Helmut/BRENNER Peter J. [Hrsg.], Lexikon der Geisteswissenschaften. Sachbegriffe – Disziplinen – Personen, Wien [u.a.], Böhlau, 2011, 6–8.

Hannah Arendt

Geboren: 14. Oktober 1906, Linden/Hannover

Verstorben: 4. Dezember 1975, New York City

Philosophin, politische Theoretikerin

In ihren Werken verband sie Philosophie und Politik und setzte sich vor allem mit dem Phänomen des Totalitarismus auseinander. Hannah Arendt wollte herausfinden, wie totalitäre Regime funktionieren, die ihren eigenen Lebensweg gezeichnet hatten. Mit ihren politisch-philosophischen Arbeiten ist Arendt eine der wichtigsten Philosoph*innen des 20. Jahrhunderts und die zentrale Theoretikerin des Totalitarismus.
Als einziges Kind einer deutsch-jüdischen Familie wurde Hannah Arendt in Hamburg geboren und verbrachte ihre Kindheit und Jugend in Königsberg, heute Kaliningrad. 1924 nahm sie ihr Philosophiestudium zunächst in Marburg bei Martin Heidegger, dann bei Edmund Husserl in Freiburg und Karl Jaspers in Heidelberg auf. 1928 promovierte sie bei Jaspers mit einer Arbeit zum Liebesbegriff bei Augustin.

Nach der Machtergreifung des Nationalsozialismus ging Arendt nach Paris. 1941 gelang ihr nach einer mehrwöchigen Internierung die Emigration in die USA. In New York arbeitete sie unter anderem bei der deutsch-jüdischen Wochenzeitung „Aufbau“, war Lektorin bei einem Buchverlag und beteiligte sich an der Rettung und Pflege jüdischen Kulturgutes.
1951 mit dem Erscheinen des Werkes „The Origins of Totalitarianism“ („Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft“) wurde Hannah Arendt schlagartig berühmt und konnte sich als bedeutende gesellschafts- und politikwissenschaftliche Theoretikerin etablieren.
In dieser Arbeit, die als Arendts Hauptwerk gilt, geht die Philosophin der Frage nach, welche Ursachen zur Entwicklung totalitärer Regime im 20. Jahrhundert geführt haben. Den Totalitarismus versteht Arendt als politisches Phänomen mit speziellen Merkmalen wie totaler Ideologie, Kollektivismus, Verlust individueller und bürgerlicher Freiheiten und Verzicht auf Gewaltenteilung. Prinzipiell, so Arendt, könne

jede Weltanschauung für die Zwecke totalitärer Herrschaftsformen benutzt werden. Zentral ist für die Philosophin nicht die Ideologie, sondern die gezielte Zurückdrängung von Pluralität und Individualität und damit die Zerstörung der Autonomie der Einzelnen. In der fundamentalen Verlassenheit bzw. dem Verlust der gewohnten Verhältnisse sieht Arendt eine Hauptursache für die Entstehung und leichte Verführbarkeit der Menschen in totalitären Herrschaftssystemen.
Mit dem Erfolg des Werkes häuften sich Anfragen nach Vorlesungen, Seminaren und Vorträgen. 1953 erhielt Arendt eine Professur am Brooklyn College in New York. 1958 erschien unter dem Titel „The Human Condition“, „Vita activa oder Vom tätigen Leben“, ihr zweites wichtiges Werk, in dem sie ihren Entwurf des Politischen darlegt. Als Berichterstatterin für die Zeitschrift „The New Yorker“ nahm die „Theoretikerin des Totalitarismus“ 1961 am Eichmann-Prozess in Jerusalem teil. Der ehemalige SS-Obersturmbannführer und Organisator der Deportationen der europäischen Juden und Jüdinnen Adolf Eichmann war vom israelischen Geheimdienst aus Argentinien entführt und in Jerusalem angeklagt worden.

Die Beiträge, welche Arendt über den Prozess verfasste, erschienen 1963 unter dem Titel „Eichmann in Jerusalem. Ein Bericht über die Banalität des Bösen“ in Buchform. Im Zentrum steht die philosophische Auseinandersetzung mit dem „radikal Bösen“. Dabei beschreibt Hannah Arendt Eichmann nicht als dämonischen Bösewicht, sondern vielmehr als einen hocheffizienten Schreibtischtäter, der eine Art „Verwaltungsmassenmord“ organisierte.
Auf die Veröffentlichung des Buches folgten heftige Kontroversen. Arendt wurde vorgeworfen, mit dem Begriff der „Banalität des Bösen“ die Täter*innen und ihre Taten zu verharmlosen. Die Intention der Philosophin war jedoch das Gegenteil: Durch ihre Formulierung wollte sie einer Dämonisierung des Bösen und dem daraus resultierenden Nicht-Verstehen und Nicht-Vermeiden entgegenwirken. Ihre Reflexion über die „Banalität des Bösen“ lässt die Shoah als Möglichkeit des menschlichen Handelns erscheinen. Sie ist damit nicht mehr Ergebnis eines unerklärlichen „Mordwillens“, einer dämonischen Kraft von wenigen, sondern ein Phänomen, das der westlichen „Zivilisation“ inhärent ist. Mit Hannah Arendt wird „Auschwitz“ zu einer Wahrheit, die jede*n betrifft, der Totalitarismus zu einer Herrschaftsoption, die nicht ausschließlich der Vergangenheit zuzuschreiben ist.

→ AMBROS Gerda, *Arendt, Hannah.* IN: MEYER Ursula I./BENNET-VAHLE Heidemarie [Hrsg.], Philosophinnen-Lexikon Leipzig, Reclam, 1997, 37–43;
→ DANZER Gerhard, *Europa, deine Frauen. Beiträge zu einer weiblichen Kulturgeschichte*, Berlin, Springer, 2015, 305–318;
→ MEYER Katrin, *Hannah Arendt. Auf der Suche nach der Freiheit jenseits der Souveränität.* IN: MUNZ Regine [Hrsg.], Philosophinnen des 20. Jahrhunderts, Darmstadt, wbg Academic, 2012, 159–180;
→ PRINZ Alois, *Hannah Arendt oder Die Liebe zur Welt*, Berlin, Insel, 2012.

WEIBLICHE FRÖMMIGKEIT

Hildegard von Bingen

Geboren: 1098, Bermersheim
bei Alzey, Rheinland-Pfalz

Verstorben: 1179, auf dem Rupertsberg
bei Bingen, Rheinland-Pfalz

Natur- und heilkundige
Universalgelehrte, Mystikerin

Hildegard von Bingen wurde wahrscheinlich 1098 als zehntes Kind einer Adelsfamilie geboren. Bereits im Alter von acht Jahren wurde sie zur geistlichen Erziehung einem Benediktinerinnenkloster anvertraut, in welches sie in der Folge eintrat. 1136 wurde Hildegard von den Mitschwestern zur Magistra und damit zur Klostervorsteherin gewählt. Vermutlich infolge der päpstlichen Anerkennung ihrer „Visionsgabe“ erhielt sie die kirchliche Erlaubnis, zwei Klöster zu gründen. Hildegard von Bingen entwickelte sich von einer einfachen Klostervorsteherin zur anerkannten Vermittlerin des göttlichen Willens und sprengte damit die Geschlechtergrenzen ihrer Zeit. Sie hinterließ ein umfassendes theologisch-philosophisches Werk: Zentral sind die drei Visionsschriften „Scivias“, „Liber vitae meritorum“ und „De operatione Dei“. Neben diesen sind von Hildegard auch Schriften aus dem Bereich der Natur- und Heilkunde, Dichtungen und Liedersammlungen sowie mehr als 300 Briefe überliefert. Die Ordensfrau kommunizierte mit wichtigen Persönlichkeiten ihrer Zeit wie beispielsweise mit dem deutschen Kaiser Friedrich I. Barbarossa oder dem Kirchenlehrer und Mystiker Bernhard von Clairvaux. Sie wurde als geistliche Ratgeberin geschätzt und von vielen Zeitgenoss*innen konsultiert. In öffentlichen Predigten trat sie während ihrer vier größeren Reisen innerhalb des Gebietes des heutigen Deutschland auf.

Als ihre bekanntesten naturwissenschaftlichen Texte gelten die „Physica“ sowie die medizinische Abhandlung „Casae et curae“. In beiden Texten beschreibt Hildegard die Natur, insbesondere die Heilwirkung von Pflanzen, Tieren und Steinen. Daneben haben sich an die 70 bis 80 Kompositionen aus ihrer Feder erhalten. Hildegard von Bingen war die bedeutendste religiöse Schriftstellerin ihres Jahrhunderts und zählt zu den bekanntesten Frauen des europäischen Mittelalters. Schon zu Lebzeiten war Hildegard als Heilige verehrt worden, unmittelbar nach ihrem Tod wurde das Heiligsprechungsverfahren eingeleitet. 2012 wurde sie mit dem Titel der Kirchenlehrerin gewürdigt.

→ European Commission, Directorate-General for Research [Hrsg.], *Women in science*, Luxembourg, Office for Official Publ. of the European Communities, 2009, 14–17;

→ MAZZI Maria Serena, *Donne in fuga. Vite ribelli nel Medioevo*, Bologna, Il Mulino, 2017, 28–29;

→ MEIER Christel, *Hildegard von Bingen.* IN: RUH Kurt u. a. [Hrsg.], Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon, Bd. 3, Berlin/New York, De Gruyter, 2010, 1257–1280;

→ MEIER Christl, *Hildegard von Bingen.* IN: GLASER Horst Albert [Hrsg.], Deutsche Literatur – Eine Sozialgeschichte, Bd. 1, 94–103, Reinbeck bei Hamburg, Rowohlt, 1988;

→ SCHIPPERGES Heinrich, *Hildegard von Bingen*, München, C.H.Beck, 1995;

→ STÖLTING Ulrike, *Christliche Frauenmystik im Mittelalter. Historisch-theologische Analyse*, Mainz, Matthias-Grünewald, 2005, 62–90.

Katharina von Siena

Geboren: 25. März (?) 1347, Siena

Verstorben: 29. April 1380, Rom

Mystikerin, Kirchenlehrerin,
katholische Schutzpatronin Italiens
und Europas

Katharina Benincasa wurde im Jahre 1347, vermutlich am 25. März, als 24. von 25 Kindern in Siena geboren. Bereits in ihrer Kindheit hatte sie Visionen, die sie ein Leben lang begleiteten. Entgegen den Verheiratungsplänen der Eltern entschloss sich Katharina, ein eheloses Leben zu führen und sich den Dominikaner-Tertiarinnen anzuschließen. Als solche lebte Katharina zunächst in äußerster Zurückgezogenheit im Haus der Eltern. Eine „mystische Hochzeit“ mit Christus bewegte sie in der Folge zum Schritt an die Öffentlichkeit: Mit Gleichgesinnten begab sich Katharina auf die gemeinsame Suche nach Gott, zog umher und kümmerte sich um Arme, Kranke und Gefangene.
Über ihr sozial-karitatives Wirken hinaus war Katharina von Siena kirchenpolitisch aktiv: Sie wurde – ohne je eine formale Ausbildung erhalten zu haben – eine gefragte geistliche Beraterin und zentrale Ansprechperson jener Gelehrten, die die Reform der Kirche anstrebten. Sie bemühte sich um den Frieden im politisch fragmentierten Italien sowie um die Rückkehr des Papstsitzes und der Kurie von Avignon nach Rom. 1376 reiste Katharina selbst nach Avignon, wo sie den Papst zur Rückkehr aus der südfranzösischen Stadt aufforderte. Im September desselben Jahres begab sich Gregor XI. nach Rom. Katharinas Einsatz galt des Weiteren einem neuen Kreuzzug ins Heilige Land.
Damit vertrat sie – dem damaligen Wertesystem entsprechend – die Überzeugung der Notwendigkeit des Kampfes gegen die „Ungläubigen“. Laut der „Legenda Minor“, einem der wichtigsten historischen Zeugnisse über ihr Leben, machte Katharina im April 1375 eine zentrale mystische Erfahrung: Sie empfing die Wundmale Christi, die zwar unsichtbar blieben, sie jedoch in Form von Schmerzen dauerhaft begleiteten. Ihre letzten Lebensjahre, die vom Ausbruch des „Großen Schismas" bzw. den konkurrierenden Papstansprüchen zwischen Rom und Avignon geprägt waren, verbrachte Katharina in Rom.
In mehreren Briefen unterstützte sie den römischen Papst Urban VI. und forderte die Reform und Einheit der Kirche ein.
Katharina von Sienas wichtigster erhaltener Text ist der „Dialogo della Divina Provvidenza“ („Dialog über die göttliche Vorsehung“), den sie 1377 innerhalb weniger Monate auf der Grundlage ihrer mystischen Ekstasen niederschrieb. Weiters sind von ihr 26 Gebete sowie fast 400 Briefe erhalten, die unter anderem an zwei Päpste, eine Reihe von hohen Funktionsträgern der Kirche sowie Persönlichkeiten der Politik, allen voran der toskanischen Städte, gerichtet sind. Katharinas umfangreiches Werk beinhaltet die ersten in italienischer Sprache bzw. im „Volgare“ geschriebenen Texte.
Katharina von Siena war schon zu Lebzeiten eine spirituelle Autorität. Über die Jahrhunderte festigte sich ihre Position als heilige Frau, Prophetin und mystische Lehrerin auf europäischer Ebene und darüber hinaus.

1866 wurde sie zur Patronin Roms, 1939 neben Franziskus von Assisi zur Schutzpatronin Italiens ernannt. 1970 wurde sie als zweite Frau in der Geschichte der katholischen Kirche zur Kirchenlehrerin erhoben. Bislang wurden neben Katharina nur drei Frauen, Theresa von Ávila, Hildegard von Bingen und Therese von Lisieux, mit diesem Titel gewürdigt.
1999 erklärte Papst Johannes Paul II. Katharina von Siena zur Mitpatronin Europas.

→ ANSORGEN Dirk, *Kleine Geschichte der christlichen Theologie. Epochen, Denker, Weichenstellungen*, Regensburg, Friedrich Pustet, 2017, 185–187;
→ FURLONG Monica, *Visions & Longings. Medieval Women Mystics*, Boston, Shambhala, 1996, 157–166;
→ IZBICKI Thomas M., *Catherine of Siena*. IN: SCHAUS Margaret [Hrsg.], Women and Gender in Medieval Europe: An Encyclopedia, New York, Routledge, 2006, 116–117;
→ MCGINN Bernard, *„Das Schwache in der Welt". Mystikerinnen als Theologinnen (1150–1700)*. IN: DELGADO Mariano/LEPPIN Volker [Hrsg.], „Dir hat vor den Frauen nicht gegraut". Mystikerinnen und Theologinnen in der Christentumsgeschichte, Fribourg/Stuttgart, Kohlhammer/Academic Press Fribourg, 2015, 13–32, hier 22–24.
→ NOFFKE Suzanne, *Catherine of Siena, Saint (1347–1380)*. IN: EMMERSON Richard K. [Hrsg.], Key Figures in Medieval Europe. An Encyclopedia, New York, Routledge, 2006, 109–111;
→ SOHN-KRONTHALER Michaela, *Erneuerung des Ordenslebens im 14. Jahrhundert. Zu Missständen und Reformaufbrüchen in den Briefen Katharinas von Siena (1347–1380)*. IN: MERKT Andreas/WASSILOWSKY Günther/WURST Gregor [Hrsg.], Reformen in der Kirche. Historische Perspektiven, Freiburg im Breisgau, Herder, 2014, 95–108.

Teresa von Ávila

Geboren: 1515, Ávila, Spanien

Verstorben: 1582, Alba de Tormes, Spanien

Mystikerin, Ordensreformerin, Kirchenlehrerin

Teresa de Cepeda y Ahumada wurde 1515 in eine Familie von adeligen „Conversos" geboren, ihr Großvater väterlicherseits war – höchstwahrscheinlich unter Zwang – vom Juden- zum Christentum konvertiert.
Als eines von zwölf Kindern zeigte sich Teresa schon früh vom Glauben angetan. In ihrer Autobiografie schreibt sie, dass sie sogar plante, sich mit ihrem Bruder in islamisches Gebiet zu begeben, um dort als Märtyrerin zu sterben.
1531 trat sie in ein Augustinerinnenkloster in ihrer Geburtsstadt Ávila ein, kehrte jedoch bereits im folgenden Jahr aus Krankheitsgründen nach Hause zurück. Vier Jahre später fand sie im Karmelitinnenkloster Santa María de la Encarnación in Ávila Aufnahme. Nach ihrem Eintritt wurde Teresa schwer krank. Diese Zeit ist von einer anhaltenden geistlich-mystischen Erfahrung gekennzeichnet: In der Folge hatte sie ekstatische Visionen und ging eine „mystische Verlobung" mit Christus ein.
Zunehmend war sie mit den Lebensformen in ihrem Kloster unzufrieden und wünschte sich eine Rückkehr zur ursprünglichen Ordensregel.
1562 gründete sie unter großen Anstrengungen ein neues Karmelitinnenhaus in Ávila, dem sie als Priorin vorstand. Die von Teresa entworfene Ordensregel der „Unbeschuhten Karmelitinnen" sollte die Klosterfrauen wieder zu einem asketischen Leben zurückführen. Sie sah strenge Klausur und völlige Armut vor. Im Jahre 1565 wurde die Ordensregel vom Papst genehmigt.
Der Generalprior des Karmelitenordens erteilte Teresa in der Folge den Auftrag, nach diesem Vorbild weitere Klöster zu gründen.
In ihrem zwischen 1573 und 1582 verfassten „Libro de las fundaciones" berichtet Teresa über die Gründung von 18 in ihrem Reformgeiste geführten Klöstern. Zwischen 1571 und 1573 reformierte sie als Priorin ihr Mutterkloster.
Ein Inquisitionsverfahren bestätigte 1579 die Rechtgläubigkeit der Nonne, die nun offiziell ihre mystischen Lehren verbreiten durfte.
1582 verstarb Teresa in einem von ihr gegründeten Kloster in Alba.
Neben biografischen und mystischen Schriften hinterließ Teresa Texte zur Klosterreform, Gedichte und um die 440 Briefe. Bereits 1614 wurde sie selig- und 1622 heiliggesprochen. 1970 erfolgte ihre Anerkennung als Doktorin der Kirche. Diese Ehre wurde ihr als erste Frau zuteil. Sie gilt als meistgelesene Mystikerin des Mittelalters und der Frühen Neuzeit.

→ DÖRFLER-DIERKEN Angelika, *Teresa of Ávila*. IN: FALHBUSCH Erwin u. a. [Hrsg.], The Encyclopedia of Christianity, Bd. 5, Michigan, Eerdmans, 2008, 336–337;
→ KOCH-KANZ Swantje/PUSCH Luise F., *Teresa von Ávila*. IN: FemBio. Frauen. Biographieforschung, online unter: https://www.fembio.org/biographie.php/frau/biographie/teresa-von-Ávila, 05.09.2022;
→ KOLDAU Linda Maria, *Teresa von Ávila. Agentin Gottes 1515–1582. Eine Biographie*, München, C.H.Beck, 2014;
→ MCGINN Bernard, *„Das Schwache in der Welt". Mystikerinnen als Theologinnen (1150–1700)*. IN: DELGADO Mariano/LEPPIN Volker [Hrsg.], „Dir hat vor den Frauen nicht gegraut". Mystikerinnen und Theologinnen in der Christentumsgeschichte, Fribourg/Stuttgart, Kohlhammer/Academic Press Fribourg, 2015, 13–32; hier 27–29;
→ ROWE Erin Kathleen, *Saint and Nation. Santiago, Teresa of Ávila, and Plural Identities in Early Modern Spain*, Pennsylvania, The Pennsylvania State University Press, 2011, 48–76;
→ SOUVIGNIER Britta, *Teresa von Ávila, eine typisch weibliche Heilige? Kritische Betrachtung anhand ihres Umgangs mit den Belangen des Leibes*. IN: DELGADO Mariano/LEPPIN Volker [Hrsg.], „Dir hat vor den Frauen nicht gegraut". Mystikerinnen und Theologinnen in der Christentumsgeschichte, Fribourg/Stuttgart, Kohlhammer/Accademic Press Fribourg, 2015, 371–394.

KAMPF UM GLEICHBERECHTIGUNG

Geboren: 7. Mai 1748, Montauban, Frankreich

Verstorben: 3. November 1793, Paris

Frauenrechtlerin, Schriftstellerin, Verfasserin der „Erklärung der Rechte der Frau und Bürgerin“

Die Französische Revolution wurde nicht nur von Männern getragen. In den ersten Revolutionsjahren nahmen auch viele Frauen aktiv an öffentlichen Veranstaltungen, Aufständen und politischen Aktivitäten teil. Erst mit der Stabilisierung der politischen Verhältnisse wurde das „zweite Geschlecht“ in die subalterne Position abgedrängt. Der weibliche Beitrag an der Revolution wurde in der Folge weder anerkannt noch mit Rechten „belohnt“.
Olympe de Gouges nimmt in der Geschichte der Französischen Revolution eine ganz besondere Rolle ein. Sie war nicht nur Revolutionärin, sondern verfasste darüber hinaus ein Schriftstück, das „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit“ auch für Frauen einforderte.
De Gouges wurde 1748 unter dem Namen Marie Gouze in Montauban in Okzitanien geboren. 1770 kam sie nach Paris. Hier erlangte sie mit ihren Pamphlets und Theaterstücken, in denen sie sich für verschiedenste Anliegen (unter anderem die Abschaffung der Sklaverei in den Kolonien) einsetzte, große Bekanntheit. Auch privat hielt sich de Gouges nicht an Konventionen: Sie weigerte sich als junge Witwe, die allein nach Paris gekommen war, eine zweite Ehe einzugehen. Olympe de Gouges setzte ihr öffentliches Engagement während der Revolution fort. Sie mischte sich mit zahlreichen politischen Schriften ins Geschehen ein und war dabei vor allem über die völlige Missachtung der Frauen in der „Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte“ empört. Daran anlehnend veröffentlichte die Schriftstellerin und Revolutionärin 1791 die „Erklärung der Rechte der Frau und Bürgerin“, in welcher sie sich gegen die männliche Verengung des Gleichheitsbegriffes auf das männliche Geschlecht ausspricht. Im ersten ihrer 17 Artikel definiert de Gouges die Frau als Staatsbürgerin. Sie ist „frei geboren und […] dem Mann an Rechten gleich“. Zudem forderte die Autorin den Zugang für Frauen zu allen Ämtern, Stellungen und gewerblichen Tätigkeiten. Auf diese Weise wird für de Gouges die Nation zur „Vereinigung von Frauen und Männern“. Olympe de Gouges, revolutionäre Erklärung war an die Nationalversammlung adressiert, erhielt jedoch weder von dieser noch von anderen Institutionen, Intellektuellen etc. eine Antwort. Niemand schien aktiv Notiz von der Erklärung genommen oder sie aktiv in die politische Diskussion einbezogen zu haben. Die Forderung nach politischer Beteiligung von Frauen verhallte unbeachtet.

Mit einem historisch gewordenen Satz in der Erklärung nimmt Olympe de Gouges ihr eigenes Schicksal vorweg. Sie schreibt: „Die Frau hat das Recht, das Schafott zu besteigen. Sie muss gleichermaßen das Recht haben, die Tribüne zu besteigen.“ 1793 wurde Olympe de Gouges wegen ihrer Kritik an der jakobinischen Revolutionsregierung guillotiniert. In einem Nachruf wird die Schriftstellerin als Frau dargestellt, die „dafür bestraft [wurde], dass sie die Tugenden, die ihrem Geschlecht eigen sind, vergaß“. Olympe de Gouges politisch-revolutionärer Einsatz zeigt, wie der Slogan von „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ nur der männlichen Hälfte der Gesellschaft galt, und entlarvt damit die „Menschenrechte“ der Revolution als „Männerrechte“. Olympe de Gouges gilt als schärfste Kritikerin dieser Haltung und steht am Anfang des Kampfes um gleiche Rechte von dem die Frauenbewegung des 19. Jahrhunderts durchdrungen war.

→ GERHARD Ute, *Menschenrechte auch für Frauen: Der Entwurf der Olympe de Gouges*. IN: Kritische Justiz 20/2 (1987), 127–149;
→ PEINE Sibylle, *Ohne Furcht ins Weite hinaus. Biographien streitbarer Frauen*, Düsseldorf, Benzinger, 1995, 73–140;
→ SCHRÖDER Hannelore [Hrsg.], *Olympe de Gouges – Mensch und Bürgerin. „Die Rechte der Frau“ (1791)*. Aachen, Ein-Fach-Verl., 1995.
→ ZUPAČIČ Metka, *Women and French Democracy. 1789–1804. Between the Guillotine and the Civil Code Limitations*, London, Routledge, 2018.

Geboren: 26. August 1855, Perrero, Turin

Verstorben: 25. Februar 1949,
Diano Marina, Imperia

Eine der ersten italienischen
Juraabsolventinnen; erste Frau
in der italienischen Anwaltskammer

Obschon Frauen ab 1876 mit dem Inkrafttreten der neuen Universitätsordnung des geeinten Italiens als ordentliche Hörerinnen zugelassen waren, war der Zugang zu den entsprechenden Berufsfeldern nicht garantiert. Vor allem die mit den Rechtswissenschaften verbundenen Berufsgruppen widersetzten sich lange und hartnäckig der Aufnahme von Frauen in ihre Reihen. Diese – so die Verteidigungslinie – verfügten aufgrund ihrer „weiblichen Natur“ nicht über die erforderlichen Fähigkeiten. Gegen diese beruflichen Beschränkungen und Diskriminierungen führte Lidia Poët einen erbitterten Kampf vor Gericht. 1881 hatte sie als eine der ersten Frauen Italiens ihr Jurastudium erfolgreich abgeschlossen. Nach der Erfüllung aller gesetzlichen Vorgaben sowie der erfolgreich abgelegten Anwaltsprüfung beantragte Poët die Eintragung in das „Albo degli avvocati e dei procuratori legali“ („Berufsregister der Rechtsanwälte und Notare“). Der Turiner Anwaltsrat stimmte dem Antrag zu, die Kandidatin war voll qualifiziert. Der „Fall Poët“ ging jedoch nicht widerstandslos über die Bühne, sondern landete aufgrund von Einsprüchen vor dem Berufungsgericht Turin, das die Einschreibung für ungültig erklärte. Das Gericht begründete das Urteil damit, dass der Anwaltsberuf als „öffentliches Amt“ zu betrachten sei und Frauen per Gesetz davon ausgeschlossen seien. Poët legte Berufung ein, scheiterte jedoch vor dem Kassationsgericht in Turin. Der „Fall Poët“ stieß auch außerhalb des Gerichtssaales eine breite Diskussion an, welche sich vorwiegend auf zwei Argumentationslinien stützte: Zum einen wurde auf den medizinisch-kriminologischen Diskurs der Zeit zurückgegriffen, der Frauen in einer hierarchischen Vorstellung der menschlichen Natur als den Männern unterlegen, als näher am Kind und urzeitlichen Menschen imaginierte. Zum anderen bezog sich die öffentliche Diskussion auf die gegebene Gesetzeslage, laut der Frauen für Rechtsgeschäfte die Zustimmung ihres Ehemannes benötigten. Eine abhängige Frau konnte – so ein Teil der öffentlichen Auffassung – nicht allein vor Gericht auftreten und unabhängig agieren, war sie doch per Gesetz an ihren Ehemann oder Vater gebunden.
Die Arbeit als selbstständige Anwältin wurde Lidia Poët verwehrt, dennoch blieb sie öffentlich aktiv: Sie betätigte sich in der internationalen Frauenbewegung, wurde Mitglied des Sekretariats der Internationalen Strafvollzugskonferenz und war auf Kongressen und Veranstaltungen vertreten.

Poët engagierte sich im Bereich der Strafverfolgung, in der Diskussion um das Strafvollzugssystem und den Umgang mit Gefangenen.
Erst 1919 wurde Frauen unter Beibehaltung einer Vielzahl von Ausnahmen der Zugang zu öffentlichen Ämtern gewährt. Letzte rechtliche Argumente für den weiblichen Ausschluss aus dem Rechtsanwält*innenberuf waren damit aus der Welt geschaffen. Noch 1920, mit 65 Jahren, beantragte Lidia Poët die Zulassung zur Anwaltschaft in Turin. Dem Antrag wurde stattgegeben. Es war der späte Sieg einer Frau, die hartnäckig um ihr Recht gekämpft hatte.

→ ALESSO Ileana, *Il Quinto Stato. Storie di donne, leggi e conquiste. Dalla tutela alla democrazia paritaria*, Milano, Franco Angeli, 2012, 16–20;
→ OLGIATI Vittorio, *Professional Body and Gender Difference in Court: The Case of the First (Failed) Woman Lawyer in Modern Italy.* IN: SCHULTZ Ulrike/SHAW Gisela [Hrsg.], Women in the World's Legal Professions, Oxford/Portland, Hart, 2003, 419–436;
→ TACCHI Francesca, *Eva togata. Donne e professioni giuridiche in Italia dall'Unità a oggi*, Torino, UTET, 2009, 3–16.
Für die Zulassung von Frauen an den Universitäten siehe:
→ DI SIMONE Maria Rosa, *Die Zulassung zur Universität.* IN: RÜEGG Walter [Hrsg.], Geschichte der Universität in Europa, Bd. II: Von der Reformation bis zur Französischen Revolution 1500–1800, München, C.H.Beck, 1996, 242–243;
→ GABALLO Graziella, *Donne a scuola. L'istituzione femminile nell'Italia post-unitaria.* IN: Quaderno di storia contemporanea 60 (2016), 115–140, hier 126–127.

Geboren: 30. November 1858, Wien

Verstorben: 19. Jänner 1938, Wien

Österreichische Frauenrechtlerin,
Schriftstellerin, Malerin

Während ihre Brüder fast selbstverständlich Zugang zu höherer Bildung hatten, war das für Rosa Mayreder nicht der Fall. Sie besuchte ein Privatmädcheninstitut. Neben dem Studium von Fächern, die für bürgerliche Mädchen als geeignet galten, nahm Mayreder auch privaten Malunterricht und schaffte es ihrem Vater, dem Besitzer eines bekannten Wiener Gasthauses, die Erlaubnis abzuringen, sie am Griechisch- und Lateinunterricht der Brüder teilnehmen zu lassen.
Öffentlich bekannt wurde Rosa Mayreder anfangs als Malerin. Mit ihren Werken konnte sie beachtliche Erfolge erzielen: Einige ihrer Bilder wurden in Dresden, Berlin, Wien und in Chicago auf der Weltausstellung gezeigt.
Gemeinsam mit anderen Malerinnen gründete sie 1897 die „Kunstschule für Frauen und Mädchen“, eine Bildungseinrichtung, die Frauen Zugang zum Kunstsektor eröffnen sollte.
Rosa Mayreder gehörte 1893 zu den Gründerinnen des „Allgemeinen Österreichischen Frauenvereins“ (AÖFV), der der erste politische Frauenverein im österreichischen Teil der Habsburgermonarchie im engeren Sinne war und als radikaler Flügel der Frauenbewegung gilt. Ziel war die staatsbürgerliche Gleichstellung sowie die Zulassung zu allen Bildungsstätten und Berufsmöglichkeiten für Frauen.
Von 1893 bis 1903 war Rosa Mayreder Vizepräsidentin des AÖFV. Ab 1899 gab sie gemeinsam mit Auguste Fickert und Marie Lang die Zeitschrift „Dokumente der Frau“ heraus.
Während des Ersten Weltkrieges engagierte sich Mayreder in der internationalen Frauenfriedensbewegung und gehörte 1921 zu den Gründerinnen des österreichischen Ablegers der „Internationalen Frauenliga für Friede und Freiheit“.
Nicht nur als politische Aktivistin, sondern auch als Schriftstellerin und Publizistin beschäftigte sich Rosa Mayreder mit der „Frauenfrage“ und beteiligte sich rege an der zeitgenössischen Debatte. Dabei entwickelte sich die Wienerin zu einer der wichtigsten Theoretikerinnen der ersten Frauenbewegung in Österreich. In ihren Schriften beschäftigt sie sich mit der Geschlechterfrage und der Geschlechtsdiskriminierung. Sie kritisiert traditionelle Rollenvorstellungen sowie die Degradierung von Frauen zu Sexualobjekten und fordert eine Veränderung der Machtverhältnisse. Ihre Abhandlung „Zur Kritik der Weiblichkeit“ von 1905 stellt eine der pointiertesten zeitgenössischen Untersuchungen der Geschlechterfrage dar. Mayreder analysiert darin die geschlechtsspezifischen Machtverhältnisse und wendet sich gegen biologistische Ansätze, wonach die gesellschaftliche Rolle von Frauen naturgegeben sei. Es seien – so Mayreder – nicht natürliche, sondern gesellschaftliche Normen, welche das Verhältnis zwischen den Geschlechtern bestimmten.
Mit dem Verweis auf die soziale Konstruktivität von Geschlechtlichkeit betrat Rosa Mayreder Neuland und machte klar auf die Veränderlichkeit von Geschlechterrollen und -verhältnissen aufmerksam.

→ JAMMERNEGG Lydia, *Allgemeiner Österreichischer Frauenverein*. IN: Frauen in Bewegung 1848–1938, Ariadne, Österreichische Nationalbibliothek, online unter: https://fraueninbewegung.onb.ac.at/node/129, 07.09.2021;
→ JAMMERNEGG Lydia, *Rosa Mayreder*. IN: Frauen in Bewegung 1848–1938, Ariadne, Österreichische Nationalbibliothek, online unter: https://fraueninbewegung.onb.ac.at/node/1579, 07.09.2021;
→ LEISCH-PROST Edith, *Mayreder Rosa (1858–1938).* IN: DE HAAN Francisca/DASKALOVA Krassimira/LOUTFI Anna [Hrsg.], A Biographical Dictionary of Women's Movements and Feminisms. Central, Eastern, and South Eastern Europe. 19th and 20th Centuries, Budapest, Central European University Press, 2006, 319–321;
→ SCHMÖLZER Hilde, *Rosa Mayreder. Ein Leben zwischen Utopie und Wirklichkeit*, Wien, Promedia, 2002;
→ SCHMÖLZER Hilde, *Rosa Mayreder.* IN: Digitales Deutsches Frauenarchiv, online unter: https://www.digitales-deutsches-frauenarchiv.de/akteurinnen/rosa-mayreder, 09.09.2021.

Geboren: 11. Februar 1869,
Inzersdorf bei Wien

Verstorben: 7. März 1939, Wien

Österreichische Frauenrechtlerin,
Politikerin

Adelheid Popp stammte aus äußersten Armutsverhältnissen: Ihr Vater war alkoholabhängig, zehn ihrer Geschwister starben im Kindesalter. Bereits nach drei Jahren Volksschule musste die zehnjährige Adelheid die Schule verlassen und als Dienstmädchen sowie als Heim- und Fabrikarbeiterin zum Familienunterhalt beitragen.
Im Jugendalter kam Popp mit der Sozialdemokratie in Berührung. Bald erkannte sie, dass ihre Lebensbedingungen als Arbeiter*innenkind nicht außergewöhnlich waren, sondern das Ergebnis einer ungerechten Gesellschaft.
Sie begann politische Versammlungen zu besuchen und war bei diesen vielfach die einzige Frau in der Runde. Ab 1891 war Popp Mitglied, später Vorstandsmitglied, des Arbeiterinnen-Bildungsvereins, dessen Hauptanliegen es war, Frauen politische Kenntnisse und Kompetenzen zu vermitteln. In ihrer ersten öffentlichen Rede sprach Adelheid Popp über die Lage der Arbeiterinnen, ein Thema, das sie in den sozialdemokratischen Zeitungen und Vorträgen vermisste.
Ihre leidenschaftlichen Vorträge stießen auf große Aufmerksamkeit, sodass sich Popp zu einer viel gefragten Rednerin entwickelte, die in allen Teilen der Monarchie auftrat. Zur politischen Agitation nutzte die Aktivistin Popp ihre eigenen Kindheits- und Arbeitserfahrungen.
Ab 1892 wirkte Adelheid Popp an der neu gegründeten „Arbeiterinnen-Zeitung“ mit.
Die Zeitung beschäftigte sich mit frauenspezifischen Themen, vor allem mit den Lebenswelten der Arbeiterinnen. So handelt eine Vielzahl von Artikeln von (Frauen-)Bildung, dem Frauenwahlrecht, der Sozialgesetzgebung und Ehe, der Forderung nach einem Nachtarbeitsverbot usw.
Adelheid Popp war nicht nur als Redakteurin und Herausgeberin an der Zeitschrift beteiligt, sondern verfasste auch selbst zahlreiche Artikel. Als die sozialdemokratische Frauenzeitschrift 1895 wegen „Herabwürdigung der Ehe und Familie“ angeklagt wurde, wurde Popp als verantwortliche Redakteurin zu einer Gefängnisstrafe verurteilt. Auch bei anderen Gelegenheiten war Popp aufgrund ihres Geschlechts, ihrer politischen Aktivität und Bekanntheit verschiedensten Formen der Diskriminierung ausgesetzt und bei Polizei und Obrigkeit bekannt.
Die „Arbeiterinnen-Zeitung“ wurde – wie viele andere frauenpolitische Aktivitäten – von der sozialdemokratischen Partei nicht unterstützt.
An der männlichen Dominanz innerhalb der Sozialdemokratie übte Adelheid Popp beständig Kritik und forderte Quotenregelungen.
Ab 1898 war Adelheid Popp auch Mitglied des neu gegründeten und parteiunabhängigen Frauenzentralkomitees. In zahlreichen weiteren Frauenvereinen ist sie als Mitglied gelistet.
1919 wurde ein Hauptziel der Frauenbewegung, das Wahlrecht für Frauen, in Österreich umgesetzt. Adelheid Popp war Mitglied der konstituierenden Nationalversammlung und zog 1920 als eine von sieben Sozialdemokratinnen in den Nationalrat ein. Als erste Frau hielt sie im österreichischen Parlament eine Rede. Auch als Parlamentsabgeordnete widmete sich die Aktivistin und Politikerin weiter den Themen der Sozialgesetzgebung und der Frauenfrage. 1933 zog sich Adelheid Popp aus dem öffentlichen Leben zurück.

→ HAUCH Gabriella, *Vom Frauenstandpunkt aus. Frauen im Parlament 1919–1933*, Wien, Verlag für Gesellschaftskritik, 1995, 290–293;
→ JAMMERNEGG Lydia, *Frauenzentralkomitee der SDAPÖ*. IN: Frauen in Bewegung 1848–1938, Ariadne, Österreichische Nationalbibliothek, online unter: https://fraueninbewegung.onb.ac.at/node/768, 07.09.2021;
→ KÖPL Regina, *Popp, Adelheid (1869–1939)*. IN: DE HAAN Francisca/DASKALOVA Krassimira/LOUTFI Anna [Hrsg.], A Biographical Dictionary of Women's Movements and Feminisms. Central, Eastern, and South Eastern Europe. 19th and 20th Centuries, Budapest, Central European University Press, 2006, 447–449;
→ STARITZ Nikola, *Adelheid Popp*. IN: Frauen in Bewegung 1848–1938, Ariadne, Österreichische Nationalbibliothek; online unter: https://fraueninbewegung.onb.ac.at/node/1996, 07.09.2021.

Simone de Beauvoir

Geboren: 9. Jänner 1908, Paris

Verstorben: 14. April 1986, Paris

Philosophin, Schriftstellerin, Feministin

Als Philosophin gehört Simone de Beauvoir zu den zentralen Persönlichkeiten der nahen Vergangenheit und den führenden Vertreter*innen des französischen Existentialismus. Ihr Werk „Das andere Geschlecht“ gilt als Meilenstein der feministischen Literatur und war bis in die 1980er-Jahre die theoretische Basis der internationalen Frauenbewegung. Vor ihrem Durchbruch als Schriftstellerin studierte de Beauvoir an der Sorbonne und der renommierten École Normale supérieure Philosophie. Hier lernte sie unter anderem den Philosophen und späteren Lebensgefährten Jean Paul Sartre kennen. Die Partnerschaft mit ihm war von einer gegenseitigen intellektuellen und literarischen Förderung geprägt. Nach dem Studienabschluss Ende der 1920er-Jahre ging de Beauvoir in den Schuldienst, aus dem sie 1943 entlassen wurde. Sie hatte die Beziehung einer Schülerin zu einem jüdischen Freund verteidigt. Fortan lebte sie als freie Schriftstellerin.
1949 erschien Simone de Beauvoirs wohl wichtigstes Buch „Das andere Geschlecht“, welches die theoretische Grundlage für die spätere „Neue Frauenbewegung“ lieferte.
Die Grundthese bezieht sich auf die soziale Konstruktion von Geschlecht. „Man kommt nicht als Frau zur Welt, sondern wird dazu gemacht“, so ein berühmt gewordenes Zitat de Beauvoirs. Nicht das biologische Geschlecht, sondern gesellschaftliche und kulturelle Faktoren bedingen für de Beauvoir die Geschlechterrollen. Frauen sind demnach nicht von Natur aus das untergebene Geschlecht, sondern sie werden über die Sozialisation, über die Einordnung in die Gesellschaft dazu gemacht. Diesen Umstand prangerte de Beauvoir an und klagte Veränderung ein. Ihr Buch löste weltweit heftige Debatten aus und machte sie international bekannt.
Auch politisch engagierte sich die Philosophin und Schriftstellerin. So übernahm de Beauvoir unter anderem im Rahmen des sogenannten Russell-Tribunals 1967 eine zentrale Rolle.
Der Philosoph und Mathematiker Bertrand Russell hatte gemeinsam mit weiteren Intellektuellen in Stockholm ein Tribunal ins Leben gerufen, dessen Ziel es war, US-amerikanische Kriegsverbrechen in Vietnam zu dokumentieren und zu untersuchen. De Beauvoir gehörte als einzige Frau zum Russell-Kreis.
In den 1970er-Jahren wurde Simone de Beauvoir zur Ikone der Frauenbewegung. Innerhalb dieser übernahm die Philosophin den Vorsitz der Gruppe „Choisir“, die sich für die Legalisierung des Schwangerschaftsabbruchs in Frankreich einsetzte. Ab 1974 war sie Präsidentin der französischen „Liga für Frauenrechte“. Simone de Beauvoirs Namen steht heute noch für die Forderungen der „Zweiten Frauenbewegung“ und verweist darauf, dass die Geschlechterrollen eine soziale Konstruktion und daher veränderbar sind.

→ BLUME Dorlis, *Simone de Beauvoir 1908–1986.* IN: LeMO-Biografien, Lebendiges Museum Online, Stiftung Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland, online unter: http://www.hdg.de/lemo/biografie/simone-de-beauvoir.html, 02.05.2022;
→ DANZER Gerhard, *Europa, deine Frauen. Beiträge zu einer weiblichen Kulturgeschichte*, Berlin, Springer, 2015, 320–332;
→ KIRKPATRICK Kate, *Simone de Beauvoir. Ein modernes Leben*, München, Piper, 2020;
→ SICHTERMANN Barbara, *Schriftstellerinnen. Von Madame de La Fayette bis Ingeborg Bachmann*, Hildesheim, Gerstenberg, 2009, 222–227.

Carla Lonzi

Geboren: 6. März 1931, Florenz

Verstorben: 2. August 1982, Mailand

Italienische Feministin und Kunsthistorikerin

Der zündende Moment der „Zweiten Frauenbewegung“ der 1970er-Jahre war der Widerspruch zwischen dem Erreichen von weitgehend gleichen Rechten und den anhaltenden ungleichen Lebenschancen. Die Vertreterinnen der Bewegung wollten die soziale Realität, die den Frauen einen untergeordneten Rang in der hierarchischen Geschlechterordnung zuwies, nachhaltig verändern. Im Kontext der italienischen Frauenbewegung gilt Carla Lonzi als zentrale intellektuelle Figur und Theoretikerin.
Bereits vor ihrem feministischen Engagement befasste sich die Kunsthistorikerin und -kritikerin Lonzi mit der Frage der „männlichen Herrschaft“ 1969 erschien ihr Buch „Autoritratto“, eine Sammlung von Gesprächen mit Künstler*innen. Lonzi nimmt darin eine anti-hierarchische Haltung ein und begibt sich auf Augenhöhe der Gesprächspartner*innen. Die Ablehnung der klassisch von oben herab wertenden Haltung sah sie als Zurückweisung der männlichen Perspektive des Kunstkritikers.
Von ihren Kunstreflexionen ausgehend widmete sich Carla Lonzi dem Themenbereich in einer breiteren gesamtgesellschaftlichen Perspektive: Zwischen Ende 1969 und Sommer 1970 gründete sie gemeinsam mit einer Reihe von Mitstreiterinnen die Gruppe „Rivolta femminile“, deren Ziele und Forderungen in einem Manifest formuliert wurden. Das Grundproblem sahen die feministischen Aktivistinnen in den gesellschaftlichen Machtverhältnissen, die Frauen ausschließlich in Bezug auf Männer definierten und sie dazu drängten, sich mit ihnen zu messen. Die herrschende Geschlechterhierarchie und weibliche Unterdrückung führten die Feministinnen um Lonzi in diesem Sinne auf die gesellschaftliche Forderung nach Anpassung der Frauen an eine „männliche“ Norm zurück. Der erste Schritt zur Befreiung der Frauen wurde folglich in der radikalen Ablehnung der tradierten Haltung ausgemacht. Das „Manifesto di Rivolta femminile“ beinhaltet die provokante Aufforderung, „auf Hegel zu spucken“ („Sputiamo su Hegel.“). Der Slogan ist dabei als Absage an die gesamte herrschende patriarchale Kultur zu deuten und wurde von Lonzi als Titel eines ihrer Bücher übernommen.
Mit ihren Texten zielte Carla Lonzi nicht auf die Forderung der Gleichheit von Mann und Frau ab, sondern propagierte eine Theorie der Differenz. Ziel war nicht die gleichberechtigte Integration von Frauen in die bestehende Gesellschaft, sondern eine grundlegende Überwindung der patriarchalen Ordnung. In diesem Sinne forderte Carla Lonzi auch die Befreiung der weiblichen Sexualität, die nicht mehr im Verhältnis zur Männersexualität definiert werden sollte.

In ihrem Text von 1972 mit dem Titel „Significato dell'autocoscienza nei gruppi femministi" definierten Carla Lonzi und ihre Mitstreiterinnen den wichtigsten Modus Operandi der Frauengruppen: Durch die Praxis der „Autocoscienza", eine Form der weiblichen Selbstreflektion, sollten sich die Frauen der komplexen Unterdrückungsmechanismen bewusst werden und sich als vollständige Menschen frei von der männlichen Dominanz und Deutungshoheit wahrnehmen. Die Selbsterfahrung war nicht nur Ausgangspunkt für die Ergründung der vielfältigen gesellschaftlichen Unterdrückung der Frauen, sondern ebenso für öffentliche Initiativen zentral: Die politischen Forderungen wurden auf der Basis der geteilten weiblichen Erfahrungen formuliert.

→ BOCCIA Maria Luisa/LONZI Carla, *La mia opera è la mia vita*, Roma, Ediesse, 2014;
→ Rivolta femminile, *Manifesto di Rivolta femminile*. IN: Internazionale online, online unter: https://www.internazionale.it/notizie/2017/03/08/manifesto-di-rivolta-femminile, 04.05.2022;
→ ROCCELLA Eugenia/SCARAFFIA Lucetta (hrsg. von Presidenza del Consiglio dei Ministri – Dipartimento per le pari opportunità), *Italiane. Vol. III. Dagli anni Cinquanta ad oggi*, Roma, Dipartimento per l'informazione e l'editoria, 2004, 154–158;
→ TOLOMELLI Marica, *Rita Levi Montalcini, Rossana Rossanda, Carla Lonzi – Drei verschiedene Formen von Engagement*. IN: GILCHER-HOLTEY Ingrid [Hrsg.], Eingreifende Denkerinnen. Weibliche Intellektuelle im 20. und 21. Jahrhundert, Tübingen, Mohr Siebeck, 2015, 105–122.

PIONIERINNEN IN POLITISCHEN ÄMTERN

Maria Theresia von Habsburg-Lothringen

Geboren: 13. Mai 1717, Wien

Verstorben: 29. November 1780, Wien

Erzherzogin von Österreich, Königin von Böhmen und Ungarn, als Gattin von Kaiser Franz I. deutsch-römische Kaiserin, Tiroler Landesfürstin

Als „Landesmutter“ hat Maria Theresia Eingang ins kollektive Gedächtnis Österreichs und Europas gefunden. Ihr populäres Bild ist von mütterlichen Klischeevorstellungen dominiert, hinter denen sich eine ehrgeizige Politikerin verbirgt. Maria Theresia prägte mit ihren Reformen maßgeblich die Umwandlung der feudalen Länder der Habsburgermonarchie in einen einheitlichen und modernen Verwaltungs- und Beamtenstaat mit einer zentralistischen Verwaltung.
1740 übernahm Maria Theresia nach dem Tod ihres Vaters Karl VI. seine Nachfolge. Die Herrschaft in den habsburgischen Erbländern, zu denen auch Tirol zählte, konnte sie nur aufgrund der „Pragmatischen Sanktion“ antreten. Mit diesem Gesetz hatte ihr Vater die Unteilbarkeit der habsburgischen Länder und bei Ausbleiben eines männlichen Erben die weibliche Erbfolge festgeschrieben. Das Erbe war jedoch umstritten. Die 23-jährige Maria Theresia musste sich gegen fremde Fürsten zur Wehr setzen, welche das vermeintliche Machtvakuum aufgrund der weiblichen Herrschaftsübernahme für territoriale Erweiterungsbestrebungen nutzen wollten. Bis 1748 schaffte es Maria Theresia, in einer Reihe von kriegerischen Konflikten ihr Erbe bis auf wenige Verluste erfolgreich zu verteidigen. Sie hatte damit die Aufteilung der Habsburgermonarchie verhindern können.
Umgeben von einem Beraterstab, in dem das Gedankengut der Aufklärung verbreitet war, begann Maria Theresia eine rege Reformtätigkeit; unter anderem betraf diese das Militär- und Finanzwesen, die Justiz, Kirche und Schule. All diese Reformen brachten einen Modernisierungs- und Zentralisierungsschub mit sich. Die Habsburger Fürstin setzte die allgemeine Steuerpflicht auch für Adel und Klerus durch und förderte den Aufbau eines einheitlichen Rechtssystems, das allerdings nur in Ansätzen verwirklicht wurde. 1776 hob sie unter dem maßgeblichen Einfluss ihres Sohnes Joseph II. die Folter auf. Für die bäuerliche Mehrheitsbevölkerung führten die Reformen Maria Theresias zu einer Milderung der Leibeigenschaft und einer Einschränkung der sogenannten Frondienste, die für den Grundherrn verrichtet werden mussten. Als Kernstück des Reformwesens Maria Theresias gilt die Reform der Schule; das Hauptaugenmerk lag dabei auf der Säkularisierung derselben. Im Sinne der Aufklärung führte die Monarchin 1763 die „Allgemeine Schulordnung“ ein. Für Kinder zwischen sechs und zwölf Jahren herrschte nun eine allgemeine Unterrichtspflicht. Auch das höhere Schulwesen wurde reformiert.

Die von der Aufklärung vertretene Auffassung, dass die Herrschenden dem Wohl der Untertan*innen verpflichtet seien, machte sich auch Maria Theresia zu eigen. Zudem war Maria Theresia angetrieben von katholischer Frömmigkeit, die sich unter anderem in einer intoleranten Haltung gegenüber Andersgläubigen äußerte. So war die Kaiserin nicht nur antisemitisch eingestellt, sondern verfolgte auch Protestant*innen in den österreichischen Erblanden.
Zur Kaiserin wurde Maria Theresia über ihren Mann. Als 1745 ihr Ehemann Franz Stephan von Lothringen von den Kurfürsten zum Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation gewählt wurde, wurde ihr als Ehefrau und Mitregentin diese Würde zuteil. Ihre 16 Kinder verheiratete Maria Theresia im Sinne ihrer Friedenspolitik in Süd- und Westeuropa.

→ HAMANN Brigitte [Hrsg.], *Die Habsburger. Ein biographisches Lexikon*, Wien, Ueberreuter, 1988, 340–344;
→ POHL Walter/VOCELKA Karl (hrsg. von VACHA Brigitte), *Die Habsburger. Eine europäische Familiengeschichte*, Graz/Wien [u.a.], Styria, 1996, 277–314;
→ SCHISTL Gisella, *Frauen in der Tiroler Politik. Beteiligung an institutionalisierten Politikformen*, Innsbruck/Wien [u.a.], Studien-Verlag, 2013, 15–16.

Nilde (Leonilde) Iotti

Geboren: 10. April 1920, Reggio Emilia

Verstorben: 4. Dezember 1999, Poli, Rom

Mitglied der „Costituente“; erste Präsidentin der Abgeordnetenkammer

Leonilde, kurz Nilde, Iotti gehört zu den prägenden Figuren der italienischen Politik der Nachkriegszeit. Sie war nicht nur Mitglied der verfassungsgebenden Versammlung Italiens, sondern auch Widerstandskämpferin, überzeugte Feministin und erste weibliche Präsidentin der Abgeordnetenkammer.
Nilde Iotti studierte Literatur und Philosophie an der Katholischen Universität in Mailand und kehrte als ausgebildete Lehrerin in ihre Heimatstadt Reggio Emilia zurück. Dort wurde sie ab 1943 in der Kommunistischen Partei und in der „Resistenza“ aktiv und übernahm in ihrer Provinz die Leitung der Frauengruppen, der „Gruppi di difesa della donna“. Nach Kriegsende wurde Iotti zunächst Vorsitzende der aus den Frauengruppen der „Resistenza“ hervorgegangenen „Unione donne italiane“ in Reggio Emilia, dann Mitglied des nationalen Komitees. Zugleich war Iotti weiter in der Kommunistischen Partei tätig. Am 2. Juni 1946 mit nur 25 Jahren wurde Nilde Iotti in die „Assemblea Costituente“ gewählt, die Versammlung, die für die Ausarbeitung einer neuen republikanischen Verfassung zuständig war. Die junge Politikerin war damit eine der 21 Frauen unter den insgesamt 556 Abgeordneten. Nilde Iotti wurde in ihrer Funktion als Abgeordnete auch Mitglied der „Commissione dei 75“, die sich den Bürger*innenrechten und -pflichten widmete. Vehement setzte sie sich in der verfassungsgebenden Versammlung für die Rechte der Frauen in der Familie sowie in der Öffentlichkeit ein.

1948 zog Nilde Iotti in die Abgeordnetenkammer ein, in der sie bis 1999 vertreten war. Auch hier galt ihr Einsatz den Rechten der Frauen. So brachte sie beispielsweise einen Gesetzesentwurf zur „Einführung einer Rente und einer freiwilligen Versicherung für Hausfrauen“ vor und verwies dabei auf die soziale und moralische Bedeutung der Hausarbeit mit der Forderung an den Staat, eine Altersrente zu garantieren. Als überzeugte Europäerin wurde Nilde Iotti 1969 ins Europäische Parlament gewählt und war zehn Jahre lang Abgeordnete. 1979 erfolgte ihre Wahl zur Präsidentin der italienischen Abgeordnetenkammer. Als erste Frau bekleidete Iotti damit das dritthöchste Amt des italienischen Staates und hatte dieses bis 1992 inne. Während einer Regierungskrise von 1987 wurde Iotti – auch hier als erste Frau – vom Staatspräsident Francesco Cossiga mit einem Sondierungsmandat zur Lösung der schwierigen politischen Krise beauftragt. Ihre Anstrengungen zur Bildung einer neuen Regierung waren nicht erfolgreich und endeten in vorgezogenen Neuwahlen. 1999 legte Nilde Iotti aus gesundheitlichen Gründen ihre politischen Ämter zurück.

→ CAPOROSSI Patrizia, *Nilde Iotti. Quella donna emancipata*. IN: Fondazione Nilde Iotti, online unter: http://www.fondazionenildeiotti.it/pagina.php?id=813, 30.08.2021;
→ LAMA Luisa, *Nilde Iotti. Una storia politica al femminile*, Roma, Donzelli, 2020;
→ MORELLI Maria Teresa Antonia [Hrsg.], *Le donne della Costituente*, Bari, Laterza, 2007, vor allem LVI–LXIV.

Tina Anselmi

Geboren: 25. März 1927,
Castelfranco Veneto

Verstorben: 1. November 2016,
Castelfranco Veneto

Erste italienische Ministerin

1927 wurde Tina Anselmi in eine bäuerlich-katholische Familie in Venetien geboren.
Ihr Vater, der sozialistischen Ideen nicht abgeneigt war, wurde vom faschistischen Regime verfolgt. Mit 16 Jahren beschloss Tina Anselmi, sich der „Resistenza“ anzuschließen, nahm den Decknamen „Gabriella“ an und betätigte sich als „staffetta“ am Widerstand. Nach Kriegsende schloss Anselmi ihr Literaturstudium an der „Università Cattolica“ in Mailand ab und wurde Grundschullehrerin. Bereits 1944 war Tina Anselmi der „Democrazia Cristiana“ beigetreten und in der Gewerkschaft – zunächst der CGIL, ab 1950 der CISL – aktiv geworden. Ihr Fokus galt dabei dem Textil- und Bildungssektor. Ersterer ermöglichte es Anselmi, die Arbeits- und Frauenfragen miteinander zu verknüpfen, handelte es sich doch um ein vorwiegend weibliches Betätigungsfeld.

Ab Ende der 1950er-Jahre nahm die politische Tätigkeit in Anselmis Leben immer mehr Platz ein. 1968 wurde sie in die Abgeordnetenkammer gewählt, wo sie bis 1992 vertreten blieb. Auch auf nationaler Ebene waren soziale Angelegenheiten und Arbeitsfragen ihre Hauptanliegen. Anselmi war Mitglied diverser Ausschüsse. Von 1974 bis 1976 bekleidete sie das Amt der Untersekretärin im Arbeitsministerium. 1976 berief der damalige Ministerpräsident Giulio Andreotti Anselmi zur Ministerin für Arbeit und Soziales („Ministro del Lavoro e della Previdenza Sociale“). Damit war sie die erste weibliche Ministerin Italiens. Im Jahre 1978 wechselte Anselmi in das Gesundheitsministerium, wo sie für die nächsten beiden Andreotti-Regierungen als Ministerin verblieb. Von 1981 bis 1982 war Anselmi Vorsitzende des parlamentarischen Untersuchungsausschusses, der im Zuge der Aufdeckung der konspirativen Freimaurerloge „P2“ eingerichtet worden war. Auch frauenspezifischen Problemstellungen blieb Anselmi als Politikerin von nationalem Rang treu. Drei Mal nahm sie als italienische Delegierte an der „World Conference on Women“ der Vereinten Nationen (1975, 1985, 1995) teil. Ab dem Jahre 1987 bekleidete sie das Amt der Präsidentin in der nationalen Kommission für Chancengleichheit („Commissione Pari Opportunità“).

Tina Anselmis Wirken als Ministerin ist mit einigen bedeutenden Gesetzen verbunden. In ihre Zeit als Gesundheitsministerin fielen unter anderem das Gesetz zur Einrichtung des Nationalen Gesundheitsdienstes sowie die „Basaglia“-Reform. 1978 setzte sie ihre Unterschrift unter das Gesetz Nr. 194, welches die Straffreiheit für den freiwilligen Schwangerschaftsabbruch festlegte. Als ihre wichtigste Errungenschaft im Ministerinnen-Amt kann die „Legge sulla parità di trattamento tra uomini e donne in materia di lavoro“ gelten, die auf Anselmi zurückgeht und 1977 verabschiedet wurde. In 15 Artikeln verbietet das Gesetz nicht nur jede ungerechtfertigte und willkürliche Form der Geschlechterdiskriminierung im Zugang zu Arbeit, sondern beinhaltet auch frauenspezifische Anliegen. Während beispielsweise der zweite Artikel das Recht der Arbeiterinnen auf gleichen Lohn bei gleicher Arbeitsleistung sanktioniert, widmen sich nachfolgende Artikel sozialen Forderungen wie der Ausweitung des Mutterschutzes und der Möglichkeit der Freistellung des Vaters aus Betreuungsgründen.
Tina Anselmi war eine überzeugte Kämpferin für Chancengleichheit von Mann und Frau.
Als erste Ministerin Italiens war sie nicht nur eine Pionierin in der männlich dominierten Politik, sondern schaffte darüber hinaus mit ihrem Gesetz einen wichtigen Meilenstein auf dem Weg zur praktischen Umsetzung von Chancengleichheit.

→ ANSELMI Tina/VINCI Anna, *Storia di una passione politica*, Milano, Sperling & Kupfer, 2006;
→ BARBIERI Alessandro, *Ricordando Tina Anselmi. La legge sulla parità di trattamento nel Lavoro 1977 tra il contesto internazionale e la sua soggettività*. IN: Diacronie 34/2 (2018), online unter: https://journals.openedition.org/diacronie/8542, 10.05.2022;
→ LEGGE 9 dicembre 1977, n. 903. IN: Gazzetta ufficiale delle Repubblica Italiana, online unter: https://www.gazzettaufficiale.it/eli/id/1977/12/17/077U0903/sg, 03.05.2022;
→ SEGA Maria Teresa/BELLINA Luisa [Hrsg.], *Tra la città di Dio e la città dell'uomo. Donne cattoliche nella Resistenza Veneta*, Venezia/Treviso, Iveser/Istresco, 2004, 149–162;
→ VANZETTO Livio, *Tina Anselmi. Ritratti critici di contemporanei.* IN: Belfagor 66/2 (2011), 165–196.

POLITISCH-SOZIALE AKTIVISTINNEN

Sojourner Truth

Geboren: ca. 1797, Hurley, USA

Verstorben: 26. November 1883,
Battle Creek, USA

Frauenrechtlerin und Abolitionistin

Unter dem Namen Isabella wurde Sojourner Truth als Kind versklavter Eltern und damit in Unfreiheit geboren. Sie wurde verkauft, musste harte körperliche Arbeit verrichten und brutale Strafen erdulden. Aus ihrer Ehe mit einem versklavten Mann gingen fünf Kinder hervor. 1827 wurde Isabella von ihrem „Besitzer“ freigelassen und zog nach New York City, wo sie als Hausangestellte arbeitete.
1843 nahm sie den Namen Sojourner Truth an und begann ein Leben als Wanderpredigerin. Auf ihren Reisen wurde sie mit abolitionistischen und feministischen Ideen bekannt und begann diese in ihren öffentlichen Reden bald schon mit wachsendem Erfolg zu vertreten. Als eine der Ersten verband Sojourner Truth in ihren Auftritten die Forderung nach Frauenrechten mit der Forderung nach der Abschaffung der Sklaverei und war sich damit der doppelten Unterdrückung der Afroamerikanerinnen als Frauen und als „People of Colour“ bewusst.
1851 trat Sojourner Truth auf der Frauenrechtskonferenz in Akron (Ohio) auf, wo sie ihre berühmt gewordene Rede „Ain’t I a Woman?“ vorbrachte. Darin wandte sie sich gegen die Vorstellung von rassischer und geschlechtsspezifischer Minderwertigkeit und stellte damit das legitimierende Argument für die Verwehrung von Rechten infrage. Während des amerikanischen Bürger*innenkrieges wirkte Sojourner Truth als Beraterin und Unterstützerin befreiter Sklav*innen. Sojourner Truths Leben steht sinnbildlich für die vielfältigen Verschränkungen von Diskriminierungs- und Unterdrückungskategorien. Mit der Frage, ob sie denn keine Frau sei, brachte sie zum Ausdruck, dass der Kampf ihrer Zeitgenoss*innen um Frauenrechte ausschließlich als ein Kampf für „weiße Frauen“ gedacht wurde. Truths Lebensweg macht bis heute deutlich, dass Feminismus nicht nur den „weißen“, gut ausgebildeten, gesunden und heterosexuellen Frauen gilt, sondern unterschiedlichste Lebensrealitäten und Erfahrungen zur Kenntnis nehmen und vertreten muss.

→ MICHALS Debra, *Sojourner Truth (1797–1883).* IN: National Women’s History Museum, online unter: https://www.womenshistory.org/education-resources/biographies/sojourner-truth, 20.05.2022;
→ PAINTER Nell Irvin, *Sojourner Truth in Life and Memory. Writing the Biography of an American Exotic.* IN: Gender & History 2/1 (1990), 3–16;
→ SMIET Katrine, *Sojourner Truth and Intersectionality. Traveling Truths in Feminist Scholarship*, London/New York, Routledge, 2021.

Harriet Tubman

Geboren: ca. 1820, Dorchester Country,
USA

Verstorben: 10. März 1913, Auburn, USA

Fluchthelferin für Sklav*innen

Harriet Tubman wurde 1820 als Kind eines Sklav*innenpaares unter dem Namen Araminta geboren. Wie für viele Sklav*innen ist ihr genaues Geburtsdatum nicht bekannt. In ihrer Kindheit und Jugend musste sie selbst Sklav*innenarbeit verrichten und arbeitete als Kinder- und Hausmädchen sowie als Köchin und Plantagenarbeiterin. Von den im Jugendalter erfahrenen Misshandlungen trug sie bleibende körperliche Schäden davon.
1849 flüchtete Tubman aus der Sklaverei nach Kanada und arbeitete in der Folge in den Nordstaaten. Mit ihrem angesparten Geld unternahm sie ab 1850 waghalsige Reisen in den Süden, um – unterstützt von einem Netzwerk von Fluchthelfer*innen – Sklav*innen zu befreien. Bis zum Beginn des amerikanischen Bürger*innenkrieges 1861 befreite sie auf diese Weise nicht nur ihre Eltern und die meisten ihrer Geschwister, sondern auch Hunderte anderer Sklav*innen.
Harriet Tubman war nicht nur im Geheimen aktiv, sie trat zudem auf Versammlungen von Abolitionist*innen auf, später war sie in der US-amerikanischen Frauenrechtsbewegung aktiv. Während des Bürger*innen- bzw. Sezessionskrieges diente Tubman in der Unionsarmee. So kümmerte sie sich beispielsweise um die Verpflegung der Soldaten und versorgte kranke und hungernde ehemalige Sklav*innen, die hinter den Unionslinien Schutz suchten. Sie fungierte als Kundschafterin und führte oft mutig Überfallkommandos an.
Ihr in diesem Zusammenhang geleisteter Einsatz wurde nie entlohnt. Die Regierung weigerte sich, ihren Kriegsdienst anzuerkennen und die damit verbundenen Zahlungen zu veranlassen. Nach dem Bürger*innenkrieg versorgte und beherbergte Harriet Tubman Afroamerikaner*innen, die in ihrem Haus Zuflucht suchten. Sie setzte sich für die Gründung zweier Schulen für freigelassene Sklav*innen ein und stiftete ein Heim für bedürftige Afroamerikaner*innen. Aufgrund ihres unermüdlichen Einsatzes wurde Harriet Tubman „Moses ihres Volkes“ genannt.

→ BENZ Anna-Maria, *„Freiheit oder Tod“. Harriet Tubman (geb. Araminta Ross, um 1829–1913). Afroamerikanische Freiheitskämpferin*, Lich/Hessen, Edition AV, 2009;
→ SCHRÄPEL Beate, *Harriet Tubman.* IN: FemBio. Frauen. Biographienforschung, online unter: https://www.fembio.org/biographie.php/frau/biographie/harriet-tubman, 30.09.2021.

Geboren: 9. Juni 1843, Prag

Verstorben: 21. Juni 1914, Wien

Pazifistin, Friedensforscherin,
Schriftstellerin

Bertha von Suttner galt vielen ihrer Zeitgenoss*innen als Utopistin oder gar „Närrin“. Ihre Anliegen verhallten schlussendlich ungehört. Dabei waren die Forderungen der überzeugten Pazifistin keineswegs weltfremd. Vielmehr erkannte sie die bedrohliche Entwicklung der Waffentechnik und erfasste die potenziell millionenfach tödlichen Auswirkungen eines Krieges mit modernen Mitteln. Ein solcher Krieg, so warnte Suttner, sei von keiner Seite mehr zu gewinnen. Von dieser Erkenntnis ausgehend forderte Suttner, den Krieg als politisches Mittel aufzugeben. Der Kampf für Frieden bedeutete für sie ein radikales Umdenken, den Kampf gegen die Grundlagen des Krieges, gegen nationalen und religiösen Fanatismus, gegen soziale Ungerechtigkeit, Menschenrechtsverletzungen, einschließlich der weiblichen Benachteiligung, sowie gegen die öffentliche Kriegsheldenverehrung.
Bertha von Suttner stammte aus der böhmischen Adelsfamilie der Fürsten und Grafen von Kinsky. Ehe und Familie galten in ihrer Zeit für eine Frau ihres Kreises als einzig vorstellbares Verwirklichungsfeld. Diesem weiblichen Lebensentwurf wollte (oder konnte) die junge Bertha jedoch nicht gerecht werden: Als die dritte Verlobung scheiterte und das vom früh verstorbenen Vater hinterlassene Vermögen so gut wie aufgezehrt war, fasste Suttner den ungewöhnlichen Entschluss, selbst erwerbstätig zu werden. 1873 wurde sie Gouvernante beim Baron von Suttner. Mit dem sieben Jahre jüngeren Sohn der Familie entwickelte sich bald eine intensive Beziehung.

Für kurze Zeit ging Bertha von Suttner nach Paris, wo sie als Privatsekretärin für den schwedischen Chemiker und Industriellen Alfred Nobel arbeitete. Nach ihrer Rückkehr nach Wien erfolgte die heimliche Hochzeit mit Arthur von Suttner.
Um den Widerständen und Unstimmigkeiten mit der Familie ihres neuen Ehemannes zu entfliehen, zog das Paar nach Georgien. Hier arbeitete Bertha von Suttner unter anderem als Journalistin für eine deutschsprachige Zeitung.
Auch nach der Aussöhnung mit der Familie und der Rückkehr nach Wien 1885 blieb Suttner journalistisch aktiv.
Aus Empörung über kriegerische Auseinandersetzungen verfasste Bertha von Suttner 1889 das Buch „Die Waffen nieder!“, das zu einem der größten literarischen Erfolge des 19. Jahrhunderts wurde. Bis 1905 erzielte es allein im deutschsprachigen Raum Verkaufszahlen im hohen sechsstelligen Bereich. Die Autorin hatte das Buch bewusst als Roman konzipiert.
Sie war überzeugt, mit dieser literarischen Form eine größere Leser*innenschaft zu erreichen.
In der Geschichte ist der Krieg nicht heroisch dargestellt, sondern wird zu einer grauenvollen Veranstaltung, bei der es um gnadenlose und zutiefst menschenverachtende Vernichtung geht. Das Töten wird zu einem entindividualisierten Massenphänomen, der Mensch bloßes Kriegsmaterial.

Mit diesem Bild wollte Bertha von Suttner ihre Leser*innenschaft aufrütteln und gegen den Krieg mobilisieren.
Das Buch machte Suttner zu einer führenden Persönlichkeit der Friedensbewegung. Für ihre „Friedensmission“ war die Autorin in verschiedensten Funktionen unterwegs. Sie beteiligte sich an der Gründung der österreichischen Friedensgesellschaft, welcher sie als Präsidentin vorstand, und war maßgeblich an der Herausgabe der pazifistischen Zeitschrift „Die Friedenswarte“ beteiligt. In den 1890er-Jahren wirkte Bertha von Suttner wiederholt an internationalen Friedenskonferenzen mit. Unter anderem war sie an der Vorbereitung der Ersten Haager Friedenskonferenz von 1899 beteiligt, bei der in Erweiterung der Genfer Konvention von 1864 allgemeine Regeln der Kriegsführung beschlossen wurden.
1905 erhielt Bertha von Suttner als erste Frau den von Alfred Nobel gestifteten Friedenspreis.
Im Sommer 1914 verstarb die bedeutende Friedensaktivistin. Sieben Tage später trafen die tödlichen Schüsse von Sarajevo den österreich-ungarischen Thronfolger und seine Frau und waren der Anlass für jenen Krieg, den Bertha von Suttner so vehement hatte verhindern wollen.

→ DANZER Gerhard, *Europa, deine Frauen. Beiträge zu einer weiblichen Kulturgeschichte*, Berlin, Springer, 2015, 237–252;
→ HAMANN Brigitte, *Bertha von Suttner. Kämpferin für den Frieden*, Wien, Brandstätter, 2013.

Eleanor Roosevelt 110

Geboren: 11. Oktober 1884, New York City

Verstorben: 7. November 1962,
New York City

Menschenrechtsaktivistin, Diplomatin

In den Blick der breiten Öffentlichkeit geriet Eleanor Roosevelt mit ihrem sozialen Engagement im Zuge ihrer Amtszeit als US-amerikanische First Lady. Ihr Mann Franklin D. Roosevelt war 1932 zum Präsidenten gewählt worden. Eleanor Roosevelt hatte ihn in seiner politischen Karriere tatkräftig unterstützt und sich als führende Vertreterin der Demokratischen Partei im Staat New York etabliert. Zwölf Jahre lang war Roosevelt First Lady der Vereinigten Staaten von Amerika und dabei eine unabhängig agierende Frau, die nicht bloß ihren Mann begleitete, sondern eigene Akzente setzte. Für ihre Vorstellung von „Fortschritt“ beeinflusste sie die öffentliche Meinung und setzte so den Präsidenten und die Politik unter Druck. Sie trat für die Rechte von Frauen, Kindern und Jugendlichen, den Ausbau des Sozialstaates, den Kampf gegen die Rassendiskriminierung sowie den Aufbau von internationalen Allianzen gegen Faschismus und Nationalsozialismus ein.

Nach dem Tod ihres Mannes 1945 wurde sie als einzige Frau zur US-amerikanischen Delegierten für die in Gründung begriffenen Vereinten Nationen ernannt. Hier war sie von 1945 bis 1951 als Vorsitzende der Menschenrechtskommission tätig und übernahm eine wichtige Rolle bei der Ausarbeitung und Verabschiedung der „Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte“. Die Erklärung, die im Dezember 1948 von der Generalversammlung verabschiedet wurde, geht zu einem großen Teil auf Eleanor Roosevelt zurück, die an Planung, Formulierung und Durchsetzung maßgeblich beteiligt war.
Bis ins hohe Alter blieb Roosevelt sozialpolitisch engagiert, ein zentrales Anliegen war ihr in der Zeit des Kalten Krieges der Erhalt des Weltfriedens.

→ BARITONO Raffaella, *Eleanor Roosevelt. Una biografia politica*, Bologna, Il Mulino, 2021;
→ PELINKA Anton, *Der politische Aufstieg der Frauen. Am Beispiel von Eleanor Roosevelt, Indira Gandhi und Margaret Thatcher*, Wien [u.a.], Böhlau, 2020, 43–88;
→ PUSCH Luise F., *Eleanor Roosevelt*. IN: FemBio. Frauen. Biographienforschung, online unter: https://www.fembio.org/biographie.php/frau/biographie/eleanor-roosevelt/, 30.09.2021.

Rosa McCauley Parks 111

Geboren: 4. Februar 1913, Tuskegee, USA

Verstorben: 24. Oktober 2005,
Detroit, USA

US-amerikanische Bürgerrechtlerin

Als Rosa Parks sich im Dezember 1955 auf dem Heimweg von der Arbeit weigerte, der Aufforderung des Busfahrers nachzukommen, ihren Sitzplatz, wie es die Reservierung vorsah, den „weißen“ Fahrgästen zu überlassen, gab sie den Anstoß für eine breite Bürger*innenrechtsbewegung. Sie wurde zum Symbol für den gewaltlosen Protest der Afroamerikaner*innen gegen die Rassendiskriminierung in den USA. 1913 in Alabama und somit in den Südstaaten geboren, wurde die gelernte Näherin bald in der „National Association for the Advancement of Colored People“ (NAACP) aktiv. Von 1943 bis 1956 war sie in dieser Organisation als Sekretärin tätig. Rosa Parks war damit zum Zeitpunkt ihrer Verweigerung, den Sitzplatz freizugeben, und der darauffolgenden Verhaftung bereits als Aktivistin gegen die vor allem in den Südstaaten der USA herrschende Rassendiskriminierung und -trennung tätig.
Ihre Verweigerung gilt heute als Geburtsstunde der US-amerikanischen Bürger*innenrechtsbewegung. Die Reaktion war der von lokalen Führungspersönlichkeiten – darunter auch dem aufstrebenden Bürgerrechtler Martin Luther King Jr. – organisierte „Montgomery Busboykott“, der mehr als ein Jahr dauerte. 1956 bestätigte der oberste US-amerikanische Gerichtshof die Verfassungswidrigkeit von getrennten Sitzplätzen in den öffentlichen Bussen von Montgomery. Rosa Parks blieb in der NAACP und anderen Bürger*innenrechtsgruppen ein Leben lang aktiv. Für ihre Verdienste erhielt sie zwei der höchsten zivilen Auszeichnungen der Vereinigten Staaten von Amerika: 1996 die „Presidential Medal of Freedom“ (1996) sowie 1999 die „Congressional Gold Medal of Honor“.

→ CHICAGO-NORDWOOD Arlisha, *Rosa Parks 1913–2005*. IN: National Women’s History Museum. 2017, online unter: https://www.womenshistory.org/education-resources/biographies/rosa-parks, 30.09.2021;
→ FAHLENBOCK Ute, *Rosa Parks*. IN: FemBio. Frauen. Biographienforschung, online unter: https://www.fembio.org/biographie.php/frau/biographie/rosa-parks/, 30.09.2021;
→ THEOHARIS Jeanne, *“A Life History of Being Rebellious”: The Radicalism of Rosa Parks*. IN: GORE Dayo F./THEOHARIS Jeanne/WOODARD Komozi [Hrsg.], Want to Start a Revolution? Radical Women in the Black Freedom Struggle, New York, New York University Press, 2009, 115–137.

Geboren: 5. September 1928, Venedig

Verstorben: 13. Jänner 2005, Venedig

Schriftstellerin, Vertreterin einer radikalen Psychiatriekritik, Politikerin

Der Name Franca Ongaro findet sich auf einer Vielzahl von wichtigen Werken, die im Rahmen der italienischen Psychiatriekritik- und Psychiatriereformbewegung entstanden. Trotzdem liegt bis heute nur ein einziges dünnes Buch vor, das sich mit ihrem Leben und Wirken auseinandersetzt. Diese Tatsache steht im krassen Kontrast zur Berühmtheit von Ongaros Ehemann, Franco Basaglia, der auch über die Grenzen der psychiatrischen Disziplin hinaus große Bekanntheit genießt. Das Gesetz Nr. 180 vom 13. Mai 1978, das unter anderem die Schließung der psychiatrischen Anstalten vorsah, wird gemeinhin nach ihm „Legge Basaglia“ genannt. Dabei sind die Werke Franca Ongaros und Franco Basaglias untrennbar miteinander verbunden. So schreibt Ongaro in einem Vortragstext 1995: „In der Rollenverteilung war ich die Schreibende, sodass es für mich schwierig war, zu sagen oder zu erkennen, was von ihm oder was von mir war. Die Dinge wurden gemeinsam aus einer ständigen Konfrontation geboren.
Deshalb finde ich es schwierig, über Franco zu sprechen, ohne mich persönlich betroffen zu fühlen.“ („Nella ripartizione dei ruoli la scrittura ero io, quindi mi è difficile dire o riconoscere quello che era dell’uno e dell’altra. Le cose nascevano insieme da un continuo confronto. Per questo ho difficoltà a parlare di Franco senza sentirmi coinvolta in prima persona.“)
Als Basaglia 1961 Direktor der psychiatrischen Anstalt in Gorizia wurde, leitete das Ehepaar gemeinsam jene Reform ein, die als „Revolution der Psychiatrie“ in die Geschichte eingehen sollte. Für den Psychiater Basaglia waren die Zustände in der Anstalt von Gorizia unhaltbar: Er diskutierte mit den Mitarbeiter*innen und Patient*innen Reforminitiativen, öffnete geschlossene Stationen, hob die Geschlechtertrennung auf, schuf Zwangsmaßnahmen ab und versuchte, die Patient*innen in ihren Therapieprozess miteinzubeziehen. Obwohl Franca Ongaro kein Medizinstudium absolviert hatte, war sie Mitglied des Teams rund um die Reformen in Gorizia und aktiver Teil der Reformbemühungen. Franca Ongaro hatte zeit ihres Lebens einen ausgeprägten Hang zum Schreiben, ein Talent, das ihr vor allem in den gemeinsam mit ihrem Mann verfassten Texten zugutekam. Ihr literarisches Talent war entscheidend für die Entstehung der Texte, die grundlegend für die Bewegung der neuen Psychiatrie waren. So ist Franca Ongaro in den Sammelbänden „Che cos’è la psichiatria?“ sowie „L’istituzione negata“ vertreten. Sie gab gemeinsam mit ihrem Ehemann „La maggioranza deviante“ sowie „I crimini di pace“ heraus. In Letzterem sind die psychiatriekritischen Texte von Fotografien begleitet, die erstmals einer breiten Öffentlichkeit die menschenunwürdigen Bedingungen, unter denen Patient*innen verwahrt wurden, vor Augen führten. Ziel der Schriften Ongaros und Basaglias war es, in die öffentliche Vorstellung einzugreifen, das traditionelle Bild von psychischer Krankheit infrage zu stellen und zu zeigen, wie ein Umgang mit den betroffenen Menschen ohne Isolation und Ausgrenzung möglich war.

Von 1984 bis 1991 war Franca Ongaro auch als Politikerin aktiv: Sie saß als Vertreterin der „Sinistra Indipendente“ im Senat. In dieser Funktion war sie eine Leitfigur im Kampf für die Durchführung der Psychiatriereform von 1978 und maßgeblich an der Ausarbeitung der Umsetzungsrichtlinien beteiligt.
Ongaros ziviles Engagement galt nicht nur der Kritik an der Ausgrenzung in Bezug auf psychische Krankheit. Sie widmete sich als Politikerin auch Fragen der Suchterkrankungen und frauenspezifischen Themen.
Franca Ongaro war als Übersetzerin tätig und verfasste eigene philosophische und soziologische Bücher und Essays. Dabei interessierte sie sich unter anderem für die Situation der Frauen bzw. für die Festschreibung und Naturalisierung der gängigen Frauenrollen.

Obwohl Franca Ongaro Basaglia mit ihrem Doppelnamen publizierte, wird hier in der Kurzbiografie auf den Mädchennamen zurückgegriffen, um eine Verwechslung mit dem Ehemann zu vermeiden.

→ GIANNICHEDDA Maria Grazia, *Ongaro Basaglia, Franca*. IN: Treccani, online unter: https://www.treccani.it/enciclopedia/franca-ongaro-basaglia_(Dizionario-Biografico), 06.12.2021;
→ VALENTI Elena, *“La doppia esclusione”. Il rapporto tra psichiatria radicale e pensiero femminista in Italia (1961–1978),* unveröffentlichte Masterarbeit, Università degli Studi di Padova, 2021;
→ VALERIANO Annacarla, *Contro tutti i muri. La vita e il pensiero di Franca Ongaro Basaglia*, Roma, Donzelli, 2022.

Geboren: 18. Juli 1929, Parabiago, Mailand

Verstorben: 29. Mai 2013, Mailand

Schauspielerin, Theaterautorin, Dramaturgin und politische Aktivistin

Wenn der Name Franca Rame fällt, folgt ihm zumeist ein weiterer, jener ihres Ehemannes Dario Fo. In vielen Texten, Analysen und Rezensionen verschwimmen die Grenzen zwischen Rames Schaffen und jenem ihres Mannes; das ist eine logische Folge der engen Zusammenarbeit der beiden. Problematisch ist das „Verschwimmen“ der beiden Personen jedoch angesichts der Tatsache, dass mit diesem eine Vernachlässigung der Figur von Franca Rame einhergeht. Das Wirken des Ehepaares scheint unter dem Begriff „Dario Fo“ zusammengefasst. Erst spät erschien Rames Name gleichberechtigt auf den Titelblättern herausgegebener Werke. Angesichts der Verleihung des Literaturnobelpreises 1997 an Dario Fo verwies dieser in seiner Rede darauf, den Preis für sich und seine Frau entgegenzunehmen.
Das Theaterspielen wurde Franca Rame in die Wiege gelegt: 1929 wurde sie in eine Wandertheater-Familie hineingeboren. In den 1950er-Jahren zog sie nach Mailand, wo sie weiter schauspielerisch aktiv blieb. Hier lernte sie Dario Fo kennen, den sie 1954 heiratete. Wenige Jahre später gründeten Rame und Fo ihre eigene Theatergruppe „Compagnia Dario Fo-Franca Rame“ und brachten erste Stücke zur Aufführung.
In den 1960er-Jahren begann das Paar Rame-Fo auch für die neu gegründete staatliche Rundfunkanstalt RAI zu arbeiten. Ihr Programm wurde jedoch bereits nach wenigen Ausgaben aufgrund von Protesten und Polemiken abgebrochen.
In den von studentischen Unruhen, Arbeiter*innenprotesten und feministischen Bewegungen geprägten 1960ern kehrte sich das Ehepaar endgültig von strukturierten Institutionen ab und baute ein unabhängiges Theaterkollektiv auf. Die traditionellen Theaterräume wurden durch alternative Aufführungsorte wie öffentliche Plätze, Fabriken und „Case del Popolo“ ersetzt. Immer mehr verbanden sich die Darbietungen mit politischem Aktivismus. Die Theaterarbeit Rames und Fos war dabei nicht gewinnorientiert, sondern sollte lediglich eine unabhängige Arbeit garantieren. Dank der finanziellen Ungebundenheit waren Rame und Fo in der Lage, zentrale gesellschaftlich-politische Themen wie Terrorismus, Imperialismus, Drogenabhängigkeit, geschlechtsspezifische Gewalt, die Lage der Gefangenen in den italienischen Haftanstalten etc. theatralisch zu bearbeiten. Die Theaterstücke des Paares hatten zwar stets eine schriftliche Grundstruktur; die endgültige Fassung erschien jedoch erst Jahre nach der Aufführung und die Inszenierungen konnten von dem Text, der als „Rohskript“ gedacht war, abweichen. Gegen Ende der 1970er widmete sich Rame zusehends unabhängig von ihrem Ehemann eigenen Inszenierungen, in denen sie frauenspezifische Themen in den Vordergrund stellte und somit die feministische Bewegung als Bezugspunkt wählte. Rame war über das Theater hinaus sozial-politisch aktiv. Mit ihrer Organisation „Soccorso Rosso“ machte sich die Künstlerin für die Rechte der Gefängnisinsass*innen in Italien stark.
Im März 1973 wurde Franca Rame von einer Gruppe Neofaschisten in Mailand vergewaltigt. Der Fall wurde zunächst archiviert, erst Ende der 1990er-Jahre brachte eine umfassende Untersuchung die Tatsache ans Licht, dass die Straftat nicht nur von hochrangigen Carabinieri-Beamten geduldet, sondern sogar unterstützt worden war. Dieses Urteil zeigt, dass das Ehepaar Rame-Fo mit seiner politisch-künstlerischen Aktivität zur Zielscheibe extremistischer Angriffe sowie staatlicher Repression geworden war.
Im Monolog „Lo Stupro“, der einige Jahre nach der Tat entstand, gelang es Franca Rame, die Erfahrung von Gewalt, Misshandlung sowie des empfundenen Schamgefühls zu verarbeiten und theatralisch umzusetzen. In ihrem Monolog zielte Rame auf Enttabuisierung und die Unterstützung der Kampagne für die Annahme des Gesetzes gegen sexuelle Gewalt ab. Bis in die 1990er wurde sexuelle Gewalt rechtstechnisch in Italien nicht als Verbrechen gegen ein Individuum, sondern als Angriff auf die Familienordnung, die Sittlichkeit und die öffentliche Moral gewertet und geahndet. Erst im Februar 1996 verabschiedete das italienische Parlament ein Gesetz, das Vergewaltigung als Delikt gegen die Person einstufte und die Verfolgung dieser Straftat unabhängig von einer erfolgten oder zurückgezogenen Anzeige einführte.

→ ANDERLINI Serena, *Franca Rame. Her Life and Work*. IN: Theater 17/1 (1985), 32–39;
→ COTTINO-JONES Marga, *Franca Rame on Stage. The Militant Voice of a Resisting Woman*. IN: Italica 72/3 (1995), 323–339;
→ D’ARCANGELI Luciana, *Colloqui sul nostro tempo. Franca Rame*. IN: Il Gabellino 7/12 (2005), 2–4, online unter: http://www.ilgabellino.eu/ilgabellino/article/view/358, 04.05.2022;
→ FO Dario, Discorso del Nobel per la Letteratura IN: Archivio Franca Rame Dario Fo, online unter: http://www.archivio.francarame.it/scheda.aspx?IDScheda=813&IDOpera=115, 05.05.2022;
→ FARRELL Joseph, *Dario e Franca. La biografia della coppia Fo-Rame attraverso la storia italiana*, Milano, Lezioni, 2014;
→ RAME Franca/FO Dario, *Una vita all’ “improvvisa”*, Parma, Guanda, 2010.

Geboren: 26. Juni 1935, Padua

Verstorben: 31. Oktober 2018, Bozen

LGBT-Aktivistin

Heute gilt Mariasilvia Spolato als Ikone der italienischen Schwulen- und Lesbenbewegung: Der italienische Politiker Alessandro Zan, Verfasser des Gesetzesentwurfes, der „Maßnahmen zur Verhinderung und Bekämpfung von Diskriminierung und Gewalt aufgrund des biologischen sowie sozialen Geschlechts, sexueller Orientierung, Geschlechtsidentität und Behinderung“ („Misure di prevenzione e contrasto della discriminazione e della violenza per motivi fondati sul sesso, sul genere, sull’orientamento sessuale, sull’identità di genere e sulla disabilità“) vorsieht, erinnert Spolato in seinem Buch „Senza paura“ als „erste Frau, die sich in Italien öffentlich outete“ („prima donna a fare un coming out pubblico in Italia“). Er nennt ihre Geschichte „unsere Geschichte“ („la nostra storia“) und verbindet den aktuellen Kampf um die Rechte von Schwulen und Lesben mit der Lebensgeschichte Spolatos. Ihr Buch „I movimenti omosessuali di liberazione“ wurde 2019 neu aufgelegt. 2021 widmete die Wochenzeitschrift „Il venerdì“ ihre Titelseite Spolato. Seit 2022 trägt das „Centro antidiscriminazioni Lgbt+“ in Spolatos Geburtsstadt ihren Namen.
Mariasilvia Spolato wuchs in Padua auf, wo sie die Schule besuchte und an der Universität Mathematik studierte. 1961 schloss sie das Studium ab und arbeitete in der Folge als Lehrerin. Anfang der 1970er-Jahre unterrichtete Spolato in Rom. In diesem Zeitraum engagierte sie sich zunehmend in der entstehenden italienischen Schwulen- und Lesbenbewegung. Sie war maßgeblich an der Gründung des römischen Vereins beteiligt, der sich später mit Gruppen aus Turin und Mailand zum „Fronte Unitario Omosessuale Rivoluzionario Italiano“ (FUORI) zusammenschloss. Als Aktivistin in Rom unterhielt Spolato Beziehungen zu den feministischen Gruppen der „Zweiten Frauenbewegung“ und versuchte als Vermittlerin zu wirken. 1972 veröffentlichte sie unter dem Titel „I movimenti omosessuali di liberazione“ einen Band, in dem sie Texte der verschiedensten Schwulen- und Lesbenbewegungen aus aller Welt sammelte, zur Zusammenarbeit motivieren und den italienischen Aktivist*innen Vorbilder und Beispiele geben wollte.
Im Dezember 1971, kurz nach dem Beginn ihres Aktivismus, wurde Mariasilvia Spolato als „nicht mehr für den Unterricht geeignete“ Lehrerin („non più idonea all’insegnamento“) eingestuft und ihre Vertragsverlängerung abgelehnt. Vielfach wurde und wird das Ausscheiden aus dem Schuldienst mit Spolatos öffentlichkeitswirksamem Aktivismus erklärt.

Auch Spolato selbst war davon überzeugt, aufgrund ihres Einsatzes in der Schwulen- und Lesbenbewegung vom Schuldienst entfernt worden zu sein. Eine solche Verbindung ist quellenmäßig nicht nachvollziehbar. Fakt ist jedoch, dass Mariasilvia Spolatos Outing und Aktivismus in einem Klima der Einschüchterung, Diskriminierung, der physischen und psychischen Gewalt gegen Lesben und Schwule geschah.
Am 8. März 1972 nahm Mariasilvia Spolato an einer feministischen Kundgebung auf dem Campo de’ Fiori in Rom teil. Ein hier entstandenes Foto von ihr erschien wenig später in der Zeitschrift „Panorama“: Es zeigt die Aktivistin mit einem Transparent, das auf ihre sexuelle Orientierung verweist. Spolato war damit italienweit die erste Frau, die sich öffentlich outete. Auch an der kurze Zeit später organisierten Demonstration anlässlich des Psychiatrie-Kongresses in Sanremo im April 1972 war Spolato maßgeblich beteiligt. Die Kundgebung war ein Meilenstein in der Geschichte der italienischen Schwulen- und Lesbenbewegung: Erstmals demonstrierten schwule und lesbische Aktivist*innen in Italien öffentlich gegen Diskriminierung, Stigmatisierung und allen voran die Pathologisierung ihrer sexuellen Orientierung. Einige Aktivist*innen, darunter auch Spolato, brachten sich auch im Rahmen des Kongresses mit Wortmeldungen ein. Spolatos Stellungnahme wurde wiederum in der Zeitschrift „Panorama“ abgedruckt. Innerhalb der Schwulen- und Lesbenbewegung sowie der Frauenbewegung machte sich Spolato für die Anerkennung und Sichtbarkeit der lesbischen Mitglieder, deren Anliegen vielfach übergangen wurden, stark. Im April 1974 war Spolato Hauptorganisatorin des ersten internationalen Kongresses lesbischer Frauen. Mariasilvia Spolatos Tätigkeit endete wahrscheinlich im Frühjahr 1974. In dieser Zeit zog sie sich immer stärker zurück, brach ihre Kontakte ab und nahm einen Lebensstil ohne feste Bleibe an. Ende der 1980er-Jahre ließ sie sich in Bozen nieder. Ab 1999 lebte Mariasilvia Spolato im Haus Margaret, später im Altenheim „Villa Harmonie“.
Mariasilvia Spolato hat einen entscheidenden Beitrag zur Entwicklung der italienischen Schwulen- und Lesbenbewegung geleistet.
Sie kämpfte als lesbische Frau gegen gesellschaftliche Diskriminierung, Stigmatisierung und Benachteiligung. Ihre Forderung nach Akzeptanz und Toleranz formuliert sie in einem Beitrag 1973 wie folgt: „Was wollen wir Frauen sein? Was wollen wir Homosexuellen sein? Menschen, Menschen, Menschen.“ („Che cosa noi donne vorremmo essere? Che cosa noi omosessuali vorremmo essere? Degli esseri umani, umani, umani.“)

→ FOCARDI Giovanni/DA LIO Nicolò/MANSI Adriano, *“Essere esseri umani”. Il coraggio di Mariasilvia Spolato.* IN: Diacronie. Studi di Storia Contemporanea 2/46 (2021), 23–45;
→ Für das „Centro antidiscriminazione Mariasilvia Spolato“ siehe: Centro antidiscriminazione Lgbt+, online unter: https://www.centrospolato.it/, 28.06.2021;
→ Für das „disegno di legge Zan“ siehe: Atti parlamentari, Senato della Repubblica, N. 2005, XVIII Legislatura – Disegni di legge e relazioni – Documenti, online unter: https://www.camera.it/leg18/126?tab=1&leg=18&idDocumento=569&sede=&tipo=, 28.06.2021;
→ Siehe Titelblatt von: Il venerdì di Repubblica, 4.6.2021, Nummer 1733;
→ SPOLATO Mariasilvia, *I movimenti omosessuali di liberazione*, Milano, Asterisco, 2019;
→ ZAN Alessandro, *Senza paura. La nostra battaglia contro l’odio*, Milano, Piemme, 2021, 53.

Geboren: 28. März 1946,
Sesto San Giovanni

Verstorben: 1. September 2009, Mailand

Mitgründerin der Non-Profit-Organisation „Emergency“

Bereits ihre Lehrtätigkeit an der Mittelschule in Bicocca, einem von Armut und Kriminalität geprägten Mailänder Stadtteil der Peripherie, schärfte ihr Bewusstsein für soziale Ungerechtigkeiten und Benachteiligungen. Teresa Sarti weitete ihr Engagement als Lehrerin über die Schulstunden und -mauern hinaus aus.
1994 gründete Sarti gemeinsam mit ihrem Mann, dem Chirurg Gino Strada, und einer Gruppe von engen Freund*innen „Emergency“. Die humanitäre Hilfsorganisation widmete sich der Versorgung von Kriegsverletzten, allen voran von Landminenopfern. Ein damit verbundenes Grundziel der Organisation ist es auch heute noch, nicht nur in akuten Krisensituationen zu helfen, sondern im Sinne der Nachhaltigkeit des Einsatzes lokales Gesundheitspersonal auszubilden.
Teresa Sarti war die erste Vorsitzende von „Emergency“. Im Zuge ihrer Arbeit in der Hilfsorganisation ließ sie sich zunächst von ihrer Lehrstelle beurlauben und widmete sich nach ihrer Pensionierung ganz der freiwilligen Arbeit. Während Sartis Mann als Arzt in den verschiedensten Kriegs- und Katastrophengebieten im Einsatz war, organisierte sie Informations- und Sensibilisierungskampagnen, Ausstellungen, Veranstaltungen etc.
Bis ins Jahr 2022 hat die von Teresa Sarti mitgegründete Organisation „Emergency“ nach eigenen Angaben mehr als 12 Millionen Menschen in 20 verschiedenen Ländern und Krisenregionen unentgeltlich medizinisch betreut.

→ D’ALESSANDRO Sandra, *Teresa Sarti*. IN: Enciclopedia delle donne, online unter: http://www.enciclopedia-delledonne.it/biografie/teresa-sarti/, 07.10.2021;
→ MASTROGIACOMO Daniele, *Milano, è morta Teresa Sarti Strada, fondatrice e presidente di Emergency*. IN: La Repubblica, Milano, online unter: https://milano.repubblica.it/dettaglio/milano-e-morta-teresa-sarti-strada-fondatrice-e-presidente-di-emergency/1709080, 07.10.2021;
→ o. V., *EMERGENCY: medicina e diritti dal 1994*. IN: Emergency, online unter: https://www.emergency.it/chi-siamo/storia/, 04.05.2022;
→ o. V., *Gino Strada. Chirurgo e fondatore di EMERGENCY*. IN: Emergency, online unter: https://www.emergency.it/gino-strada-chirurgo-fondatore-emergency/, 04.05.2022;
→ o. V., *Sarti, Teresa*. IN: Treccani online, online unter: https://www.treccani.it/enciclopedia/teresa-sarti/, 07.10.2021.

WIDERSTAND UND VERFOLGUNG

Geboren: 9. Mai 1921, Forchtenberg am Kocher, Baden-Württemberg

Verstorben: 22. Februar 1943, München

Widerstandskämpferin gegen den Nationalsozialismus

Ihre erste Erfahrung mit der Repressionsmacht des Nationalsozialismus machte Sophie Scholl im November 1937: Sie war 16 Jahre alt und wurde mit ihren Geschwistern aufgrund der Teilnahme ihres Bruders Hans an einer „illegalen“ Jugendorganisation verhaftet. Außer der „Hitlerjugend“ und dem „Bund deutscher Mädel“ waren alle Jugendvereine verboten worden. Der Schock der Verhaftung wirkte bei der jungen Sophie noch lange nach und gilt als Anlass für ihre entschlossene Gegner*innenschaft zum nationalsozialistischen Regime. Auch die organisierten Gewaltausschreitungen gegen Jüdinnen und Juden im Zuge des Novemberpogroms 1938 lösten bei den Mitgliedern der Familie Scholl Bestürzung aus.
Im Rahmen ihres Studiums an der Ludwig-Maximilians-Universität in München schloss sich Sophie Scholl der von ihrem Bruder Hans gegründeten Widerstandsgruppe „Weiße Rose“ an. Die Mitglieder der Gruppe entwarfen und verteilten Flugblätter, in denen sie zum Widerstand gegen das nationalsozialistische Regime aufriefen. In nächtlichen Aktionen schrieben sie regimekritische Sprüche an Häusermauern. Die Mitglieder der „Weißen Rose“ verteilten ihre Flugblätter nicht nur in München, sondern in zahlreichen deutschen Städten. Die Gruppe unternahm auch Versuche, die Widerstandsaktionen auf andere Universitäten auszuweiten und Kontakte zu anderen Gruppen herzustellen.

In ihren insgesamt sechs Flugblättern thematisiert die „Weiße Rose“ das beginnende Flächenbombardement als katastrophale Folge des deutschen Angriffskrieges, fordert zu Sabotage und Widerstand gegen einen verbrecherischen Gewaltstaat auf, dessen Krieg nicht mehr gewonnen werden könne, und prangert den Massenmord an Jüdinnen und Juden an.
Am 18. Februar 1943 wurden Sophie Scholl, ihr Bruder Hans Scholl und Christoph Propst während einer Flugblattaktion an der Münchner Universität verhaftet und wenige Tage später zum Tode verurteilt und hingerichtet.
Sophie Scholl wurde nur 21 Jahre alt.
Eine Mitgefangene, die zusammen mit Sophie Scholl in einer Zelle saß, schrieb nach dem Krieg ihre Erinnerungen auf. Dabei erinnerte sie sich auch an Sophies Antwort auf die rhetorische Frage im Verhör, ob sie diese Handlungen begangen hätte, wenn sie die Konsequenzen vorher gekannt hätte. Sophies Antwort lautete: „Ich würde alles genau so noch einmal tun, denn nicht ich, sondern Sie haben die falsche Weltanschauung.“

→ VINKE Hermann/AICHER-SCHOLL Inge, *Das kurze Leben der Sophie Scholl*, Ravensburg, Ravensburger Buchverlag, 2014;
→ Zu den Flugblättern siehe: Homepage der Weiße Rose Stiftung e. V., online unter https://www.weisse-rose-stiftung.de/widerstandsgruppe-weisse-rose/flugblaetter/ sowie Weiße Rose, *Die Flugblätter der Weißen Rose*, Bremen, Europäischer Hochschulverlag, 2010.

Geboren: 13. November 1920, Venedig

Verstorben: 1997, Venedig

Partisanin; im Außenlager von Bozen in Meran inhaftiert

Ernesta Sonego wuchs in einer Familie auf, die sich klar gegen den Faschismus positionierte: Der Vater war überzeugter Sozialist, die Mutter vertrat eine liberale Haltung. Bereits vor dem 8. September 1943 geriet ihr Vater in Konflikt mit der Polizei und musste seine Konditorei schließen. In den Jahren der „Repubblica di Salò“ versteckte er Antifaschist*innen in seinem Haus und gewährte zwei jüdischen Frauen Zuflucht. Infolge des 8. Septembers 1943 beteiligten sich auch die Kinder Anna, Cesare und Ernesta an der „Resistenza“ und verteilten zunächst Lebensmittel an die gefangenen Soldaten, die ins Deutsche Reich deportiert wurden. Cesare Sonego schloss sich bald den Partisan*innen in den Bergen von Belluno an, Ernesta und Anna blieben in Venedig, verfassten und verteilten gemeinsam mit Gleichgesinnten antifaschistische Flugblätter und organisierten Unterschlupf für Soldaten auf der Flucht. Zu Ernesta Sonegos Hauptaufgabe wurde mit der Zeit die Tätigkeit als „staffetta“.
Am 5. September 1944 wurde Sonego beim Verteilen einer illegalen Zeitung der „Democrazia Cristiana“ (DC) angehalten. Die folgende Durchsuchung ihres Hauses brachte eine Reihe von leeren Ausweisen und Dokumenten (Führerscheine, Urlaubsscheine, Passierscheine etc.) des deutschen Kommandos zum Vorschein.
Die Bedeutung dieser Dokumente für den Widerstand war klar: Sonego wurde von der Polizei an das SS-Kommando übergeben. Einen Monat verbrachte sie im Gefängnis von Santa Maria Maggiore, anschließend wurde sie zunächst nach Verona, dann ins Lager von Bozen überstellt, von wo aus sie nach Meran geschickt wurde.
Die ehemalige Grenzschutzkaserne in Untermais wurde hier als Außenlager von Bozen genutzt.
Die Mehrzahl der anwesenden Häftlinge waren – so erinnerte sich Sonego später – Frauen, die vor allem als Näherinnen und Lastenträgerinnen herangezogen wurden und als solche gestohlene und beschlagnahmte Waren für den Transport ins Deutsche Reich verladen mussten.
Im Lager freundete sich Sonego mit der Mitgefangenen Albertina Brogliati an. Gemeinsam planten sie die Flucht, die ihnen im Dezember 1944 gelang. Sie fanden Aufnahme bei einer Frau, die Brogliati aus Belluno kannte. Der Pfarrer Don Michelotti der Heilig-Geist-Kirche in Meran gewährte den beiden Zuflucht und half Sonego bei der Weiterreise nach Padua, wo sie sich bis Kriegsende bei Klosterschwestern versteckt hielt.
In der Nachkriegszeit engagierte sich Ernesta Sonego politisch in den Reihen der DC bzw. in der Gründung der DC-Frauenbewegung.
Nach dem Ausscheiden aus der Politik setzte sie sich in sozialen Belangen für die Rehabilitation und den Schutz ehemaliger Prostituierter, sozial marginalisierter Personen und Menschen mit Behinderung in ihrer Heimatregion Venetien ein.

→ SALVINI Elisabetta, *Ada e le altre. Donne cattoliche tra fascismo e democrazia*, Milano, FrancoAngeli, 2013, 202–203;
→ SEGA Maria Teresa, *Eravamo fatte di stoffa buona. Donne e Resistenza in Veneto*, Portogruaro, Nuovadimensione, 2008;
→ SEGA Maria Teresa/BELLINA Luisa [Hrsg.], *Tra la città di Dio e la città dell'uomo. Donne cattoliche nella Resistenza Veneta*, Venezia/Treviso, Iveser/Istresco, 2004, 323–326;
→ VALENTE Paolo, *Merano. Breve storia della città sul confine,* Bolzano, Edition Raetia, 2008, 217–219;
→ VALENTE Paolo/MÖSENEDER Carlo, *Pietra su pietra*, Bolzano, Pluristampa, 1996, 214–215.

Geboren: 12. Juni 1929, Frankfurt a. M.

Verstorben: März 1945, Bergen-Belsen

Ihr Tagebuch machte sie als
„Shoah-Opfer“ weltberühmt

Anne Frank wurde 1929 in Frankfurt am Main geboren und stammte aus einer gutbürgerlichen deutsch-jüdischen Familie. Als 1933 die national-sozialistische Partei an die Macht kam, machte sich ihr Vater Otto Frank nach Amsterdam auf, um eine neue berufliche Existenz aufzubauen und seine Frau sowie die beiden Töchter Margot und Anne nachzuholen. Im Dezember 1933 war die gesamte Familie Frank in Amsterdam registriert. Die vierjährige Anne besuchte in der niederländischen Hauptstadt den Kindergarten und gemeinsam mit ihrer älteren Schwester Margot die Montessori-Schule.
Im Mai 1940 wurden die Niederlande von den deutschen Truppen besetzt. In der Folge wurden Gesetze und Verordnungen erlassen, die Jüdinnen und Juden das Leben erschwerten und darauf zielten, sie zusehends zu segregieren. Mitte 1942 begannen die Deportationen der niederländischen Jüdinnen und Juden. Für die ersten Zugtransporte in das Durchgangslager Westerbork erhielt auch die 16-jährige Margot Frank einen Aufruf. Otto Frank, der sich schon seit geraumer Zeit darum bemühte, ein Versteck für die Familie vorzubereiten, musste den Plan nun früher als erwartet umsetzen. Als Versteck diente der Familie Frank das Hinterhaus der ehemaligen Firma des Vaters.

Dort hielt sich die Familie gemeinsam mit einem Ehepaar und dessen Sohn sowie einem älteren Herrn in engsten Raumverhältnissen auf. Versorgt wurden sie von ehemaligen Mitarbeiter*innen Otto Franks.
Während der Zeit im Hinterhaus schrieb Anne Frank Tagebuch und hielt darin ihren Lebens-alltag, ihre Gedanken und Gefühle fest. Das Tagebuch war für sie eine Zuflucht, ihr Lebensinhalt und eine Möglichkeit, sich schrift-stellerisch auszuprobieren. Auf einen Aufruf im Widerstandsradio hin, Zeitdokumente zu sammeln, begann Anne Frank, ihr Tagebuch für eine mögliche Veröffentlichung umzuarbeiten.
Am 4. August 1944 wurde das Versteck im Hin-terhaus entdeckt. Ein Inhaftierungskommando des Sicherheitsdienstes betrat die Räumlich-keiten und verhaftete die versteckten Personen sowie deren Helfer*innen. Zwei Jahre und dreißig Tage lang war die Familie Frank im Hinterhaus versteckt gewesen.
Anne Frank wurde gemeinsam mit ihrer Familie ins Durchgangslager Westerbork gebracht, von wo aus sie in einem der letzten Deportations-züge nach Auschwitz überstellt wurde. Von den circa 1.000 Personen des Transportes wurde mehr als die Hälfte unmittelbar nach der Ankunft vergast. Anne Frank überlebte die Selektion und gelangte im Oktober 1944 nach Bergen-Belsen, wo sie zwischen Ende Februar und Anfang März kurz nach ihrer Schwester Margot starb.
Ihr Vater überlebte als einziges Familienmitglied die Shoah und konnte nach Amsterdam zurückkehren.

Hier überreichte ihm seine ehemalige Helferin Annes in niederländischer Sprache abgefasstes Tagebuch, welches 1947 unter dem Titel „Het Achterhuis. Dagboekbrieven 14. Juni 1942 – 1. August 1944“ in einer Auflage von 1.500 Exemplaren veröffentlicht wurde. Heute liegt das Tagebuch der Anne Frank in mehr als sechzig Sprachen vor; weltweit wurden über 25 Millionen Exemplare verkauft. Zahlreiche Schulen und Straßen tragen ihren Namen.
Anne Frank gilt heute für viele als Personifizier-ung der Millionen von Shoah-Opfern.

→ BARNOUW David, *Anne Frank. Vom Mädchen zum Mythos*, München, Econ, 1999;
→ MEYL Matthias, *Anne Frank,* Hamburg, Rowohlt, 2015;
→ FRANK Anne (Fassung von Otto H. Frank und Mirjam Pressler), Anne Frank-Tagebuch, Frankfurt a. M., Fischer, 1998.

BILDENDE KUNST, LITERATUR, MUSIK

Geboren: 13. September 1819, Leipzig

Verstorben: 20. Mai 1896, Frankfurt a. M.

Pianistin, Komponistin und
Klavierpädagogin

Clara Wieck Schumann wurde in eine Musiker*innenfamilie hineingeboren und genoss eine exzellente Musikausbildung, die vor allem von ihrem Vater gefördert wurde. Mit neun Jahren betrat sie erstmals die Bühne der Öffentlichkeit und beeinflusste in der Folge über 60 Jahre lang die europäische Musik- und insbesondere die Klavierszene maßgeblich.
Ab 1831 ging Clara Schumann mit ihrem Vater auf Konzertreisen. Einen ersten Höhepunkt markierte die Reise im Winter 1837/38, die eine Serie von Konzerten in Prag und Wien vorsah und für Clara Schumann den internationalen Durchbruch als Virtuosin der Spitzenklasse bedeutete. Im Zuge dieser Konzerttätigkeit wurde sie unter anderem in Wien zur k.k. Kammervirtuosin ernannt, eine außergewöhnliche Auszeichnung für ein noch minderjähriges protestantisches Mädchen aus dem Ausland.
Die 1840 erfolgte Eheschließung mit Robert Schumann musste sich die Pianistin vor Gericht erstreiten. Ihr Vater verweigerte die notwendige Zustimmung. Auf Wunsch ihres Mannes musste Clara Schumann nach der Hochzeit ihre künstlerische Tätigkeit einschränken. Ihr eigener kreativer Freiraum schrumpfte drastisch. Zwischen 1841 und 1854 gebar sie acht Kinder, von denen sieben das Erwachsenenalter erreichten.
Ihre Aufmerksamkeit galt nunmehr neben den „Hausfrauen- und Mutterpflichten“ vor allem der musikalischen Karriere ihres Ehemannes. Trotzdem gelang es Clara Schumann, an der Seite ihres Mannes aufzutreten und zu komponieren. 1845 schrieb sie beispielsweise das Klaviertrio op. 17. Die Uraufführung stieß auf ein beträchtliches Echo.
Die hohe Arbeitsbelastung zwischen Musik und Familie scheint für Clara Schumann bewältigbar gewesen zu sein. Auch nach einem psychischen Zusammenbruch ihres Mannes und seiner Einweisung in eine psychiatrische Anstalt setzte Clara Schumann ihre Konzerttätigkeit nur kurze Zeit aus. Nach dem Tod ihres Mannes 1856 gab Schumann das Komponieren großteils auf und konzentrierte sich auf ihre Tätigkeit als Pianistin. 1878 wurde Clara Schumann als Klavierlehrerin an das Dr. Hoch’s Konservatorium in Frankfurt berufen. 1896 veranstaltete sie ihren letzten Vorspielabend bei sich zu Hause. Hatte Schumann am Anfang ihrer Karriere vorwiegend in deutschsprachigen Städten konzertiert, war sie später in ganz Europa gefragt. Auf ihren Reisen besuchte Clara Schumann auch Südtirol:
Sie begleitete ihre Kinder bei diversen Aufenthalten nach Meran. Ihr vermutlich letzter Aufenthalt in der Passerstadt kann auf den September 1888 datiert werden.
Als Clara Schumann 1896 starb, war sie eine künstlerisch-musikalische Größe, die internationale Bekanntheit genoss und zu den großen Frauengestalten ihres Jahrhunderts gezählt wurde. Sie geriet jedoch bald in Vergessenheit. Erst die Frauenforschung der 1970er-Jahre entdeckte sie in ihrer Vielseitigkeit als außergewöhnliche musikalische Künstlerin wieder.

→ BODSCH Ingrid/BIBA Otto/SYNOFZIK Thomas [Hrsg.], *On tour. Clara Schumann als Konzertvirtuosin auf Europas Bühnen*, Bonn, Stadtmuseum Bonn, 2019;
→ BRÜCK Marion, *Schumann Clara*. IN: Neue Deutsche Biographie, Bd. 23, Berlin, Duncker & Humblot, 2007, 746–749, online unter: https://www.deutsche-biographie.de/sfz68986.html, 13.12.2021;
→ DELLE CAVE Ferruccio, *Meraner Notenspuren. Musik und Gesellschaft in der Passerstadt*, Bozen, Edition Raetia, 2014, 96–104;
→ KLASSEN Janina, *Clara Schumann*. IN: Musik und Gender im Internet, Hochschule für Musik und Theater Hamburg, online unter: https://mugi.hfmt-hamburg.de/receive/mugi_person_00000752?XSL.back=S, 13.12.2021;
→ REICH Nancy B., *Clara Schumann. The Artist and the Woman*, Baltimore, Cornell University Press, 2001;
→ SCHÖNWEGER Astrid (hrsg. von Frauenmuseum Meran), *Meraner Geschichte_n. Eine Stadtführung mal ganz anders*, Meran, Alphabeta, 2017, 82.

Artemisia Gentileschi 130

Geboren: 8. Juli 1593, Rom

Verstorben: ca. 1654, Neapel

Barockmalerin

Zu Lebzeiten war Artemisia Gentileschi eine berühmte Künstlerin, nach ihrem Tod geriet sie in Vergessenheit und wurde erst im Zuge der „Zweiten Frauenbewegung“ und ihrer Auswirkungen auf die Kulturwissenschaften „wiederentdeckt“. Während die „traditionelle Kunstgeschichte“ dazu tendierte, Gentileschis Fähigkeiten zu schmälern und die besten Werke ihrem Vater zuzuschreiben, konstruierte die feministische Forschung der 1970er-Jahre die Künstlerin als Heldin und frühe Feministin. Beide Tendenzen sind problematisch und verschleiern das künstlerische Können Gentileschis, die zu den talentiertesten Maler*innen ihrer Zeit gehörte.
In Rom als Tochter des Malers Orazio Gentileschi geboren, wurde die junge Artemisia von ihrem Vater ausgebildet. 1612 geriet sie ein erstes Mal ins Zentrum der öffentlichen Aufmerksamkeit, als ihr Vater einen seiner Mitarbeiter vor Gericht brachte und der Vergewaltigung der Tochter beschuldigte. Da man offenbar den Aussagen des männlichen Beschuldigten mehr Glauben schenkte, wurde sie einem „verschärften Verhör“ und damit körperlicher Folter unterzogen. Das Gerichtsverfahren endete zwar mit der Verurteilung des Beschuldigten, für Artemisia Gentileschi war dies dennoch kein Erfolg:
Im Gegensatz zum Täter bedeutete für sie die Vergewaltigung einen öffentlichen Ehrverlust.
Die junge Künstlerin heiratete und verließ Rom.
In Florenz gelang es ihr als erster Frau, an der angesehenen „Accademia dell’Arte del Disegno“ Aufnahme zu finden. In ihrer künstlerischen Arbeit strickte Gentileschi geschickt Netzwerke, die ihr den Zugang zu den wichtigsten Mäzen-*innen und Kunstkund*innen ihrer Zeit ermöglichten. Zu ihren Unterstützer*innen gehörte neben der Familie Buonarroti auch der Hof der Medici.
Um 1620 entstand ihr wohl berühmtestes Werk mit dem Titel „Judith enthauptet Holofernes“. Artemisia Gentileschi griff dieses biblische Motiv mehrmals auf. Eine Ausführung ist heute in den Uffizien in Florenz zu sehen. Zwischen 1622 und 1635 lebte und arbeitete Gentileschi zwischen Rom und Neapel. Sie zählte in dieser Zeit zu den bedeutendsten Künstler*innen und galt als Porträtistin ersten Ranges. 1635 lud der englische König Karl I. die Künstlerin an seinen Hof nach London ein. Ihr Vater Orazio war hier bereits seit Jahren tätig. In London gestalteten Tochter und Vater die Decken des „Queen’s House“ von Greenwich. Später kehrte Artemisia nach Italien zurück, wo sie bis zu ihrem Tod in Neapel lebte und wirkte.

→ BAL Mieke [Hrsg.], *The Artemisia Files. Artemisia Gentileschi for Feminists and Other Thinking People*, Chicago, The University of Chicago Press, 2005;
→ CHRISTIANSEN Keith/MANN Judith W. (hrsg. von The Metropolitan Museum of Art, New York), *Orazio and Artemisia Gentileschi*, New Haven/London, Yale University Press, 2001, online unter: https://www.metmuseum.org/art/metpublications/Orazio_and_Artemisia_Gentileschi, 09.12.2021;
→ GARRAD Mary D., *Artemisia Gentileschi. The Image of the Female Hero in Italian Baroque Art*, Princeton, Princeton University Press, 1991;
→ HABERLIK Christina/MAZZONI Ira Diana, *Künstlerinnen. Malerinnen, Bildhauerinnen und Photographinnen*, Hildesheim, Gerstenberg, 2006, 24–29.

Gabriele Münter 131

Geboren: 19. Februar 1877, Berlin

Verstorben: 19. Mai 1962,
Murnau am Staffelsee, Bayern

Malerin, Vertreterin des Expressionismus

1897 erhielt die 20-jährige Gabriele Münter in einer Düsseldorfer Zeichenschule ihren ersten Zeichenunterricht. Vier Jahre später setzte sie die Malereiausbildung in der neu gegründeten „Phalanx“-Kunstschule von Wassily Kandinsky in München fort. Den russischen Lehrer und die Schülerin verband bald eine Lebens- und Arbeitsgemeinschaft, die anfangs von einer regen Reisetätigkeit geprägt war. 1906 war das Paar für drei Wochen in Lana anzutreffen.
1908 bezogen Gabriele Münter und Kandinsky eine Wohnung in München und entdeckten den oberbayrischen Ort Murnau als Rückzugs- und Malort für sich. Hier erwarb Münter ein Haus, in dem sich das Paar regelmäßig für längere Zeit aufhielt und Freund*innen aus der Münchner Künstler*innenszene empfing. Gabriele Münter beteiligte sich als Mitglied der „Neuen Künstlervereinigung München“ an den Ausstellungen der Gruppe. Unterschiedliche künstlerische Interessen führten 1911 zu Münters und Kandinskys Austritt. In der Folge gründeten sie gemeinsam mit Franz Marc die Künstler*innengruppe „Der Blaue Reiter“. Diese wurde bald zu einer der bedeutendsten Künstler*innenvereinigungen der Klassischen Moderne.
Als Kandinsky nach dem Beginn des Ersten Weltkrieges Deutschland verlassen musste, folgte ihm Münter zunächst in die Schweiz, von wo aus sie nach Stockholm, später nach Kopenhagen übersiedelte. Um 1920 kehrte die Malerin nach Deutschland zurück, konnte sich jedoch nur für kurze Zeit künstlerisch betätigen.
Im Nationalsozialismus fielen ihre Bilder unter Zensur und galten als „entartet“.
Münter wurde ein Ausstellungsverbot auferlegt.
Breite Anerkennung fanden Münters Werke erst nach Kriegsende. Ab 1950 waren in einer Reihe deutscher Museen Ausstellungen ihres Gesamtwerkes zu sehen. 1957 übergab die deutsche Malerin ihre Bilder sowie den in ihren Händen befindlichen künstlerischen Besitz Kandinskys und des „Blauen Reiters“ dem Münchner Lenbachhaus.

→ DANZER Gerhard, *Europa, deine Frauen. Beiträge zu einer weiblichen Kulturgeschichte*, Berlin/Heidelberg, Springer, 2015, 121–134;
→ HABERLIK Christina/MAZZONI Ira Diana, *Künstlerinnen. Malerinnen, Bildhauerinnen und Photographinnen*, Hildesheim, Gerstenberg, 2006, 132–135;
→ ROHRER Josef, *Zimmer frei. Das Buch zum Touriseum*, Bozen, Athesia, 2003, 110.

Geboren: 6. Oktober 1913, Berlin

Verstorben: 15. November 1985, Basel

Malerin, Bildhauerin, Maskenbildnerin

Bereits die Zeichnungen in ihrem Schulheft deuteten auf ihren künstlerischen Weg hin, den sie mit Schulabschluss beginnen sollte. Mit dem Ziel, Künstlerin zu werden, besuchte Meret Oppenheim kurzzeitig die „Allgemeine Gewerbeschule“ in Basel und ging 1932 von der Schweiz nach Paris, wo sie bald in den Kreisen der Surrealist*innen um André Breton und Marcel Duchamp verkehrte. 1933 wurde sie eingeladen und stellte beim „Salon des Surindépendants“ aus.
In den folgenden Jahren beteiligte sich Meret Oppenheim regelmäßig an den Ausstellungen der surrealistischen Gruppe. 1936 hatte die Künstlerin ihre erste Einzelausstellung in Basel. In dieser Zeit entstand auch das „Frühstück im Pelz“, eine pelzbezogene Kaffeetasse mit Untertasse und Löffel, die noch 1936 – im Entstehungsjahr – vom „Museum of Modern Art“ in New York erworben wurde. Dieses Kunstwerk, das zum Emblem der surrealistischen Bewegung wurde, machte Meret Oppenheim weltberühmt. 1937 ging Meret Oppenheim von Paris, wo sie ab 1932 vorwiegend gelebt und gearbeitet hatte, zurück nach Basel und besuchte dort an der Kunstgewerbeschule Kurse in Malerei. Nebenher verdiente sie sich ihren Lebensunterhalt als Restauratorin. In dieser Zeit verfiel sie in eine künstlerische Schaffenskrise, die aus der Furcht heraus entstand, der frühe Erfolg könne Einschränkungen in der eigenen Kunstentwicklung nach sich ziehen. 1939 beteiligte sich Oppenheim an einer Ausstellung für fantastische Möbel in Paris.

Gänzlich überwand die Künstlerin ihre Schaffenskrise erst in den 1950er-Jahren. Oppenheim mietete ein eigenes Atelier in Bern und wurde Teil der Kunstszene der Stadt. Hier entstanden Kostüme und Masken für Daniel Spoerris Inszenierung von Pablo Picassos Theaterstück „Wie man Wünsche am Schwanz packt“. 1959 organisierte sie mit einer Gruppe von Freund*innen ein Performancestück, dem sie den Titel „Frühlingsmahl“ („Dîner sur la femme“) gab. Das Bankett wurde dabei auf dem Körper einer nackten Frau serviert. Die Szene wurde bei der „Exposition Internationale du Surréalisme“ in Paris publikumswirksam reinszeniert. Es folgten zahlreiche Ausstellungen in Europa sowie in den USA und Japan. Im Laufe ihres Lebens schuf Oppenheim Schmuck, Skulpturen, Gemälde, Möbel, Performancekunst und Gedichte. Meret Oppenheim wird als einzige Frau dem Surrealismus zugeordnet. Diese Verortung zieht jedoch nur einen Teil ihres Gesamtwerkes in Betracht und läuft dem ausdrücklichen Wunsch der Künstlerin zuwider, nicht auf einen Stil festgelegt zu werden. Der expressive Zeichnungsstil und das Interesse am Makabren sind zwei der wichtigsten Charakteristiken von Meret Oppenheims Werk. Ihre Lebensthemen waren Freiheit und Unabhängigkeit, nicht nur von künstlerischen Etiketten, sondern auch von gesellschaftlichen Zuschreibungen von Weiblichkeit. Ihre Rede anlässlich der Verleihung des Kunstpreises der Stadt Basel 1975 widmete sie der gesellschaftlichen Einordnung des „weiblichen Künstlers“ und des Weiblichen. Entsprechend ihrer Überzeugung „Die Freiheit wird einem nicht gegeben, man muss sie sich nehmen“ – so ein Originalzitat – entwickelte Meret Oppenheim ein sich über Konventionen hinwegsetzendes offenes Kunstkonzept.

→ EIPELDAUER Heike u. a. [Hrsg.], *Meret Oppenheim – Retrospektive. Anlässlich der Ausstellung Meret Oppenheim. Retrospektive, Bank Austria Kunstforum, Wien, 21. März bis 14. Juli 2013/Martin-Gropius-Bau, Berlin, 16. August bis 1. Dezember 2013*, Ostfildern, Hatje Cantz, 2013;
→ GROSENICK Uta, *Women Artists. Künstlerinnen im 20. und 21. Jahrhundert*, Köln [u.a.], Taschen, 2005, 256–261;
→ HABERLIK Christina/MAZZONI Ira Diana, *Künstlerinnen. Malerinnen, Bildhauerinnen und Photographinnen*, Hildesheim, Gerstenberg, 2006, 240–245;
→ Kunstmuseum Bern, *Ausstellungsbroschüre: Meret Oppenheim. Mon exposition 22.10.21 – 13.2.22*, online unter: https://www.kunstmuseumbern.ch/see/today/1013-meret-oppenheim-120.html, 15.12.2021.

Geboren: 31. Oktober 1950, Bagdad, Irak

Verstorben: 31. März 2016, Miami, USA

Architektin, Designerin

Zaha Hadid wurde in eine wohlhabende, internationale und multikulturell orientierte arabische Familie hineingeboren. Die Eltern ließen die junge Zaha in den 1960ern in Internatsschulen in Europa ausbilden. Anschließend studierte Hadid zunächst Mathematik an der „American University of Beirut“ im Libanon und zog 1972 nach London. Hier setzte sie ihre Ausbildung an der renommierten Londoner „Architectural Association School of Architecture“ fort, wo sie in den 1980er-Jahren als Dozentin wirkte. Eine Zeit lang arbeitete Hadid für ihre ehemaligen Lehrer, die Architekten Rem Koolhaas und Ilias Zengelis im „Office for Metropolitan Architecture“ in Rotterdam. 1979 eröffnete sie ihr eigenes Architekturbüro in London. Mitte der 1980er-Jahre hatte Hadid eine Gastprofessur an der „Harvard Graduate School of Design“ inne. Hadids frühe architektonische Entwürfe erlangten in den 1980er-Jahren große Aufmerksamkeit. Ihre grafischen Darstellungen und Planzeichnungen wurden in namhaften Museen wie beispielsweise dem „Guggenheim Museum“ sowie dem „Museum of Modern Art“ in New York ausgestellt. Führende alternative Architekturzeitschriften berichteten mit Begeisterung über Hadids Zeichnungen des Freizeit- und Erholungsparks „The Peak“ in Hongkong, des Opernhauses im walisischen Cardiff oder des irischen „Prime Minister’s House“. Ihre Teilnahme an der Ausstellung „Deconstructivism in Architecture“ am „Museum of Modern Art“ in New York 1988 festigte Zaha Hadids Präsenz auf der Bühne der internationalen Architektur.

Nach den bahnbrechenden, aber weitgehend nur konzeptuellen Projekten der 1980er-Jahre konnte Zaha Hadid mit ihrem Büro 1993 erstmals einen Entwurf realisieren, nämlich das Feuerwehrhaus des Vitra-Werks in Weil am Rhein. Eine lange Reihe weiterer Projekte folgte. Das Œuvre Hadids umfasst Brücken, Hochhäuser, Opernhäuser, Brückenpavillons, Museen und Sportstätten. Unter der Museumsarchitektur findet sich auch ein Südtiroler Werk Hadids: das Messner Mountain Museum Corones, welches 2015 fertiggestellt wurde. Hadid war auch im Bereich Design tätig und realisierte unter anderem Möbelentwürfe, Inneneinrichtungen, Messepavillons, Ausstellungsgestaltungen und Gebrauchsgegenstände. Für Kontroversen sorgte die Architektin Hadid nicht nur aufgrund ihrer außergewöhnlichen Formen, auch politisch waren einige ihrer Projekte umstritten. So kam es anlässlich des Baus des von ihr geplanten Al-Wakrah-Stadions für die Fußballweltmeisterschaft in Katar zu Diskussionen bezüglich der Arbeitsbedingungen, für welche sich die Architektin nicht verantwortlich sah.
Als Architektin testete Zaha Hadid immer wieder die konzeptionellen, strukturellen, funktionellen und ästhetischen Grenzen aus. Dies geschah nicht nur aus künstlerischer Provokation, sondern auch, um alle Möglichkeiten auszuspielen und auszuprobieren. Ihre radikal dekonstruktivistischen Entwürfe machten Hadid weltberühmt. Von Anfang an beschäftigte sich die Künstlerin nicht nur mit der architektonischen Praxis, sondern auch mit Architekturtheorie. 2004 erhielt Hadid als erste Frau mit dem Pritzker-Architekturpreis eine der bedeutendsten Ehrungen der Baukunst. 2016 folgte die Royal Gold Medal, der Preis der britischen Architekt*innenkammer. Zaha Hadid verstand es, sich in einem von Männern dominierten Bereich durchzusetzen: Zum ersten Mal in der Architekturgeschichte bekam eine Frau internationale Aufmerksamkeit und Anerkennung.

→ FONTANA-GIUSTI Gordana, *Zaha Hadid. 1950–2016*. IN: Architectural Research Quarterly 20/2 (2016), 95–98;
→ RICON BALDESSARINI Sonia, *Wie Frauen bauen. Architektinnen von Julia Morgan bis Zaha Hadid*, Berlin, AvivA, 2001, 161–178;
→ WETZEL Christoph, *Das Buch der Kunst*, Stuttgart, Reclam, 2017, 502–503;
→ ZUKOWSKY John, *Zaha Hadid*. IN: Encyclopædia Britannica, online unter: https://www.britannica.com/biography/Zaha-Hadid, 17.12.2020.

Christine de Pizan

Geboren: 1364/1365, Venedig

Verstorben: ca. 1430, vermutlich Poissy, Frankreich

Schriftstellerin und Philosophin

Christine de Pizan verfasste diverse Schriften, darunter Gedichte höfischer Liebe, eine Biografie über Karl V. von Frankreich und diverse Streitschriften zu Frauenfragen. Ihre Texte gelten heute in retrospektiver Zuschreibung als frühe feministische Werke.
Die gebürtige Venezianerin kam im Alter von vier Jahren an den Hof König Karls V. nach Paris, weil ihr Vater, ein Astrologe und Arzt, dorthin berufen worden war. Im Alter von 15 Jahren heiratete sie. Die Ehe, der drei Kinder entstammten, war jedoch nur von kurzer Dauer. Als ihr Ehemann nach zehn Jahren verstarb, begann de Pizan schriftstellerisch tätig zu werden, um für den Unterhalt ihrer Familie zu sorgen. Sie debütierte mit einer Gedichtsammlung im späthöfischen Stil. Bald fand sie in Kreisen des europäischen Adels Anerkennung und bedeutende Mäzen*innen.
Die Unterstützung ermöglichte es de Pizan, zahlreiche Werke in Lyrik und Prosa zu verfassen, in denen sie sich nicht nur als Schriftstellerin, sondern auch als Philosophin profilierte. Nach 1415 zog sich de Pizan ins Kloster zurück.
Ihr letztes Werk über Jeanne d'Arc wurde von den frühen Siegen der kämpfenden „Jungfrau von Orléans" inspiriert. Es ist das einzige Werk dieser Art in französischer Sprache, das noch zu Lebzeiten von Jeanne d'Arc geschrieben wurde.
Ihre Fähigkeit, sich in einer zutiefst frauenfeindlichen Gesellschaft als Autorin zu behaupten und für die Belange der Frauen einzutreten, verschaffte de Pizan in den 1970er-Jahren ein breites wissenschaftliches Interesse. Ihr dreiteiliges Prosatraktat „Le Livre de la Cité des Dames" („Buch von der Stadt der Frauen") von 1405 beschreibt beispielhaft verschiedenste Frauenpersönlichkeiten, die für ihr Heldentum und ihre Tugendhaftigkeit bekannt waren. Angelehnt an das Werk „De civitate Dei" des Kirchenvaters Augustinus, dessen Text der Verteidigung des Christentums galt, wandte sich de Pizan anhand der vorgebrachten Frauenbiografien mit Leidenschaft und rhetorischem Aufwand gegen die verbreitete misogyne Vorstellung, Frauen seien von Natur aus schlecht und führten den Mann ins Unheil. Gleichzeitig zeichnet die Autorin anhand einer Vielzahl von Frauenviten das Bild eines allegorischen Zufluchtsortes, einer wehrhaften „Frauenstadt". Christine de Pizan geht es in ihrer Schrift um die Aufwertung des gesellschaftlichen Frauenbildes, um die Schaffung eines neuen Vorstellungsraums der Weiblichkeit und die Zerstreuung von Fremddefinitionen und -zuschreibungen. Sie gibt als Autorin den lesenden Frauen ihrer Zeit eine Art intellektuelle Waffe, ein Verteidigungs- und gleichzeitig Trostbuch in die Hand.
De Pizans Werk ist in zahlreichen Handschriften überliefert. Einige davon gehörten nachweislich weiblichen Ersteigentümerinnen. Dass de Pizans „Stadt der Frauen" auch von späteren Leserinnen geschätzt wurde, zeigen Wandteppiche mit Motiven des Werkes in repräsentativen Räumlichkeiten zahlreicher Herrscherinnen des 15. und 16. Jahrhunderts. Vom Standpunkt des 20. Jahrhunderts aus kann die „Stadt der Frauen" als Versuch der „Zer-Schreibung" misogyner Traditionen gelten und stellt damit ein frühes Beispiel feministischer Literaturkritik dar.

→ GRÜN-LIEBERTZ Ursula, *Autorinnen im Umkreis der Höfe*. IN: GNÜG Hildtrud/MÖHRMANN Renate, Frauen Literatur Geschichte. Schreibende Frauen vom Mittelalter bis zur Gegenwart, Stuttgart/Weimar, J. B. Metzler, 12–29, hier 20–23
→ TRACY ADAMS, *Christine De Pizan*. IN: French Studies 71/3 (1998), 388–400;
→ ZIMMERMANN Margarete, *Christine de Pizan,* Reinbek bei Hamburg, Rowohlt, 2002;
→ ZIMMERMANN Margarete, *Gedächtnisort und utopischer Wunschraum. Christine de Pizans Stadt der Frauen*. IN: Freiburger FrauenStudien 2 (1998), 7–23.

Marie Dubský von Ebner-Eschenbach

Geboren: 13. September 1830, Zdislawitz/Zdislavice, Österreich-Ungarn/heute Tschechien

Verstorben: 12. März 1916, Wien

Dichterin, Schriftstellerin

Bereits in jungen Jahren begann Marie von Ebner-Eschenbach mit ihrer schriftstellerischen Tätigkeit. Um diese jedoch weiter verfolgen zu können, musste die gebürtige Freiin (später Gräfin) Dubský gegen eine Reihe von Widerständen ankämpfen. Ihr Bildungshunger galt als „unweiblich", im väterlichen Schloss wurde sie viel kritisiert und kaum gefördert. Als einige ihrer Gedichte an Franz Grillparzer gelangten, ermutigte sie dieser, ihrem Talent weiter zu folgen.
Mit 18 Jahren heiratete sie ihren Cousin Moritz von Ebner-Eschenbach, der ihre schriftstellerischen Ambitionen förderte. Ihre ersten Veröffentlichungen erschienen teils anonym, teils unter Pseudonymen. Das Ziel der jungen Schriftstellerin war vor allem jenes, in Wien als Dramatikerin am Burgtheater Anerkennung und Erfolg zu finden. Dieser Wunsch blieb ihr verwehrt: Ihre Theaterstücke stießen auf teils heftigste Kritik, in der männerdominierten Welt des Theaters fand Ebner-Eschenbach kaum Anschluss.
1870 fand die Schriftstellerin zu erzählerischen Kurzformen, welche einen Weg aus dem Biedermeier hin zu einem empathischen und illusionslosen Realismus zeichneten.
Ebner-Eschenbachs Zuwendung zur literarischen Gattung der Epik brachte auch einen Wandel der Themen und Motive mit sich: Zunehmend griff die Autorin die gesellschaftlichen Konflikte ihrer Zeit als literarischen Stoff auf und registrierte Armut, Elend und soziale Ungerechtigkeit. In den folgenden Jahren verstärkte die Schriftstellerin in ihren Erzählungen, Novellen und Aphorismen die sozialkritischen Tendenzen.
Mitte der 1870er-Jahre vollendete Marie von Ebner-Eschenbach ihre erste größere epische Arbeit, den Roman „Božena", mit dem die Verfasserin in die erste Riege der europäischen Schriftsteller*innen aufstieg. Ihr Roman „Das Gemeindekind" von 1887 gilt heute als ihr Hauptwerk und als Meisterwerk des deutschsprachigen Spätrealismus.
Mit zunehmender Bekanntheit machte sich Ebner-Eschenbach auch für politische und emanzipatorische Belange stark: Sie wurde Mitglied im von Bertha von Suttner gegründeten „Verein zur Abwehr von Antisemitismus" und stand in engem Kontakt mit führenden Figuren der Frauenbewegung. Ab 1885 gehörte sie als Gründungsmitglied dem „Verein der Schriftstellerinnen und Künstlerinnen" an, der sich als Gegenstück zu einem ausschließlich männlichen Club sah. 1898 erhielt Marie Dubský von Ebner-Eschenbach den höchsten zivilen Orden der Habsburgermonarchie, das kaiserliche „Ehrenzeichen für Kunst und Wissenschaft".
Zwei Jahre später verlieh ihr die Universität Wien als erster Frau ein Ehrendoktorat.

→ DANZER Gerhard, *Europa, deine Frauen. Beiträge zu einer weiblichen Kulturgeschichte*, Berlin/Heidelberg, Springer, 2015, 107–120;
→ SICHTERMANN Barbara, *Schriftstellerinnen. Von Madame de La Fayette bis Ingeborg Bachmann*, Hildesheim, Gerstenberg, 2009, 78–81;
→ ZECHMEISTER Alexander, *Marie von Ebner-Eschenbach*. IN: Frauen in Bewegung 1848–1938, Ariadne, Österreichische Nationalbibliothek, online unter: https://fraueninbewegung.onb.ac.at/node/892, 12.10.2021.

Geboren: 27. September 1871, Nuoro

Verstorben: 15. August 1936, Rom

Erste italienische
Literaturnobelpreisträgerin

Die Schriftstellerin Grazia Deledda wurde auf Sardinien zu einer Zeit geboren, als die Insel aufgrund ihrer Abgelegenheit und Ländlichkeit als extrem „rückständig“ galt und von ärmlichen Verhältnissen geprägt war. Obwohl Deleddas Familie „bürgerlich“ bzw. einigermaßen wohlhabend war, kannte die Tochter die typischen Bauern- und Hirtenmilieus ihrer Insel. Selbst ihre Mutter war noch Analphabetin. Auch Deledda selbst besuchte nur vier Jahre die Grundschule und erhielt in der Folge überschaubaren Privatunterricht. Als Autodidaktin widmete sie sich im Eigenstudium der Lektüre italienischer, französischer, englischer und russischer Schriftsteller*innen des 19. Jahrhunderts.
Ihr literarisches Debüt gab die junge Sardin im Alter von nur 17 Jahren: Ihre Kurzgeschichte „Sangue sardo“ wurde in einer Frauenzeitschrift veröffentlicht. Weitere Texte folgten. Große Bekanntheit erlangte Deledda mit ihrem Roman „La via del male“, der von Luigi Capuana, Schriftsteller und Theoretiker des „Verismo“, äußerst positiv rezensiert wurde.
Um die Jahrhundertwende heiratete Grazia Deledda einen staatlichen Beamten und zog nach Rom, wo sie den Rest ihres Lebens verbrachte. Sie führte ein zurückgezogenes Leben und widmete sich der häuslichen Arbeit und besonders dem Schreiben. Deledda war eine äußerst produktive Schriftstellerin. Im Durchschnitt veröffentlichte sie einen Roman pro Jahr. Insgesamt verfasste sie etwa 30 Romane, 10 Kurzgeschichtensammlungen, mehrere Sammlungen von Aufsätzen und eine Reihe von Kinderbüchern. In den zwei Jahrzehnten nach der Übersiedlung nach Rom veröffentlichte Deledda ihre bekanntesten Romane, darunter „Elias Portolu“, „Cenere“, „Canne al vento“ und „Marianna Sirca“. 1920 publizierte sie „La madre“. Einige ihrer Werke wurden für das Theater und den Film adaptiert.
Nicht unerwähnt bleiben darf Grazia Deleddas Würdigung des Mussolini-Regimes, seiner „Liebe zur Heimat“ und der „Förderung der Familie“ in den späten 1920er-Jahren. Eine offene Unterstützung oder Befürwortung des italienischen Faschismus vonseiten Deleddas ist jedoch nicht bekannt.
1926 erhielt Grazia Deledda als zweite Frau überhaupt – und als erste Italienerin – den Nobelpreis für Literatur. Dieser galt vor allem ihrem Roman „La madre“, der ihr internationale Aufmerksamkeit verschafft hatte. Preiswürdig erschien der Akademie dabei ihr „Idealismus“, ihre „Klarheit“ und „Anschaulichkeit“ sowie die Fähigkeit, das Leben auf der heimatlichen Insel Sardinien zu beschreiben und darüber hinaus die allgemein menschlichen Probleme mit Tiefe und Wärme zu schildern. Grazia Deledda schrieb stets über ein und dasselbe Thema: In ihren Romanen, Novellen und Erzählungen steht ihre Heimat Sardinien im Mittelpunkt. Deledda widmet sich dem bäuerlich-handwerklichen Leben, den Bräuchen, Lebensstil und Traditionen der sardischen Bevölkerung. Die Insel erscheint in den Werken Deleddas als eine „andere Welt“, die von archaisch-kosmischen Kräften geprägt ist. Dabei ist Deleddas Sprache schlicht wie die Landschaft und das Leben jener, die sie beschreibt.
Obwohl sich die Schriftstellerin selbst nicht als Vertreterin des Verismus verstand, spielten in ihren literarischen Produktionen die Themen dieser Strömung eine große Rolle.

→ CIUSA Maria Elvira, *Grazia Deledda. Una vita per il Nobel*, Dassari, Carlo Delfino, 2016;
→ FERCHL Irene, *„Es genügt, das innere Leben zu leben“. Grazia Deledda (1871–1936), Nobelpreis für Literatur 1926*. IN: KERNER Charlotte [Hrsg.], Nicht nur Madame Curie … Frauen, die den Nobelpreis bekamen, Weinheim [u.a.], Beltz, 1990, 11–33;
→ KÜPPER Joachim, *Grazia Deledda (1926)*. IN: OLK Claudia/ZEPP Susanne [Hrsg.], Nobelpreisträgerinnen. 14 Schriftstellerinnen im Porträt, Berlin/Boston, De Gruyter, 2019, 31–47;
→ MIGIEL Marilyn, *Grazia Deledda (1871–1936)*. IN: RUSSELL Rinaldina [Hrsg.], Italian Women Writers. A Bio-Bibliographical Sourcebook, Westport, Greenwood Press, 1994, 111–118;
→ SICHTERMANN Barbara, *Schriftstellerinnen. Von Madame de La Fayette bis Ingeborg Bachmann*, Hildesheim, Gerstenberg, 2009, 100–105.

Sibilla Aleramo (Rina Faccio)

Geboren: 14. August 1876, Alessandria

Verstorben: 13. Jänner 1960, Rom

Schriftstellerin, Dichterin und
Wegbereiterin des Feminismus in Italien

Die Schriftstellerin Rina Faccio, berühmt unter ihrem Pseudonym Sibilla Aleramo, gilt mit ihren Werken als Pionierin und wichtigste Figur der Frauenbewegung der Jahrhundertwende. Schriftstellerisch tätig wurde sie vor allem um 1900 im Rahmen ihres Umzuges mit Mann und Kind nach Mailand. Aleramo verfasste zunächst in erster Linie journalistische Texte, die für ein weibliches Publikum gedacht waren. Zudem wurde die Schriftstellerin mit der Leitung der sozialistischen Mailänder Wochenzeitschrift „Italia femminile“ betraut.
1903, mit 25 Jahren, verließ Sibilla Aleramo ihre Familie und zog nach Rom. Hier begann ihr „zweites Leben“: Sie ging eine Beziehung mit dem Poeten und Schriftsteller Giovanni Cena ein, der sie förderte und unterstützte, und verfasste ihren Debütroman „Una donna“. Das 1906 erschienene Werk war sehr schnell auch außerhalb Italiens ein großer Erfolg, es wurde in verschiedene Sprachen übersetzt und europaweit von Schriftsteller*innen und Kritiker*innen gelobt. Der stark autobiografische Roman erzählt die Geschichte Aleramos von der Kindheit bis zum Entschluss, ihren Mann und Sohn zu verlassen, um ein freies Leben zu beginnen.

Die Autorin thematisiert ihre verschiedensten Erfahrungen wie das Scheitern der elterlichen Ehe, die Suizidversuche und psychische Krankheit der Mutter, ihre Vergewaltigung durch einen Angestellten des Vaters und die darauffolgende „Reperaturehe“, welche nach damals geltendem Recht die Straftat der Vergewaltigung durch die Hochzeit mit dem Täter „aufhob“. Der Roman „Una donna“ gilt heute als Pionierwerk des europäischen Feminismus. Aleramos zweiter Roman „Il passaggio“ (1919) schließt an den ersten an und erzählt die „Nachgeschichte“ bzw. die darauffolgenden Erlebnisse und Begegnungen der Verfasserin.
Über ihre schriftstellerische Tätigkeit hinaus war Aleramo in feministischen und sozialen Vereinen aktiv und setzte sich beispielsweise für die Förderung von Bildungseinrichtungen im römischen Umland ein. Nach der Beendigung ihrer Beziehung mit Cena pflegte Aleramo ein unkonventionelles Leben: Sie hatte eine Reihe von Liebesaffären, begab sich auf Reisen quer durch Italien, teilweise auch durch Europa, und stand in Kontakt mit zahlreichen Protagonist*innen der Kunst- und Kulturszene. Aleramo verfasste nicht nur Prosatexte, sondern widmete sich auch intensiv der Lyrik, sodass sie zu den bedeutendsten Dichter*innen des Jahrhunderts gezählt werden kann.
Aleramos Haltung zum Faschismus schwankte zwischen der Ablehnung des Regimes, welche unter anderem in der Unterzeichnung des antifaschistischen Manifests von Benedetto Croce zum Ausdruck kam, und der darauffolgenden Integration in das Kultursystem. Nach dem Krieg schloss sich die Schriftstellerin der kommunistischen Partei an und schrieb unter anderem für die Tageszeitung „L’Unità“ und die feministische Zeitschrift „Noi Donne“.
Für Aleramo war ihr unkonventioneller Lebensweg unumgänglich. Mit ihrem Ausbruch aus Ehe und Mutterrolle setzte sie sich gegen die beengenden weiblichen Lebensbedingungen zur Wehr und befreite sich erfolgreich von der subalternen Position, die ihr die Gesellschaft aufgrund ihres Geschlechts zunächst auferlegt hatte.

→ ANDREOLO Annamaria, *Sibilla Aleramo (Rina Faccio).* IN: ROCCELLA Eugenia/SCARAFFIA Lucetta (hrsg. von Presidenza del Consiglio dei Ministri – Dipartimento per le pari opportunità), Italiane I. Dall’Unità d’Italia alla prima guerra mondiale (1861–1914), Roma, Dipartimento per l’Informazione e l’Ed., 2004;
→ ANTES Monika, *Amo, dunque sono. Sibilla Aleramo, pioniera del femminismo in Italia*, Firenze, Pagliai, 2010;
→ BASSANESE Fiora A., *Sibilla Aleramo (Rina Faccio) (1876–1960).* IN: RUSSELL Rinaldina [Hrsg.], Italian Women Writers. A Bio-BibliographicalSourcebook, Westport, Greenwood Press, 1994, 9–17.

Agatha Christie

142

Geboren: 15. September 1890, Troquay, England

Verstorben: 12. Jänner 1976, Wallingford, England

Krimiautorin, eine der meistgelesenen Schriftstellerinnen der Welt

Agatha Christie gilt als eine der meistgelesenen Schriftstellerinnen der Welt. Um die 7.000 Figuren hat sie ins Leben gerufen, darunter die bekannte Hobbydetektivin Miss Marple und den Meisterdetektiv Hercule Poirot. Ihr Theaterstück „Die Mausefalle“ wird zu den meistgespielten Bühnenwerken weltweit gezählt.
Bereits mit elf Jahren schrieb die junge Agatha. Ihr Traumberuf war jedoch zu dieser Zeit ein anderer; sie wollte Opernsängerin werden und ging dafür sogar nach Paris. Aus dem Traum wurde jedoch nichts. 1921 nach ihrer Eheschließung und der Geburt ihrer Tochter entstand Christies erster Krimi mit dem Titel „Das fehlende Glied in der Kette“. Damit erblickte eine zentrale Figur in Christies Werk, Hercule Poirot, das Licht der Welt. Der Durchbruch zu internationaler Berühmtheit gelang der Autorin 1926 mit „Alibi“.
In die 1920er-Jahre fällt auch Agatha Christies Aufenthalt im Grand Hotel Karersee, das bereits seit dem Ende des 19. Jahrhunderts ein Treffpunkt für Adels- und Wirtschaftskreise sowie das Bildungsbürgertum war. In der Zwischenkriegszeit war Agatha Christie nicht der einzige englischsprechende Hotelgast, in dieser Zeit wurde das Hotel besonders von angloamerikanischen Tourist*innen besucht. Agatha Christie verbrachte mehrere Wochen im Hotel. Der Ort muss sie beeindruckt haben, denn ein Teil der Handlung ihres Romans „Die großen Vier“ spielt im Karerseegebiet.

Der Kriminalfall, in dem der Privatdetektiv Poirot ermittelt, löst sich im Labyrinth des Latemar. Abseits von ihrem schriftstellerischen Erfolg war Agatha Christies privates Leben zerrüttet, ihre erste Ehe unglücklich. 1928 entfloh sie ihrer Familie mit einer ausgedehnten Reise in den Nahen Osten. Hier besuchte sie eine Gruppe britischer Archäolog*innen an einer Ausgrabungsstätte. Nach ihrer Rückkehr 1930 heiratete sie den Grabungsassistenten und veröffentlichte einen neuen Krimi: In „Mord im Pfarrhaus“ erschuf Christie die Figur der Miss Marple, die als Protagonistin in rund 40 Kriminalfällen auftritt. Vor allem die Jahre bis 1947 gehörten zur produktivsten Schaffensperiode der britischen Schriftstellerin, die nicht nur Krimis, sondern unter Pseudonymen auch fünf Liebesromane veröffentlichte. Bereits seit 1928 wurden ihre Plots verfilmt, die Autorin begleitete vielfach die Arbeiten am Set. Auf eine Reihe von Ehrungen folgte 1971 der Adelstitel: Von der Königin wurde Agatha Christie zur „Dame Commander“ in den Orden des Britischen Empires aufgenommen. Von keinem*r anderen Krimiautor*in wurden mehr Bücher verkauft als von Agatha Christie. Dabei betrachtete die Autorin das Schreiben zunächst nur als Zeitvertreib. Schreiben war für sie ein Hobby, mit dem sie es schaffte, Millionen Menschen zu erreichen.

→ KIRCHER Ignaz, *Ein Jahrhundert Karersee Hotel. Entwicklung des Fremdenverkehrs im Karerseegebiet seit der Eröffnung des Hotels*, Bozen, AWS, 1996, 28 sowie 50;
→ SICHTERMANN Barbara, *Agatha Christie. Biografie*, Hamburg, Osburg, 2020;
→ SICHTERMANN Barbara, *Schriftstellerinnen. Von Madame de La Fayette bis Ingeborg Bachmann*, Hildesheim, Gerstenberg, 2009, 152–157.

Natalia Levi Ginzburg

143

Geboren: 14. Juli 1916, Palermo

Verstorben: 8. Oktober 1991, Rom

Schriftstellerin

Natalia Ginzburg wurde 1916 in Palermo geboren, wo ihr Vater, ein Medizinprofessor, vorübergehend arbeitete. Ihre Kindheit und Jugend verbrachte sie in Turin. Hier verkehrte sie wie ihre Familie in intellektuellen, antifaschistischen und jüdisch geprägten Kreisen. Mitte der 1930er-Jahre begann Ginzburg ihre schriftstellerische Karriere mit der Veröffentlichung von Kurzgeschichten in der Florentiner Zeitschrift „Solaria“. Ein in dieser Zeit begonnenes Literaturstudium schloss sie nicht ab.
1938 heiratete die Schriftstellerin den Dozenten für russische Literatur in Turin und überzeugten Antifaschisten Leone Ginzburg. Er gehörte zum Freundeskreis Giulio Einaudis und war an der Gründung des gleichnamigen progressiven Verlages beteiligt. Von 1940 bis 1942 lebte die Familie Ginzburg aufgrund ihrer antifaschistischen Haltung in politischer Verbannung.
Nach der folgenden Übersiedlung nach Rom wurde Leone Ginzburg von Gestapo-Männern gefoltert und ermordet. Aus dieser Zeit stammt Natalia Ginzburgs erster Kurzroman mit dem Titel „La strada che va in città“, der aufgrund der faschistischen Rassengesetze nur unter einem Pseudonym erscheinen konnte.
Nach dem Krieg kehrte Natalia Ginzburg nach Turin zurück und arbeitete dort für den Verlag Einaudi als Redaktionsassistentin. In der Folge zog sie nach Rom und lebte kurze Zeit in London. Ab den 1970ern betätigte sich Ginzburg auch politisch: Sie beteiligte sich an verschiedenen Referendumskampagnen. 1983 wurde sie als Unabhängige auf der Liste der kommunistischen Partei in die Abgeordnetenkammer gewählt.

Ihr narratives Werk der 1940er- und 1950er-Jahre begründete Natalia Ginzburgs literarische Anerkennung und brachte sie mit der bedeutenden neorealistischen Bewegung der italienischen Literatur und des Films in Verbindung. Dabei bewegt sich Ginzburgs einfacher Erzählstil zwischen Fiktion und Wirklichkeit und schildert Situationen des zwischenmenschlichen Unbehagens, dessen Ursache für die Autorin auf die handelnden Personen selbst zurückzuführen ist. Ihre vorherrschenden Themen drehen sich um die Unvermeidbarkeit menschlichen Leidens und der Einsamkeit, die Unmöglichkeit der Kommunikation, das Scheitern der Liebe, die Asymmetrien zwischen städtischer und ländlicher Existenz im modernen Italien und den Einfluss der Familie auf den/die Einzelne*n. Ginzburg interessiert sich in ihrem literarischen Schaffen dafür, was die Figuren tun, und fragt nicht nach ihren Beweggründen. Als Schriftstellerin sympathisiert Ginzburg stets mit den Frauen ihrer Erzählungen, die sich nicht für gesellschaftliche Konventionen interessieren. Die Autorin blickt damit in weiblicher Perspektive auf das italienische Bürgertum. Ginzburgs Texte wurden mit einer Vielzahl von Preisen ausgezeichnet. Unter anderem erhielt die Autorin für den autobiografischen Roman „Lessico famigliare“ 1963 den renommierten „Strega-Preis“. Der Roman gilt als ihr Hauptwerk und ist ein Rückblick auf ihre Sozialisation und Karriere. Heute gilt Natalia Ginzburg als eine der bekanntesten italienischen Schriftsteller*innen der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts.

→ DI FRANCO Marcella, *Scritture al femminile. Natalia Ginzburg.* IN: Zibaldone. Estudios Italianos 6/1 (2018), 119–128;
→ MERRY Bruce/DOCKER Julie, *Natalia Ginzburg (1916–1991).* IN: RUSSELL Rinaldina [Hrsg.], Italian Women Writers. A Bio-Bibliographical Sourcebook, Westport, Greenwood Press, 1994, 154–162;
→ SICHTERMANN Barbara, *Schriftstellerinnen. Von Madame de La Fayette bis Ingeborg Bachmann*, Hildesheim, Gerstenberg, 2009, 238–243;
→ WELLE John P., *Natalia Ginzburg.* IN: ROLLYSON Carl E. [Hrsg.], Italian Novelists, Ipswich, Salem Press, 2012, 106–112.

Ingeborg Bachmann

Geboren: 25. Juni 1926, Klagenfurt

Verstorben: 17. Oktober 1973, Rom

Philosophin, Schriftstellerin, Lyrikerin

Als Ingeborg Bachmann 1973 erst 47-jährig verstarb, hinterließ sie ein überschaubares Œuvre, das sich aus zwei Lyrikbänden, zwei Erzählbänden und einem Roman zusammensetzt. Nichtsdestotrotz prägte sie mit ihren Texten die intellektuelle Szene nachhaltig. Bachmann verlieh der Literatur nach dem Bruch des Krieges und der Vernichtung neue „Fassungskraft“. Sie war mit ihren Gedichten und Prosatexten auf der Suche nach einer Sprache, mit der Wahrheiten und gesellschaftliche Werte wiederhergestellt werden konnten. Dabei vollzog sie keinen großen Bruch mit der Vergangenheit, sondern lehnte sich an lyrische Traditionen an: Bachmann ist zwischen Kahlschlaglyrik und Ästhetizismus zu verorten. Der politischen und sozialen Realität der Nachkriegszeit stand die österreichische Schriftstellerin kritisch gegenüber: In ihren Texten weist sie auf neue Missverhältnisse hin, die den Wiederaufbau und das „Wirtschaftswunder“ begleiteten. Schriftstellerisch wandte sich Bachmann zunächst der Dichtung zu. 1952 gelang ihr der literarische Durchbruch bei einer Lesung der „Gruppe 47“ in Niendorf an der Ostsee. Der erste Lyrikband Bachmanns „Die gestundete Zeit“ wurde mit dem Literaturpreis der Gruppe ausgezeichnet. In der Folge gab Bachmann ihren Beruf in Wien auf und zog nach Italien, wo sie in Rom und Neapel als freie Schriftstellerin arbeitete. Hier verfasste sie auch Libretti für den Komponisten Hans Werner Henze. 1956 erschien Bachmanns zweiter Gedichtband „Anrufung des Großen Bären“. Mit diesem erlebte sie den Höhepunkt ihrer Karriere als Lyrikerin.

In den Jahren danach wechselte die gefeierte Dichterin das Genre: Misstrauisch und kritisch gegenüber dem unbefangenen Konsum schöner Gedichte wandte sie sich zunehmend der Prosa zu und fasste die politischen Aussagequalitäten der erzählenden Gattung schärfer ins Auge. 1961 erschien Bachmanns Erzählband „Das dreißigste Jahr“, den eine deutliche Kritik an der Nachkriegsordnung auszeichnet. Die Erzählungen thematisieren eine Vielzahl von sozialkritischen Fragen, welche von den Selbstzweifeln im Schatten des neuen Wohlstandes bis zur gleichgeschlechtlichen Liebe unter Frauen und der Brüchigkeit der Justiz reichen. Bachmann widmete sich mit ihrer literarisch verarbeiteten Kritik schon früh diesen Problemen und nimmt damit eine Pionier*innenrolle in der deutschsprachigen Literaturgeschichte ein. Bachmanns 1971 erschienener Roman „Malina“ stellt eine Frau in den Mittelpunkt, deren Selbstverwirklichung an einem egozentrischen Partner scheitert.

Zwischen 1958 und 1963 lebte Bachmann in einer spannungsreichen Liebesbeziehung mit Max Frisch, die für die Schriftstellerin in Depression und Medikamentenabhängigkeit mündete. 1973 mit 47 Jahren starb Ingeborg Bachmann an den Folgen eines Brandunfalls. Bachmann erhielt eine Reihe von Auszeichnungen, darunter den „Georg-Büchner-Preis“ sowie den „Großen Österreichischen Staatspreis“. Seit den 1970er-Jahren wird der von der Landeshauptstadt Klagenfurt gestiftete „Ingeborg-Bachmann-Preis“ vergeben. Ingeborg Bachmann gilt als Ausnahmeautorin der deutsch-österreichischen Nachkriegszeit. Zunächst vor allem als Lyrikerin erfolgreich, zählt sie mittlerweile zu den wichtigsten deutschsprachigen Prosaschriftsteller*innen ihrer Generation.

→ KOROTIN Ilse/KEINTZEL Brigitta [Hrsg.], *Wissenschafterinnen in und aus Österreich. Leben – Werke – Wirken*, Wien [u.a.], Böhlau, 2002, 35–37;
→ SICHTERMANN Barbara, *Schriftstellerinnen. Von Madame de La Fayette bis Ingeborg Bachmann*, Hildesheim, Gerstenberg, 2009, 254–257;
→ SOLIBAKKE Karl Ivan, *Ingeborg Bachmann*, Baden-Baden, Tectum Verlag, 2019.

Geboren: 13. Oktober 1936, Wien

Verstorben: 28. Juni 2018, Wien

Kinderbuchautorin

Christine Nöstlinger wuchs in einfachen Verhältnissen in einem sozialdemokratisch geprägten Elternhaus in Wien-Hernals auf. Nach der Matura studierte Nöstlinger Gebrauchsgrafik an der Akademie für angewandte Kunst. Das Studium brach sie jedoch aufgrund ihrer Schwangerschaft und ersten Eheschließung ab. Die Ehe war nicht von Dauer. Bereits wenige Jahre nach der Scheidung heiratete sie den Kinderbuchautor und Journalisten Ernst Nöstlinger. Im selben Jahr brachte sie ihre zweite Tochter zur Welt. Mit einem Leben als Hausfrau gab sich Nöstlinger nicht zufrieden und fand in der schriftstellerischen Arbeit ein Mittel zur Flucht aus der weiblichen Rolle. Christine Nöstlingers Karriere als Kinderbuchautorin begann 1970 mit „Die feuerrote Friederike“, ein Buch, das nicht zuletzt mit seinem witzig-aufmüpfigen Ton den Zeitgeist der 1968er traf und zu einem großen Erfolg wurde. Die darauffolgenden Neuerscheinungen – wie beispielsweise „Wir pfeifen auf den Gurkenkönig“ oder „Konrad oder das Kind aus der Konservenbüchse“ – knüpften an den ersten Erfolg der „Friederike“ nahtlos an. Die Bücher wurden vielfach verfilmt und/oder für das Theater adaptiert. Christine Nöstlinger arbeitete selbst beim Österreichischen Rundfunk (ORF) und gestaltete Sendereihen für Kinder. Neben ihren zahlreichen Kinderbüchern schrieb Nöstlinger auch für Erwachsene. Zu diesen Texten zählen unter anderem Dialektgedichte, Glossen und Kolumnen in Zeitschriften und Magazinen. Auch international fanden Christine Nöstlingers Bücher Anerkennung. 2003 erhielt sie den hochdotierten „Astrid-Lindgren-Gedächtnis-Preis“. Heute zählt Nöstlinger zu den bedeutendsten Kinder- und Jugendbuchautor*innen überhaupt. In ihren Büchern bedient sich Nöstlinger stets eines witzigen, ironischen und frischen Tons. Sie ruft zur Widerständigkeit und zum Misstrauen gegen Autoritäten auf und zeigt sich solidarisch mit Außenseiter*innen. Nöstlinger entlarvt in ihren Büchern die „Heile-Welt-Idylle“ und redet einer selbstbestimmten Kindheit das Wort. Es geht ihr nicht um erzieherische Ziele, sondern um einen emanzipatorischen Anspruch. Die Autorin nimmt konsequent die Perspektive der Kinder ein und stellt ihre vielfältige Lebensrealität dar. Nöstlinger schreibt über schwierige Familienverhältnisse, Schulprobleme, Umweltschutz, Männer- und Frauenrollen. Zeitlebens setzte sich Christine Nöstlinger auch jenseits des Literaturbetriebes für Kinderrechte, die Selbstbestimmung von Mädchen und eine tolerante und weltoffene Gesellschaft ein.

→ BLUMESBERGER Susanne [Hrsg.], *Handbuch der österreichischen Kinder- und Jugendbuchautorinnen*, Bd. 2 M–Z, Wien [u.a.], Böhlau, 2014, 818–828;
→ NÖSTLINGER Christine u. a., *Glück ist was für Augenblicke. Erinnerungen*, Wien [u.a.], Residenz Verlag, 2014;
→ PIRKER Ursula, *Christine Nöstlinger. Die Buchstabenfabrikantin*, Wien, Molden, 2007;
→ o. V., *Christine Nöstlinger.* IN: Wien. Geschichte. Wiki. Historische Wissensplattform der Stadt Wien, online unter: https://www.geschichtewiki.wien.gv.at/Christine_N%C3%B6stlinger, 09.05.2022.

SPORT:
FRAUEN IN DEN BERGEN

Jeanne Diest Immink 150

Geboren: 10. Oktober 1853, Amsterdam

Verstorben: 20. August 1929, Mailand

Erfolgreichste Bergsteigerin der Jahrhundertwende

Lange deutete in Jeanne Imminks Leben nichts auf eine Bergsteigerinnenkarriere hin. 1853 in Amsterdam geboren, zog Immink nach ihrer Eheschließung mit dem Geschäftsmann Karl Immink nach Pretoria. Hier kam ihr erster Sohn zur Welt. Die Ehe war von kurzer Dauer, schon bald verließ Immink Mann und Sohn und reiste in Begleitung eines englischen Offiziers nach Indien. 1882 kehrte sie nach Europa zurück. In der Schweiz brachte sie ihren zweiten Sohn zur Welt.
Dank der Unterhaltszahlungen des Kindsvaters war Jeanne Immink in einem gewissen Maße finanziell unabhängig. Sie lernte klettern und entdeckte ihre Liebe zum Alpinismus, die bald ihr Leben bestimmte.
Als Bergsteigerin war Jeanne Immink nicht nur in der Schweiz, sondern auch in den Ostalpen unterwegs und beherrschte als erste Frau den damals obersten Schwierigkeitsgrad. In den Dolomiten gilt Immink als Vorreiterin des winterlichen Bergsteigens. Hier gelangen ihr nicht nur zahlreiche Erstbesteigungen, sondern auch erste Winterbegehungen. Imminks Klettergebiet umfasste die gesamten Dolomiten. Sie kletterte in den Sextner und Grödner Dolomiten, am Pelmo und in der Palagruppe und unternahm auch Touren im Ortlergebiet. Immink war stets darauf bedacht, Besteigungen in Angriff zu nehmen, die im Mittelpunkt der bergsteigerischen Diskussionen standen. So erregte sie 1891 mit der Besteigung der Fünffingerspitze, die als klettertechnische Spitzenleistung galt, großes Aufsehen. Die sportliche Tätigkeit Jeanne Imminks war durch eine Charakteristik gekennzeichnet: Sie war in der Lage, in Rekordzeit mehrere Gipfel nacheinander zu besteigen. In den Dolomiten durchstieg sie so als erste Kletterin systematisch nacheinander viele Routen des damals obersten Schwierigkeitsgrades. 1890 wurde Immink „als ungewöhnlich tüchtige Felsgeherin“ in den exklusiven „Österreichischen Alpen-Club“ aufgenommen. Auch in Bezug auf ihre Ausrüstung und Bekleidung zeigte sich Immink als „moderne“ Kletterin und damals skandalös unkonventionelle Frau: Sie kleidete sich sportlich und war ohne Korsett unterwegs, statt des langen Rocks trug sie eine Hose. Eine Publikation des deutschen Berufsoffiziers und Bergfotografen Theodor Wundt von 1893 verhalf Immink zu weiterer Berühmtheit. Wundt zeigte die Kletterin und Alpinistin im senkrechten Felsen der Kleinen Zinne.
In der Öffentlichkeit wurden Jeanne Imminks sportliche Erfolge nicht durchgehend würdigend anerkannt, viele muteten ihr als Frau die erbrachten sportlichen Höchstleistungen nicht zu. Immink selbst betonte stets, die Besteigungen aus eigener Kraft gemeistert zu haben.
Die Bedeutung Jeanne Imminks für den Alpinismus wird an der Benennungspraxis von Bergen klar ersichtlich. Bis heute ist sie die einzige Kletterin und Bergsteigerin, nach der gleich zwei nebeneinanderliegende Gipfel benannt sind: Die Cima Immink und der Camapanile Giovanna in der Palagruppe tragen ihren Namen.

→ MURÉ Harry, *Jeanne Immink – die Frau, die in die Wolken stieg. Das ungewöhnliche Leben einer großen Bergsteigerin*, Innsbruck, Tyrolia, 2010;
→ MURÉ Harry, *Jeanne Immink*. IN: FemBio. Frauen Biographienforschung, online unter: https://www.fembio.org/biographie.php/frau/biographie/jeanne-immink/, 26.04.2022;
→ RUNGGALDIER Ingrid, *Frauen im Aufstieg. Auf Spurensuche in der Alpingeschichte*, Bozen, Edition Raetia, 2011, 128–134.

Beatrice Tomasson 151

Geboren: 25. April 1859, Barnby Moor, England

Verstorben: 13. Februar 1947, Little Benhams, England

Erstdurchsteigerin der Marmolada-Südwand

Beatrice Tomasson kam vermutlich in den 1880er-Jahren das erste Mal in die Alpen. Die Berge müssen bei der gebürtigen Britin einen bleibenden Eindruck hinterlassen haben, denn bereits ab 1892 war Tomasson in Innsbruck anzutreffen, wo sie als Erzieherin des jungen Studenten Edward Lisle Strutt, des späteren Präsidenten des britischen „Alpine Clubs“, arbeitete. Der Beruf der Gouvernante war für gebildete ledige Frauen der Mittelschicht wie Beatrice Tomasson in dieser Zeit eines der wenigen und typischen Arbeitsfelder. Mit ihrem Schüler unternahm Tomasson verschiedene Touren in die Stubaier und Ötztaler Alpen, in den Karwendel, ins Ortlergebiet und in die Schweiz. Nach 1896 lebte sie für längere Zeit in Cortina. Tomasson unternahm zahlreiche Bergtouren und kletterte mit den besten Bergführern ihrer Zeit. Bald konnte sie über ein Dutzend Erstbesteigungen verzeichnen. So durchstieg die Alpinistin 1898 die Nordwand des Monte Zebrù, welche damals als eine der schwierigsten Eiswände Tirols galt. Auch eine der größten alpinistischen Leistungen des 20. Jahrhunderts geht auf Tomassons Konto: 1901 durchstieg die britische Bergsteigerin als Erste die monumentale Südwand der Marmolada. Die Erstbesteigung gilt als Qualitätssprung im Schwierigkeitsklettern.
An der Bergwand, der längsten und schwierigsten Route der Dolomiten und darüber hinaus, waren vor Tomasson bereits einige der besten zeitgenössischen Bergsteiger gescheitert. Tomassons herausragender Erfolg wurde aufgrund ihres Frau-Seins mehrfach angezweifelt. Ab der Jahrhundertwende war in der alpinistischen Literatur eine Diskussion entbrannt, die sich mit der Frage auseinandersetzte, ob Frauen die körperlichen Fähigkeiten zum Bergsteigen besäßen und ob der Sport sich mit den weiblichen Geschlechtscharakteren überhaupt vereinbaren lasse bzw. ob Frauen bergsteigen „könnten“ und „dürften“. Interessant ist im Zusammenhang damit auch die Tatsache, dass die von Beatrice Tomasson gewählte Route an der Marmolada-Südwand allgemein als Bettega-Zagonel-Führe bekannt ist. Sie trägt, entgegen der üblichen zeitgenössischen Praxis, den Namen der von Tomasson engagierten Bergführer und nicht jenen der zahlenden Initiatorin.

→ GÜNTHER Dagmar, *Alpine Quergänge. Kulturgeschichte des bürgerlichen Alpinismus (1870–1930)*, Frankfurt a. M./New York, Campus, 1998, 277–285;
→ REISACH Hermann, *Beatrice Tomasson and the South Face of the Marmolada*. IN: The Alpine Journal (2001), 105–113;
→ RUNGGALDIER Ingrid, *Frauen im Aufstieg. Auf Spurensuche in der Alpingeschichte*, Bozen, Edition Raetia, 2011, 182–186.

Hermine Tauscher Geduly 152

Geboren: unbekannt

Verstorben: 23. November 1923,
Pressburg/Bratislava,
Tschechoslowakei/heute Slowakei

Bergsteigerin und
Tourenberichtverfasserin

Sie gilt als eine der Pionierinnen des Alpinismus der österreichisch-ungarischen Monarchie und war bevorzugt in der Ortlergruppe unterwegs. 1878 kam Hermine Tauscher Geduly das erste Mal mit ihrem Mann zum Bergsteigen nach Sulden. Hier durchstiegen die beiden in den folgenden Jahren viele schwierige Routen. Hermine Tauscher Geduly konnte dabei einige weibliche Erstbegehungen verzeichnen. So erklomm sie beispielsweise als erste Frau die Königsspitze und bestieg den Ortler über den Hochjochgrat. 1883 bezwang sie ebenfalls als erste Frau die Trafoier Eiswand. Auf Tauscher Gedulys Tourenliste sind auch zahlreiche der höchsten und schwierigsten Gipfel der Westalpen wie etwa der Montblanc, das Matterhorn und der Monte Rosa angeführt. Aufgrund ihrer herausragenden Leistungen im Bergsport wurde Tauscher Geduly 1879 Ehrenmitglied der „Section Rhätia“ des Schweizer Alpenclubs, eines Vereins, der üblicherweise keine Frauen aufnahm. Über ihre vielen Touren schrieb Tauscher Geduly Beiträge in verschiedenen Zeitschriften und war damit die erste Bergsteigerin, die sich mit Tourenberichten ausgiebig über ihre Leistungen zu Wort meldete. In ihren Beiträgen präsentiert sich die Bergsteigerin einerseits zwar als ungewöhnlich tapfere Frau, andererseits stellt sie konventionelle Geschlechterrollen nicht infrage, schreibt den Führungspart den Männern zu und beansprucht keine zentrale Rolle für sich. Hermine Tauscher Geduly engagierte sich auch sozial und humanitär: Sie war in der Gründungsorganisation des ungarischen Roten Kreuzes tätig und Präsidentin zahlreicher Wohltätigkeitsorganisationen. In ihrer Heimatstadt Pressburg war sie eine bekannte Persönlichkeit. Mit dem Tod ihres Mannes 1919 legte sie alle Ehrenämter nieder und zog sich aus dem gesellschaftlichen Leben zurück.

→ RUNGGALDIER Ingrid, *Frauen im Aufstieg. Auf Spurensuche in der Alpingeschichte*, Bozen, Edition Raetia, 2011, 85–91;
→ o. V., *Tauscher-Geduly Hermine. Alpinistin und Verbandsfunktionärin*. IN: biografiA. Dokumentationsstelle Frauenforschung am Institut für Wissenschaft und Kunst, Wien, online unter: http://biografia.sabiado.at/tauscher-geduly-hermine/, 26.04.2022.

Emmy Eisenberg Hartwich 153

Geboren: 1888, Wien

Verstorben: 1980, Wien

Bergsteigerin, Essayistin

Wie Hermine Tauscher Geduly gehörte auch Emmy Hartwich zur österreichisch-ungarischen Bergsteiger*innen-Elite. Zu ihrem bevorzugten Sport gehörte das Klettern. Emmy Hartwich war mit den bekanntesten Kletterer*innen und Alpinist*innen ihrer Zeit wie Paul Preuß, Guido Mayer, Emilio Comici und Mary Varale unterwegs. Gleichzeitig war sie eine gebildete Frau, die als geprüfte Sprachlehrerin fünf Sprachen beherrschte und die Welt bereiste.
Auch auf einer theoretischen Ebene setzte sich Emmy Hartwich mit ihrem Sport auseinander: Sie veröffentlichte in Vereinszeitungen Berichte über eigene Touren und beschäftigte sich mit der Frage des Frauenbergsteigens. Ihr Artikel „Die Frau in den Bergen“, der 1924 in der Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins erschien, kann als Versuch gelesen werden, der männlichen Angst über das Aufkommen der Frauen im Alpinismus entgegenzuwirken. Am Anfang des Aufsatzes steht die Frage, warum Frauen bislang in ihrer Eignung als Bergsteigerinnen nicht gewürdigt wurden. Zwar fehle es – so Hartwich – den Frauen an gewissen typisch „männlichen“ Eigenschaften wie der körperlichen Stärke für das Rucksackschleppen, jedoch verfügten sie über alle weiteren bergsteigerischen Qualitäten. „Nur, da die Nomenklatur von den Männern gemacht wurde, heißen sie bei uns anders. Und zwar: Mut – blöder Leichtsinn, Entschlossenheit – sträflicher Eigensinn, Ausdauer – eine gewisse Zähigkeit, Geistesgegenwart – glücklicher Zufall, und Liebe zur Sache – Liebe zum Mann“, schreibt die Wiener Alpinistin. In ihrer Forderung, die Frauen als Bergsteigerinnen anzuerkennen, bedient sich Emmy Hartwich vielfach auch stereotypischer Vorstellungen. So beschließt Hartwich ihren Aufsatz über die Frauen in den Bergen mit dem Verweis auf die Rollentrennung zwischen dem führenden Mann und der geführten Frau.
Emmy Hartwich war wahrscheinlich Mitglied in der Sektion „Donauland“ des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins. Diese Sektion war 1921 als Reaktion auf die antisemitischen Ausschlüsse aus dem Alpenverein gegründet worden und nahm viele der verstoßenen Mitglieder auf. Dass Emmy Hartwich auch in den Dolomiten unterwegs war, zeigt ein 1927 von ihr verfasster Artikel über die Besteigung der Vajolet-Türme im Rosengartenmassiv.
Über Emmy Hartwichs Biografie ist bisher nicht wesentlich mehr bekannt. Im Falle von Emmy Hartwich hängt dies wohl auch mit ihrem jüdischen Glauben zusammen: Antisemitische Strömungen und der aufkommende Nationalsozialismus trugen zu ihrem Vergessen bei.

→ GÜNTHER Dagmar, *Alpine Quergänge. Kulturgeschichte des bürgerlichen Alpinismus (1870–1930)*, Frankfurt a. M./New York, Campus, 1998, 297;
→ HARTWICH Emmy, *Die Frau in den Bergen. Eine heitere Plauderei über ernste Dinge*. IN: Mitteilungen des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins 50/3 (1924), 26–28;
→ RUNGGALDIER Ingrid, *Frauen im Aufstieg. Auf Spurensuche in der Alpingeschichte*, Bozen, Edition Raetia, 2011, 179–180;
→ SPITALER Georg/STURM Petra, *Sports in Austria 1918–1938*. IN: Jewish Women's Archive, online unter: https://jwa.org/encyclopedia/article/sports-in-austria-1918-1938#pid-15837, 26.04.2022.
Für Tourenberichte Emmy Hardwichs siehe beispielsweise:
→ HARTWICH Emmy, *Eine Besteigung des Monte Cinto auf Korsika*. IN: Nachrichten des Alpenvereins Donauland und des Deutschen Alpenvereins Berlin 52 (1925), 157–159;
→ HARTWICH Emmy, *Triglav-Nordwand im Juni*. IN: Donauland-Nachrichten. Zeitschrift des Alpenvereins Donauland 44 (1925), 43–44;
→ HARTWICH Emmy, *In einem Tag von Venedig auf die Vajolettürme. Die Besteigung des Sass Bijié*. IN: Nachrichten des Alpenvereins Donauland und des Deutschen Alpenvereins Berlin 67 (1927), 21–22.

POLITISCHES ENGAGEMENT



1 Andreina Emeri



2 Ilda Pizzinini



3 Margarete von Tirol-Görz



4 Claudia de' Medici

Süd/Tiroler Frauenbiografien



5 Waltraud Gebert Deeg



6 Verena von Stuben



7 Maria Ducia

Waltrada

158

Geboren/verstorben: 9. Jahrhundert

Erste eigenständige Vertragspartnerin im Tiroler Raum

Die erste bekannte Urkunde aus dem Tiroler Raum, in der eine Frau als eigenständige Vertragspartnerin vorkommt, ist auf den 2. Juni 857 datiert und wird im bischöflichen Archiv in Chur verwahrt. Die Tatsache, dass es sich um eine Schenkung an eine kirchliche Einrichtung handelt, hat mit Sicherheit maßgeblich zum Erhalt des Dokumentes beigetragen.
Im Vertrag tritt Frau Waltrada ohne männlichen Beistand und damit als eigenständige Vertragspartnerin auf. König Ludwig bestätigt das Dokument, mit dem Waltrada einige Güter „im tridentinischen Tal [Etschtal] an einem Ort namens Mairania“ („in valle Tridentina in loco qui dicitur [M]airania“) dem Bischof Esso von Chur schenkt. Dieser verleiht ihr im Gegenzug einige Ländereien als Lehen auf Lebzeiten.
Weitere Quellen zu Waltrada fehlen. Es ist nicht genau auszumachen, um wen es sich handelt, jedoch vermuten einige Historiker*innen hinter dem Namen die Witwe eines wohlhabenden Grundbesitzers, die in eine schwierige Situation geraten war. Damit würde Waltradas Schenkung an den Bischof der Bitte um Schutz dienen.
Laut anderen Erklärungsversuchen könnte es sich auch um die sogenannte Friedelfrau, eine Ehefrau „zweiter Klasse“, des Frankenkönigs Lothar II. handeln. Aufgrund der Kinderlosigkeit der ersten Ehe ließ sich Lothar scheiden, um in der Folge offiziell Waltrada zu heiraten. Damit löste er einen jahrelangen Streit mit der Kirche aus.
Vor diesem Hintergrund könnte die Schenkung an den Bischof von Chur als Versuch Waltradas gelesen werden, auf ihn Einfluss zu nehmen.
Es handelt sich nicht nur um die erste dokumentierte Vertragshandlung einer Frau im Raum Tirol, sondern auch um die erste urkundliche Nennung Merans, das damals wahrscheinlich als verstreute ländliche Siedlung rund um die heutige Altstadt bestand.

→ ATZ Karl/SCHATZ P. Adelgott [Hrsg.], *Der deutsche Anteil des Bistums Trient. Das Dekanat Lana und Meran*, Bd. IV., Bozen, Alois Auer & Comp., 1907, 172;
→ HARTMANN Gerhard, *Die Kaiser des Heiligen Römischen Reiches*, Wiesbaden, Marix, 2008, 28–30;
→ HUTER Franz (hrsg. von Historische Kommission des Landesmuseums Ferdinandeum in Innsbruck), *Tiroler Urkundenbuch, 1. Abteilung: Die Urkunden zur Geschichte des deutschen Etschlandes und des Vintschgaus,* I. Bd. Bis zum Jahre 1200, Innsbruck, Wagner, 1937, 11–13;
→ KÖFLER Gertl/FORCHER Michael, *Die Frau in der Geschichte Tirols*, Innsbruck, Haymon, 1986, 72–73;
→ MOHR Theodor [Hrsg.], *Codex diplomaticus. Sammlung der Urkunden zur Geschichte Cur-Rätiens und der Republik Graubünden*, Bd. I., Cur, Druck und Verlag von Leonh. Hig, 1848 bis 1852, Nr. 29, 45–46;
→ VALENTE Paolo, *Merano. Breve storia della città sul confine*, Bolzano, Edition Raetia, 2008, 65–66 sowie 69.

Adelheit von Kastelruth

159

Geboren/verstorben: ca. 1189

Lehensherrin von Burg Liechtenstein

Seit dem 11. Jahrhundert waren die Bischöfe von Trient als Territorialfürsten intensiv in die Politik des Reiches eingebunden. Sie mussten militärische Verpflichtungen sowie Rechts- und Verwaltungsfunktionen wahrnehmen. Aus diesen Aufgaben heraus ergaben sich auch ein erhöhter Bedarf an qualifiziertem Personal sowie die Notwendigkeit zur Errichtung von neuen Burgen, Zentren der Verwaltung und Gerichtsbarkeit.
In diesem Kontext entstand die heute nur mehr in Überresten erhaltene Burg Liechtenstein am Peterköfele oberhalb von Leifers. Sie war in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts der Hauptstützpunkt des Hochstiftes Trient im Bozner Unterland.
1189 findet die Burg erstmals anlässlich ihrer Übergabe als Lehen an eine Familie Erwähnung. Bemerkenswert ist dabei die Tatsache, dass die Nennung von Burg und Lehensfamilie mit einer Frau verbunden ist: In der Urkunde vom 18. April 1189 wird die Burghut auf Liechtenstein durch den Trientner Bischof Konrad von Beseno als erbliches Lehen an Adelheit, ihren Sohn Heinrich und ihren Ehemann Otto übergeben. Adelheit hatte den Vorrang. Das Lehen wurde vornehmlich an sie als Erstgereihte verliehen.
Über Adelheit sind keine weiteren Informationen auffindbar. In der Urkunde wird sie als „Adelheit, Tochter des verstorbenen Gothsalcus von Kastelruth“ angeführt. Zudem kann angenommen werden, dass es sich aufgrund der Belehnung außerhalb ihrer geografischen Zuordnung – Adelheit gehörte wahrscheinlich zu einer Ministerialfamilie des Bistums Brixen – um Rechte handelte, die auf eine frühere Ehe zurückgingen. Spätestens seit der Übertragung der Burghut an Adelheit, ihren Sohn sowie ihren Mann war Liechtenstein das erbliche Lehen der Familie, die in der Folge den Namen der Burg übernahm. Mit der Belehnung wurden die nunmehrigen Liechtensteiner Mitglieder der ministerialen Spitzengruppe der Gegend. Über den Lehensdienst partizipierten sie fortan an der Herrschaft und entwickelten sich zu einem Geschlecht von zentraler Bedeutung für Leifers und seine Umgebung.

→ PFEIFER Gustav, *Castello – città – servizio del principe. Contributi alla storia familiare dei Liechtenstein tirolesi.* IN: TENGLER Georg [Hrsg.], *Dal paese alla città. Laives: inizi – sviluppo – prospettive*, Bolzano, Athesiadruck, 1998, 73–112, vor allem 73–79;
→ PFEIFER Gustav, *Die Liechtensteiner. Ein Beitrag zur Geschichte der Ministerialität des Hochstiftes Trient im 12. und 13. Jahrhundert.* IN: Geschichte und Region/ Storia e regione 4/1–2 (1995), 155–190;
→ PFEIFER Gustav, *Die Tiroler Liechtensteiner. Eine Studie zum ministerialischen Adel*, unveröffentlichte Diplomarbeit, Universität Wien, 1991;
→ PFEIFER Gustav, *Nobilis vir dominus Heinricus de Liechtenstain. Spätmittelalterlicher Niederadel im Spannungsfeld zwischen Trient, Tirol und Brixen.* IN: Mitteilungen. Institut für Österreichische Geschichtsforschung 105/1 (1997), 416–440.

Geboren: 1318, Tirol

Verstorben: 3. Oktober 1369, Wien

Tiroler Landesfürstin

Die Landesfürstin Margarete gehört zu den bekanntesten Tiroler Persönlichkeiten des Mittelalters und ist über die Landesgrenzen hinaus ein Begriff. Ihre heutige Bekanntheit fußt jedoch weniger auf historischen Begebenheiten als auf populären Überlieferungen und grotesk-erotischen Imaginationen über die Gräfin „Maultasch“.
Eine zeitgenössische Quelle beschreibt sie – entgegen dem abwertenden Übernamen – als „überaus schön“. Im Laufe der Jahrhunderte gerannen jedoch die diffamierenden zeitgenössischen Reden, Chronikaufzeichnungen und Berichte zu einer eigenständigen und von der wissenschaftlichen Biografie losgelösten Darstellung der Tiroler Gräfin. Das konstruierte Bild der entstellten und monströsen Herrscherin mit einem lasziven Lebensstil ist kein Einzelfall der europäischen Geschichte, sondern stellt Margarete in eine Reihe von mächtigen Frauen, denen aufgrund ihrer als verkehrt empfundenen Machtposition oder ihres Zerwürfnisses mit der Kirche ähnliche Legenden angedichtet wurden.
Margarete wurde 1318 als Tochter des Tiroler Landesfürsten und Herzogs von Kärnten Heinrich von Tirol-Görz und dessen zweiter Ehefrau Adelheid von Braunschweig geboren. Da es keinen männlichen Nachfahren gab, wurde Margarete schon bald als Erbin bestimmt und stand fortan im Visier dynastisch-strategischer Überlegungen. Tirol war nämlich als Transitland und damit als „Tor in den Süden“ hochinteressant. Im Alter von zwölf Jahren wurde Margarete mit dem neunjährigen Johann Heinrich von Luxemburg vermählt. Nur mit der Hilfe ihres Schwagers konnte sie nach dem Tod ihres Vaters 1335 ihr Erbe gegen fremde Ansprüche verteidigen, Kärnten musste jedoch an die Habsburger abgetreten werden.
Ein gescheiterter Trennungsversuch zeugt davon, dass Margaretes Ehe schlecht gewesen sein muss. Ein zweiter, besser vorbereiteter brachte den gewünschten Erfolg: Der ungeliebte Gatte Johann Heinrich wurde verstoßen und musste das Land verlassen. Inwiefern Margarete in diesen „Putsch“ involviert war, lässt sich quellenmäßig nicht nachweisen. Es ist jedoch klar, dass ein solcher nicht ohne die Unterstützung des Tiroler Adels möglich gewesen wäre.
Bereits im darauffolgenden Jahr heiratete Margarete – trotz fehlender kirchlicher Annullierung der ersten Hochzeit – Ludwig von Brandenburg, den ältesten Sohn des Kaisers Ludwig des Bayern. Der Tiroler Adel wurde durch Zugeständnisse und Privilegien milde gestimmt.
Der Konflikt mit dem Papst, der eine offizielle Auflösung der ersten Ehe verweigert hatte, hatte gravierende Folgen. Über das Paar wurde der Bannfluch der Kirche ausgesprochen, über das Land das Interdikt verhängt. Dies bedeutete, dass jede kirchliche Handlung im Land verboten war. Es ist jedoch zu bezweifeln, dass dieses Verbot über all die Jahre tatsächlich eingehalten wurde.
Margarete musste in den folgenden Jahren neben persönlichen Schicksalsschlägen – bis auf einen Sohn verstarben alle ihre Kinder in jungen Jahren – auch eine Reihe von Katastrophen, die das Land heimsuchten, bewältigen. Von diesen wurden vor allem die Heuschreckenplage von 1338 bis 1341, das Erdbeben von 1348 und die „Große Pest“ als außergewöhnliche Tragödien und damit als besondere Strafe empfunden.

Politisches Engagement

Wie sehr die Bevölkerung die unheilvollen Ereignisse der Landesfürstin anlastete, lässt sich nicht bestimmen. Offensichtlich und unmittelbar mit Margaretes Lebensführung verbunden war die militärische Invasion der Luxemburger, die die gewaltsame Verdrängung aus Tirol nicht einfach hinnahmen. Der Feldzug misslang – vor allem aufgrund der gescheiterten Belagerung der von Margarete verteidigten Hauptburg Tirol –, jedoch hinterließen die Truppen deutliche Spuren.
Zur Mitte des Jahrhunderts normalisierten sich die Verhältnisse im Land: Es kam zu einer kirchlichen Ungültigkeitserklärung der ersten Ehe und zur Aufhebung von Bann und Interdikt.
Die Lösung des Konfliktes war vor allem durch die tatkräftige Hilfe Herzog Albrechts II. von Österreich möglich gewesen, der sich dafür mit einer neuen verwandtschaftlichen Verbindung belohnen ließ: Der einzige Sohn der Landesfürstin heiratete Margarete von Österreich, die Tochter des Herzogs.
Die Gräfin lebte in der Folge weitgehend zurückgezogen. An der Regierung ihres Landes nahm sie offiziell nicht teil. Weder politisches Engagement noch die Verfolgung von wirtschaftlichen Interessen scheinen Teil des Lebenskonzeptes der Gräfin Margarete von Tirol gewesen zu sein. Auch als Stifterin machte sich Margarete keinen Namen.
1361 verstarb ihr Ehemann Ludwig von Brandenburg, zwei Jahre später folgte ihm ihr einziger Sohn Meinhard III. Margarete stand nun vor der schwierigen Aufgabe, über ihr Erbe zu bestimmen. Am 26. Jänner 1363 wurde ihre Entscheidung mit Zustimmung des landesfürstlichen Rates besiegelt: Tirol sollte ihren Neffen zweiten Grades, den Habsburger Brüdern Rudolf, Albrecht und Leopold, übergeben werden. Diese Entscheidung führte zur Vereinigung Tirols mit Österreich.
Bald darauf verzichtete Margarete von Tirol auf jede Regierungstätigkeit und zog nach Wien, wo sie 1369 im Alter von 51 Jahren verstarb.
Sie wurde nicht wie ihre Familie in Stams begraben, sondern in der Wiener Minoritenkirche.
Es kann vermutet werden, dass Rudolf von Österreich dadurch versuchte, die letzte Tiroler Landesfürstin aus dem Hause der Grafen von Tirol-Görz in das Vergessen zu drängen. Dies gelang ihm jedoch nicht.

→ HÖRMANN-THURN UND TAXIS Julia [Hrsg.], *Margarete Gräfin von Tirol/Margareta contessa del Tirolo. 30.06.07 – 19.11.07, Landesmuseum Schloss Tirol*, Innsbruck, Studienverlag [u.a.], 2007, vor allem: HÖRMANN-THURN UND TAXIS Julia, Margarete Gräfin von Tirol – Leben und Schicksal einer Fürstin, 15 – 36;
→ HÖRMANN-THURN UND TAXIS Julia [Hrsg.], *Margarete „Maultasch“. Zur Lebenswelt einer Landesfürstin und anderer Tiroler Frauen des Mittelalters. Vorträge der wissenschaftlichen Tagung im Südtiroler Landesmuseum für Kultur- und Landesgeschichte Schloss Tirol, 3. bis 4. November 2006*, Innsbruck, Universitätsverlag Wagner, 2007.

Eleonore von Schottland 162

Geboren: ca. 1433, Dunfermline, Schottland

Verstorben: 20. November 1480, Innsbruck

Tiroler Landesfürstin

Die Hochzeit der Königstochter Eleonore von Schottland mit dem Tiroler Habsburger Sigmund dem Münzreichen bedeutete für den Fürsten nicht nur einen enormen Prestigegewinn, sondern brachte auch eine politisch sowie kulturell interessierte Frau des Hochadels nach Tirol.
Die Tochter König Jakobs I. aus dem Hause Stewart hatte bereits 1437 im Alter von vier Jahren ihren Vater verloren, 1445 kam sie zur Erziehung an den französischen Königshof, wo ihr ein standesgemäßer Unterhalt und eine entsprechende Ausbildung zuteilwurden. Von diesem Zentrum höfischer Kultur kam Eleonore durch die Hochzeit mit Herzog Sigmund nach Tirol. Die Trauung erfolgte im September 1448 „per procurationem“. Erst im Februar 1449 fand in Meran die tatsächliche Hochzeit mit dem Landesfürsten statt.
In den Jahren von 1455 bis 1458 übernahm Eleonore drei Mal in innen- sowie außenpolitisch überaus heiklen Situationen während der Abwesenheit Sigmunds die Regentschaft des Landes und legte in den verschiedenen Konflikten ein eigenes politisches Vorgehen an den Tag. So geriet sie beispielsweise unmittelbar in den Streit der Benediktinerinnen des Klosters Sonnenburg mit dem Kardinal Nikolaus Cusanus. 1467 fungierte Eleonore von Schottland auch als Regentin der habsburgischen Vorderlande.
Auch in die Literaturgeschichte hat die Herzogin Eingang gefunden: Ihr wird die deutsche Übersetzung des französischen Romans „Pontus und Sidonia“ zugeschrieben, die nach ihrem Tod auf Veranlassung Sigmunds in Augsburg erstmals gedruckt wurde. Die Übersetzung dieses Textes erreichte bis Ende des 17. Jahrhunderts eine starke Verbreitung. Dass der Text tatsächlich aus der Feder Eleonores stammt, gilt jedoch nicht als einwandfrei gesichert. Über die mögliche schriftstellerische Betätigung der Landesfürstin hinaus war ihr Interesse für Literatur, Wissenschaft und Kunst für den Tiroler Hof sowie das Land entscheidend und trug wesentlich dazu bei, die Landeshauptstadt Innsbruck zu einem Kulturzentrum der Zeit zu machen.
Ab 1469 zog sich Eleonore von Schottland aus der Politik zurück und widmete sich religiösen und sozialen Aufgaben. Als Landesfürstin kümmerte sie sich um kirchliche Belange sowie um Witwen und Waisen. Es ist sogar quellenmäßig nachgewiesen, dass sie sich auf eigene Kosten um die Erziehung von Waisen bemühte.
In besonderer Weise setzte sich Eleonore von Schottland für die Begnadigung von Verurteilten ein, was ihr den Titel der Beschützerin der Unterdrückten einbrachte.

→ HAMANN Brigitte [Hrsg.], *Die Habsburger. Ein biographisches Lexikon*, Wien, Ueberreuter, 1988, 74;
→ KÖFLER Gertl/FORCHER Michael, *Die Frau in der Geschichte Tirols*, Innsbruck, Haymon, 1986, 13–15;
→ KÖFLER Margarete, *Eleonore von Schottland. Versuch einer Biographie*. IN: KÖFLER Margarete/CARAMELLE Silvia, Die beiden Frauen des Erzherzogs Sigmund von Österreich-Tirol, Innsbruck, Wagner, 1982, 15–114.

Verena von Stuben 163

Geboren: ca. 1410

Verstorben: nach 1465

Äbtissin des Benediktinerinnenklosters Sonnenburg im Pustertal

Das Benediktinerinnenkloster Sonnenburg bei St. Lorenzen wurde 1039 gegründet und ist das älteste Frauenstift Tirols. Auch aus einem politischen Blickwinkel betrachtet nimmt Sonnenburg eine ganz besondere Rolle ein: Das Kloster war ebenso wie jenes der Meraner Klarissen seit 1474 mit Sitz und Stimmen im Tiroler Landtag vertreten. Der Frauengemeinschaft kam dabei das Privileg zu, als Mitglieder in der Prälatenbank eine eindeutig politische Rolle wahrzunehmen.
Des Weiteren war das Kloster Sonnenburg aufgrund seiner weiten und komplexen Besitz- und Rechtsverhältnisse immer wieder in vehemente Auseinandersetzungen mit dem bischöflichen Stuhl in Brixen verwickelt. Den Höhepunkt erreichte der Streit unter der Äbtissin Verena von Stuben. Sie versuchte die weltlichen Interessen und gewohnten Lebensformen gegen die Reformbestrebungen des Bischofs Nikolaus Cusanus zu verteidigen.
1440 wurde die aus einer schwäbischen Adelsfamilie stammende Nonne Verena von Stuben zur Äbtissin von Sonnenburg gewählt. Ihr größter Gegenspieler Nikolaus Cusanus erschien nach seiner 1450 erfolgten Ernennung zum Bischof von Brixen in Tirol. Anlass für den Streit zwischen der Äbtissin und dem Bischof war die Frage um Weiderechte in Enneberg. Cusanus verlangte im Zuge der Auseinandersetzung vom Kloster Gehorsam auch in weltlichen Dingen und forderte damit seine Anerkennung als Klostervogt und Schirmherr. Als Reaktion gingen die Sonnenburgerinnen unter der Führung Verenas in die Offensive und übertrugen Herzog Sigmund die Vogtei über ihr Kloster. Damit war dieser für den Schutz und die Wahrung der weltlichen Interessen von Sonnenburg zuständig.
Cusanus' Reformbestrebungen brachten den politischen Streit auf eine „geistliche Ebene“: 1452 verpflichtete Cusanus alle Klöster zur strikten Beachtung der Ordensregeln, damit verbunden war auch die Einhaltung der strengen Klausur. Im Kloster Sonnenburg, welches als Versorgungsanstalt für unverheiratete adelige Frauen diente, war die Klausur nie beachtet worden. Die Einhaltung dieser war auch aus politischen Gründen nicht möglich, verfügte das Kloster doch über einen reichen Grundbesitz und Rechte im Pustertal, die es zu verwalten galt.
Die Nonnen von Sonnenburg und Äbtissin Verena verteidigten ihre weltlichen Interessen und ignorierten die Reformforderungen des Bischofs. Sie sahen Letztere als Beschneidung ihrer althergebrachten Rechte. Um die Klosterreform durchzuziehen, ordnete Cusanus eine Visitation, eine Art „Bestandsaufnahme“ der Verhältnisse im Kloster, an. Einer ersten Delegation verweigerten die Klosterschwestern den Zugang. Zwei weitere Visitationen wurden unter schwierigsten Bedingungen durchgeführt. Äbtissin Verena reagierte auf die in der Folge verfassten Reformempfehlungen für das Kloster mit Vorbehalten, Bitten um Aufschub und Hinweisen auf Tradition und Privilegien. Die Versuche Verena von Stubens, die Reform durch Eingaben in Rom abzuwenden, scheiterten, doch die Klosterfrauen blieben trotz mehrerer Mahnungen bei ihrer ablehnenden Haltung. Herzog Sigmund unterstützte die Nonnen in ihrem Widerstand gegen die Umsetzung der Reform.
1455 griff Bischof Cusanus zum Äußersten: Er machte von seiner päpstlichen Vollmacht Gebrauch und verhängte das Interdikt über das Kloster, den Kirchenbann über Verena und setzte sie

als Äbtissin ab. Dennoch verweigerten die Nonnen unter Verenas Führung die Reform. Der Streit eskalierte damit weiter: Der Bischof untersagte die Zinsabgaben an das Kloster. Daraufhin warben die Nonnen, um die Abgaben mit Gewalt zu verteidigen, Söldner an. In der „Schlacht von Enneberg“ unterlag der Söldnertrupp von Sonnenburg jedoch dem bischöflichen Aufgebot. Sonnenburg wurde von den bischöflichen Truppen gestürmt, Verena floh mit den Nonnen nach Schloss Schöneck, von wo sie mit der Hilfe Sigmunds wieder ins Kloster zurückkehren konnten.
Es folgten Verhandlungen zwischen Bischof und Landesfürst, in denen sie sich darauf einigten, Verena von Stuben zur Abdankung zu bewegen. 1458 verließ Verena die Sonnenburg und begab sich ins Innsbrucker Kloster Wilten, wo sie endlich vom Bann losgesprochen wurde. Mit dem Rückzug trat Verena als Handlungsfigur des Streites in den Hintergrund. Die Auseinandersetzung um Gerichtsbarkeit und Einflussnahme zwischen Sonnenburg und Brixen hielt jedoch weiter an.
1465 baten die Nonnen nach dem Tod des Kardinals Cusanus um Verenas Wiedereinsetzung als Äbtissin. Dazu scheint es nicht gekommen zu sein, jedoch dürfte die große Rivalin des Bischofs ihre letzten Lebensjahre auf der Sonnenburg verbracht haben.
Auch heute finden sich noch sichtbare Spuren der Äbtissin: Im Nordteil der Kreuzgangruinen haben sich Reste eines Freskos der hl. Ursula mit den 11.000 Jungfrauen aus Verenas Zeit erhalten. Der Äbtissin verdankt das ehemalige Kloster auch eines seiner bedeutendsten Kunstwerke, den Ursula-Altar, der sich früher im Kreuzgang befand und heute im Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum in Innsbruck zu sehen ist.

→ BAUM Wilhelm, *Nikolaus Cusanus in Tirol*, Bozen, Athesia, 1983, 164–216;
→ CARAMELLE Franz/FRISCHAUF Richard, *Die Stifte und Klöster Tirols*, Innsbruck, Tyrolia [u.a.], 1985, 194–199;
→ EULER Walter Andreas, *Studien zur Biographie und Theologie des Nikolaus von Kues*, Berlin, LIT Verlag, 2022, 53–68;
→ FAUST Ulrich OSB/KRASSNIG Waltraud [Hrsg.], *Die benediktinischen Mönchs- und Nonnenklöster in Österreich und Südtirol*, Bd. II/3, St. Ottilien, EOS Verlag, 2002, 640–661.
→ FORSTER Ellinor, *Zwischen Landtag und Huldigungsumritt. Politische Handlungsspielräume des Stifts Sonnenburg und des Klarissenklosters Meran in der Frühen Neuzeit.* IN: MAZOHL Brigitte/FORSTER Ellinor [Hrsg.], Frauenklöster im Alpenraum, Innsbruck, Wagner, 2021, 169–188;
→ KÖFLER Gertl/FORCHER Michael, *Die Frau in der Geschichte Tirols*, Innsbruck, Haymon, 1986, 34–36;
→ MADERSBACHER Lukas, *Mord und Memoria. Zum Ursula-Altar der Verena von Stuben aus dem Benediktinerinnenstift Sonnenburg.* IN: ANDERGASSEN Leo/TELESKO Werner [Hrsg.], Iconographia christiana. Festschrift für Pater Gregor Martin Lechner OSB zum 65. Geburtstag, Regensburg, Schnell & Steiner, 2005, 125–144.

Geboren/verstorben: 15. Jahrhundert

Klarissin in Brixen

1235 und damit noch zu Lebzeiten der Ordensgründerin aus Assisi ist das Kloster der Klarissen in Brixen erstmals belegt. Es ist damit das älteste Klarissenkloster des deutschsprachigen Raumes. Aus der Reihe der Äbtissinnen sticht besonders eine hervor: Maria von Wolkenstein. In der Mitte des 15. Jahrhunderts profilierte sich die Nonne als Wortführerin und konsequente Gegenspielerin des Kardinals und Bischofs Nikolaus Cusanus und seiner Klosterreform. Sie kämpfte um die Beibehaltung ihres klösterlichen Lebensmodelles, das nicht nur geistliche, sondern auch politische und soziale Funktionen hatte.
In der älteren Geschichtsschreibung erscheint Maria von Wolkenstein in einem negativen Licht: So charakterisiert sie der Historiker Wilhelm Baum in seiner Monografie zu „Nikolaus Cusanus in Tirol“ von 1983 unter anderem als „zänkisch, klatschsüchtig und ehrgeizig“ und nennt sie eine „arrogante Adelige“. Der Widerstand der Äbtissin kann aber auch als Selbstermächtigung interpretiert werden wie im Falle Verena von Stubens.
Das Klarissenkloster war mit dem Antritt von Cusanus als Bischof von Brixen längst nicht mehr ein Ort der ausschließlichen Kontemplation und des Rückzugs. Im Laufe des 15. Jahrhunderts hatte es sich, ähnlich wie Sonnenburg, zu einem alternativen Lebensraum für adelige Mädchen und Frauen entwickelt. Im Kloster behielten sie ihre gewohnte weltliche Lebensweise bei und hielten die Verbindung zu ihren Familien aufrecht. Diese Beziehungen garantierten materielle Zuwendungen und bildeten die Basis des Selbstverständnisses des Klosters als Herrschaftszentrum, an dessen Spitze die Äbtissin Maria von Wolkenstein stand.
Die 1452 von Cusanus begonnene Klosterreform, die strenge Rückbesinnung auf die Ordensregeln vorsah, betraf die Brixner Klarissen anfangs nur am Rande. Als franziskanischer Orden unterstanden sie nicht dem Bischof, sondern direkt dem Papst. Erst die päpstliche Vollmacht erlaubte es Cusanus, alle Klöster seines Bistums – so auch das der Klarissen – zu visitieren und zu reformieren. Im Zuge dessen erschien Cusanus selbst bei den Klarissen, wo er eine Predigt hielt, in der er als Grundstein des neuen klösterlichen Lebensmodelles vor allem die Einhaltung der Klausur forderte. Viele der Klosterfrauen zeigten sich vom Auftritt Cusanus’ unbeeindruckt, zu einem Kurswechsel führte er bei den Klarissen nicht.
Die einzige konkrete Folge der Visitation war der Austausch der Äbtissin. Trotz des Wechsels hielt der Widerstand gegen die Reform an.
Denn auch die abgesetzte Äbtissin Maria von Wolkenstein wurde bald „ungehorsam […] und sagte was sy will“. Mit Maria von Wolkenstein, die als Tochter Oswald von Wolkensteins zu einer der führenden Tiroler Adelsfamilien gehörte, ließ sich Cusanus auf einen heftigen Streit ein.
Dieser war nicht zuletzt von der tiefen Abneigung des Bischofs gegen den Adel und dem bestehenden persönlichen Konflikt mit der Familie von Wolkenstein geprägt. Maria stellte sich an die Spitze der reformgegnerischen Nonnen des Klosters, die ihrer neuen Äbtissin den Gehorsam verweigerten.
Aufgrund des anhaltenden Widerstandes im Kloster verhängte Cusanus Bann und Interdikt. War Marias Mittel in der Auseinandersetzung anfangs nur der passive Widerstand im Sinne einer Verweigerung gewesen, ging sie bald dazu über,

Briefe an ihre männlichen Verwandten zu senden. Aufgrund der Ausweitung des Konfliktes schaltete sich Papst Callixtus III. ein und schickte den Guardian des Franziskanerklosters in Nürnberg, Albert Büchelbacher, der in Sachen Klosterreformen erfahren war, 1455 mit allen Vollmachten ausgestattet nach Brixen. Doch Büchelbacher biss in Brixen auf Granit. Seine Aufforderungen, Gehorsam zu leisten, verhallten ungehört. Die Auseinandersetzung eskalierte vollends: Söldner des Bischofs drangen schließlich bewaffnet mit Schwert und Armbrust in das Kloster ein und isolierten die Anführerinnen – allen voran Maria von Wolkenstein – von den restlichen Schwestern. Die Wortführerinnen beugten sich erst der Reform, nachdem ihnen mit der Berichterstattung nach Rom gedroht wurde, eine Maßnahme, die weder die Familie der Beteiligten noch Herzog Sigmund in Kauf nehmen wollten.
Maria von Wolkenstein beklagte sich in Briefen an ihren Bruder Leo von Wolkenstein über die neue Ordnung und brachte zum Ausdruck, dass sie nicht im Kloster bleiben wolle. Kurze Zeit später verließ sie Brixen und übersiedelte in das Klarissenkloster nach Meran in der Diözese Chur. Damit entkam sie dem Einflussbereich des Brixner Bischofs Cusanus.

→ BAUM Wilhelm, *Nikolaus Cusanus in Tirol*, Bozen, Athesia, 1983, 122–126;
→ CESCUTTI Eva, *Et clausa est janua. Maria von Wolkenstein, Nicolaus Cusanus und das „richtige“ Klosterleben.* IN: Geschichte und Region/Storia e regione 12/2 (2003), 114–140
→ FELIZETTI SORG Barbara, *In Klausur. Die Brixner Klarissen im Kreuzfeuer der kirchlichen und weltlichen Herrschaft.* IN: CLEMENTI Siglinde [Hrsg.], Der andere Weg. Beiträge zur Frauenstadtgeschichte der Stadt Brixen vom Spätmittelalter bis ins 20. Jahrhundert, Brixen, Weger, 2005, 151–169.

Geboren: 4. Juni 1604, Florenz

Verstorben: 25. Dezember 1648, Innsbruck

Tiroler Landesfürstin

1626 fand in Innsbruck unter größter Machtentfaltung die Hochzeit von Claudia de’ Medici, Tochter des Großherzogs der Toskana, und Leopold V. von Österreich, Bruder des römisch-deutschen Kaisers Ferdinand II. sowie Landesfürst von Tirol und den habsburgischen Vorlanden an Bodensee und Rhein, statt. Für Claudia war dies nicht die erste Hochzeit, bereits mit 17 Jahren hatte sie den Thronerben von Urbino geheiratet, der kurze Zeit nach der Hochzeit verstorben war. Zwischen 1627 und 1632 gebar Claudia fünf Kinder, darunter zwei Buben. Die Taufe der jüngsten Tochter erlebte der Vater Leopold nicht mehr, er verstarb 1632 unerwartet. Mit 28 Jahren war Claudia de’ Medici ein zweites Mal Witwe. Leopold V. hatte testamentarisch verfügt, dass seine Frau bei seinem Ableben als Vormundschaftsregentin die Geschicke der gefürsteten Grafschaft Tirol weiterführen sollte. Mit der kaiserlichen Bestätigung des Testamentes wurde die Toskanerin Landesfürstin von Tirol und den habsburgischen Vorlanden und sollte das Land 14 Jahre lang, bis zur Volljährigkeit des Sohnes 1646, regieren.
Als Landesfürstin hatte es Claudia de’ Medici nicht leicht. Minister und Räte musste der Kaiser ermahnen, den Anweisungen der Fürstin Folge zu leisten. Zudem war das Land hoch verschuldet, französische und schwedische Truppen bedrohten im Zuge des Dreißigjährigen Krieges die Grenzen Tirols. Claudia versuchte Tirol so gut es ging zu schützen: Sie reformierte gegen den Widerstand der Stände die Landesmiliz, ließ Befestigungen ausbauen und schloss Allianzen mit Spanien und dem römisch-deutschen Kaiser. Innenpolitisch zeigte sich Claudia de’ Medici als strenge Sittenwächterin: Hart ging sie gegen Prostitution, Ehebruch und Kriminalität vor. „Hexen“ wurden gnadenlos, aber „regelkonform“ verfolgt, Andersgläubige wie Jüdinnen und Juden und Protestant*innen duldete sie nur bedingt. Claudia de’ Medici verstand es wirtschaftliche Interessen zu fördern. Der Dreißigjährige Krieg hatte den Transithandel ins Stocken gebracht. Die Landesfürstin verfügte über Sparmaßnahmen bei Regierung und Hofhaltung, initiierte einen Ausbau des Fischereiwesens und förderte den Anbau von Maulbeerbäumen für die Seidenproduktion. Bozen gewährte sie 1635 das Privileg eines unabhängigen Messegerichtes, des Bozner Merkantilmagistrats. Diese paritätisch besetzte Gerichtsbarkeit sollte den internationalen Bozner Märkten Auftrieb verleihen und Konkurrenzfähigkeit garantieren. Im Bereich der Kunst, insbesondere der sakralen Kunst, wirkte Claudia de’ Medici als Mäzenin, für große Gesten fehlte ihr jedoch das Geld. 1648, zwei Jahre nach der Regentschaftsübergabe an ihren volljährigen Sohn Ferdinand Karl, verstarb Claudia de’ Medici in Innsbruck.

→ CLEMENTI Siglinde/VERDORFER Martha, *Frauen Stadt Geschichte(n). Bozen. Bolzano. Vom Mittelalter bis heute,* Wien [u.a.], Folio, 2000, 13–14;
→ KÖFLER Gertl/FORCHER Michael, *Die Frau in der Geschichte Tirols*, Innsbruck, Haymon, 1986, 21–23;
→ SCHISTL Gisela, *Frauen in der Tiroler Politik. Beteiligung an institutionalisierten Politikformen*, Innsbruck [u.a.], Studienverlag, 2013, 15–18;
→ WEISS Sabine, *Claudia de’ Medici. Eine italienische Prinzessin als Landesfürstin von Tirol (1604–1648),* Innsbruck/Wien, Tyrolia, 2004.

Kunigunde von Bissingen-Wolkenstein

168

Geboren: 17. November 1650

Verstorben: 22. April 1714

Gerichtsherrin von Wolkenstein

Kunigunde von Bissingen-Wolkenstein ist ein Beispiel dafür, dass Frauen in gewissen Situationen die Rolle des Familienoberhauptes übernehmen konnten. Nach dem Tod ihres Mannes wurde sie Vormundschaftsregentin und damit zur führenden Figur des Hauses Wolkenstein.
1650 wurde Kunigunde von Bissingen in Württemberg als Tochter des Johann Friedrich von Bissingen und seiner zweiten Ehefrau Kunigunde Catharina Freiin von Nippenburg geboren. Mit 23 Jahren verlobte sie sich mit Ferdinand Carl von Wolkenstein, ein Jahr später fand die Hochzeit statt. Das Paar war in den ersten Jahren der Ehe relativ frei und hatte seinen Wohnsitz an verschiedenen Orten, teils auf der Trostburg, teils in Schramberg in Württemberg. Gegen Ende der 1670er-Jahre war der Lebensmittelpunkt des Paares im Sommer auf der Fischburg in Gröden und schließlich ab 1682 auf Griesbruck in Klausen.
Nach zwölf Jahren Ehe verstarb Ferdinand von Wolkenstein 1686. Im Ehevertrag war die Mitvormundschaft über die Kinder vorgesehen. Damit konnte Kunigunde von Bissingen-Wolkenstein nicht nur über die Erziehung der sechs minderjährigen Kinder bestimmen (fünf weitere waren bereits früh verstorben), sondern auch die Regierungs- und Verwaltungsgeschäfte übernehmen. So fungierte Kunigunde nach dem Tod des Ehemannes als Gerichtsherrin von Wolkenstein. Die Gerichtsherrschaft, die das hintere Gröden über das Grödner Joch mit Kolfuschg/Calfosch verband, war bereits 1370 den Herren von Wolkenstein als Lehen übertragen worden; eine Reihe von Rechten war damit verbunden. Zwar bedurfte Kunigunde als Frau in rechtlichen Belangen eines „Anweisers“, eines Rechtsbeistandes, dieser Umstand schränkte aber ihre Handlungsspielräume als autonom regierendes Familienoberhaupt und Regentin nicht ein.
Zum Aufgabenbereich Kunigunde von Bissingen-Wolkensteins gehörte auch die Führung des Hauses Wolkenstein: Die Pflege adeliger Beziehungsnetzwerke sowie die Wegbereitung für die Karriere der Kinder oder ihre standesgemäße Versorgung standen auf der Agenda der adeligen Frau.
Als Vormundschaftsregentin stand Kunigunde von Bissingen-Wolkenstein ein verhältnismäßig weiter Handlungsraum offen. Sie nutzte verschiedenste Strategien, um ihre Position zu stärken und zu verteidigen. Sie war – so viel geht aus den Quellen des Archivs der Grafen von Wolkenstein-Trostburg klar hervor – für einen bestimmten Zeitraum der Dreh- und Angelpunkt des adeligen Hauses und hatte damit die Verantwortung über Ökonomie, soziales Prestige und Familienpolitik.

→ ROILO Christine, *… weil sie nur ein weib und die herrschaft gestorben. Kunigunde von Bissingen-Wolkenstein (1650– 1714). Ein biographischer Versuch.* IN: MÜHLBERGER Georg/BLAAS Mercedes [Hrsg.], Grafschaft Tirol – Terra Venusta. Studien zur Geschichte Tirols, insbesondere des Vinschgaus, Innsbruck, Universitätsverlag Wagner, 2007, 253–270.

Maria Peychär Ducia

169

Geboren: 25. April 1875, Innsbruck

Verstorben: 15. Mai 1959, Innsbruck

Frauenrechtsaktivistin, Mitbegründerin der Tiroler Frauenbewegung, erste Sozialdemokratin im Tiroler Landtag

Maria Ducia wurde 1875 in Innsbruck als viertes Kind einer Hebamme und eines Schneidermeisters geboren. Ihre ersten vier Lebensjahre verbrachte sie aufgrund der beengten Wohnverhältnisse und des fast jährlichen Familienzuwachses bei einer Bauernfamilie in Pflege. Mit 16 Jahren verließ Ducia ihre Familie, um in Südtirol und in der Schweiz zu arbeiten. 1897 kam sie in ihre Geburtsstadt zurück und fand in einem Kurz- und Schneiderwarengeschäft Anstellung. Im Auftrag ihres Innsbrucker
Arbeitgebers übernahm sie drei Jahre später die Geschäftsleitung einer Möbelhandlung in Lienz. Lienz war Anfang 1900 eine großteils katholische, kleinbürgerliche und konservative Stadt mit etwa 4.500 Einwohner*innen. Nur die Eisenbahner, die seit dem Bau der Pustertaler Bahn hier vertreten waren, lockerten die Atmosphäre in der Kleinstadt auf: Ihnen waren sozialdemokratische Ideen nicht fremd, sie waren die wichtigsten Träger der Arbeiter- und Gewerkschaftsbewegung. Die junge Verkäuferin kam in Kontakt mit den Eisenbahnern und heiratete 1903 den Lokomotivführer Anton Ducia. Trotz der Geburt von vier Kindern blieb sie weiterhin berufstätig und führte die Möbelfiliale, die sie in der Zwischenzeit übernommen hatte, selbstständig weiter. Dem Weiblichkeitsideal der Zeit entsprach Maria Ducia damit keinesfalls: Aus ihrer gesellschaftlichen Rolle fiel sie nicht nur aufgrund ihrer Erwerbstätigkeit in einem „Männerberuf“, sondern auch, weil sie zwei ledige Kinder mit in ihre Ehe gebracht hatte. Ihre wirtschaftliche Selbstständigkeit konnte Maria Ducia nicht lange aufrechterhalten, die 1907 eröffnete Verkaufsstelle der christlichsozialen Tischlergenossenschaft stellte für ihre Geschäfte eine übermächtige Konkurrenz dar.
Maria Ducia war nicht nur als weibliche Unternehmerin in Lienz bekannt und exponiert, sondern auch aufgrund ihres politischen Aktivismus. Ihr Engagement fiel in eine Zeit, in der Möglichkeiten der politischen Partizipation für Frauen erst geschaffen werden mussten: Das Vereinsgesetz von 1867 verbot Frauen grundsätzlich jegliche Art der politischen Betätigung. Dennoch drängten selbst im konservativen Tirol allen voran sozialdemokratische Frauen in die Politik. Maria Ducia nahm mit ihren Mitstreiter*innen diesbezüglich eine zentrale Rolle ein: 1910 gründeten sie in Lienz die „Freie politische Frauenorganisation“, ein örtliches Frauenaktionskomitee, welches das Ziel verfolgte, Frauen mit den Ideen der Sozialdemokratie vertraut zu machen. Es war der erste Verein dieser Art im ganzen Kronland Tirol. Auf Reichsebene war er in die sozialdemokratische Frauenorganisation eingegliedert. Innerhalb des Komitees übernahm Ducia zuerst als Schriftführerin, dann als Vorsitzende eine zentrale Rolle. Der politische Einsatz Maria Ducias galt den sozialen und politischen Missständen, der Absicherung der Arbeiter*innenrechte sowie der Gleichstellung der Frauen. Die Treffen und Vorträge des Komitees fanden anfangs in Maria Ducias Wohnung statt, um einer polizeilichen Kontrolle zu entgehen. Im Winter 1910/11 wagte Ducia einen ersten öffentlichen Auftritt bei einer Demonstration

gegen die Lebensmittelteuerungen; im selben Jahr sprach sie sich in einer Rede in Lienz anlässlich des ersten österreichweit abgehaltenen Frauentages für das aktive und passive Frauenwahlrecht aus. Sie war damit die erste Tirolerin, die öffentlich auf politischen Versammlungen sprach. 1912 berief Maria Ducia gemeinsam mit weiteren Mitstreiterinnen die erste Tiroler Landesfrauenkonferenz in Innsbruck ein, in der sie in das Landesfrauenkomitee sowie zur Landesvertrauensperson gewählt wurde. Wiederholt übernahm Maria Ducia das Amt der Vorsitzenden.
Ducias politischer Aktivismus war von einer regen Vortrags- und Agitationstätigkeit gekennzeichnet. Mit dem Ziel, eine breite Basis für die Sozialdemokratie und die Frauenbewegung zu schaffen, hielt die „Tiroler Suffragette“ im ganzen Kronland Vorträge und politische Schulungen, unterstützte die Gründung von örtlichen Komitees und betreute einzelne Ortsgruppen. Der Erfolg war bemerkenswert: Bereits 1912 wurden Frauenaktionskomitees in Meran, Franzensfeste, Landeck, Hall und Schwaz gegründet. In Innsbruck und Wörgl wurden die Arbeiterinnenbildungsvereine in Komitees umgewandelt. 1913 war beim Frauentag in Innsbruck, der unter dem Leitspruch „Heraus mit dem Wahlrecht der Frauen. Fort mit der politischen Entmündigung“ stand, auch ein Komitee aus Kufstein und Bozen anwesend.

Nach dem Krieg übersiedelte Maria Ducia nach Innsbruck und wurde 1919 als eine von zwei Frauen in den Tiroler Landtag gewählt. Sie war damit zur „Berufspolitikerin“ geworden. Mit dem Verbot ihrer Partei 1934 beendete Maria Peychär Ducia ihre politische Karriere. Heute gilt sie als Pionierin der sozialdemokratischen Frauenbewegung Tirols. Dabei verstand sie sich an erster Stelle als Sozialdemokratin, die sich sowohl für die sozialen Rechte beider Geschlechter als auch dezidiert für Frauenrechte einsetzte.

→ HINTNER Heidi, *Maria Ducia*. IN: HINTNER Heidi u. a. [Hrsg.], Frauen der Grenze. 13 Frauenbiographien aus Nord- und Südtirol und dem Trentino/Donne di frontiera. 13 biografie di donne sudtirolesi, nordtirolesi e trentine, Bd. 1, Innsbruck, Studienverlag, 2009, 18–27;
→ JAMMERNEGG Lydia, *Maria Ducia*. IN: Frauen in Bewegung 1848–1938, Ariadne, Österreichische Nationalbibliothek, online unter: https://fraueninbewegung.onb.ac.at/node/1723, 11.01.2022;
→ MAYR Andrea, *„Geh deine Bahn und laß die Leute schwätzen“. Leben und Politik der Tiroler Landtagsabgeordneten Maria Ducia (1875–1959).* IN: GREUSSING Kurt [Hrsg.], Die Roten am Land. Arbeitsleben und Arbeiterbewegung im westlichen Österreich, Steyr, Museum Industrielle Arbeitswelt, 1989, 126–130;
→ MAYR Andrea, *Maria Ducia (1875–1959). Leben und Politik der sozialdemokratischen Landtagsabgeordneten*. IN: SCHREIBER Horst u. a. [Hrsg.], Frauen in Tirol. Pionierinnen in Politik, Wirtschaft, Literatur, Musik, Kunst und Wissenschaft, Innsbruck, Studienverlag, 2003, 31–37;
→ MAYR-KAUFMANN Andrea, *Maria Ducia (1875–1959). Mitbegründerin der sozialdemokratischen Frauenbewegung Tirols und Abgeordnete zum Tiroler Landtag.* IN: HOFMANN Rainer/SCHREIBER Horst [Hrsg.], Sozialdemokratie in Tirol. Die Anfänge, Krailling, Avonxar, 2003, 135–147.

Geboren: 5. Mai 1871, Brescia

Verstorben: 5. Oktober 1957, Trient

Journalistin, politische Aktivistin, Antifaschistin

Wenige Tage nach dem Tod von Ernesta Bittanti Battisti erschien in der österreichischen „Arbeiter-Zeitung“ ein Nachruf aus der Feder Claus Gatterers. Diesen schloss der Historiker und Journalist mit dem Gedanken an ein zukünftiges Denkmal für die „Versöhnung der Völker“ und meint, dass das Gesicht Ernesta Battistis, die als „edle Sozialistin“ und „große Frau“ nie vergessen werde, das wohl „würdigste Symbol“ dafür sei.
In Brescia geboren zog Ernesta Bittanti im Alter von zehn Jahren mit ihrer Familie nach Cagliari. Hier besuchte sie als erstes Mädchen das staatliche Gymnasium. Nach nur zwei Jahren zog die Familie nach Cremona. 1890 ging die junge Studentin Ernesta mit drei Geschwistern nach Florenz, um an der Fakultät für Literatur und Philosophie zu studieren. Das Haus Bittanti wurde bald zum Treffpunkt junger Intellektueller, unter denen sich auch Cesare Battisti befand.
Als Ernesta Bittanti 1896 ihr Studium erfolgreich beendete, war sie eine der ersten weiblichen Absolventinnen der Universität Florenz. Sie arbeitete als Gymnasiallehrerin, wurde jedoch 1898 aufgrund ihres politischen Aktivismus von allen Schulen des italienischen Königreichs ausgeschlossen. Sie hatte zuvor mit einigen Mitstreiterinnen die „Lega di Tutela degli Interessi femminili“ in Florenz gegründet und sich mit einer sozialistischen Ausrichtung für Frauenarbeit eingesetzt.
1898 heiratete Ernesta Bittanti standesamtlich Cesare Battisti und zog zu ihm nach Trient.
Beim zweiten Regionalkongress der Sozialistischen Partei des Trentino brachte Bittanti Battisti den Vorschlag zur Gründung einer sozialistischen Tageszeitung ein. Der Antrag wurde angenommen. Bereits 1900, und damit noch im selben Jahr, erschien die erste Ausgabe von „Il Popolo“. Das Tagesblatt wurde in einer Druckerei auf Papier gebracht, die unter widrigsten Umständen angekauft worden war.
14 Jahre lang betrieben Ernesta Bittanti Battisti und ihr Ehemann Cesare das gemeinsame politische und kulturelle Projekt. „Il Popolo“ verstand sich nicht als bloße Parteizeitung, sondern als eine Möglichkeit, Menschen am Wissen teilhaben zu lassen. Neben politischen Themen wurden demnach auch Fragen der Wissenschaft, der Kunst und Kultur sowie soziale Themen diskutiert.
Ernesta Bittanti Battisti veröffentlichte in der Zeitung regelmäßig Artikel; unter anderem analysierte sie hier die Lage des weiblichen Dienstpersonals. Zwischen 1907 und 1913 widmeten sich drei ihrer Artikel der Todesstrafe und der Forderung nach deren Abschaffung. 1906 veröffentlichte Bittanti Battisti in „Il Popolo“ eine Kampagne für die Scheidung und stellte sich damit gegen katholische Moralvorstellungen. Auch die Geburt ihrer drei Kinder brachte die engagierte Journalistin nicht vom Schreiben und der Teilnahme am politischen und gesellschaftlichen Leben ab. In der Abwesenheit ihres Mannes übernahm sie die Redaktion der Zeitung.
Mit Beginn des Ersten Weltkrieges stellten Ernesta und Cesare Battisti „Il Popolo“ ein

und verließen mit ihren Kindern Trient, um im Königreich Italien zu leben. Der Ehemann Battisti, der für den Kriegseintritt Italiens warb, galt nicht nur als Deserteur, seine freiwillige Meldung für die italienische Armee machte ihn auch zum „Hochverräter“. Im italienischen Exil begann Ernesta Bittanti Battisti wieder zu unterrichten, um den Lebensunterhalt der Familie zu sichern. 1916 wurde Cesare Battisti von den österreichischen Truppen gefangen genommen und in Trient hingerichtet.

In der Zwischenkriegszeit stilisierte die politische Propaganda, allen voran jene des aufkommenden Faschismus, Cesare Battisti zu einem Helden und Märtyrer des Regimes. Ernesta Bittanti Battisti wehrte sich mit aller Kraft gegen diese Instrumentalisierung ihres Mannes. Auf ein Glückwunschtelegramm des „Duce“ 1922 kurz nach der faschistischen Machtergreifung antwortete sie mit einer scharfen Verurteilung des Vorgehens. Bereits 1923 gab sie die Schriften ihres verstorbenen Mannes heraus, um einer faschistischen Deutung seines Lebensweges entgegenzuwirken. Auch die Benennung des „Bozner Siegesdenkmals“ nach Cesare Battisti wurde durch ihr Einlenken verhindert.

1930 zog Bittanti Battisti nach Mailand, auch hier blieb ihr Engagement ungebrochen. Auch wenn ein Paktieren mit dem Regime für sie vorteilhaft gewesen wäre, ging sie weiter keinen Kompromiss ein und verweigerte eine opportunistische Haltung. Ihre Ablehnung des Regimes wurde vor allem mit dem Erlass der italienischen „Rassengesetze“ verschärft und fand in mutigen symbolischen Gesten Ausdruck. So veröffentlichte sie 1939 anlässlich des Todes von Augusto Morpurgo, eines jüdischen Ingenieurs und ehemaligen Kriegsfreiwilligen des Ersten Weltkrieges, im „Corriere della Sera“ einen Nachruf. Damit verstieß sie nicht nur gegen die „Rassengesetze“, sondern erinnerte auch öffentlichkeitswirksam mit dem Namen ihres zum faschistischen Helden stilisierten Mannes an einen jüdischen Mitbürger. Ihre Solidarität mit den verfolgten jüdischen Mitbürger*innen zeigt – so interpretiert dies der renommierte italienische Faschismusforscher Renzo De Felice – ihre Sensibilität für die Rechte von Minderheiten.

Nach dem 8. September 1943 flüchtete Ernesta Bittanti Battisti in die Schweiz. Mit Kriegsende kehrte sie nach Trient zurück. Hier arbeitete sie als Schriftstellerin und Publizistin und verfolgte aufmerksam die aktuellen politischen Geschehnisse. Dabei lag ihr vor allem die „Südtirolfrage“ am Herzen, zu deren Fürsprecherin sie wurde. Ganze 28 Aufsätze widmete sie dieser und verteidigte in Trentiner sowie nationalen Zeitungen das Recht Südtirols auf Autonomie. So veröffentlichte sie beispielsweise noch 1956, im Jahr ihres Rückzugs aus der Öffentlichkeit, ein Memorandum, in dem sie sich gegen die „klischeehafte Wiedergabe“ der Ideale ihres Mannes zur Wehr setzte und mit Nachdruck darauf verwies, dass Cesare Battistis Einsatz nicht der Errichtung einer Brennergrenze gegolten habe. Sein Kampf sei vielmehr – so Ernesta Bittanti Battisti – jener „für die eigene Unabhängigkeit, d. h. für dieselben Freiheitsbestrebungen, nach denen die Deutschen in Südtirol heute streben“ gewesen („per la propria indipendenza, cioè per quegli stessi fini di libertà a cui aspirano ora i Tedeschi dell’Alto Adige“). In seinem Nachruf sieht Claus Gatterer in der Fürsprache für die deutschsprachigen Südtiroler*innen eine Verpflichtung und Weiterführung der von ihr und ihrem Ehemann geteilten Überzeugungen.

Politisches Engagement

→ BATTISTI Ernesta, *Cesare Battisti, l’Alto Adige e l’ora attuale*, Trento, Saturnia, 1956; o. V., Ernesta Bittanti Battisti: a quarant’anni dalla morte, IN: Archivio trentino 46/2 (1997);

→ GATTERER Claus, *Se un giorno innalzeremo un monumento alla conciliazione dei popoli, il volto di Ernesta Battisti ne sarà il simbolo più degno.* IN: Ernesta Battisti Bittanti, Brescia 1871 – Trento 1957, in memoria. Scritti suoi ed a lei dedicati, Trento, Saturnia, 1962, 41–42;

→ PRIMERANO Beatrice, *Ernesta Bittanti e le leggi razziali del 1938*, Trento, Fondazione Museo storico del Trentino, 2010, 19–40;

→ RASERA Fabrizio, *Cesare Battisti. “Ora o mai”*. IN: ISNENGHI Mario/CESCHIN Daniele [Hrsg.], Gli italiani in guerra. Conflitti, identità, memorie dal Risorgimento ai nostri giorno, Bd. III: La Grande Guerra. Dall’intervento alla “vittoria mutilata”, Torino, Utet, 2008, 366–374.

→ SOLDANI Simonetta, *Le donne all’Università di Firenze. Numeri e volti di un cammino travagliato.* IN: SOLDANI Simonetta [Hrsg.], Le donne nell’Università di Firenze. Percorsi, problemi, obiettivi, Firenze, Firenze University Press, 2010, 9–28, hier 9–10;

→ VITTORIO Anna, *Ernesta Bittanti Battisti.* IN: HINTNER Heidi u. a. [Hrsg.], Frauen der Grenze. 13 Frauenbiographien aus Süd- und Osttirol und dem Trentino/Donne di frontiera. 13 biografie di donne sudtirolesi, nordtirolesi e trentine, Bd. 2, Innsbruck [u.a.], Studienverlag, 2012, 96–117.

Frauenbiografien und Straßennamen

Geboren: 23. März 1895, Trient

Verstorben: 1. November 1965,
Mollaro (Predaia), Trentino

Politikerin, Mitglied der „Costituente“,
Fürsprecherin der „Südtirol-Frage“

Elsa Conci wuchs in einer politisch aktiven Familie auf. Ihr Vater Enrico Conci war Abgeordneter des Tiroler Landtages in Innsbruck, später gelang ihm der Einzug ins Parlament in Wien. Das politische Engagement des Vaters wurde der Familie mit Beginn des Ersten Weltkrieges zum Verhängnis: Bereits 1914 war die Überwachung der italienischsprachigen Bevölkerung Österreich-Ungarns intensiviert worden, die Kriegserklärung Italiens 1915 öffnete der Willkür gegenüber den Trentiner*innen Tür und Tor. Personen konnten ohne stichhaltigen Nachweis aufgrund des Verdachtes auf „irredentistische Gesinnung“ verhaftet werden. Auch die Familie Conci wurde der „nationalen Tendenzen“ bezichtigt und als potenzielle Spionage- und Sabotagequelle verhaftet. Nach der Ablegung der Matura in Innsbruck wurde auch Elsa Conci im Lager Katzenau nahe Linz interniert, gegen sie war ebenfalls ein Prozess wegen Irredentismus eingeleitet worden. Aufgrund der nach dem Tod von Kaiser Franz Joseph erlassenen Amnestie kam es in ihrem Fall jedoch zu keinem Urteil.
Im Herbst 1915 immatrikulierte sich Conci an der Universität Wien, drei Jahre, bis Oktober 1918, studierte sie hier an der Philosophischen Fakultät. Nach dem Krieg wechselte sie an die Fakultät für Literatur der Universität Rom. Hier war Conci im katholischen Universitätsverband („Federazione universitaria cattolica italiana“) sehr aktiv und übernahm die Präsidentschaft der römischen Sektion. 1920 schloss Conci erfolgreich ihr Studium ab. Zurück im Trentino begann sich Elsa Conci intensiv im Bereich der weiblichen Jugendarbeit zu betätigen, gleichzeitig arbeitete sie als Deutschlehrerin. Auch während des Zweiten Weltkrieges war Conci im sozialen Bereich aktiv: Sie wirkte an der Einrichtung von Mensen sowie Studien- und Betreuungszentren für Schüler*innen mit und organisierte im Rahmen der „Azione Cattolica“ Wohltätigkeitsaktionen zugunsten bedürftiger Mitmenschen.
Als sich mit Kriegsende für Frauen die Möglichkeit eröffnete, an der Politik direkt teilzunehmen, engagierte sich Conci in der Trentiner „Democrazia Cristiana“ und machte sich besonders für die Frauenorganisationen der Partei stark. Noch im Mai 1945 wurde Conci Teil des ersten provisorischen Provinzausschusses der Partei. Ein Jahr später, im März 1946, wurde sie zur Trentiner Delegierten für den ersten nationalen Parteitag der DC ernannt.
Am 2. Juni 1946 wurde die Trentinerin als Vertreterin der Christdemokrat*innen in die verfassungsgebende Versammlung gewählt. Conci war damit nicht nur eine der 21 Frauen, die es in diese Versammlung geschafft hatten, sondern hinter Alcide De Gasperi im Wahlkreis Trient auch die Stimmenstärkste. Als Mitglied der „Commissione dei 18“, der Kommission, welche für die Ausarbeitung der regionalen Autonomiestatute zuständig war, zeigte sich Elsa Conci offen für die Forderungen der deutschsprachigen Südtiroler*innen. Auch Kanonikus Michael Gamper wandte sich an die Politikerin mit der Forderung, eine eigene, von Trient unabhängige Autonomie zu unterstützen. Ein von der Südtiroler Volkspartei verfasstes Memorandum an Elsa Conci zeugt weiter davon, dass sie als Unterstützerin und Vertreterin der „Südtirol-Frage“ in der verfassungsgebenden Versammlung betrachtet wurde. Conci unterstützte die Südtiroler Forderungen, die teilweise angenommen wurden: Die Angliederung der Gemeinden Salurn und Neumarkt an die Provinz Bozen wurde erwirkt und verschiedene Gesetzgebungsbefugnisse wurden von der Region auf die Provinz übertragen. Die von ihr mitgetragene Forderung den Namen „Südtirol“ offiziell für die Provinz anzuerkennen, fand jedoch keine Mehrheit. Auch nach Beendigung der Arbeit der „Costituente“ zeigte Conci weiter unterstützendes Interesse an der Frage der Südtiroler Autonomie.
Conci bekleidete verschiedene höhere politische Ämter. Unter anderem war sie von der ersten bis zur vierten Legislaturperiode in der Abgeordnetenkammer vertreten. Als überzeugte Verfechterin des europäischen Gedankens gehörte die Trentinerin 1955 zu den Gründerinnen der Europäischen Frauenunion, des Sprachrohrs der Frauen der christdemokratischen Parteien Europas. Von 1959 bis 1963 war sie selbst Präsidentin der Union. Ihren Beitrag zur Frage der Emanzipation sah Conci als Politikerin in der Förderung und dem Schutz von Frauen in ihren stereotypischen weiblichen Rollen. Ihr politisches Engagement setzte sie so lange fort, bis es ihre Gesundheit nicht mehr zuließ.

Als Angehörige einer italienischsprachigen Minderheit in der Habsburgermonarchie hatte Elsa Conci den politischen Kampf ihres Vaters um eine Trentiner Autonomie miterlebt. Vor allem im Ersten Weltkrieg war die Unterdrückung aufgrund ihrer Sprachgruppenzugehörigkeit Teil ihrer Lebensrealität. In Elsa Conci haben diese Erfahrungen keine Wende hin zu nationalistischen Tendenzen bewirkt, vielmehr wurde sie im veränderten politischen Kontext der Nachkriegsjahre zur Fürsprecherin der deutschsprachigen Südtiroler*innen in der verfassungsgebenden Versammlung.

→ BENVENUTI Sergio/MASCAGNI Andreina, *L’archivio della famiglia Conci*. IN: Archivio trentino 48/2 (1999), 111–146;
→ GRIGOLLI Giorgio, *Elsa Conci. La sposa della DC*, Rovereto, Edizioni Stalla, 2005;
→ MORELLI Maria Teresa Antonia [Hrsg.], *Le donne della Costituente*, Bari, Laterza, 2007, XXXVIII–XLI;
→ ROVERSELLI Carla, *Elsa Conci. Una donna alla Costituente e l’impegno politico per le donne*. IN: ROVERSELLI Carla [Hrsg.], Declinazione di genere. Madri, padri, figli e figlie, Pisa, ETS, 2017, 43–71.

Geboren: 9. Dezember 1928,
Blumau (Karneid)

Verstorben: 31. Jänner 1988, Bruneck

Erste Frau im Südtiroler Landtag,
Landesrätin für Soziales und Gesundheit,
Landtagspräsidentin

Als erste deutschsprachige Politikerin des Landes zog Waltraud Gebert Deeg 1964 in den Landtag ein. Zudem wirkte sie als Landesrätin für Soziales und Gesundheit und damit in einem Bereich, der sich erst im Aufbau befand. Mit ihrem politischen Engagement wurde die Landesrätin Gebert Deeg zur wichtigsten Politikerin und Ansprechperson ihres Bereiches im ganzen Land.
1928 wurde Waltraud Gebert Deeg als ältestes von zehn Kindern in Blumau geboren. Ihre Eltern lebten und arbeiteten als Verwalter*innen auf dem Gutshof von Schloss Prösels bei Völs, für kurze Zeit war die Familie auch in Tiers ansässig. 1937 zog die Großfamilie Gebert nach Dietenheim bei Bruneck. Ihre Schulausbildung absolvierte Gebert Deeg als Kind einer Optant*innenfamilie unter anderem im Deutschen Reich, in der Reichsschule für „volksdeutsche“ Südtirolerinnen in Achern. 1947 legte Gebert Deeg an der Lehrer*innenbildungsanstalt in Meran die Matura ab. Eigentlich wollte Gebert Deeg nach der Matura studieren, aber aus finanziellen Gründen war dies nicht möglich. In der Folge unterrichtete sie an der Volksschule in Gais, Reischach und Bruneck sowie später an der Mittelschule der Ursulinenschwestern. 1955 starb ihre Mutter, zwei Jahre später ihr Vater. Die 27-jährige Lehrerin musste nun die Verantwortung für ihre Geschwister übernehmen, von denen vier noch minderjährig waren.
Schon früh engagierte sich Gebert Deeg in Sozialverbänden, so war sie seit den Gründungsjahren im „Katholischen Verband der Werktätigen“ leitend aktiv. 1956 wurde sie in den Landesfrauenausschuss des Verbandes gewählt, zwei Jahre später wurde sie mit der Landesleitung der KVW-Frauen betraut, eine Aufgabe, die sie bis zu ihrem Tod erfüllte.
1964 ging Waltraud Gebert Deeg schließlich in die Politik: Die 36-jährige Lehrerin war vom KVW als Landtagskandidatin der SVP-Liste nominiert worden und landete bei den Wahlen auf Anhieb auf dem vierten Platz nach Stimmenverteilung. Zusammen mit Lidia Menapace konnte Gebert Deeg als erste Frau in den Südtiroler Landtag einziehen. Beiden Frauen wurde das Assessorat für Sozial- und Gesundheitswesen anvertraut: Menapace übernahm das Amt der Landesrätin, Gebert Deeg wurde Ersatzlandesrätin.
In den 1960er-Jahren war Gebert Deeg zudem führend am Aufbau der SVP-Frauenorganisation beteiligt, deren Leitung sie bis zu ihrem Tod innehatte. Ein besonderes Anliegen war ihr in diesem Bereich die Förderung von jungen Frauen in der Gemeindepolitik des Landes.
Der Einstieg von Frauen in das Landesgremium bedeutete nicht zwangsläufig eine verstärkte feministische Politik im Sinne von Chancengleichheit. Vielmehr vertrat Waltraud Gebert Deeg ein „Differenzdenken“, das die gesellschaftliche und politische Einbindung und Förderung von Frauen innerhalb der stereotypischen weiblichen Rollen vorsah und ein christlich-konservatives Frauenbild widerspiegelte. Frauenpolitik war für die Landesrätin folglich Familienpolitik, obwohl sie selbst in ihrer Funktion und Lebensführung keineswegs den stereotypischen Weiblichkeitsvorstellungen entsprach: Sie war als Südtiroler Spitzenpolitikerin in einem weitgehend männlichen Bereich aktiv, unterhielt mit ihrem Mann seit 1966 eine für die damalige Zeit untypische Fernbeziehung. Erst 1972 wurde ihre einzige Tochter geboren.
1974 übernahm Gebert Deeg das Amt der ordentlichen Landesrätin für den Bereich Soziales und Gesundheit. Mit dem Zweiten Autonomiestatut von 1972 waren dem Land Südtirol weitreichende Kompetenzen übertragen worden, die auch die Gesundheits- und Sozialfürsorge betrafen. Es galt, diesen Bereich auf- und auszubauen. Gebert Deeg begleitete und leitete diesen Prozess: Rund zehn Jahre lang war sie der zentrale Motor im Aufbau eines modernen Gesundheits- und Sozialfürsorgesystems. Ihre Grundregel war dabei das sogenannte Subsidiaritätsprinzip: Die öffentliche Verwaltung sollte durch die Rahmengesetzgebung und Gewährung von Beiträgen private Initiativen ermöglichen und fördern, die die Zielsetzungen der öffentlichen Hand verfolgten. Nach diesem Prinzip erfolgten erste Interventionen im Bereich der Betreuung von Menschen mit Behinderung, Gründungen von Familienberatungsstellen, Initiativen zur Rehabilitation von Menschen mit Suchterkrankung und – mit erheblicher Verspätung – von Menschen mit psychischer Erkrankung.
Waltraud Gebert Deeg widmete sich nicht nur als Politikerin der Förderung sozialer Vereine, sondern war auch selbst an Gründungen beteiligt. „Ihre“ Vereine begleitete sie über viele Jahre hinweg als zuständige Landesrätin, Mitglied und Ideengeberin. Die Gründung des Verbandes „Lebenshilfe“ zur Unterstützung von Menschen mit Behinderung 1966 geht unter anderem auf ihre Initiative zurück. Gebert Deeg war weiters an der Entstehung des „Katholischen Familienverbandes Südtirol“, der „Krebshilfe“, des Landesrettungsdienstes „Weißes Kreuz“, des Vereins „La Strada – Der Weg“, des „Vereins für Kinderspielplätze und Erholungsinitiativen“ und der „Arbeitsstelle für Südtiroler Heimatferne“ beteiligt.
Der Politikerin Gebert Deeg wurden vonseiten der männlichen Konkurrenz trotz oder genau wegen ihres politischen Erfolges vielfach Inkompetenz und mangelnde Führungsqualitäten vorgeworfen. In der Partei hatte sie kaum Rückhalt, auch wenn Landeshauptmann Silvius Magnago stets wusste, was er an ihr hatte. 1984 musste Gebert Deeg aufgrund einer SVP-internen Postenzuordnung ihr Amt als Assessorin räumen. Damit blieb die Südtiroler Landesregierung von 1984 bis 1998 ohne weibliche Vertretung. Von 1984 bis 1986 war Gebert Deeg Präsidentin des Südtiroler Landtages, bis zu ihrem Tod blieb sie als Vizepräsidentin in der Landespolitik.
Waltraud Gebert Deeg sticht nicht nur aufgrund ihres „weiblichen Primats“ und ihres sozialen Engagements ins Auge, sondern gilt in Südtirol auch als eine der bekanntesten und meistgewählten Politiker*innen: In ihrer Zeit als Landesrätin erhielt sie bei den Landtagswahlen von 1968, 1973 sowie 1978 nach Silvius Magnago die meisten Stimmen.

→ MUMELTER Renate/CLEMENTI Siglinde/TRAGUST Karl, *Waltraud Gebert Deeg. Die Landesmutter. Politik, Frauen. Soziales*, Bozen, Edition Raetia, 2021;
→ CLEMENTI Siglinde, *„Die Landesmutter“ Waltraud Gebert Deeg.* IN: Südtiroler Landtag [Hrsg.], Frauen und Politik, Bozen, 2003, 60–67.

Geboren: 3. April 1924, Novara

Verstorben: 7. Dezember 2020, Bozen

Antifaschistin, Feministin,
erste Frau im Südtiroler Landtag

Lidia Menapace wurde 1924 in eine antifaschistische und laizistische Familie in Novara geboren. Das Misstrauen und die Ablehnung ihrer Eltern gegenüber dem aufkommenden Regime überwogen von Anfang an, wie sich Menapace später erinnerte. Nach Abschluss der Pflichtschule begann Menapace an der Mailänder „Cattolica“ ein Literaturstudium. Hier schloss sie sich der „Federazione universitaria cattolica italiana“ an und entwickelte eine antifaschistisch-katholische Haltung.
Im Zuge des Waffenstillstandes von Cassibile im September 1943 und des Einmarschs der deutschen Truppen in Italien schloss sich Menapace der „Resistenza“ in der Lombardei an. Die junge Studentin berief sich in ihrem Einsatz auf Gewaltlosigkeit. Sie sprach sich gegen das Tragen von Waffen aus und beschränkte sich darauf, als „staffetta“ tätig zu sein: Sie versorgte in ihren Botengängen die Partisan*innen der nahe gelegenen Täler mit Informationen und all dem, was für ihr Überleben und ihren Kampf notwendig war. Im Keller ihres Elternhauses versteckte Menapace neben Zeitungen und sonstigem Informationsmaterial auch Sprengstoff und beteiligte sich an Fluchthilfen. Wie viele Partisaninnen fühlte sich auch Lidia Menapace zu Kriegsende von den Männern der „Resistenza“ marginalisiert und von der Öffentlichkeit übersehen.
Nach Kriegsende setzte Menapace ihr Literaturstudium in Mailand fort und begann nach Abschluss an der Universität zu unterrichten. 1951 heiratete sie und folgte ihrem Mann, der aus Trient stammte und eine Stelle als Amtsarzt in Bozen erhalten hatte, nach Südtirol. Neben ihrer Arbeit als Lektorin an der Universität in Mailand begann Menapace nun auch am Klassischen Lyzeum in Bozen zu unterrichten.
In den 1950er-Jahren trat Lidia Menapace in den Reihen der „Democrazia Cristiana“ in die Politik ein. Von 1956 bis 1960 saß sie für die DC als stellvertretende Fraktionsvorsitzende im Bozner Gemeinderat. Infolge der Landtagswahlen von 1964 zog sie gemeinsam mit Waltraud Gebert Deeg als erste Frau in den Südtiroler Landtag ein.
Sie wurde auf Anhieb Landesrätin für Gesundheit und Soziales. Im Regionalrat war sie als stellvertretende Fraktionsvorsitzende der DC vertreten.
In ihrer Funktion als Landesrätin musste sie sich einer großen politischen Frage ihrer Zeit stellen: der Versorgung von Menschen mit psychischer Erkrankung. Obwohl Menapace offen für die anti-institutionellen Ansätze Basaglias war, unterstützte sie angesichts des psychiatrischen Notstandes im Land die Planung eines provinzeigenen psychiatrischen Krankenhauses, das letztlich nie gebaut wurde.
Am Ende der Legislaturperiode 1968 erfolgten der Bruch mit der DC, der Übertritt zu den neuen Linksparteien und das Engagement in der Student*innenbewegung. Menapaces Professor*innenposten für italienische Literatur an der „Cattolica“ wurde zeitgleich „wegrationalisiert“.
1971 gehörte Menapace zu den Mitbegründer*innen der Tageszeitung „Il manifesto“, an welcher sie zeitweise als Redakteurin mitarbeitete.
Ihr parteipolitisches Engagement setzte sie im „Partito di Unità proletaria per il Comunismo“ (Pdup), dann in deren Nachfolgepartei „Democrazia Proletaria“ (DP) fort.
Neben ihrem Engagement in der 68er-Bewegung wurde Menapace in der Frauenbewegung aktiv, zunächst innerhalb der UDI, dann auch darüber hinaus. In der feministischen Bewegung der 1970er-Jahre spielte Menapace als Vermittlerin zwischen den autonomen Frauengruppen und den Institutionen und Parteien eine zentrale Rolle. In der lokalen Frauenszene war Menapace kaum präsent, auf gesamtstaatlicher Ebene galt sie über Jahrzehnte als „Grande Dame“ des italienischen Feminismus. 1972 veröffentlichte sie ihr viel beachtetes Buch „Per un movimento politico di liberazione delle donne“, worin sie mit Vehemenz den politischen Feminismus verteidigt und dem biologischen Zugang zur Geschlechterfrage eine Absage erteilt. Gleichzeitig knüpfte sie die „Befreiung der Frauen“ an die „Befreiung der Arbeiter*innenklasse“. In dem zweiten, zwölf Jahre später erschienenen Buch „Economia politica della differenza sessuale“ fordert sie die Anerkennung der weiblichen Reproduktionsarbeit als wichtigen Teil der Wirtschaft.
In den 1980ern verlagerte sich Lidia Menapaces politischer Einsatz von Südtirol ins Latium. Hier war sie zunächst für den Pdup Gemeinderätin in Rom und übernahm die Rolle der Präsidentin der Kulturkommission, später leitete sie als Vertreterin der „Sinistra Indipendente“ im Regionalrat die Kommission für Gesundheitsfragen. Von 1996 bis 1999 war Lidia Menapace in der staatlichen Kommission für Chancengleichheit als Vertreterin des italienischen Frauenbundes UDI präsent.
In den 2000ern war sie Sprecherin der ständigen Konvention von Frauen gegen den Krieg im Europäischen Sozialforum (ESF). Lidia Menapaces letztes politisches Engagement brachte sie 2006 für den „Partito della Rifondazione Comunista“ in den italienischen Senat. Hier machte sie unter anderem auf die geringe Präsenz von Frauen im Parlament aufmerksam.
Auch als Literaturwissenschaftlerin war Lidia Menapace aktiv, sie veröffentlichte verschiedene Beiträge in Zeitungen und Zeitschriften und machte sich für die Stärkung der literarischen Szene in italienischer Sprache in Südtirol stark. So war sie 1965 in der Jury des vom „Circolo Universitario Cittadino“ organisierten und ersten italienischsprachigen Literaturwettbewerbes in Bozen vertreten.
Anlässlich ihres Todes im Dezember 2020 veröffentlichte der Staatspräsident Sergio Mattarella einen Nachruf in dem er Menapaces Werk – Antifaschismus, Freiheit, Demokratie, Frieden und Gleichheit – als „in der italienischen Verfassung verankert“ („fatti propri dalla Costituzione italiana“) und „eine Botschaft für die jüngeren Generationen“ („insegnamento per le giovani generazioni“) bezeichnete.

→ CLEMENTI Siglinde, *Die sanfte Revolution. Von gleichen Rechten und Differenzen*. IN: SOLDERER Gottfried [Hrsg.], Das 20. Jahrhundert in Südtirol. Autonomie und Aufbruch, Bd. IV: 1960–1979, Bozen, Edition Raetia, 2002, 108–125, hier: 117;
→ CLEMENTI Siglinde, *Konservative Erneuerung. Von den Hilfspaketen zur Stillen Hilfe*. IN: SOLDERER Gottfried [Hrsg.], Das 20. Jahrhundert in Südtirol. Totaler Krieg und schwerer Neubeginn, Bd. III: 1940–1959, Bozen, Edition Raetia, 2001, 130–155, hier 135;
→ CLEMENTI Siglinde, *Poiché donna – benché donna. Lidia Menapace über ihre Zeit im Südtiroler Landtag 1964–1968*. IN: Südtiroler Landtag [Hrsg.], Frauen und Politik, Bozen, 2003, 45–57;
→ MENAPACE Lidia, *Io, partigiana. La mia Resistenza*, Cesario di Lecce, Manni, 2015;
→ MENAPACE Lidia, *Resisté. Racconti e riflessioni di una donna che ancora resiste*, Milano, Il Dito e la Luna, 2001;
→ Nachruf des Staatspräsidenten Sergio Mattarella, online unter: Sito ufficiale della Presidenza della Repubblica, https://www.quirinale.it/elementi/51263, 23.02.2022;
→ ROMEO Carlo, “*Una casa sull’argine”. Il romanzo dimenticato*. IN: Alto Adige, 14.10.2020, 11.

Geboren: 12. August 1907,
Sëlva/Wolkenstein

Verstorben: 31. Jänner 2001

Erste Südtiroler Bürgermeisterin

Joachina Mussner wurde 1907 am Costa-Hof in Sëlva/Wolkenstein geboren. Als eines der wenigen Mädchen ihrer Zeit hatte sie die Möglichkeit, nach der Pflichtschule eine höhere schulische Ausbildung zu genießen: 1926, mit 19 Jahren, schloss sie in Trient ihre Ausbildung als diplomierte Volksschullehrerin ab. Zunächst unterrichtete Mussner in verschiedenen Grundschulen Südtirols, ein Schuljahr lang war sie auch im Trentino tätig. Als sie 1935 nach St. Christina heiratete, schaffte sie es mit viel Einsatz und Kreativität, im Ort eine provisorische Lehranstellung zu erhalten. In der Folge arbeitete Mussner bis zu ihrer Pensionierung 1958 als Lehrerin in Gröden, vorwiegend in St. Christina. 1939 wurde sie aufgrund ihrer „Option“ für das Deutsche Reich wenige Monate vom Unterrichtsdienst suspendiert. Mussner galt nicht nur als bekannteste, sondern auch als eine der geschätztesten Lehrerinnen der Grödnertales.
Erst spät kam Joachina Mussner mit der Politik in Kontakt. Nachdem „Anda Gioachina“ (Frau Joachina) in den Ruhestand getreten war, wurde die Bitte an sie herangetragen, sich für die öffentliche Verwaltung zur Verfügung zu stellen. Ihr Mann war von der Idee nicht sonderlich begeistert, dennoch fasste Mussner 1969 den Entschluss, für den Gemeinderat zu kandidieren. Sie war überzeugt, nur wenige Stimmen zu erhalten und sogleich die politische „Laufbahn“ beenden zu können. Mussner irrte sich jedoch, ihre 84 Stimmen reichten im kleinen St. Christina mehr als aus, um in den Gemeinderat einzuziehen.

Hier kam die Lehrerin nicht nur in den Gemeindeausschuss, sondern übernahm auch das Amt der Vizebürgermeisterin und der Sozialreferentin. Kaum zwei Jahre nach der Gemeinderatswahl von 1969 erkrankte der amtierende Bürgermeister und musste seinen Rücktritt einreichen. Die Wahl von seinem Nachfolger*in am 18. Oktober 1971 brachte nicht nur für St. Christina, sondern für die ganze Provinz eine Überraschung: Joachina Mussner wurde im Gemeinderat zur ersten Bürgermeisterin des Landes gewählt. 26 Jahre nach der Einführung des Frauenwahlrechtes bekleidete nun auch in Südtirol eine Frau das höchste Gemeindeamt.
Bis zum Ende der Legislaturperiode im Dezember 1974 blieb Mussner im Amt. Auf eine zweite Kandidatur verzichtete sie. Auf die Initiative der Bürgermeisterin Mussner gehen in der Gemeinde St. Christina zwei wichtige Strukturen zurück: In die Legislaturperiode von Mussner fallen 1973 die Gründung der Ortsmittelschule und die Eröffnung der ersten Apotheke in der Gemeinde. Für ihren politischen Einsatz sowie die Pionierinnenarbeit als Bürgermeisterin wurde Joachina Mussner mehrmals geehrt. 1974 wurde sie zur Ehrenbürgerin ihrer Gemeinde ernannt.

→ CHIOCCHETTI Nadia (hrsg. von Union Generela di Ladins dles Dolomites), *Nosta Jënt. Persones y personalités dla Ladinia. Persönlichkeiten Ladiniens. Personalità della Ladinia*, San Martin de Tor, Union Generela di Ladins dles Dolomites, 2005, 103–104;
→ DEMETZ Esther, *Mussner Joachina da Costa*. IN: SENONER Erica [Hrsg.], Eiles de Gherdëina. Stories de vita de ëiles de Gherdëina, zacan y didancuei, Urtijëi, Typak, 2001, 24–25;
→ SENONER Bruno, *„Anda Gioachina“. Erste Bürgermeisterin Südtirols*. IN: Gemeindeverband Gen. M.b.H. [Hrsg.], Festschrift 50 Jahre Südtiroler Gemeindeverband (1954–2004), Frangart, Grafik und Druck Druckstudio Leo, 94, online unter: https://www.gvcc.net/de/Service/Medien/Festschrift_50_Jahre_Gemeindenverband, 28.01.2022;
→ o. V., *Den Hohen Frauentag festlich begangen. Kirchliche Feiern im ganzen Land/Auszeichnungen im Innsbrucker Landhaus überreicht*. IN: Dolomiten, 17.08.1983, Nr. 189, 5;
→ o. V., *Die Schüler beweisen Talent. Gelungene Feier zum Jubiläum der Mittelschule*. IN: Dolomiten, 04.06.1993, Nr. 128, 18;
→ o. V., *Erste Bürgermeisterin Südtirols wird 80*. IN: Dolomiten, 13.08.1987, Nr. 186, 6;
→ Vgl. die Untersuchung von Frauen-Präsenz in der Südtiroler Gemeindepolitik: ATZ Hermann/NERHART Josef/PROMBERGER Kurt, *Wie weiblich ist die Gemeindepolitik? Der mühevolle Weg der Frauen ins Rathaus*, Bozen, Athesia, 2019.

Antonia Stark

Geboren: 12. Mai 1885,
Mühlbach

Verstorben: 27. Februar 1984, Sterzing

Erste Sterzinger Ehrenbürgerin,
Gemeindesekretärin

Wer einen Blick auf die Liste der Sterzinger Ehrenbürger*innen bis ins Jahr 2000 wirft, findet nach 18 Männern, meistens handelt es sich um Bürgermeister, eine Frau. 1955 wurde Antonia Stark als erste Ehrenbürgerin der Stadt Sterzing ausgezeichnet. Sie besetzte zwar kein politisches Amt, war jedoch für das Funktionieren der Gemeinde Sterzing unverzichtbar. Antonia Stark wurde 1885 als ältestes von drei Kindern in Mühlbach bei Franzensfeste geboren und wuchs in Lienz auf. Ihr Vater war aufgrund seiner Arbeit als Gendarm mit der Familie in die Osttiroler Stadt übersiedelt und arbeitete sich bis zum k. k. Bezirks-Gendarmerie-Kommandant-Wachtmeister empor. 1904 folgte ein weiterer Umzug, zuerst nach Bozen, dann, ein Jahr später, nach Sterzing. Hier wirkte der mittlerweile pensionierte Wachtmeister als Gemeindesekretär. Kurz nach dem Ausscheiden ihres Vaters Johann aus dem Gemeindedienst trat Antonia Stark die Stelle an: 1914, noch vor Beginn des Krieges, wurde sie Gemeindebeamtin der Stadt. Auch in der Zwischenkriegszeit und trotz der faschistischen Italianisierungsmaßnahmen schaffte es Antonia Stark, ihren Platz in der Gemeindestube zu behalten. Sie war „in Wort und Schrift“ der italienischen Sprache mächtig. Fünf Jahrzehnte, von 1914 bis 1964, wirkte Antonia Stark – von vielen „Fräulein Stark Toni“ genannt – als Sterzinger Gemeindebeamtin. Als solche war sie das „wandelnde Gedächtnis der Stadt“: Die langjährige Beamtin kannte sich nicht nur in der Sterzinger Politik und Verwaltung aus, sondern wusste auch über die Geschichte der Stadt zu erzählen. Fünf Jahrzehnte lang wirkte Stark in der Gemeinde und prägte das öffentliche Leben entscheidend mit. Für diese Tätigkeit wurde sie in „Anerkennung ihrer besonderen Verdienste, die sie sich als langjährige Gemeindebeamtin erworben hat“ 1955 zur Ehrenbürgerin der Stadt erhoben. „Mit unendlicher Tatkraft und Kenntnis der Gesetze als auch ihrer Mitbürger hat sie in der Gemeinde für uns alle gearbeitet“, so begründet Georg Rampold im Sterzinger Heimatbuch 10 Jahre später die Ehrung von Stark. Auch über ihre Pensionierung hinaus blieb Stark der Gemeinde Sterzing bis ins hohe Alter engagiert verbunden und setzte sich weiterhin aktiv für deren Belange ein.

→ Taufbuch Mühlbach 1833–1918, fol. 110;
→ RAMPOLD Georg, *Sterzing seit 1920*. IN: SPARBER Anselm [Hrsg.], Sterzinger Heimatbuch, Innsbruck, Universitätsverlag Wagner, 1965, 545–556, hier: 555–556;
→ SPARBER Karl-Heinz, *Das „wandelnde Gedächtnis“. Gemeindebeamtin Antonia Stark (1885–1984).* IN: Erker, Oktober 2017, 58–59;
→ SPARBER Karl-Heinz, *Gibt es weitere Ehrenbürger? Nachtrag zur Serie „Sterzinger Ehrenbürger“ (Mai 2016 – Jänner 2018).* IN: Erker, Februar 2018, 42–43.

Elisabeth Kofler Langer

Geboren: 24. Dezember 1909, Sterzing

Verstorben: 20. Dezember 1983, Bozen

Erste promovierte Chemikerin Italiens,
erste Frau im Sterzinger Gemeinderat

Am 8. Juni 1952 wurde in Sterzing der erste frei gewählte Gemeinderat eingesetzt. Im Sitzungsprotokoll sind die „erschienenen Herren“ namentlich angeführt. Nicht berücksichtigt ist jedoch, dass sich unter den gewählten „Volksvertretern“ der Stadt auch eine weibliche „Vertreterin“ befand: Dr. Elisabeth Kofler Langer. Mit 1.274 Vorzugsstimmen zog sie als unabhängige Kandidatin auf der SVP-Liste in den Gemeinderat ein. Sie war hier nicht nur die erste Frau, sondern auch die einzige Gemeindepolitikerin ihrer Legislaturperiode mit einem Universitätstitel. Es handelt sich dabei um weit mehr als nur ein lokales oder regionales Primat, war sie doch die erste promovierte Chemikerin Italiens.
1909 wurde Elisabeth als einzige Tochter des Sterzinger Stadtapothekers Oswald Kofler und der Creszenz von Pretz geboren. Die Familie väterlicher- und mütterlicherseits galt als bürgerlich-fortschrittlich. Der Großvater mütterlicherseits hatte ein eigenes Sägewerk gegründet, der Onkel 1892 die erste Kartonfabrik des Kronlandes. Um eine höhere Schule besuchen zu können, musste die junge Elisabeth nach Bozen übersiedeln. Das Bozner Franziskanergymnasium wollte die junge Studentin jedoch nicht aufnehmen, zu sehr befürchtete man, ein Mädchen könne für „Wirbel“ sorgen. Elisabeth Kofler Langer schaffte es dennoch, an einem Wissenschaftlichen Lyzeum die Matura abzulegen.
Der Vater hegte die Hoffnung, seine Tochter würde die Apotheke übernehmen. Diese dachte jedoch nicht daran und begann Ende 1920 ein Chemiestudium an der „Sapienza“ in Rom. Der erfolgreiche Studienabschluss fünf Jahre später machte Elisabeth Kofler Langer zur ersten Frau Italiens mit einer Doktorwürde in Chemie. Im Zuge ihres Studiums hatte Kofler Langer auch Lehrveranstaltungen bei Enrico Fermi besucht und zu ihm eine Freundschaft entwickelt, die selbst über die Emigration des Professors 1938 hinaus bestehen blieb. Eine wissenschaftliche Karriere verfolgte Kofler Langer trotz des erfolgreichen Studienabschlusses nicht, ihre Familientradition, die Apotheke in Sterzing, hatte sie wohl eingeholt. So schloss die frischgebackene Frau Doktor an das Chemie- ein Pharmaziestudium an, welches sie in Camerino absolvierte. 1935 war Elisabeth Kofler Langer wieder in Sterzing und half ihrem Vater in der Apotheke. Vermutlich fühlte sich die junge Studienabgängerin in ihrer Heimatstadt eingeengt. So ersparte sich Kofler Langer – ohne das Wissen des Vaters – einen Topolino und legte heimlich die Führerscheinprüfung ab. Der Vater nahm es gelassen, als seine Tochter überraschend im Auto vorfuhr.
Während des Zweiten Weltkrieges übernahm Elisabeth Kofler Langer die väterliche Apotheke und leitete sie selbstständig. Die letzten Kriegstage im April und Mai 1945 hielt Kofler Langer in Tagebuchaufzeichnungen fest. Sie beschreibt nicht nur das verwaltungstechnische und militärische Chaos, sondern weist auch auf ihre führende Rolle in der Übergabe Sterzings an die alliierten Soldaten hin, „da niemand zum Kapitulieren“ da war: In den Jahren von Faschismus und Nationalsozialismus hatte sich die Apothekerin als entschiedene „Dableiberin“ in keiner Weise kompromittiert. Zudem sprach sie als eine der wenigen des Ortes Englisch. Für den Empfang der ersten US-amerikanischen Truppen in Sterzing bereitete Kofler Langer weiße Fahnen vor. Sie fungierte in den ersten Wochen nach Kriegsende als lokale Kontakt- und Ver-

handlungsperson und war Übersetzerin für all jene, die Anspruch auf eine politische Führungsposition erhoben. Das Kriegsende 1945 war für die Apothekerin auch in familiärer Hinsicht eine Befreiung: Sie konnte endlich den 1935 kennengelernten Arzt Artur Langer heiraten, der durch die italienischen „Rassengesetze“ seinen Beruf verloren hatte und zum Untertauchen und später zur Flucht gezwungen worden war. Der Ehe entstammten die drei Söhne Alexander, Martin und Peter. 1947 vermietete Kofler Langer die Apotheke, um sich ihrer Familie widmen zu können. Ab 1952 engagierte sie sich in der Gemeindepolitik. Vor allem kulturelle Belange waren dabei ihr Anliegen. Sie räumte im Rathaus im wahrsten Sinne des Wortes auf, viele dort verwahrte Gemälde waren völlig verstaubt und verdreckt. Die Gemeinderätin Kofler Langer erkundigte sich bei Restaurator*innen und begann, die Kunstwerke fachgerecht zu reinigen, dabei wurden selbst die eigenen Kinder eingespannt. In den 50er-Jahren gab sie, nachdem der Fremdenverkehr wieder aufkam, eine Neuauflage und Bearbeitung des veralteten Sterzinger Stadtführers heraus. Den Besucher*innen Sterzings und der Umgebung sollte dieser als Kultur- und Wanderführer dienen. Als einzige Frau scheint sie 1965 auch als Autorin im Sterzinger Heimatbuch auf, hier widmet sie sich in zwei Beiträgen der Schul- und Vereinsgeschichte. In die 1950er- und 1960er-Jahre fällt auch Kofler Langers Zusammenarbeit und Freundschaft mit dem Inspektor des Denkmalamtes von Trient und späteren Landeskonservator Nicolò Rasmo, der sich intensiv mit Fragen des Landschafts- und Denkmalschutzes auseinandersetzte. Dieser Freundschaft ist es zu verdanken, dass viele der architektonisch bedeutenden Häuser Sterzings rechtzeitig unter Schutz gestellt und somit der Nachwelt erhalten werden konnten. Elisabeth Kofler Langer war in verschiedenen Vereinen aktiv, vor allem jenen, die sich dem „Heimatschutz“ und der „Heimatpflege“ widmeten. Sie war hier, so drückt es ein Zeitungsnachruf aus, eine „überaus geschätzte, wenn auch kritische Mitarbeiterin“. Auch der jüngste Sohn erinnert sich an seine Mutter als Frau, die sich nie ein Blatt vor den Mund nahm und immer für ihre eigenen Überzeugungen einstand, nie beleidigend, aber teilweise zum eigenen Nachteil. Trotz rund 20-jähriger Abwesenheit vom Beruf schaffte Kofler Langer Ende der 1960er-Jahre mit großer Willenskraft wieder den Einstieg als Apothekerin. 1973 übergab sie die Apotheke dem jüngsten Sohn Peter Langer, blieb jedoch bis zu ihrem Tod aktiv. Nicht nur durch Politik und Vereinsleben, sondern auch aufgrund ihres Apothekerinnenberufs kannte Kofler Langer die Anliegen der Mitbürger*innen, von vielen wurde sie geschätzt und gesucht.
1983 verstarb Elisabeth Kofler Langer. „Sie hat uns so viel mitgegeben“, schreiben ihre Söhne in der Todesanzeige. Ein Zeitungsnachruf schließt daran an: „[…] und wir Wipptaler können dies bestätigen.“

→ Interview mit Peter Langer, 07.02.2022, Sterzing;
→ Stadtarchiv Sterzing, Consiglio Comunale/Gemeinderat, Registro dei verbali delle sedute tenutesi dall’8 giugno 1952 al 31 dicembre 1953/Sitzungs-Protokolle vom 8. Juni 1952 bis 31. Dezember 1953, I° seduta/1° Sitzung, 1 – 6;
→ Taufbuch Sterzing, 1893–1920, fol. 263;
→ Archiv der Alexander-Langer-Stiftung, Todesanzeige Elisabeth Kofler Langer;
→ ELLER Alois Karl, *Das Apothekerwesen in Sterzing*. IN: Der Schlern 79/10 (2005), 26–32;
→ HEISS Hans, *Kartonagen-Fabrik Pretz, Mittewald-Franzensfeste*. IN: Kuratorium für Technische Kulturgüter, online unter: http://www.tecneum.eu/index.php?option=com_tecneum&task=object&id=552, 28.02.2022;
→ KOFLER-LANGER Elisabeth, *Als bei uns die Hitlerei zu Ende ging*. IN: Tandem, N. 8/II, 7.4.1982, 8–9;
→ KRONBICHLER Florian, *Was gut war. Ein Alexander-Langer-Abc*, Bozen, Edition Raetia, 2005, 75–80;
→ LANGER Alexander, *Autobiographie „Minima Personalia“*. IN: Alexander-Langer-Stiftung, online unter: https://www.alexanderlanger.org/de/177/759, 18.02.2022;
→ o. V., *Zum Gedenken an Frau Dr. Elisabeth Kofler-Langer*. IN: Dolomiten, 02.02.1984, Nr. 28, 10.

Geboren: 19. Mai 1922, Mestre, Venedig

Verstorben: 1. Februar 2012, Brixen

Erste Frau im Brixner Gemeinderat

Mit 23 Jahren wurde die aus dem Veneto stammende Ada Giacomin Scaggiante zur Brixner Neubürgerin. Im Herbst 1945 begleitete sie ihren Ehemann von Mestre nach Brixen. Er war als Eisenbahner in die Bischofsstadt versetzt worden. Bereits in ihrer Geburtsstadt Mestre hatte sich Giacomin Scaggiante ins gesellschaftliche Leben eingebracht und war für die Belange der Kirche eingetreten. Auch in ihrer „zweiten Heimat“ Brixen setzte sie ihren Einsatz für das Gemeindewohl fort. Sie war nicht nur in verschiedensten gemeinnützigen Vereinen leitend aktiv, sondern wurde auch als erste Frau in den Gemeinderat gewählt. Im 2005 erschienenen Brixner „Frauenstadtbuch“ hat sie ihre Geschichte erzählt.
Mit der Ankunft in Brixen 1945 war das junge Paar zunächst auf die Hilfe anderer angewiesen, eine Unterbringung musste erst gefunden werden. Bis es dem Ehepaar Scaggiante gelang, eine Wohnung zu finden, kam es vorübergehend bei einem Arbeitskollegen des Mannes unter.
Die erste Wohnung, die das Paar anmietete, befand sich über dem Sonnentor. Ada Giacomin Scaggiante richtete in der kleinen Wohnung nicht nur ein neues Zuhause, sondern auch eine eigene Schneiderei ein. Im Umgang mit ihren Kund*innen lernte die junge Schneiderin bald, dass es nicht die Sprache war, die deutsch- und italienischsprachige Brixner*innen trennte, sondern der Wille, der jedoch auch verbindend wirken konnte. 1946 kam der erste von drei Söhnen in Brixen zur Welt.
Bald wurde der neuen Brixnerin die Welt zwischen Familie und Schneiderei zu eng. Als überzeugte Katholikin wurde Giacomin Scaggiante in der Kirche aktiv und übernahm als Präsidentin die Leitung der „Azione Cattolica“. Als in den 1950er-Jahre die Bitte an sie herangetragen wurde, für den Gemeinderat zu kandidieren, sagte sie zu. „Ich habe mich immer für die Schwächeren interessiert. Und die italienische Sprachgruppe in Brixen war sehr, sehr schwach!“, erinnert sich Giacomin Scaggiante an den Beweggrund für ihre Kandidatur. 1958 rückte sie für die „Democrazia Cristiana“ als Ersatz für einen Parteikollegen in den Gemeinderat nach. Damit war Ada Giacomin Scaggiante die erste Frau, die in das Gemeindegremium der Bischofsstadt einzog. Bevor sie jedoch die Wahl annahm, bat sie den Brixner Bischof um seine Zustimmung.
Im Gemeinderat zeigte sich Giacomin Scaggiante kämpferisch. Gleich am Anfang machte sie ihren Kollegen klar, dass es im Gemeinderat keinen Unterschied zwischen Männern und Frauen gebe. Ihre Kollegen ließ sie wissen: „Wenn man mir einen Fußtritt verpasst, trete ich doppelt zurück. Das war’s!“ Die Mitglieder des Gemeindegremiums waren ihr gegenüber – so Giacomin Scaggiante – immer respektvoll, wenngleich die deutschsprachigen Vertreter „nicht gerade freundlich“ waren. Zwei Legislaturperioden und damit bis 1974 war sie im Gemeinderat vertreten.
In ihrer Zeit als Gemeinderätin legte Ada Giacomin Scaggiante nie Wert auf öffentliche Anerkennung und verstand, dass die Arbeit als Frau im Gemeinderat nur dann möglich war, wenn man den Männern das Verdienst zusprach. Als Frau stellte sie sich damit immer in die zweite Reihe. „Nur so ließen sie mich handeln“, erinnerte sich Giacomin Scaggiante.
In ihrem Bemühen um „die Kleinen und die Alten“ gründete Ada Giacomin Scaggiante den „Club degli Anziani“ in Brixen. 1985 war sie maßgeblich an der Gründung der „Università della terza età“, der heutigen „Università Popolare delle Alpi

Dolomitiche“, beteiligt. 17 Jahre lang wirkte sie hier als Vorstandsmitglied. In ihrem Nachruf im „Alto Adige“ wird auch über die von ihr vorangebrachte Gründung der Selbsthilfegruppe „Primavera“, der Eisacktaler Sektion der Südtiroler Krebshilfe, berichtet. Auch im gesellschaftlichen Leben der Stadt war die Schneiderin und Gemeinderätin aktiv. Sie war im Motorklub, im Radklub und im Tennisklub und versuchte dabei auch junge Menschen für den Sport zu begeistern. Denn Sport, so war Giacomin Scaggiantes Überzeugung, hatte sowohl auf lokaler wie auch auf nationaler und internationaler Ebene eine verbindende Funktion. Für das eigene Erlernen der deutschen Sprache habe ihr die Zeit gefehlt, räumte sie ein. Umso mehr habe sie darauf Wert gelegt, dass ihre Söhne Deutsch lernten.
Hauptberuflich führte Giacomin Scaggiante eine Schneiderei, die bis zu zwölf Angestellte beschäftigte. Später eröffnete sie in der Altstadt, unter den Großen Lauben, ein Sport- und Modegeschäft, das sie 32 Jahre lang führte. 1996 erhielt Ada Giacomin Scaggiante für ihren Einsatz um die Gemeinde Brixen die Ehrenmedaille.

→ DE VILLA Fabio, *Città in lutto per Ada Scaggiante*. IN: Alto Adige online, online unter: https://www.altoadige.it/cronaca/bolzano/citt%C3%A0-in-lutto-per-ada-scaggiante-1.85684, 02.02.2012;
→ Gemeinde Brixen [Hrsg.], *50 Jahre Demokratisch Gewählter Gemeinderat – 50 Anni Consiglio Comunale democraticamente eletto. Brixen Bressanone 1952–2002*, Brixen, Eigenverlag, 2002;
→ PIOK Elisabeth, *Von und nach Brixen. Option und weibliche Migration im 20. Jahrhundert*. IN: CLEMENTI Siglinde [Hrsg.], Der andere Weg. Beiträge zur Frauengeschichte der Stadt Brixen vom Spätmittelalter bis ins 20. Jahrhundert, Brixen, Weger, 2005, 336–377, hier 337–338 sowie 346–349;
→ Stadtgemeinde Brixen [Hrsg.], *Im Kreis der Geehrten. Zur Geschichte der Auszeichnungen der Stadtgemeinde Brixen*, Brixen, Weger, 2013, 29, 36.

Kathi Trojer

Geboren: 7. Juni 1930, Sexten

Verstorben: 15. August 2015

Brixner Gemeindepolitikerin

Sie war eine Galionsfigur der Brixner Lokalpolitik. 1969 wurde Kathi Trojer als zweite Frau in den Gemeinderat gewählt und blieb diesem 26 Jahre lang erhalten. Drei Mal hatte sie das Amt der Stadträtin inne.
Kathi Trojer wurde 1930 in Sexten geboren, wo sie auf dem Fronebnerhof aufwuchs.
Sie war das achte von zehn Kindern und wurde amtlich in der Gemeinde als „Catterina“ eingetragen. Erst Mitte der 1970er-Jahre war es ihr möglich, offiziell ihren Vornamen auf „Kathi“ zu ändern.
In ihre Wahlheimat kam Kathi Trojer aufgrund ihres Lehrerinnenberufes: Kurz nach ihrem Berufsantritt erhielt die gebürtige Sextnerin eine Anstellung in der Gemeinde Brixen. Hier wohnte sie anfangs bei ihrem Onkel, Monsignore Johann Tschurtschenthaler, für den sie den Haushalt führte und den sie als Redaktionssekretärin des „Katholischen Sonntagsblattes“ ganze 14 Jahre lang unterstützte.
1969 wurde Trojer in den Reihen der SVP in den Gemeinderat gewählt. Der Bürgermeister übertrug ihr ein ehrenamtliches „Schatten-Assessorat“: Sie sollte sich der Brixner „Schulraum-Not“ annehmen. 1980, nach einem überwältigenden Wahlerfolg, zog Kathi Trojer in den Stadtrat ein und übernahm den Aufgabenbereich Schule, Kultur und Jugend. 15 Jahre, bis 1995, wirkte sie als Stadträtin. In ihrer Partei wurde sie 1982 zur Bezirksreferentin der SVP-Frauenbewegung gewählt. Ihr politischer Wirkungsbereich blieb – auch aufgrund einer gescheiterten Kandidatur für den Landtag und das italienische Parlament – Brixen. Kathi Trojer kann als Ideengeberin und Gestalterin der Brixner Schullandschaft gelten:
In der „Ära Trojer“ wurden sämtliche Schulen und Kindergärten in der Gemeinde Brixen saniert oder neu gebaut. 1987 wurde beispielsweise die Grund- und Mittelschule „Johann Tschurtschenthaler“, nach Trojers Onkel benannt, eröffnet. Nicht nur die Brixner Schullandschaft, sondern auch die Stadtbibliothek ist heute noch eine sichtbare Hinterlassenschaft von Kathi Trojer. Die Gemeindepolitikerin bemühte sich auch angesichts der Neuerrichtung darum, die Stadtbibliothek im „Herzen der Stadt“ zu erhalten. Vehement setzte sie sich gegen einen Standort in der Peripherie zur Wehr. Auch die Gründung des ehemaligen Literaturpreises Veronika Rubatscher, heute Prosapreis Brixen/Hall, geht auf Trojers Initiative zurück.
Nicht nur in Gemeinde- und Stadtrat war Trojer engagiert, sie wirkte auch als Mitglied und Präsidentin einer Vielzahl von Vereinen. 15 Jahre lang, bis zu ihrem Ausscheiden als Stadträtin, war Kathi Trojer unter anderem Vorsitzende des Brixner Kulturvereins und Vizepräsidentin der „Initiative Musik und Kirche“. An der Gründung des „Forschungs- und Dokumentationszentrums der Südtiroler Schulgeschichte des 20. Jahrhunderts“ im St.-Josefs-Missionshaus in Brixen war sie maßgeblich beteiligt.
1995 erhielt Kathi Trojer das Verdienstkreuz des Landes Tirol. Vier Jahr später verlieh ihr die Gemeinde Brixen für ihr „Höchstmaß an öffentlichem Einsatz, Arbeitskraft und Erfolgen“, die sie ihrer Wahlheimat beschert hatte, den Ehrenring der Stadt. Die 2021 eröffnete Brixner Stadtbibliothek ist nach ihr benannt.

→ AUER LANZ Gloria, *Gradmesser Gemeinwohl. In Memoriam Kathi Trojer (1930–2015),* Brixen, Weger, 2018.

Frieda Schuster Oberegelsbacher

Geboren: 12. April 1926, Schlanders

Verstorben: 2. Februar 2020

Gemeindepolitikerin, (Mit-)Gründerin der „Lebenshilfe“ und der SVP-Ortsgruppe Schlanders

Sie war eine geschätzte Lehrerin, Gemeindepolitikerin und treibende Kraft beim Aufbau der „Lebenshilfe“ in Schlanders und darüber hinaus. Für diesen ehrenamtlichen Einsatz wurde Frieda Oberegelsbacher 1993 mit der Verdienstmedaille des Landes Tirol ausgezeichnet. 2007 erhielt sie von ihrer Heimatgemeinde für ihr politisches und soziales Engagement die Ehrenurkunde.
Ihre Ausbildung zur Lehrerin erhielt Frieda Oberegelsbacher als Tochter einer Optant*innen-Familie in der Zeit des Zweiten Weltkrieges an der Lehrer*innenbildungsanstalt in Innsbruck. Als zu Weihnachten 1943 das Schulgebäude zerbombt wurde, musste die Schule – und damit auch die Schülerin Frieda ins Zillertal – abwandern. Den Abschluss machte sie kurz vor Kriegsende im Schnellverfahren, um anschließend ins Vinschgau zurückzukehren. Bereits im Herbst desselben Jahres begann die frischgebackene Lehrerin mit der Unterrichtstätigkeit: In Kortsch unterrichtete sie 48 Schüler*innen von der vierten bis zur achten Schulstufe in einer Klasse. Die Arbeit war anstrengend und ermüdend, dennoch, so Oberegelsbacher, habe sie ihr Bestes gegeben. Nach zehn Jahren in Kortsch erhielt Oberegelsbacher eine Stelle in Schlanders.
1958 heiratete Frieda Oberegelsbacher, der Ehe entstammten vier Kinder. Um private und berufliche Verpflichtungen zu stemmen, engagierte das Ehepaar Oberegelsbacher eine Haushälterin. Dies war zwar finanziell kaum von Vorteil, doch der Beruf und ihre Unabhängigkeit seien ihr immer wichtig gewesen, so Oberegelsbacher. Mit 29 Unterrichtsjahren ging Frieda Oberegelsbacher in Pension, sie war gerade einmal 48 Jahre alt. „Dann ist es losgegangen“, erinnert sie sich an das, was folgte. Als sie gebeten wurden, für den Gemeinderat zu kandidieren, nahm sie nach langem Zögern an. Persönlich war sie mit der damaligen Schul- und Sozial- bzw. ganz allgemein der männlich geprägten Gemeindepolitik in Schlanders nicht zufrieden. Auch die Verzögerungen im Bau einer geeigneten Struktur für die „Lebenshilfe“ sorgten bei Oberegelsbacher für Missmut. Sie kandidierte aber nicht nur, weil sie überzeugt war, dass politisch viel zu tun war, sondern auch, um gegen die Abwertung der Frauen aufzustehen. „Zuerst die Männer, dann die Rindviecher und dann erst die Frauen, diese damalige Wertigkeitsskala wollte ich aufbrechen“, erinnerte sich Oberegelsbacher an ihre Beweggründe. Ein Beweis dafür, dass die überspitzte Aussage zutraf, war die lange Diskussion, die im SVP-Ortsausschuss nötig war, um Frieda Oberegelsbacher als erste Frau auf die Kandidat*innenliste zu setzen.
Bei den Gemeindewahlen 1974 schaffte es Frieda Oberegelsbacher als Drittgewählte und erste Frau in den Gemeinderat von Schlanders.
Aufgrund ihres Wahlerfolges folgte ihre Entsendung in den Gemeindeausschuss. Hier wurde sie als Assessorin mit dem Zuständigkeitsbereich Schule, Kultur und Soziales betraut.
Oberegelsbacher sorgte dafür, dass Schlanders eine eigene Bibliothek erhielt, sie ließ die ersten Kinderspielplätze des Ortes errichten, war Ansprechpartnerin für „SOS-Kinderdorf“ und engagierte sich für die Erweiterung des Kindergartens. Als Gemeinderätin stürzte sie sogar mit einem Misstrauensantrag den Bürgermeister.
Im Gemeindegremium verblieb Oberegelsbacher nur eine Legislaturperiode.
Über ihr Engagement im Gemeinderat hinaus war Frieda Oberegelsbacher auch frauenpolitisch aktiv und organisierte Frauentreffen im Ort.
Die Teilnehmerinnen wurden immer zahlreicher, sodass die Lokalpolitikerin 1976 den ersten SVP-Ortsfrauenausschuss von Schlanders gründen konnte. Die damalige Landesfrauenreferentin Waltraud Gebert Deeg unterstützte sie in diesem Vorhaben.
Maßgeblich wirkte Oberegelsbacher auch im Verein „Lebenshilfe“ mit. Fast 20 Jahre lang – bis 1994 – war sie im Vorstand vertreten. Sie war treibende Kraft im Aufbau von Strukturen für Menschen mit Behinderung im Vinschgau und trug wesentlich zum Zustandekommen des Baues des „Hauses der Lebenshilfe“ in Schlanders bei.

→ DIETL SAPELZA Magdalena, *„Zuerst die Männer, dann die Rindviecher und dann erst die Frauen …“.* IN: DIETL SAPELZA Magdalena/BERNHART Erwin/WIELANDER Ulrich [Hrsg.], Menschenbilder, Schlanders, Arbeitskreis Vinschgau, 2021, 98–100;
→ o. V., *30 Jahre SVP-Frauenbewegung Schlanders.* IN: Der Vinschger online, online unter: https://www.dervinschger.it/de/lokales/30-jahre-svp-frauenbewegung-schlanders-7535, 28.02.2022;
→ o. V., *Ehre, wem Ehre gebührt. Nach elf Jahren wieder Bürger für ihre ehrenamtlichen Verdienste geehrt.* IN: Gemeinde Rundschau. Schlanders, Kortsch, Göflan, Vetzan, Sonnenberg, Nördersberg 19/9 (2007), 1–2;
→ o. V., *„Spenden sind weiterhin notwendig“. Lebenshilfe Vinschgau: Vollversammlung mit Neuwahlen – Behindertenheim: Keine Umplanung.* IN: Dolomiten, 10.11.1987, Nr. 289, 9;
→ o. V., *Ganz im Dienst der Behinderten. Neuer Vorstand bei der „Lebenshilfe Vinschgau“ – Unstimmigkeiten bereinigt.* IN: Dolomiten, 16.03.1994, Nr. 62, 12;
→ o. V., *Landtagspräsidentin bei SVP-Frauen.* IN: Dolomiten, 05./06.02.1994, Nr. 29, 30;
→ o. V., *„Soziales Gewissen im Lande“. Mitglieder des KVW Schlanders nehmen zu.* IN: Dolomiten, 10.12.1993, Nr. 287, 24;
→ o. V., *Hilfsbedürftigen zur Seite stehen. Lebenshilfe Vinschgau hält Rückblick/Kurse, Ferienaufenthalte und Therapie.* IN: Dolomiten, 20.08.1993, Nr. 193, 18.

Anna Tscholl Ruepp

Geboren: 14. Juni 1910, Latsch

Verstorben: 6. Jänner 1990

Erste Gemeindepolitikerin von Latsch, Sozialfürsorgerin

Im Juni 1984 erschien auf der zweiten Seite der „Latscher Zeitung“ ein kurzes Porträt. Es zieht sich gerade einmal über eine halbe Spalte und widmet sich der „verdienten Latscherin“ Anna Tscholl Ruepp, die sich im Dorf als Gemeindepolitikerin und Sozialfürsorgerin einen Namen gemacht hat.
Anna Tscholl Ruepp wurde 1910 in Latsch als Tochter von Josef Tscholl und Maria Steinkeller geboren. 1952 heiratete sie den Steuerbeamten Josef Ruepp, der bereits sechs Jahre später verstarb. In den folgenden Jahren betätigte sich Anna Ruepp aktiv in der Sozialpolitik der Gemeinde. Ihr Einsatz war dabei anfangs informell und inoffiziell, sie bekleidete kein Amt, hatte weder einen Auftrag noch eine Anstellung.
Als freiwillige Sozialfürsorgerin galt ihre Aufmerksamkeit vor allem jenen Menschen der Gemeinde, denen es aus den verschiedensten Gründen nicht möglich war, ihre Amtsgänge und Ansuchen eigenständig zu erledigen. Vor allem den Frauen der Gemeinde galt ihre Unterstützung. „Tatkräftig und unermüdlich ist sie unseren sozial schwächeren Mitbürgern bei der Beschaffung von Pensionen, Renten sowie Erledigung unserer bürokratischen Angelegenheiten behilflich“, schreibt die „Latscher Zeitung“ diesbezüglich. Um das Engagement Ruepps zu unterstreichen, führt das Dorfblatt eine Reihe von Zahlen an: So habe die Latscherin 500 Rentenanträge zu einem positiven Abschluss bringen können, 50 Millionen Lire an Nachzahlungen und 70 Millionen Lire an jährlichen Zahlungen für ihre „Mandant*innen“ erwirken können. Über diesen Einsatz hinaus verwaltete Ruepp auch einen Notstandsfonds für Härtefälle in der Gemeinde.
1972 wurde Anna Ruepp als erste Frau in den Gemeinderat von Latsch gewählt, wo sie entsprechend ihres vorherigen Betätigungsfeldes als Sozialreferentin tätig war. Bis 1985 blieb sie im Gemeindegremium vertreten. Das Amt der Sozialreferentin übernahm sie mit außerordentlichem Fleiß: So habe sie bis 1984 2.200 Sprechstunden abgehalten und sei für die sozialen Anliegen der Mitbürger*innen rund 60.000 Kilometer nach Bozen, Trient und einmal sogar nach Rom gefahren, wie die „Latscher Zeitung“ schreibt.
Der kurze Zeitungsartikel schließt mit Worten des Dankes an die „Sozialfürsorgerin“: „Wir wollen auf diesem Wege Frau Ruepp Anna für ihren beispiellosen Einsatz im Dienste ihrer Mitmenschen danken und wünschen uns, daß sie noch viele Jahre helfen kann.“

→ Taufbuch Latsch, 1905–1923, fol. 38;
→ SCHÖPF Günther, *Persönlichkeiten*. IN: GRITSCH Helmut (hrsg. von Marktgemeinde Latsch), *Latsch und seine Geschichte. Goldrain – Morter – Tarsch – St. Martin*, Lana, Tappeiner, 2007, 267–318, hier 294–295;
→ o. V., *Porträt einer verdienten Latscherin*. IN: Latscher Zeitung 5 (1984), 2.

Anna Notdurfter Stolzlechner

Geboren: 12. Dezember 1923, Prettau

Verstorben: 3. Februar 2021, Prettau

Gemeindepolitikerin in Prettau

„Wenn man die Geschichte des Feminismus in Südtirol schriebe, dann wäre diese, so glaube ich, verfälscht oder zumindest unvollständig, wenn sie nicht vorkäme“, erinnert sich Florian Kronbichler an Anna Notdurfter Stolzlechner, seine politische Mitstreiterin und enge Freundin. Ein im Februar 2021 erschienener Nachruf betitelt Stolzlechner, die in ihrem Heimatdorf Prettau und von ihren Freund*innen einfach nur „Nanne“ genannt wurde, als „erste deutschsprachige Oppositionelle in einem Südtiroler Gemeinderat“, als „Frau, die sich vor niemandem fürchtete“.
1923 wurde Anna Stolzlechner auf dem bekannten Gasthof „Wieser“ in Prettau geboren. Die Umgebung des Gasthauses prägte das Kind. „Ich war immer unter Männern, habe politische Gespräche mitverfolgt und gelernt, mein Mundwerk zu gebrauchen“, erinnerte sich Stolzlechner später an ihre Kindheit. Der relative Wohlstand, den die Gastwirtschaft mit sich brachte, ermöglichte Stolzlechner eine längere schulische Ausbildung: Nach dem Abschluss der Volksschule in Prettau besuchte sie die Nähschule des Elisabethinum sowie die Handelsschule im Herz-Jesu-Institut in Mühlbach. Während des Zweiten Weltkrieges machte sie eine Ausbildung an einer nationalsozialistischen „Bauernhochschule“ in Lorch im Deutschen Reich. In der Zeit der „Option“ arbeitete Stolzlechner als Deutschlehrerin für Auswanderer*innen-Kinder, 1943 mit dem Einmarsch der deutschen Wehrmacht übernahm sie auch die „Dableiber“-Schüler*innen. 1945 beendete Stolzlechner ihre Lehrerinnen-Karriere, ging für kurze Zeit nach Venedig und betätigte sich anschließend für zwei Sommer als Wirtin der Schwarzensteinhütte.
Ende der 1960er-Jahre betrat Anna Stolzlechner die politische Bühne ihres Heimatortes. Sie wurde Mitstreiterin in der „Sozialen Fortschrittspartei“ Egmont Jennys. Dabei erfolgte der Eintritt in die Partei und in die Gemeindepolitik aus einem „praktischen“ Grund. Ihr Sohn, der für den Schulbesuch in der Umgebung von Sand in Taufers untergebracht werden musste, erhielt kein Stipendium. Anscheinend fehlten Dokumente. Stolzlechner war jedoch überzeugt davon, dass es sich um das Fehlen des richtigen „Parteibuches“ handeln musste. Die Empörung über die Ungerechtigkeit war ausschlaggebend für die Kandidatur in den Reihen der SFP für den Prettauer Gemeinderat. Am 28. März 1971 wurde Anna Stolzlechner tatsächlich in den Gemeinderat gewählt. Bis 1985 blieb sie dort vertreten.
Auch ihre Solidaritätskandidatur für den Südtiroler Landtag auf der Liste der SFP, welche in diese Zeit fiel, wurde breit rezipiert.
In ihrer Zeit als Oppositionspolitikerin in Prettau zeigte sich Stolzlechner äußerst aktiv und mischte den Gemeinderat gehörig auf. Ihr Einsatz war jedoch auch von unangenehmen Erfahrungen, Enttäuschungen sowie Ablehnung und Anfeindungen im Dorf geprägt. 1977 trat Stolzlechner von ihrem Amt zurück und war erst 1980 wieder im Gemeinderat vertreten. In ihrer Rücktrittserklärung empört sie sich nicht nur über „unglaubwürdige und unehrenhafte Dinge“ in der Gemeinde- und Fraktionsverwaltung, sondern auch über „Hetzereien und Unterstellungen“ gegen ihre Person. Sie schreibt von Gefühlen der Bedrohung und des Eingeschüchtertseins.

Der Vorbehalt gegen die „Dorfoppositionelle“, so erinnerte sich Stolzlechner später, habe sich aber auch daran gezeigt, dass vielfach Mitbürger*innen im Geheimen zu ihr kamen, um Auskünfte einzuholen, politische Vorstellungen zu äußern oder Ansuchen zu erledigen.
In ihrer Arbeit als Gemeindepolitikerin war Anna Stolzlechner weit über die Grenzen ihres Dorfes hinaus bekannt. Sie fiel nicht nur als Frau und Oppositionelle auf, sondern auch durch ihr Auftreten: Als eine der ersten Frauen im Dorf trug sie Hosen, fuhr für Amtsgänge und Auskünfte nach Bozen und hatte, um Informationen aus erster Hand zu erhalten, die „Gazzetta ufficiale“ abonniert. Sprachgewandt brachte sie ihre Anliegen und Kritikpunkte schriftlich und mündlich zum Ausdruck. Oft waren ihre Urteile schnell, direkt und hart.
Ende der 1960er-Jahre wechselte Stolzlechner in die „Sozialdemokratische Partei Südtirols“, Ende der 1970er-Jahre erfolgte der Übertritt zur „Neuen Linken“. Für die neuen Parteien war die „Nanne“ aufgrund ihrer Bekanntheit als Oppositionelle eine Galions- und Legitimationsfigur.
Nach ihrem Ausscheiden aus dem Gemeinderat war Anna Stolzlechner im Fraktionsrat vertreten. Von 1988 bis 1996 übernahm sie das Amt der Fraktionsvorsteherin und war Almmeisterin der Heilig-Geist-Interessentschaft. Ihre Wahl zur Fraktionsvorsteherin empfand sie dabei – so erinnert sich Florian Kronbichler – als große Genugtuung nach den Jahren der Opposition.
Mit ihrer Tätigkeit drang Stolzlechner in eine Männerdomäne ein; sie setzte sich mit „Bauernfragen“ auseinander, die als männliche Angelegenheiten verstanden wurden. In ihren Aufgabenbereich fielen Fragen des Weiderechtes, der Wegbauentscheidungen, des Grundverkaufes und Ähnliches.
Noch vor der „Neuen Frauenbewegung“, in einer Zeit, in der Frauen in der Politik Ausnahmeerscheinungen waren, war Stolzlechner eine Pionierin in ihrer Gemeinde, die landesweite Bekanntheit genoss. Auch privat brachte sie ihre Ablehnung der „traditionellen“ Frauenrolle zum Ausdruck: In ihre 1956 geschlossene Ehe brachte sie zwei ledige Kinder mit. Die Abneigung gegen die Kirche fand erst in den letzten Jahren ihres Lebens vor allem durch den neuen Dorfpfarrer ein Ende. In einem Nachruf führt Georg Mair ein Zitat Stolzlechners an: „Eine Frau hatte keine Rechte, wenn sie sie sich nicht geholt hat.“ Anna Stolzlechner hat sich ihr Recht, als Frau in der „männlichen Politik“ der Zeit mitzureden, erstritten.

→ Interview mit Florian Kronbichler, 18.07.2022, Bruneck;
→ Taufbuch Prettau 1886–1923, fol. 103;
→ Gemeindearchiv Prettau, Gemeinderatsprotokolle, vor allem Delibere del Consiglio/Beschlüsse des Gemeinderates 1977, Verbale di deliberazione del Consiglio comunale/Beschlußniederschrift des Gemeinderates, Nr. 38;
→ KOFLER Astrid/WIEDENHOFER Thomas, *Alles gut. Gespräche mit 90-Jährigen*, Bozen, Edition Raetia, 2020, 196–211;
→ KRONBICHLER Florian, *Nanne, Gott behüte dich!*. IN: Website Florian Kronbichler, online unter: http://florian-kronbichler.eu/2021/02/3012/nanne-gott-behute-dich/, 19.07.2022;
→ KRONBICHLER Florian, *Zu Besuch bei „der Nanne“*. IN: Website Florian Kronbichler, online unter: http://florian-kronbichler.eu/2016/08/1858/zu-besuch-bei-der-nanne/, 19.07.2022;
→ MAIR Georg, *Die „bewehrte“ Frau. Anna Stolzlechner aus Prettau war die erste deutschsprachige Oppositionelle in einem Gemeinderat. Eine Frau, die sich vor niemandem fürchtete. Ein Nachruf.* IN: ff, 11.02.2021, Nr. 06, 33–35;
→ STEINHAUSER Stefan/TASSER Eduard (hrsg. von Gemeinde Prettau), *Prettau. Bilder, Fakten, Geschichten*, Prettau, Gemeinde Prettau, 2008, 72.

Geboren: 1. Februar 1936, Bozen

Verstorben: 30. Juli 1985

Feministin, Rechtsanwältin, Politikerin

Andreina Ardizzone Emeri war eine der führenden Figuren der „Neuen Frauenbewegung“ in Südtirol. Im Gegensatz zur Ersten Frauenbewegung des 19. Jahrhunderts, deren Ziel die Erlangung von gleichen staatsbürgerlichen Rechten war, rückte die sogenannte Neue Frauenbewegung der 1970er-Jahre das Frau-Sein selbst in den Mittelpunkt. „Das Private ist politisch“ war der zentrale Leitgedanke der Bewegung. In diesem Sinne sollten „private“ Lebenserfahrungen von Frauen sichtbar gemacht, enttabuisiert und ihre öffentliche und politische Relevanz unterstrichen werden. Die wichtigsten Themen waren dabei Verhütung, Mutterschaft, Abtreibung, Familienrecht, Scheidung sowie geschlechtsspezifische Gewalt.
Andreina Emeri wurde 1936 in Bozen geboren und wuchs in einer tief katholischen Familie auf. Nach Abschluss der Schule begann Emeri 1954 ein Jurastudium, ein Jahr später heiratete sie – gegen den Willen ihrer Eltern – den Anwalt Claudio Emeri. Mit ihm zog sie nach Mailand, 1957 kehrten sie nach Bozen zurück, wo ihr erster Sohn geboren wurde, zwei weitere Söhne und eine Tochter folgten. Trotz der „Familienarbeit“ war Emeri weiter in der Kanzlei ihres Mannes tätig, schloss ihr Studium ab und bestand die Staatsprüfung. Über viele Jahre hinweg engagierte sie sich unentgeltlich als Beraterin für die Mieter*innenschutzvereinigung „Centro Casa“.
Andreina Emeri war maßgeblich an der Gründung der autonomen Frauengruppe „Aleksandra Kollontaj“ beteiligt. Sie verstand die Gruppe als „Kollektiv“: Bewusst wurden Hierarchien vermieden, Entscheidungen wurden durchwegs nur gemeinsam getroffen. Das Frauenkollektiv brachte einen feministischen Aufbruch in die Provinz. Die feministische Praxis war zweifach ausgerichtet: Innerhalb der Frauengruppe wurde „autocoscienza“, Selbstbewusstwerdung, praktiziert und in der Öffentlichkeit politischer Aktivismus.
Neben ihren zweimal wöchentlich stattfindenden Treffen war das „Kollontaj“-Kollektiv auch in der Öffentlichkeit aktiv und bereitete Demonstrationen vor, organisierte Flugblattaktionen, Tagungen, Seminare, Kurse, Vorträge und Diskussionen. Bei diesen Initiativen ging es nicht nur um die Einführung von neuen Gesetzen, sondern auch darum, durch öffentliche Sichtbarkeit dem Bedürfnis nach Selbstbestimmung Ausdruck zu verleihen. So wurden 1977 Kundgebungen in Bozen und Meran zugunsten der Legalisierung des Schwangerschaftsabbruchs organisiert.
Im selben Jahr fand auf Initiative des Kollektivs ein Fackelzug durch Bozen als Zeichen des Protests gegen Gewalt an Frauen statt. Zu diesem Zeitpunkt wurde Gewalt an Frauen noch nicht als Verbrechen gegen die Person, sondern als Angriff auf die Familienordnung, die Sittlichkeit und die öffentliche Moral gewertet und geahndet.
Andreina Emeris Engagement reichte bis ins Private hinein: Den politischen Mitstreiterinnen standen die Türen ihres Hauses stets offen, bei den Arbeitsgesprächen leisteten ihre Kinder „politisches Babysitting“, wie Andreina Emeri die unentgeltliche Beaufsichtigung der Kinder ihrer Freundinnen nannte. In ihrem Haus nahm sie Frauen in Notsituationen auf.
1973 gründete das Frauenkollektiv die erste Frauenberatungsstelle Südtirols, die Teil des nationalen Verbandes „Associazione Italiana per l’Educazione Demografica“ (AIED) war. Andreina Emeri wurde die erste Präsidentin der Beratungsstelle und bot unentgeltlich Rechtsberatung an. Die AIED in Bozen wurde – zwei Jahre bevor das

staatliche Gesetz die Einführung von Familienberatungsstellen vorsah – eine Anlaufstelle für Frauen mit verschiedensten Anliegen und ist es noch heute.
In einem 1978 im „Skolast“ erschienenen Artikel wird das Ziel der Beratungsstelle wie folgt definiert: „Wir wollen in erster Linie die Frau erreichen, im Gespräch mit ihr ihre Probleme klären und ihr Hilfsmittel (theoretisch wie praktisch) geben, damit sie bewusster und freier über sich entscheiden kann.“ Bis 1979 wurde die Beratungsstelle ohne öffentliche Unterstützung durch das ehrenamtliche Engagement der Frauen betrieben. Emeri war nicht nur langjährige Präsidentin der Bozner Beratungsstelle, sondern auch Mitglied des nationalen Vorstandes bzw. des nationalen Trägervereins.
1983 begab sich Andreina Emeri auf das politische Parkett und zog als Kandidatin der „Alternativen Liste für das andere Südtirol“ in den Landtag ein. Dort trug sie wesentlich dazu bei, dass frauenbezogene Themen auch in die politische Diskussion auf Landesebene Einzug hielten.
Zwei Jahre später verstarb Andreina Emeri unerwartet auf einer Ferienreise in Norwegen.
Andreina Emeris politisch-feministischer Einsatz erfolgte auf der Basis eines Kollektivs. In ihrer feministischen Arbeit kam nie ein „Ich“, sondern immer ein „Wir“ zum Tragen. Ihren Einsatz und ihren Aktivismus für feministische Belange sah sie als ein gemeinsam getragenes Projekt der Frauen.

→ CLEMENTI Siglinde, *Die sanfte Revolution. Von gleichen Rechten und Differenzen.* IN: SOLDERER Gottfried [Hrsg.], Das 20. Jahrhundert in Südtirol. Autonomie und Aufbruch, Bd. IV: 1960–1979, Bozen, Edition Raetia, 2002, 108–125, vor allem 114–116;
→ FACCHINELLI Ingrid/RABINI Edi [Hrsg.], *Andreina. Scritti e Ricordi. Schriften und Erinnerungen. Andreina Emeri 1936–1985*, Bozen/Bolzano, Fondazione Alexander Langer Stiftung, 2005;
→ URTHALER Andrea, *Räume der „Neuen Frauenbewegung“ am Beispiel Südtirol.* IN: SPERK Verena u. a. [Hrsg.], Geschlecht und Geschlechterverhältnisse bewegen. Queer/Feminismen zwischen Widerstand, Subversion und Solidarität, Bielefeld, transcript, 2020, 97–118.

Mirna Cappellini

Geboren: 1927, Verona

Verstorben: 18. Februar 2021, Bozen

Gewerkschafterin, Frauenrechtlerin

Mirna Cappellini war Mitbegründerin des linken Frauenbundes „Unione donne italiane“ (UDI)/ Südtiroler Frauenbund und als langjährige Vorsitzende eine führende Persönlichkeit der „Neuen Frauenbewegung“ in Südtirol. Die biografische Skizze wurde auf der Grundlage ihrer Autobiografie, eines subjektiven Rückblickes auf ihr eigenes Leben, verfasst, da das Archiv des UDI verloren gegangen ist.
In ihrer Erzählung teilt Mirna Cappellini ihr Leben in vier „Etappen“ ein: die Kindheit, den Krieg, die Arbeit als Angestellte und ihren sozialen Einsatz, der sich zwischen Gewerkschaft und der „Unione donne italiane“ bewegte.
1927 wurde Mirna Cappellini in Verona geboren. Drei Jahre später kam sie mit ihrer Familie aufgrund der Versetzung ihres Vaters, eines Eisenbahners, nach Bozen. Bereits 1943 verlor Cappellini ihre Mutter. Als sie 1947 auf Arbeitssuche ging, bot ihr der Vater an, eine Angestellte der CGIL für ein paar Wochen zu ersetzen.
Aus den wenigen Wochen in der Eisenbahngewerkschaft wurden 32 Jahre. Cappellini war die erste Frau, die als Mitarbeiterin wie auch als Gewerkschafterin eine führende Rolle übernahm. Als solche war sie in ihrer Arbeit auch Diskriminierung ausgesetzt: So erzählt Cappellini in ihrer Erinnerung beispielsweise davon, wie ihr ein arbeitssuchender Mann einmal zu verstehen gegeben habe, dass es besser sei, ihren Arbeitsplatz einem Familienvater zu überlassen.
Während innerhalb des „Sindacato ferrovieri italiani“ sich die Provinzsekretäre stetig abwechselten, blieb Cappellini ein fester Bezugspunkt der Gewerkschaft. Doch nicht nur positive Erinnerungen, wie jene an den ersten fast im Alleingang organisierten Streik, prägen die Erzählung der Gewerkschafterin. Mirna Cappellini berichtet auch von einem kleinen „Terroranschlag“, einem Brandsatz, der in den „Bombenjahren“ auf ihrem Balkon zündete.
Neben ihrer Arbeit in der Gewerkschaft engagierte sich Cappellini im privaten Leben ehrenamtlich für den Bozner Ableger des „Unione donne italiane“. Dieser Verein war 1945 aus den „Gruppi di difesa della donna“, die antifaschistische Frauen aller Schichten vereinten, hervorgegangen. Der UDI stand den italienischen Linksparteien nahe und forderte – als einziger politischer Frauenverein – bereits ab 1945 gleiche Rechte und Emanzipation. Mirna Cappellini war Mitbegründerin der ersten Vereinsgruppe in Bozen in den 1950er-Jahren. Als wichtigste Initiative der Anfangszeit des UDI-Bozen gilt die Gründung der Betreuungseinrichtung „Mariù Pascoli“, die kriegsversehrte Kinder, später auch Waisenkinder, aufnahm. Die Struktur sollte ihnen „ein wenig Hilfe und einen Teller heiße Suppe“ („un po’ di assistenza e un piatto di minestra calda“) bieten.
Mirna Cappellini war mitverantwortlich für die Umwandlung der Struktur in einen Kindergarten bzw. in eine richtige Kinderkrippe. Das Projekt wurde privat aufgebaut, die Gemeinde verwehrte trotz der Mobilisierung zahlreicher Eltern eine Unterstützung. Später wurde der Vorbildcharakter des Kindergartens auch von der Gemeinde erkannt und die Struktur der öffentlichen Hand übergeben.
Ende der 1960er-Jahre übernahm Mirna Cappellini die Leitung des UDI. Einen Sitz oder ein eigenes Büro hatte der UDI weiterhin nicht, der Verein „war dort, wo Mirna war“ („l’UDI era dove era la Mirna“). Cappellinis Leitung des UDI fällt in eine höchst bewegte Zeit, als die „Neue Frauenbewegung“ auch Südtirol erreichte.

Cappellini suchte das Gespräch mit den entstehenden feministischen Kollektiven und sorgte dafür, dass auch der UDI die Prinzipien der „weiblichen Selbstbestimmung“ und „autocoscienza“ übernahm. Diese integrative Vorgehensweise unter Cappellinis Leitung wurde auch anhand des neuen Namens ersichtlich: Der UDI wurde in „Unione donne Alto Adige/Südtiroler Frauenbund“ umbenannt. Die Frauen des UDI waren in Bozen und Meran in den 70er- und 80er-Jahren wichtige Protagonistinnen der Frauenbewegung und problematisierten anhand verschiedenster öffentlicher Initiativen Themen wie Mutterschaft, Beziehung zwischen Mann und Frau, Arbeit, Abtreibung, Verhütung und Sexualität. Mirna Cappellini erzählt in ihrer Autobiografie von Diskussions- und Aufklärungsveranstaltungen, die gut besucht waren, bei welchen es jedoch viele Zuhörerinnen aufgrund der tabuisierten Themen nicht wagten, das Wort zu ergreifen, vor allem dann nicht, wenn Priester anwesend waren. Andere – fast immer männliche – Zuhörer kamen zu den Veranstaltungen, um durch bloße Provokation zu stören, und verwehrten sich einer Diskussion.
1979 ging Mirna Cappellini mit 35 Beitragsjahren als Gewerkschaftsangestellte in Pension. Kaum ein Jahr später wurde der „Ruhestand“ durch ein weiteres freiwilliges Engagement belebt. Cappellini wurde Mitglied des Sekretariats der Rentner*innengewerkschaft und des nationalen Generalrats. Auch hier galt ihr Einsatz vor allem den Frauen, deren Anliegen von der „männerdominierten“ Gewerkschaft kaum vertreten wurden. Cappellini gründete eine Koordinationsstelle für Frauen innerhalb der Rentner*innengewerkschaft, dabei lag ihr insbesondere die Wohnsituation von Pensionist*innen am Herzen. 2000 verließ Mirna Cappellini endgültig als aktives Mitglied die Gewerkschaft, wobei sie ihr aber weiterhin verbunden blieb.

In ihrer Autobiografie spricht Mirna Cappellini nie von einem „Ich“ , es ist immer ein „Wir“, das gemeinsam organisiert, entscheidet, vorbereitet. Obwohl sie Führungsrollen übernimmt, stellt sie nicht sich, sondern die gemeinsame Arbeit des Frauenkollektives ins Zentrum. Selbst das Abfassen ihrer Autobiografie wertete Mirna Cappellini damit als Teil ihres Engagements im gemeinsamen Kampf für Selbstbestimmung und Chancengleichheit.

→ CAPPELLINI Mirna, *Un treno di desideri*, Roma, Liberetà, 2006;
→ CLEMENTI Siglinde, *Die sanfte Revolution. Von gleichen Rechten und Differenzen*. IN: SOLDERER Gottfried [Hrsg.], Das 20. Jahrhundert in Südtirol. Autonomie und Aufbruch, Bd. IV: 1960–1979, Bozen, Edition Raetia, 2002, 108–125, vor allem 111–112 sowie 116–117;
→ URTHALER Andrea, *Räume der „Neuen Frauenbewegung“ am Beispiel Südtirol.* IN: SPERK Verena u. a. [Hrsg.], Geschlecht und Geschlechterverhältnisse bewegen. Queer/Feminismen zwischen Widerstand, Subversion und Solidarität, Bielefeld, transcript, 2020, 97–118;
→ USALA Mario/BOZ Gastone, *Die rote Spur. Von Gaismair bis zu den heutigen Kämpfen der Arbeiterbewegung. Kurze Geschichte des AGB/CGIL von den Anfängen bis zur Gegenwart,* Bozen, AGB/CGIL Südtirol, 2012, 224–226.

Ilda (Hilda) Pizzinini

Geboren: 26. August 1934, Badia/Abtei

Verstorben: 17. Juli 2015

Präsidentin der „Union Generela di Ladins dla Dolomites“

In der Wahl ihres Vornamens schwankte die „Grande Dame Ladiniens“, so wurde sie in manchen Zeitungsartikeln betitelt, zwischen der deutschen und der italienischen Schreibweise. Der vorliegende Text orientiert sich an der Familie Pizzininis, die in der Sterbeanzeige den Namen „Ilda“ wählte und heute noch diesen Namen in Erzählungen verwendet.
1934 wurde Ilda Pizzinini auf dem Rungg-Hof in Badia/Abtei geboren. Hier wuchs sie in einer „traditionellen ladinischen Familie“ auf; so umschrieb sie selbst die Tatsache, dass sie bis zur Einschulung nur Ladinisch sprach. In der Schule erlernte sie dann Deutsch und Italienisch.
Bis 1943 besuchte Pizzinini den Unterricht auf Italienisch, danach mit der Errichtung der „Operationszone Alpenvorland“ auf Deutsch.
Da sie Lehrerin werden wollte, besuchte sie ab Oktober 1948 die Lehrer*innenbildungsanstalt in Meran. Die Zeit in der Passerstadt war für Pizzinini in Bezug auf ihre Muttersprache prägend. Hier erfuhr sie das erste Mal bewusst, dass die ladinische Sprachgruppe, so formulierte sie es später selbst, „kaum zur Kenntnis genommen“ wurde. Die Geringschätzung und Ablehnung ihrer ladinischen Herkunft verletzten sie. Das führte zunächst dazu, dass sie selbst anfing, ihre Muttersprache abzuwerten, und während der Weihnachtsferien des zweiten Schuljahres der Mutter vorschlug, auch in der Familie deutsch zu sprechen. Ihre Mutter lehnte entschieden ab und antwortete der Tochter: „[…] sprich du deutsch mit den Deutschen, italienisch mit den Italienern, aber wir sprechen weiterhin unsere Muttersprache!“ In ihrer Erinnerung beschreibt Ilda Pizzinini die Aussprache mit der Mutter als „zündende Idee“, welche die Begeisterung und das Engagement für die ladinische Sprache und Kultur in ihr entfachten.
1952 schloss Ilda Pizzinini die Lehrer*innenausbildung ab und unterrichtete als Klassenlehrerin, zunächst in San Ćiascian/St. Kassian, dann in Badia/Abtei. Das Erste Autonomiestatut von 1948 ermöglichte bereits den Ladinisch-Unterricht, dafür waren jedoch nur wenige Wochenstunden vorgesehen. Beispielsweise sah der Lehrplan von der dritten bis zur achten Klasse lediglich eine Ladinisch-Unterrichtsstunde pro Woche vor. Auch die zwei Religionsstunden fanden in ladinischer Sprache statt. Doch die Umsetzung im Schulalltag war schwierig. Es fehlte an Lehrmitteln und Lehrer*innenfortbildungen. Viele ladinischsprachige Lehrer*innen, allen voran Ilda Pizzinini, blieben angesichts dieser Situation nicht tatenlos. Sie organisierten auf eigene Kosten einen Kurs mit einem Professor der Romanistik aus dem Schweizer Graubünden, der den Lehrer*innen in den Sommermonaten die Grundregeln der Grammatik und Rechtschreibung sowie die ladinische Sprachgeschichte vermittelte. Mit dem erworbenen Wissen machten sie sich daran, ladinisches Schulmaterial zu erarbeiten. Im Zuge der gemeinsamen Arbeit entstand 1962 die „Uniun Maestri Ladins“, die Vereinigung der ladinischen Lehrer*innen. Sie sollte als autonome Vertretung und Sprachrohr für die ladinische Schule fungieren. Pizzinini war hier von Anfang an bis zu ihrer Pensionierung 1977 als ordentliches Mitglied vertreten.
Als Lehrerin lag es Ilda Pizzinini besonders am Herzen, den Kindern ihre Muttersprache beizubringen, sowohl mündlich als auch schriftlich. Sie verstand jedoch, dass der Unterricht allein für den Erhalt der Sprache nicht ausreichen

würde. Daher wurde sie in den 1960er-Jahren in der „Uniun Ladins Val Badia“, der Talsektion der „Union Generela di Ladins“, die auf einer breiten Basis kulturelle und sprachliche Anliegen der Ladiner*innen vertrat, tätig und stand ihr von 1978 bis 1988 vor. 1986 übernahm Pizzinini die Leitung des Dachverbandes der einzelnen Sektionen der Dolomitenladiner*innen, der „Union Generela di Ladins dla Dolomites“. 17 Jahre lang, bis 2003, bekleidete Ilda Pizzinini ehrenamtlich das Amt der Präsidentin und verfolgte als solche das Ziel des provinz- und regionenübergreifenden Erhalts und der Förderung der ladinischen Sprache und Kultur. Sie engagierte sich für eine Reihe von Anliegen, darunter die offizielle Verwendung der blau-weiß-grünen Fahne. In Rom setzte sie sich für die Anerkennung des Ladinischen als dritte Amtssprache ein und forderte zudem Sendezeit für ladinische Programme im Fernsehen und Radio sowie die finanzielle Unterstützung von gedruckten ladinischen Zeitschriften.
Ihre Bemühungen galten des Weiteren der Schaffung einer ladinischen „Dachsprache“ für schriftliche Mitteilungen in den verschiedenen Tälern. Dies war notwendig, weil es fünf dialektale Hauptstränge des Ladinischen gibt. Ilda Pizzinini war auch bei einer Fülle von Veranstaltungen der Vereinigung federführend. Die erste wichtige Veranstaltung ihrer Präsidentschaft war die Ausstellung der Dolomitenladiner*innen 1988 im Castello Sforzesco in Mailand. 2001 koordinierte und organisierte sie die europäische Minderheitentagung „Euroschool“ in Ladinien, welche das Ziel verfolgte, Sprecher*innen von Minderheitensprachen einer sprachlichen Vielfalt frühzeitig näherzubringen und Netzwerkbildung zu fördern.

Beruflich war Ilda Pizzinini im Tourismus tätig. Sie kann hier zu jener Generation gezählt werden, die den Tourismus im Gadertal aufgebaut hat. Anfangs arbeitete sie im familieneigenen Hotel „Serena“ in Badia/Abtei. 1965 eröffnete sie ihr eigenes Hotel „La Stüa“, zu Deutsch „Die Stube“. Ilda Pizzinini verstand es, ihre Arbeit im Tourismussektor mit dem sprach- und kulturpolitischen Engagement zu verbinden. 25 Jahre lang war sie im Vorstand des Tourismusvereins des Gadertales vertreten. 17 Jahre lang, von 1981 bis 1999, war sie Obfrau der Ortsgruppe Badia/Abtei des Hoteliers- und Gastwirteverbandes (HGV). Dabei lag ihr zum einen die Vermittlung der ladinischen Sprache und Kultur am Herzen, zum anderen pochte sie auf die Vertretung der ladinischen Hotelier*innen und Gastwirt*innen in den Gremien auf Landesebene.
Ilda Pizzininis Nachlass erzählt von einem unermüdlichen Einsatz für die ladinische Sprache und Kultur inner- und außerhalb des Landes. Für diesen wurden ihr zahlreiche Ehrungen, darunter 1996 auch der Titel des „Ufficiale Ordine al Merito della Repubblica Italiana“, zuteil. Ilda Pizzinini war in ihrem ehrenamtlichen Wirken darauf bedacht, die Wertschätzung und den Fortbestand des Ladinischen zu fördern.
Stets war sie sich bewusst, dass diese Bemühungen nur dann fruchtbringend sein können, wenn die Ladinischsprecher*innen von der Bedeutung ihrer Sprache überzeugt sind und diese mit Selbstbewusstsein als ihre Muttersprache verwenden. Ihren Einsatz verstand sie nicht als ein rein ladinisches Anliegen, sondern sah den Erhalt der kulturellen und sprachlichen Vielfalt als „im Interesse aller Bürger Südtirols“.

→ Nachlass Ilda Pizzinini, Privatbesitz Familie Pizzinini-Roccella, La Villa/Stern;
→ Interview mit Rita Crazzolara, 21.03.2022, San Ćiascian/St. Kassian
→ Interview mit Emma Pizzinini, 21.03.2022, Pedraces/Pedratsches;
→ HILDEPOLD Peter/PERATHONER Christoph, *Die Ladiner – eine Minderheit in der Minderheit*, Wien/Graz, Neuer Wissenschaftlicher Verlag, 2005;
→ PIZZININI Ilda, *Das Ladinische Kulturinstitut „Micurá de Rü“ und seine Zukunft: kurzgefasste Überlegungen*. IN: Ladinia XXXIII (2009), 171–176;
→ STOLL Nikolaus, *Das HGV-Buch. Die Meilensteine*, Bozen, Edition Raetia, 278;
→ VERRA Roland, *Die Entwicklung der drei Schulmodelle in Südtirol seit 1945*. IN: Ladinia XXXII (2008) 223–260;
→ o. V., *Geschichte*. IN: Union Generela di Ladins dla Dolomites, online unter: http://www.uniongenerela.it/de/geschichte, 29.03.2022;
→ o. V., *La storia della lingua*. IN: Union Generela di Ladins dla Dolomites, online unter: http://www.uniongenerela.it/it/storia-della-lingua, 29.03.2022.

SOZIALES ENGAGEMENT



1 Maria Schwingshackl Enz



2 Anna Tschenett mit Ziehtochter



3 Sr. Maria Hueber



4 Mariedl Fischnaller



5 Sr. Benedikta Mair



6 Sr. Clementina Pedevilla

Beginen

Aus tiefem Glauben, inniger Frömmigkeit und karitativem Wohlwollen heraus entwickelten sich im Spätmittelalter religiöse Laiengemeinschaften, deren Mitglieder ohne die Ablegung eines Ordensgelübdes asketische Lebensformen praktizierten. Eine davon waren die Beginen: Die weiblichen Mitglieder verschrieben sich, ohne ins Kloster einzutreten und damit ohne kirchenrechtliche Bindung, einem Leben in der Nachfolge Christi. Das Beginentum war nicht ausschließlich ein weibliches Phänomen, das männliche Pendant blieb jedoch zahlenmäßig wenig bedeutend. Von den heutigen Niederlanden und Belgien aus verbreitete sich das Beginentum ab dem 12. Jahrhundert bis in den süddeutschen Sprachraum und blieb – trotz der Häretisierung – bis zur Reformation bestehen. Viele Beginengemeinschaften waren in der Krankenpflege tätig, vor allem aber beteten sie für Entgelt, weshalb sie auch „Betschwestern“ genannt wurden.

Ab dem 15. Jahrhundert lassen sich Beginengemeinschaften auch in Tirol belegen. Das Beginenhaus in Bruneck gilt als das älteste Alt-Tirols und ist die einzige nachweisbare Niederlassung der frommen Frauen innerhalb der heutigen Provinzgrenzen. Bereits für das Jahr 1430 ist eine Schwesterngemeinschaft in der Pustertaler Stadt urkundlich belegt. Die Niederlassung muss kurz vorher gegründet worden sein, da das Schwesternhaus zu diesem Zeitpunkt noch nicht vollendet war. Das heute nicht mehr erhaltene Beginenhaus befand sich in Oberragen. Die Brunecker Betschwestern lebten von Schenkungen und Almosen, teilweise auch vom Besitz, den die neuen Schwestern mit in die Gemeinschaft brachten. Grundsätzlich dürfte es sich jedoch im Falle der Brunecker Beginen um weniger begüterte Frauen gehandelt haben.
In den ersten Jahren des 16. Jahrhunderts gab der Brixner Bischof Melchior von Meckau der Niederlassung im Pustertal eine eigene Regel. Anhand dieser ist es möglich, die Eckpunkte des Wirkens der Beginen in Bruneck zu rekonstruieren. Die Regel erlaubte es den Schwestern, Almosen anzunehmen, und verpflichtete sie zu Gehorsam gegenüber der ältesten Schwester. Die Mitglieder der Gemeinschaft mussten auf persönlichen Besitz verzichten, ihr Gebäude war für Außenstehende nicht zugänglich.
Auch die Aufgabe der Beginen in der Stadt ist in den Regeln vermerkt: Sie widmeten sich der Pflege von Kranken.
Die Brunecker Niederlassung stand im direkten Kontakt mit den Zentren der Beginenbewegung in den heutigen Niederlanden und Flandern: Laut der Chronik des Hauses wanderten die Schwestern um 1460 nach Straßburg ab, um den unsicheren Verhältnissen im Land zu entfliehen. Bald darauf war das Haus jedoch wieder besiedelt und erlebte einen kurzfristigen Aufschwung. Während der Reformation im 16. Jahrhundert löste sich die Gemeinschaft in der Stadt Bruneck auf. Die Gründe für die Auflösung können heute nicht mehr geklärt werden.

→ DINZELBACHER Peter [Hrsg.], *Handbuch der Religionsgeschichte im deutschsprachigen Raum*, Bd. 2: Hoch- und Spätmittelalter, Paderborn [u.a.], Schöningh, 2000, 368–369;
→ HÖRMANN Julia/STANEK Ursula, *Damenstifte in Tirol – ein Überblick*. IN: OBERMAIR Hannes u. a. [Hrsg.], Dom- und Kollegiatstifte in der Region Tirol – Südtirol – Trentino in Mittelalter und Neuzeit, Innsbruck, Wagner, 2006, 67–80, hier 71–72;
→ HÖRMANN-Thurn UND TAXIS Julia, *Frauenklöster im mittelalterlichen Tirol und im Trentino – Ein Überblick*. IN: MAZOHL Brigitte/FORSTER Ellinor [Hrsg.], Frauenklöster im Alpenraum, Innsbruck, Wagner, 2012, 15–44, hier 35–36;
→ WEHRLI-JOHNS Martina/OPITZ Claudia [Hrsg.], *Fromme Frauen oder Ketzerinnen? Leben und Verfolgung der Beginen im Mittelalter*, Freiburg im Breisgau, Herder, 1998;
→ ZANI Karl Franz, *Tirols ältestes Beginenhaus im Pustertal?*. IN: Der Schlern 54 (1980), 593–597.

Maria Hueber

Geboren: 22. Mai 1653, Brixen

Verstorben: 31. Juli 1705, Brixen

Ordensgründerin und Pionierin der Mädchenbildung

Maria Hueber gehört zu den bedeutendsten Frauen der Tiroler Geschichte: Sie gründete eine eigene Kongregation, jene der Tertiarschwestern des heiligen Franziskus, die bis heute Bestand hat. Hueber gilt sowohl als Ordensgründerin als auch als Pionierin der Mädchenbildung: Ordens- und Schulgründung gingen Hand in Hand, die Unterrichtstätigkeit war die Hauptaufgabe der Kongregation. Lange vor der Theresianischen Reform gründete Hueber die erste unentgeltliche Mädchenschule Tirols. Auch in religiöser und spiritueller Hinsicht war Maria Hueber eine zentrale Figur: In zeitgenössischen Quellen wird ihr die Gabe der Prophetie und Herzensschau zugeschrieben. 2019 wurde mit der Anerkennung des „heroischen Tugendgrades“ eine erste Hürde im Seligsprechungsverfahren von Maria Hueber genommen.
Formelle Bildung war in der Frühen Neuzeit nur einer relativ kleinen Bevölkerungsschicht vorbehalten. Der Zugang wurde dabei nicht nur durch das Geschlecht, sondern auch durch die soziale Zugehörigkeit begrenzt. Dies galt auch für Maria Hueber, die nicht nur als Mädchen, sondern auch aufgrund ihrer niedrigen sozialen Herkunft vom Schulbesuch ausgeschlossen war. Ihr Vater, Inwohner und Turmwächter in Brixen, verstarb früh. Die Mutter musste für ihre Kinder allein sorgen. Die finanziellen Mittel der Familie reichten nicht für das Schulgeld. Maria Hueber wurde zu Hause von ihrer Mutter in Lesen und Rechnen unterrichtet. Das Schreiben brachte sie sich als Autodidaktin selbst bei.

Ab dem 14. Lebensjahr arbeitete Maria Hueber als Haushälterin und Dienstmädchen in Brixen, Bozen und Innsbruck. Hier kam sie in Kontakt mit geistlichen Persönlichkeiten und Familien höherer gesellschaftlicher Schichten und konnte ihre Bildung vor allem im religiös-geistlichen Bereich vertiefen. Nach einem Arbeitsaufenthalt in Salzburg kehrte Hueber nach Brixen zurück, wo sie aufgrund ihrer Bildung in der einfachen städtischen Bevölkerung eine Ausnahmeerscheinung war.
Bereits im Kindesalter war Maria Hueber auffallend fromm und zeigte Interesse an religiösen Lebensformen. Das bestehende „Angebot“ an Ordensgemeinschaften, die vor allem ein kontemplatives Lebensmodell in strenger Klausur befolgten, schien ihr jedoch nicht zugesagt zu haben. So hatte sie sich zwar früh gegen die Ehe, aber auch gegen den Eintritt in den Orden der Servitinnen in Innsbruck entschieden. Viel mehr als eine „vita contemplativa“ scheint für Maria Hueber der Wunsch nach einer „vita activa“, nach einem Wirken für und in der Welt, überwogen zu haben. Zunächst trat Hueber in eine Laiengemeinschaft, den Dritten Orden des heiligen Franziskus, ein. 1679 legte sie das Professversprechen ab. Um die Jahrhundertwende begann Hueber, mit ihrer Gefährtin Regina Pfurner im angemieteten ehemaligen hochstiftlichen Zollhaus in der Runggadgasse ein klösterliches Leben zu führen. Die hierfür gewählte Regel des Dritten Ordens erweiterte Hueber in der Folge und legte damit den Grundstein für die Gemeinschaft der Tertiarinnen des heiligen Franziskus. Zeitgleich mit dem Kongregationsleben nahmen die Schwestern im September 1700 den kostenlosen Schulunterricht für Mädchen auf. Als Lehrerinnen wirkten Maria Hueber und ihre erste Mitschwester selbst. Sie gründeten damit nicht nur die erste unentgeltliche Mädchenschule in Tirol, sondern öffneten darüber hinaus den Lehrberuf für geistliche Frauen.

Außerhalb der Klostermauern war dieses Tätigkeitsfeld weiterhin Männern vorbehalten.
Schon bald nach der Gründung erhielt die Brixner Frauengemeinschaft ihre eigenen Statuten; weitere Frauen traten in den Orden ein. Dank zahlreicher Spenden aus der Bevölkerung konnten die Schwestern bald ihr gemietetes Wohnhaus erwerben und ausbauen. 1705 verstarb Maria Hueber, die „Schwester Anfängerin“, im Ruf der Heiligkeit. Nach ihrem Tod vergrößerten sich das Kloster sowie die Zahl der Nonnen beständig.
Es erfolgten die Gründungen mehrerer voneinander unabhängiger Schwesterngemeinschaften, die dem Brixner Vorbild folgten und teilweise bis heute Bildungs-, Erziehungs- und Pflegetätigkeiten wahrnehmen.

→ CARAMELLE Franz/FRISCHAUF Richard, *Die Stifte und Klöster Tirols*, Innsbruck, Tyrolia [u.a.], 1985, 236–237;
→ CESCUTTI Eva, *Mädchenschule und Frauenkongregation: Maria Hueber „revisited“.* IN: MAZOHL Brigitte/FORSTER Ellinor [Hrsg.], Frauenklöster im Alpenraum, Innsbruck, Wagner 2012, 153–168;
→ CESCUTTI Eva, *Maria Hueber*. IN: HINTNER Heidi u. a. [Hrsg.], Frauen der Grenzen. 13 Frauenbiographien aus Süd- und Osttirol und dem Trentino/Donne di frontiera. 13 biografie di donne sudtirolesi, nordtirolesi e trentine, Bd. 2, Innsbruck [u.a.], Studienverlag, 2012, 72–81;
→ GELMI Josef, *Maria Hueber. 1653–1705. Eine der bedeutendsten Frauen Tirols,* Bozen, Athesia, 1993;
→ RIFESER Sr. Anna Elisabeth, *Die Frömmigkeitskultur der Maria Hueber (1653–1705) und der Tiroler Tertiarinnen. Institutionelle Prozesse, kommunikative Verflechtungen und spirituelle Praktiken*, Münster, Aschaffendorff Verlag, 2019.

Maria Innerhofer

Geboren: 13. September 1666, Bozen

Verstorben: 13. September 1713, Bozen

Begründerin der Tertiarinnen-Niederlassung und -Schule in Bozen

Dem Brixner Vorbild folgend legte Maria Innerhofer in ihrer Heimatstadt Bozen den Grundstein für eine selbstständige Schwesterngemeinschaft der Tertiarinnen des heiligen Franziskus. Innerhofer war Tochter eines Büchsenmachers, der seit 1653 Bozner Inwohner war. Begleitet und unterstützt wurde die „Mutter Anfängerin“ des Bozner Ordenshauses von zwei Schwestern, eine davon war ihre leibliche Schwester Dorothea.
Bereits vor ihrem Eintritt in den Orden der Tertiarinnen fühlte sich Maria Innerhofer berufen, religiös zu leben. Zunächst versuchte sie es bei den Klarissen, aber die Aufnahme wurde ihr aufgrund ihres prekären Gesundheitszustandes verwehrt. Die neu gegründeten Tertiarinnen in Brixen nahmen sie hingegen auf. Aufgrund des Bedarfs in Bozen nach unentgeltlicher Mädchenbildung für sozial niedrige Schichten entschied sich Innerhofer zur Gründung einer selbstständigen Ordensniederlassung. Den ersten Tertiarinnen um Maria Innerhofer fehlte es jedoch an einem geeigneten Haus für ihre Gemeinschaft und die angeschlossene Schule. Innerhofer wandte sich daher an die wohlhabenden Bozner Bürgerfamilien der Zallinger und Mayrl und bat sie um ein zinsloses Darlehen. Beide Familien zeigten sich bereit, die Ordensschwester zu unterstützen. So konnte Innerhofer ein Haus in der heutigen Franziskanergasse anfangs anmieten und 1713 endgültig erwerben.
Die Gründerin verstarb noch im Jahr des Kaufes nach kurzer Krankheit. Ihre Mitschwestern, deren Zahl in den folgenden Jahren stetig anstieg, setzten das Werk fort. Mit der Übernahme des Hauses und somit noch zu Lebzeiten Maria Innerhofers hatten die Schwestern begonnen, Mädchen im Schreiben und Lesen, in Handarbeit sowie in der christlichen Lehre zu unterrichten.
Bereits im Zeitraum von 1714 bis 1716 kamen täglich 60 bis 70 Mädchen zu den Tertiarinnen in die Schule. 1716 erhielten die Schwestern trotz wiederholter Beschwerden von Bozner Schullehrern, die um die Schmälerung ihrer Bezüge fürchteten, die offizielle Erlaubnis für den Unterricht von Mädchen.
Die Gründung Maria Innerhofers entfaltete sich vor allem im 19. Jahrhundert weit über Bozen hinaus: Die Tertiarinnen betreuten zahlreiche Landesschulen (unter anderem in Jenesien, Kastelruth, Montan und Leifers) und betätigten sich in einigen Orten des Landes in der Kranken- und Altenpflege.

→ CLEMENTI Siglinde/VERDORFER Martha, *Frauen Stadt Geschichte(n). Bozen. Bolzano. Vom Mittelalter bis heute,* Wien [u.a.], Folio, 2000, 65–66;
→ MEßNER Anna (Sr. Hildegund), *Die Tertiarschwestern des hl. Franziskus in Bozen von 1712 bis 1929 mit besonderer Berücksichtigung ihres öffentlichen Wirkens. Ein Beitrag zur Bozner Stadtgeschichte*, unveröffentlichte Dissertation, Universität Innsbruck, 1984, vor allem 17–27.

Scholastica (Luzietta) Bertagnolli

Geboren: 1. November 1846, Fondo, Trentino

Verstorben: 4. Juli 1902, Meran

Oberin der Englischen Fräulein in Meran, Engagement im Bereich der Mädchenbildung

Die Englischen Fräulein, wie die „Congregatio Jesu“ gemeinhin genannt wird, haben eine lange Tradition in Meran. Mit ihrer Niederlassung in der Passerstadt im Jahre 1723 ermöglichte der Erziehungsorden Generationen von Mädchen den Zugang zu Schulunterricht und wurde bald zu einem zentralen Bildungsort über die Grenzen der Stadt hinaus.
In der Schulgeschichte sticht eine Oberin hervor: Sr. Scholastica Bertagnolli. 1846 wurde sie unter dem Namen Luzietta als Tochter einer einfachen Bauernfamilie in Fondo im oberen Nonstal geboren. Im Alter von 17 Jahren begab sie sich entgegen den Vorbehalten ihres Vaters an ihren zukünftigen Bestimmungsort, ins Meraner Kloster der Englischen Fräulein. Hier besuchte sie zunächst die Konviktschule und anschließend den Lehrkurs, erhielt 1868 das Reifezeugnis und begann mit der Arbeit als Lehrerin in der Klosterschule. Im darauffolgenden Jahr wurde Luzietta Bertagnolli eingekleidet und erhielt den Namen Scholastica.
Als Lehrerin genoss Sr. Scholastica große Beliebtheit und Vertrauen vonseiten der Schülerinnen. Diese besuchten sie, so verzeichnet es die Klosterchronik, selbst in den Ferien und brachten ihre Anliegen vor. 1883 übernahm Sr. Scholastica innerhalb der Schule das Amt der Institutspräfektin. Als sie ein Jahr später zur Oberin gewählt wurde und damit aus dem Schuldienst ausschied, protestierten ihre Schülerinnen dagegen, wie die Klosterchronik ausführlich berichtet.
Als Oberin war Sr. Scholastica äußerst aktiv. 1886 wurde unter ihrer Führung die Villa Moritz Winkler in Dorf Tirol angekauft. Gemeinsam mit dieser neuen Niederlassung übernahm das Institut auch einen Teil der Dorfschule in Tirol und die Leitung des dortigen Armen- bzw. Krankenhauses, wo die Ordensschwestern bis zum Ende des Ersten Weltkrieges aktiv waren. Im gleichen Zeitraum erweiterte sich das Arbeitsfeld der Ordensschwestern nach Mais: Auch in die hier 1887 neu eingeweihte Mädchenschule wurden Schwestern entsandt. Des Weiteren übernahmen die Ordensschwestern unter der Führung von Oberin Bertagnolli für kurze Zeit schulische Verpflichtungen und Pflegedienste in Ulten.
Bedeutend erscheint das Wirken der Oberin Bertagnolli vor allem in der Passerstadt:
Der Aufschwung Merans als Kurort stellte das Institut der Englischen Fräulein vor neue Herausforderungen im Schul- und Erziehungsbereich. Das Bedürfnis nach einer höheren Ausbildung für die Jugend der Stadt wuchs; das äußerte sich in der Gründung einer protestantischen Bürgerschule und auch die Englischen Fräulein planten, ihre private Mädchenschule mit Öffentlichkeitsrecht um eine dreiklassige Bürger*innenschule zu erweitern.
Das von der Oberin vorangetragene Unternehmen war gewagt, denn es erforderte erhebliche finanzielle Mittel. Für die Finanzierung des Bauvorhabens vermietete die Oberin nicht nur die Parterreräume an das Postamt, sondern plante zudem die Errichtung von Verkaufsläden an der der Promenade zugewandten Südseite des Hauses.
Der Stadtmagistrat ließ sich vom Vorhaben der Oberin Bertagnolli anfangs nicht begeistern und befürchtete eine Verunstaltung der Promenade durch die Läden. Dennoch konnten 1898 die Verkaufsräumlichkeiten bezogen und damit der Schulbau begonnen werden.
Im November 1900 wurde das neue Schulgebäude feierlich eröffnet. Anlässlich der Einweihung würdigte der Bezirkshauptmann von Meran die Erziehungstätigkeit der Englischen Fräulein als großes Verdienst um die Stadt und verwies auf die „Opferwilligkeit“ und den „männlichen Unternehmungsgeist“ der Oberin Bertagnolli. Kaum war das neue Schulhaus bezogen, so weiß die Lokalzeitschrift „Der Burggräfler“ 1923 in einer Beitragsreihe anlässlich des 200-jährigen Bestehens der Englischen Fräulein in Meran zu berichten, mussten aufgrund der hohen Schülerinnenzahl Doppelklassen eingerichtet werden.
Kurze Zeit nach der Vollendung des Bauprojektes erkrankte Oberin Bertagnolli schwer und verstarb am 2. Juli 1902. 18 Jahre lang hatte sie als Oberin des Institutes gewirkt. Den Bau der von ihr maßgeblich mitgeplanten Herz-Jesu-Kirche erlebte sie nicht mehr.
Die Klosterchronik befasst sich nicht nur ausführlich mit dem Bemühen Oberin Bertagnollis um die Mädchenbildung in der Passerstadt, sondern erzählt zudem von ihrer Wohltätigkeit, die vor allem den Kindern weniger begüterter Familien zugutekam. Angesichts ihrer Umtriebigkeit habe der Meraner Bürgermeister Weinberg, so gibt es ein Zeitungsartikel 1902 wieder, bemerkt: „Diese Frau beschämt uns noch alle.“

→ Klosterarchiv der Congregatio Jesu in Meran, Villa Imperial, vor allem: Alte Hauschronik I. Band 1708–1905, 140–189;
→ ALBER Corinna [Hrsg.], *Einblicke – Ausblicke in unser Dorf Tirol,* Dorf Tirol, Bildungsausschuss Tirol, 2009, 266;
→ BERTAGNOLLI M. Scholastica, *Eingesendet. Herzliche Bitte*. IN: Volksblatt, 24.01.1900, Nr. 7, 6;
→ CHRISTANELL-HOFER Marie Luise, *Das Institut der Englischen Fräulein zu Meran (1723–1923). Gründung, Entwicklung, Tätigkeit,* unveröffentlichte Dissertation, Universität Innsbruck, 1978/79, 325–331;
→ ENGELBRECHT Helmut, *Weibliche Orden – Wegbreiter für die Überwindung der Diskriminierung der Frauen im Schul- und Bildungsbereich*. IN: FRITZER Erika u. a. [Hrsg.], 300 Jahre Englische Fräulein in Österreich. Wegbereiterinnen moderner Frauenbildung, Lienz, E. Fritzer, 2005, 135–148;
→ o. V., *Das englische Institut B. M. V. Meran.* IN: Der Burggräfler, 09.07.1902, Nr. 55, 6–7;
→ o. V., *Für die zu erbauende Kirche.* IN: Der Burggräfler, 01.04.1903, Nr. 26, 6;
→ o. V., *200 Jahre Institut der Englischen Fräulein in Meran (Fortsetzung).* IN: Der Burggräfler, 19.05.1923, Nr. 60, 1–2;
→ o. V., *Ein Besuch im Institute „Beata Maria Vergine“. Die Geschichte des Institutes.* IN: Alpenzeitung, 08.06.1941, Nr. 137, 4.

Petronilla (Gertraut) Corazza

208

Geboren: 19. Jänner 1857, St. Walburg (Ulten)

Verstorben: 27. Dezember 1948, Maria Steinach

Lehrerin, Klosterfrau und Priorin in Maria Steinach; Engagement im Bereich der Mädchenbildung

Ein Meilenstein am Weg der Algunder Schulgeschichte ist das Jahr 1848, als das Dominikanerinnenkloster Maria Steinach, das 1782 im Zuge der Reformen Josephs II. aufgehoben worden war, wieder besiedelt wurde. Die Neugründung des Klosters knüpfte Kaiser Ferdinand an die Bedingung, aus eigenen finanziellen Mitteln eine unentgeltliche Mädchenschule mit geprüften Lehrerinnen zu eröffnen.
Die neue Klosterschule erfuhr bald regen Zuspruch. Als Lehrerinnen wirkten auch einige Klosterfrauen selbst. Unter ihnen weist Sr. Petronilla Corazza eine wohl einmalige Laufbahn auf. 1857 in St. Walburg in Ulten geboren, legte sie 1886 mit 29 Jahren das Ordensgelübde ab. Ein Artikel im „Burggräfler“ beschreibt die „seltene Profeßfeier“, die die beiden Brüder der neuen Ordensfrau als Priester gestalteten. Mit dabei waren auch zwei leibliche Schwestern Corazzas, die bereits in einen Orden eingetreten waren. Sr. Petronilla, so berichtet der Artikel, sei das sechste von sieben Kindern der Familie, das sich „für immer dem Herren weihte“.
Innerhalb der Klostermauern von Maria Steinach war Sr. Petronilla äußerst aktiv: 1903 wurde sie zur Priorin gewählt und blieb bis 1906 in diesem Amt. Der Umbau der Klosterschule bzw. der neue Schulbau sechs Jahre später geht auf ihre Initiative zurück. 62 Jahre lang wirkte Sr. Petronilla als Lehrerin, 52 davon stand sie im Schuldienst des Klosters in Algund.
Die Unterrichtstätigkeit war der Lebensinhalt der Schwester. In den späten 1920ern bestand die Ordensfrau noch im Alter von 70 Jahren die vom faschistischen Regime geforderte italienische Befähigungsprüfung. Erst als Sr. Petronilla 1935 mit 78 Jahren keine Lehranstellung mehr erhielt, beendete sie ihre Arbeit. Im Privaten gab sie jedoch weiter Handarbeitsunterricht und Nachhilfestunden.
Für ihren Einsatz im Bildungsbereich wurde Sr. Petronilla 1946 zum Ehrenmitglied des katholisch-pädagogischen Lehrer*innenvereins ernannt.
Zwei Jahre später verstarb sie im 92. Lebensjahr. Im Totenbuch des Klosters ist vermerkt: „Mit ganzer Seele war sie 62 Jahre Lehrerin zum Segen der Gemeinde Algund. Ihr Wirken reichte bis über drei Generationen hinaus.“ In einem Zeitungsnachruf wird die Ordensschwester als „verdiente Jugenderzieherin“ gewürdigt.

→ Taufbuch St. Walburg in Ulten 1798–1859, fol. 132;
→ GAMPER Christine, *Die Schule in Algund – ein historischer Rückblick.* IN: KIEM Maria [Hrsg.], 1000 Jahre Algund, Bozen, Athesia, 2005, 615–646, hier 623–633;
→ GREITER Karl/NOTHDURFTER Hans, *Das Kloster der Dominikanerinnen zu Maria Steinach in Algund*, Bozen, Tappeiner, 1991;
→ o. V., *Kirchliche Nachrichten.* IN: Der Tiroler, 03.09.1903, Nr. 106, 7;
→ o. V., *Seltene Profeßfeier.* IN: Der Burggräfler, 29.06.1886, Nr. 52, 5;
→ o. V., *Verdiente Jugenderzieherin verstorben.* IN: Dolomiten, 03.01.1949, Nr. 1, 3.

Benedikta (Anna Maria) Mair

209

Geboren: 12. Jänner 1880, Jenesien

Verstorben: 31. August 1965, Bozen

Tertiarschwester, Begründerin der Marienklinik

Sr. Benedikta wurde 1880 unter dem Namen Anna Maria Mair als ältestes von drei Kindern am Haflingerhof in Jenesien geboren. Ihre Kindheit und Jugend waren geprägt von Schicksalsschlägen: Innerhalb von nur drei Jahren verstarben sowohl ihre Eltern als auch ihre beiden Schwestern. Der Familienhof wurde vom Liegenschaftsverwalter verkauft und das Kind in die Obhut der Käufer*innen gegeben. Die junge Anna ging in ihren Jugendjahren nach Graz, wo sie im Juli 1901 die Reifeprüfung an der Lehrer*innenbildungsanstalt ablegte.
1902 trat Anna Mair als Sr. Benedikta in den Orden der Tertiarinnen des hl. Franziskus in Bozen ein und unterrichtete an der Städtischen Mädchenschule am Waltherplatz. Die Anstellung war jedoch zeitlich begrenzt, da der Stadtmagistrat eine Laisierung der Mädchenschulen anstrebte und die Schulschwestern durch weltliche Lehrer*innen ersetzte. Für die Bozner Tertiarinnen war dies ein harter Schlag, hatten sie sich doch beinahe 200 Jahre lang um den Mädchenunterricht in Bozen bemüht. Um im Erziehungs- und Unterrichtsbereich weiterwirken zu können, entschloss sich die Klostervorstehung, eine eigene Volks- und Bürgerschule mit angeschlossener Unterkunfts- und Erziehungsanstalt für Schülerinnen einzurichten. Geldsammelaktionen trugen zur Finanzierung des Unterfangens bei. Sr. Benedikta zog als „Sammelschwester“ durch Tirol, Salzburg und Kärnten.
1906 wurde die Marienschule und zwei Jahre später das Marieninternat eröffnet. Die Schule umfasste eine fünfklassige Volksschule, eine einklassige Fortbildungsschule sowie eine dreiklassige Bürgerschule, die zur Aufnahme in eine Lehrer*innenbildungsanstalt, eine Handelsschule oder ein Mädchenlyzeum befähigte. Sr. Benedikta lehrte von 1908 bis 1916 an der Marienschule. Zu Beginn dieser Tätigkeit hatte sie zusätzlich zu ihrer bereits bestehenden Ausbildung die Lehrbefähigung für die italienische Sprache an Bürgerschulen erworben.
Sr. Benediktas Hauptbetätigungsfeld war jedoch nicht die Schule, sondern das Marieninternat, in welchem Schülerinnen aus der Umgebung Aufnahme fanden. Für drei Jahrzehnte und damit während der Zeit des Ersten und Zweiten Weltkrieges sowie des Faschismus wirkte sie hier als Hausdirektorin und Oberin. Während die Marienschule bereits 1914 in ein Lazarett umgewandelt worden war, schaffte es Sr. Benedikta, den militärischen Räumungsbefehl des Internates abzuwenden. Maßgeblich war sie an der Gewährleistung des ausgelagerten Unterrichts beteiligt. Zur Bewältigung der Geldnot ließ Sr. Benedikta nichts unversucht: Es gelang ihr, eine persönliche Audienz bei Papst Benedikt XV. zu erhalten, der ihr eine bedeutende Summe gewährte.
Im Zuge des Verbotes der deutschen Schulen unter dem Faschismus musste das Marieninternat, das auf den Einsatz einer italienischen „direttrice“ verzichtet hatte, als Schülerinnenheim geschlossen werden. Sr. Benedikta nutzte in dieser Zeit die Räumlichkeiten für andere soziale Tätigkeiten. Sie ließ einen Teil des Hauses zunächst zum Pensionsbetrieb für alte und pflegebedürf-

tige Menschen umfunktionieren. In der Folge wurden auch klinische Patient*innen in dem ehemaligen Internat untergebracht und 1932 wurde im ersten Stock des Hauses eine kleine Privatklinik eröffnet. Aufgrund dieser Umstrukturierung mussten sich die Ordensschwestern neu orientieren und fachliche Umschulungen absolvieren.
Sr. Benedikta gelang es in dieser Situation, internen Widerstand in der neuen Klinik zu glätten. Die erzwungene Italianisierung erforderte zum einen eine neue Ausrichtung des Internats der Tertiarinnen unter Sr. Benedikta, zum anderen wurde es zu einem wichtigen Organisationszentrum des Widerstandes. Hier wohnte der Ideator der geheimen Notschule Kanonikus Michael Gamper und genoss die uneingeschränkte Unterstützung der Hausleitung. Sr. Benedikta gehörte zum Kreis der Eingeweihten, die maßgeblich die Organisation der „Katakombenschulen“ unterstützten und ermöglichten. Das Marieninternat war nicht nur organisatorische Schaltstelle, sondern auch geheimer Ausbildungsort für die zukünftigen Lehrerinnen. Zwischen 1934 und 1935 wurden die Ausbildungskurse aus Angst vor Aufdeckung vom Internat in das Kloster verlegt. Am 15. Dezember 1943 wurde ein großer Teil der Räumlichkeiten aufgrund eines Bombentreffers unbenutzbar. Die Oberin Benedikta entschied sich für den Umzug in das 1931 unter ihrer maßgeblichen Beteiligung erworbene „Franziskushaus“ in Jenesien. Mit Kriegsende 1945 leitete sie von hier aus den Wiederaufbau der Klinik in Bozen, im Oktober konnte die Rückverlegung erfolgen. Bald darauf erkrankte Sr. Benedikta und war gezwungen, die Leitung der Klinik abzugeben. Sie zog sich nach Jenesien zurück, wo sie bis zu ihrem Tod 1965 als Oberin und Vikarin des „Franziskushauses“ wirkte. Die letzten Lebenstage verbrachte Sr. Benedikta in „ihrer“ Marienklinik, deren Grundstein sie gelegt hatte.

→ Archiv der Marienklinik, Chronik der Marienklinik Bozen, Lebensbild der Sr. Benedikta Mair, 456–459;
→ CLEMENTI Siglinde/VERDORFER Martha, *Frauen Stadt Geschichte(n). Bozen. Bolzano. Vom Mittelalter bis heute,* Wien [u.a.], Folio, 2000, 160;
→ MEßNER Anna (Sr. Hildegund), *Die Tertiarschwestern des Hl. Franziskus in Bozen von 1712 bis 1929 mit besonderer Berücksichtigung ihres öffentlichen Wirkens. Ein Beitrag zur Bozner Stadtgeschichte*, unveröffentlichte Dissertation, Universität Innsbruck, 1984, vor allem 166–194.
→ OBERKOFLER Anton/HUNGERBÜHLER P. Plazidus, *Zur Pfarrgeschichte von Jenesien, Afing und Flaas*. IN: PARTELI Othmar/TONIATTI Harald, Gemeinde Jenesien [Hrsg.], Jenesien am Tschögglberg. Landschaft–Geschichte–Kultur–Kunst, Bd. I., Lana, Tappeiner, 2012, 41, 231–262;
→ PARTELI Othmar, *Herausragende Persönlichkeiten*. IN: PARTELI Othmar/TONIATTI Harald [Hrsg.], Jenesien am Tschögglberg. Landschaft – Geschichte – Kultur – Kunst, Bd. 2, Lana, Tappeiner, 2012, 799–834, hier 815–820;
→ VILLGRATER Maria, *Katakombenschule. Faschismus und Schule in Südtirol*, Bozen, Athesia, 1984, 110–113;
→ o. V., *Erinnerungen an Sr. Benedikta*. IN: Dolomiten, 13.09.1965, Nr. 209, 5–6;
→ o. V., *Tertiarschwester Benedikta Mair – 70 Jahre.* IN: Dolomiten, 18.01.1950, Nr. 14, 5.

Hildeburg (Gertraud) Hopfgartner

Geboren: 25. März 1905, Mühlwald

Verstorben: 27. Oktober 1990, Meran

Klosterschwester, Spitalsschwester
im Krankenhaus von Innichen

„Wer die Schwester Hildeburg kennt, weiß, was sie geleistet hat“, ist als Aussage des Bürgermeisters von Innichen im Protokoll einer Gemeinderatssitzung aus dem Jahre 1985 zu lesen. Das Sitzungsprotokoll, das den Beschluss zur Verleihung der Ehrenbürger*innenschaft an Sr. Hildeburg Hopfgartner dokumentiert, führt weiter an, dass die Ordensschwester in „selbstloser und aufopfernder Weise sozusagen Tag und Nacht“ als Operationsschwester im Krankenhaus von Innichen ihren Dienst versehen habe.
1905 wurde Sr. Hildeburg unter dem Namen Gertraud Hopfgartner als Kind der Pächterfamilie beim Wegerhäusl in Mühlwald geboren. Mit 19 Jahren trat sie in das Kloster der Barmherzigen Schwestern ein, um zwei Jahre später, 1927, ihre Profess in Brixen abzulegen. Als Ordensschwester wirkte sie anfangs im Krankenhaus von Bozen, kurze Zeit auch in Hartmannsheim in Sterzing und wurde in Arco OP-Schwester. Nach insgesamt zwölf Jahren im Bozner Spital wurde Sr. Hildeburg 1940 nach Innichen versetzt. Im Krankenhaus des Ortes waren die Barmherzigen Schwestern bereits seit langem in der Pflege tätig. Auch Sr. Hildeburg fand hier ihr neues Betätigungsfeld und blieb dem Krankenhaus selbst während der Jahre des Krieges erhalten.
In der Nachkriegszeit wurde die Ordensschwester zu einer zentralen Figur des Krankenhauses und war am Ausbau und der Reorganisation des dortigen Pflegedienstes beteiligt. Erst als sie aufgrund ihres fortgeschrittenen Alters ihren Dienst nicht mehr versehen konnte, legte Sr. Hildeburg Mitte der 1980er-Jahre ihre Arbeit nieder. 1990 kam Sr. Hildeburg nach Martinsbrunn in Meran, wo sie noch im selben Jahr verstarb. Für ihre soziales Engagement wurde Sr. Hildeburg 1983 mit der Verdienstmedaille des Landes Tirol ausgezeichnet, 1985 erhielt sie als erste Frau der Gemeinde Innichen die Ehrenbürger*innenschaft verliehen. Rund 45 Jahre lang hatte sie als Krankenschwester im Spital der Gemeinde gewirkt.

→ Gemeindearchiv Innichen, Comune di San Candido/Gemeinde Innichen, Verbale di deliberazione del consiglio comunale/Beschlußniederschrift des Gemeinderates, Oggetto: Conferimento della cittadinanza onoraria del Comune di San Candido alla M. Rev. Suora Hildeburg (Hopfgartner Gertraud)–Seduta segreta/ Verleihung der Ehrenbürgerschaft der Gemeinde Innichen an die Ehrwürdige Sr. Hildeburg (Hopfgartner Gertraud) – Geheime Sitzung, 25.03.1985;
→ Taufbuch Mühlwald, 1858–1919, fol. 94;
→ Sterbebild [Privatbesitz];
→ NITZ Germana/PLATTNER Hansjörg, *Innichen. Ein Bildsachbuch*, Wien [u.a.], Folio, 2018, 149;
→ o. V., *Mitteilungen Selva dei Molini (Mühlwald).* IN: Volksbote, 30.6.1927, Nr. 26, 8;
→ o. V., *Ein Leben, das Geschichte macht. Sr. Hildeburg Hopfgartner wird Ehrenbürgerin von Innichen.* IN: Dolomiten, 03.05.1985, Nr. 101, 11;
→ o. V., *Den Hohen Frauentag festlich begangen. Kirchliche Feiern im ganzen Land/Auszeichnungen im Innsbrucker Landhaus überreicht.* IN: Dolomiten, 17.08.1983, Nr. 189, 5.

Clementina (Maria) Pedevilla

Geboren: 21. März 1907, Lungiarü/ Campill (San Martin de Tor/St. Martin in Thurn)

Verstorben: 11. Jänner 2001, Bruneck

Oberin der Ursulinen in Bruneck; Engagement im Bereich der Mädchenbildung und Altenpflege

Seit den Anfängen des Ursulinenklosters im 18. Jahrhundert in Bruneck ist die Geschichte der Ordensgemeinschaft fest mit jener des lokalen Schulwesens verbunden. Eine Schwester nimmt in der Brunecker Schulgeschichte einen bedeutenden Platz ein: Unter dem Namen Maria Pedevilla wurde Sr. Clementina 1907 in Lungiarü/ Campill im Gadertal geboren. 1927 trat sie mit 18 Jahren in den Brunecker Ursulinenorden ein. Dem Erziehungsauftrag des Ordens folgend, studierte sie an der Katholischen Universität in Mailand „Materie letterarie“ und beendete ihr Studium 1941 erfolgreich. Sr. Clementinas Eintritt ins Schulleben der Ursulinen fiel in eine schwierige Zeit: Unter dem Druck der faschistischen Italianisierungsmaßnahmen war die Ursulinenvolksschule, die sich als erste Grundschule der Stadt ab dem 18. Jahrhundert der Mädchenbildung gewidmet hatte, verstaatlicht worden. Auch die „Bürgerschule“ oder „Hauswirtschaftliche Schule“ der Ursulinen geriet zusehends unter Druck. Vor allem der Lehrkräftemangel machte der Schule zu schaffen. Im Herbst 1943 musste die Schule ihre Tore schließen. Sie wurde besetzt und den Schwestern der Unterricht und jede erzieherische Tätigkeit verboten.
Erst mit Kriegsende war ein Neuanfang möglich, als die deutschsprachige Schule in Südtirol gänzlich wieder aufgebaut werden musste.
Sr. Clementina nahm diesbezüglich in Bruneck eine führende Rolle ein, stand sie doch von 1948 bis 1975 der Schwesterngemeinschaft fast ununterbrochen als Oberin vor. Sie erwirkte die 1952 erfolgte staatliche Anerkennung der privaten „Hauswirtschaftlichen Vorbildungsschule“ und betätigte sich 50 Jahre lang als Lehrerin, davon 40 Jahre als Direktorin.
Neben dem Schulunterricht wurden in der Aufbauzeit auch ergänzende Kurse für die ganze Bevölkerung angeboten. So war es möglich, bei den Ursulinen Maschinschreiben, Stenografie, Englisch sowie Handarbeitstätigkeiten zu erlernen.
Sr. Clementina baute nicht nur die interne Schule wieder auf, sondern setzte sich auch tatkräftig für die Gründung und Förderung staatlicher Schulen in Bruneck ein. Angesichts der Schulraumnot zeigte sie viel Entgegenkommen: Ab 1948 erlaubte Sr. Clementina die Unterbringung der ersten staatlichen Mittelschule Brunecks, der „Lateinmittelschule“, in den Räumlichkeiten des klostereigenen Schulkomplexes. Auch die nun staatliche Volksschule durfte wieder die Klassenräume bei den Ursulinen beziehen.
Trotz der steigenden Schülerinnenzahlen fand 1951/52 auch das humanistische Gymnasium Aufnahme. In den Jahren zwischen 1950 und 1970 wurden unter der Leitung Sr. Clementinas Aus- und Umbauarbeiten durchgeführt, im Zuge derer das Internat und das Kloster modernisiert wurden. Erst in den 1960er-Jahren zogen die staatliche Volks- und Mittelschule langsam aus den Räumlichkeiten der Ursulinen aus. Das humanistische Gymnasium, später auch die Lehrer*innenbildungsanstalt bzw. das pädagogische Gymnasium sowie die mit der Schulreform von 1962 in eine Mittelschule umgewandelte „Bürgerschule“ nutzten weiter die Räumlichkeiten des Ursulinenschulhauses.
Für ihre Verdienste hinsichtlich des Auf- und Ausbaus des Schulwesens in Bruneck erhielt Sr. Clementina 1972 die Silberne Ehrenmedaille sowie 1976 die Verdienstmedaille des Landes Tirol.
Die Ursulinenschwester war jedoch nicht nur im Bildungswesen, sondern auch in der Altenpflege tätig. Bis in die 1960er-Jahre gab es in der Stadtgemeinde Bruneck kein Pflegeheim für alte Menschen. Als ein solches notwendig erschien, wandte sich die Gemeinde an Sr. Clementina, die zusagte und das erste Altersheim in Bruneck aufbaute. Im Dezember 1965 wurde es unter der Führung der Ursulinen eröffnet, drei Schwestern kümmerten sich um die „armen und alten Leute, die Führung der Küche und des normalen Wirtschaftsbetriebes“ sowie „die Aufsicht über das im Hause angestellte Personal“; so ist es im Vertrag mit der Gemeindeverwaltung zu lesen.
Ein Brief an die Oberin Clementina gibt die Dankesworte des damaligen Brunecker Bürgermeisters wieder und verweist darauf, dass es ohne die „verständige Hilfe“ der Schwestern nicht möglich gewesen wäre, „das Gebäude endlich seiner Bestimmung zuzuführen“. Erfahrung und Ausbildung im Pflegebereich hatten die entsandten Schwestern jedoch keine. Erst einige Jahre später absolvierten sie auf Anraten der Oberin eine Ausbildung in München.
Auch innerhalb der Klostergemeinschaft brachte Sr. Clementina als Oberin eine Öffnung voran. In ihrer Zeit wurde nicht nur das Schwesternkleid einfacher, sie besorgte den jungen Schwestern auch Hosen und Windjacken und organisierte Rodelausflüge. Über eine Bekanntschaft beschaffte Sr. Clementina der Ordensgemeinschaft auch ein Auto. Bei solchen Initiativen agierte die Oberin eigenmächtig ohne die Nachfrage bei kirchlichen Vorgesetzten. Auch im wirtschaftlichen Sinne war Sr. Clementina der Welt zugewandt. Um die ersten Um- und Ausbauarbeiten Anfang der 1950er-Jahre stemmen zu können, wandelte sie kurzerhand die Kellerräume zum Brunecker Graben hin in Geschäftsräume um.
Die heutige Oberin erinnert sich an Sr. Clementina als eine aktive Frau, die die „Zeichen der Zeit“ erkannte. Ihr Handeln war getragen von großem Gottvertrauen, dem Glauben daran, dass die neuen Herausforderungen bewältigbar waren.
In der Stadt war Sr. Clementina aufgrund ihres Einsatzes sehr präsent, bekannt und anerkannt. Einmal, so weiß die heutige Oberin der Ursulinen zu berichten, sei Sr. Clementina sogar gefragt worden, ob sie nicht als Bürgermeisterin kandidieren wolle. Sr. Clementina lehnte ab, ihr Handlungsbereich waren das Kloster, die Schule und die Pflege, in denen sie sich als der Welt zugewandte Klosterschwester verdient gemacht hat.

→ Klosterarchiv der Ursulinen, vor allem Arbeitsverträge und Korrespondenzen zum Altenheim Bruneck sowie Unterlagen zur Oberinnenwahl;
→ Interview mit Sr. Marianne Gruber, Oberin der Ursulinen; 28.02.2022, Ursulinenkloster Bruneck;
→ o. V., *Hohe Auszeichnung für Mater Clementina. Silbermedaille für besondere Verdienste auf dem Gebiet der Schule und Kultur.* IN: Dolomiten, 15.06.1972, Nr. 131, 11–12;
→ o. V., *Schwester Clementina wird 90. 27 Jahre Oberin der Ursulinen – Schule und Heim aufgebaut.* IN: Dolomiten, 20.03.1997, Nr. 66, 42;
→ Ursulinenkloster Bruneck [Hrsg.], *250 Jahre Ursulinenkloster Bruneck. 1741–1991*, Bruneck, dipdruck, 1991.

Cyrina (Regina) Gostner 214

Geboren: 20. April 1913,
St. Andrä (Brixen)

Verstorben: 6. Juli 2010, Bozen

Klosterfrau der Barmherzigen Schwestern; tätig im Bereich der Kranken- und Altenpflege

Regina Gostner trat 1933 als Sr. Cyrina in die Gemeinschaft der Barmherzigen Schwestern von Zams ein und absolvierte in Girlan ihre Ausbildung zur Krankenpflegerin. 1943 versetzte sie die Oberin des Jesuheims von Girlan nach Mals. Hier wirkte sie unermüdlich im „Spital“, das bis in die 1970er-Jahre nicht nur Altersheim, sondern auch Kranken- und Entbindungsstation war.
In den Kriegs- und Nachkriegsjahren musste sie, so schildert dies Sr. Cyrina in einem Zeitungsartikel, neben der Pflege der Patient*innen auch die Reinigungs- und Heizarbeiten im „Spital“ übernehmen.
Bis Anfang der 1970er-Jahre fanden die meisten Geburten entweder zu Hause oder im Malser „Spital“ statt. 1961 erblickten, tatkräftig unterstützt von Sr. Cyrina und ihren Mitschwestern, rund 220 Kinder hier das Licht der Welt. In dem genannten Zeitungsartikel schildert Sr. Cyrina eine Episode vom April 1962, als in einer Woche vier Zwillingspaare zur Welt kamen und sie daher auf dem Divan schlief; ihr Bett hatte sie einer jungen Mutter zur Verfügung gestellt.
Von der Bevölkerung wurde Sr. Cyrina sehr geschätzt, ebenso von den Mitschwestern, die sie zur Oberin wählten. Auch als zu Beginn der 1970er das „Spital“ endgültig in ein Altersheim umgewandelt wurde, blieb Sr. Cyrina hier, um sich um die Bewohner*innen zu kümmern und die Leitung des Heims zu übernehmen.
1976 erhielt Sr. Cyrina für ihren Einsatz in der Gemeinde Mals die Verdienstmedaille des Landes Tirol, 1983 die Malser Ehrenbürger*innenschaft. Noch 1993, anlässlich ihres 50-jährigen Wirkens in der Gemeinde Mals, beschreibt ein Zeitungsartikel die 80-jährige Sr. Cyrina als eine Frau, die von „frühmorgens bis spät in die Nacht“ arbeitet und sich „kaum eine freie Minute“ gönnt. 1997 gab die Ordensschwester die Leitung des Altersheimes ab und arbeitete weiterhin mit viel Engagement für das Haus. Eine Pensionierung zog sie nicht in Betracht. 2010 verstarb Sr. Cyrina Gostner, die sich rund 60 Jahre lang um die gesundheitlichen Beschwerden der Bürger*innen aus Mals und der Umgebung gekümmert hatte.

→ MARX Elfriede, *Mals: Ehrenbürgerin Schw. Cyrina (Regina) Gostner verstorben*. IN: Die Schreibstube. Gemeindeblatt Mals, online unter: http://www.mals-aktuell.com/mals-ehrenburgerin-schw-cyrina-verstorben/, 10.02.2022;
→ o. V., *50 Jahre für Alte und Kranke. Schw. Cyrina seit 50 Jahren im Malser „Spital“*. IN: Dolomiten, 02.02.1993, Nr. 26, 21;
→ o. V., *Dreimal ein rundes Jubiläum. Eine Feier als Anerkennung für Ehrenbürgerin*. IN: Dolomiten, 22.04.1993, Nr. 93, 19;
→ o. V., *Im Dienst am Nächsten. Sr. Cyrina feiert 60-jähriges Ordensjubiläum*. IN: Dolomiten, 10.10.1996, Nr. 215, 24;
→ o. V., *Ehrenbürger. Schwester Cyrina (Regina Gostner)*. Homepage Gemeinde Mals, online unter: https://www.gemeinde.mals.bz.it/de/Gemeinde-Verwaltung/Zahlen_und_Fakten, 10.02.2022.

Elisabetta Boscheri 215

Geboren: 19. November 1913,
Laag (Neumarkt)

Verstorben: 8. April 2006, Meran

Ordensschwester der Englischen Fräulein, Brixner „Streetworkerin“

1930 – mit 19 Jahren – entschloss sich die aus Laag bei Neumarkt stammende Elisabetta Boscheri ihrer Berufung zu folgen und ins Kloster einzutreten. In Brixen wurde sie Ordensschwester der „Congregatio Jesu“, gemeinhin Englische Fräulein genannt, und machte sich im Dienste der Nächstenliebe als Sozialarbeiterin einen Namen. In Anerkennung ihres Einsatzes wurde Sr. Elisabetta 1996 der Ehrenring der Stadt Brixen verliehen. In den Quellen des Klosterarchivs wird der soziale Einsatz Sr. Elisabettas erstmals mit der Übernahme des „Istituto Regina Elena“ in Milland bei Brixen im Jahre 1949 sichtbar. Die Klosterfrau gehörte zu den sechs Schwestern, die die öffentliche Erziehungseinrichtung leiteten. Im Heim waren die Schwestern mit Pflege- und Erziehungsarbeit von Waisenmädchen und Mädchen aus schwierigen Familienverhältnissen betraut. Anfangs handelte es sich um circa 50 Kinder, die Zahl stieg jedoch stetig an, sodass zeitweise bis zu 100 Mädchen im Institut Platz fanden. Dass die Schwestern ihrer Arbeit trotz niedriger Bezahlung beflissen nachgingen, wird im Jahresbericht über Milland für das Jahr 1951/52 deutlich. In diesem ist unter anderem die Spendensammeltätigkeit Sr. Elisabettas und einer Mitschwester für das Heim erwähnt. Im Heim in Milland war Sr. Elisabetta als Erzieherin für die Oberschulmädchen zuständig. Zudem unterrichtete sie Maschinenstickerei und Handweben.
Als das Heim 1978 ans Land überging, zogen die Schwestern zurück in ihr Brixner Ordenshaus. Sr. Elisabetta übernahm vor allem den Pförtnerdienst und wurde so eine Anlaufstelle für hilfesuchende Menschen. Diese Aufgabe nahm sie auch außerhalb der Klostermauern wahr und kümmerte sich um Menschen, die am Rande der Gesellschaft standen: Menschen ohne feste Bleibe, mit Drogenproblemen oder Migrant*innen fanden in Sr. Elisabetta eine Ansprechpartnerin und Unterstützerin. Dabei stand für die Schwester nicht nur die materielle Hilfe im Vordergrund, sondern auch Gespräche und Beziehungen. Menschen mit Drogenproblemen besuchte sie in ihren Unterkünften, Häftlingen stattete sie Besuche im Gefängnis ab.
Einige Episoden des sozialen Engagements Sr. Elisabettas sind in der Klosterchronik vermerkt. So wird am 14. Oktober 1979 von einem ganz besonderen Ereignis berichtet: In der Kirche der Englischen Fräulein in Brixen fand eine „außergewöhnliche Hochzeit“ statt. Das Brautpaar hatte es – auch dank der Zuwendung Sr. Elisabettas – aus der Drogenabhängigkeit herausgeschafft. Sr. Elisabetta habe, so die Chronik, dem Paar, das bereits ein Kind hatte und in Erwartung eines zweiten war, eine Wohnung und Arbeit vermittelt und sie „mit viel Geduld und Energie zur Vernunft gebracht“. Die Ausdrucksweise in der Klosterchronik ist stark moralisierend und zeigt, wie sich in der Sichtweise der Schwestern der soziale Einsatz mit einer christlich-religiösen Mission verband.

In den 1990er-Jahren ist der Einsatz Sr. Elisabettas für die Flüchtlinge der Kriege auf dem Balkan und die ehemaligen Ostblock-Staaten in den Unterlagen des Klosters dokumentiert. So erreichte die Schwester zum Weihnachtsfest 1990 ein Telegramm des Bischofs von Uschhorod in der Ukraine, der sich für die erhaltenen Spenden bedankte. Albanische Flüchtlinge erhielten bei Sr. Elisabetta warme Kleidung. Für die Sachspenden, die sie Hilfsbedürftigen zur Verfügung stellte, so erinnert sich eine Mitschwester, habe Boscheri einen eigenen Raum gehabt.
1994 wurde Sr. Elisabetta Boscheri für ihren Einsatz von den Leser*innen der Zeitschrift „Der Brixner“ zur Brixnerin des Jahres gewählt. Zwei Jahre später verlieh ihr die Stadtgemeinde den Ehrenring. Eine ehemalige Mitschwester erinnert sich daran, dass Sr. Elisabetta Boscheri als „Mutter Teresa im Kleinen“ in der Stadt Brixen und teilweise auch darüber hinaus bekannt war.

→ Klosterarchiv der Congregatio Jesu in Meran, Villa Imperial, vor allem Klosterchroniken des Provinzhauses Brixen, 1938–1995, 1973–1980, 1989–1997 sowie Dokumente zur Übernahme und Führung des „Istituto Regina Elena“ (1948–1954);
→ Interview mit Sr. Mercedes Götsch und Sr. Maria Cristina Irsara; 18.03.2022; Villa Imperial Meran-Obermais.

Elisabeth (Johanna) Marginter

Geboren: 19. November 1923, Wiesen (Pfitsch)

Verstorben: 4. Oktober 2021, Meran

Ordensfrau der Barmherzigen Schwestern, Oberin des Pflegeheimes in Lana

63 Jahre lang arbeitete Sr. Elisabeth Marginter als Krankenschwester, Altenpflegerin und Heimleiterin. 42 Jahre davon galt ihr Engagement dem Seniorenheim in Lana. Der Nachruf in der Dorfzeitung von Lana erinnert
Sr. Elisabeth als „gute Seele des Lorenzerhofes“.
1923 wurde Johanna Marginter auf dem Aichnerhof in Tulfer bei Wiesen geboren. Hier wuchs sie gemeinsam mit ihren sechs Geschwistern auf und half schon früh bei der Hofarbeit. Bereits als Kind – so ist dies im Gemeindebuch von Wiesen-Pfitsch zu lesen – habe sich Marginter zum Ordensleben hingezogen gefühlt. Der Berufung folgte sie jedoch erst nach dem Tod ihrer Mutter: Mit 24 Jahren trat sie in das Kloster der Barmherzigen Schwestern in Gratsch bei Meran ein, wurde 1947 eingekleidet und legte zwei Jahre später die Profess ab. Als Ordensschwester nahm sie den Namen Elisabeth an.
Dem Eintritt in den Orden folgte die Ausbildung zur Krankenschwester in Innsbruck. Danach arbeitete sie zehn Jahre lang als Krankenschwester im Krankenhaus von Innichen. Nach der Umschulung zur Altenpflegerin war Sr. Elisabeth weitere 11 Jahre im Altersheim von Untermais als Oberin tätig.
1973 kam Sr. Elisabeth in das Pflegeheim in Lana. Bereits seit 1837 arbeiteten die Barmherzigen Schwestern hier im „Spital“, das als Pflegeeinrichtung arme, alleinstehende und kranke Menschen aufnahm. Sr. Elisabeth wirkte 42 Jahre lang als Oberin und Leiterin des Altersheims.
In dieser Zeit – so wird im Nachruf in der Dorfzeitung berichtet – war sie mit ihren Mitschwestern rund um die Uhr im Einsatz.
1989 trat Sr. Elisabeth aus Altersgründen von ihrem Amt zurück. Sie war damit die letzte Heimleiterin aus dem Orden der Barmherzigen Schwestern. 1994 erhielt Sr. Elisabeth für ihren Einsatz im Bereich der Altenpflege die Verdienstmedaille des Landes Tirol.
2015 nahm die Klosterschwester Abschied von Lana und übersiedelte in das Provinzhaus in Meran, wo sie 2021 im Alter von 98 Jahren starb. Der Nachruf im Dorfblatt schließt mit folgenden Worten: „Lana und die Hausgemeinschaft des Seniorenheimes Lorenzerhof werden Sr. Elisabeth Marginter stets ein ehrendes und liebevolles Andenken bewahren.“

→ ELLER Alois Karl, *Frauen schulterten die Sozialarbeit. Ein Beitrag anlässlich des 175-Jahr-Jubiläums der Kongregation der Barmherzigen Schwestern in Innsbruck*, Bozen, Athesia, 2014, 58–64 sowie 51–55;
→ PALLA Luis, *Landschaft, Etappen der geschichtlichen Entwicklung, menschliche Schicksale und Vereinsleben*. IN: Gemeinde Pfitsch [Hrsg.], Gemeindebuch Wiesen Pfitsch, Frangart/Eppan, Karo-Druck, 1998, 29–252, hier 173–174;
→ Sterbeanzeige von Sr. Elisabeth Marginter. Diözese Bozen-Brixen, online unter: https://www.bz-bx.net/de/orden/unsere-verstorbenen.html, 28.05.2022;
→ o. V., *Die Heimgäste sollen sich wohl fühlen. Lana: Altersheim St. Lorenz verbindet Tradition mit Fortschritt – Mehrere Neuerungen*. IN: Dolomiten, 09.02,1989, Nr. 33, 6;
→ o. V., *Sr. Elisabeth Marginter geehrt. Segensreiches Wirken der Barmherzigen Schwestern in Lana*. IN: Dolomiten, 08.04.1989, Nr. 82, 11;
→ o. V., *Schwester Oberin geehrt. 44 Jahre Dienst an alten kranken Menschen*. IN: Dolomiten, 14.09.1994, Nr. 212, 23;
→ o. V., *150 Jahre im Dienste des Nächsten. Barmherzige Schwestern seit 1845 im Altersheim St. Lorenz tätig – Feier in Lana*. IN: Dolomiten, 07.03.1995, Nr. 55, 18;
→ o. V., *Der guten Seele des Lorenzerhofes zum Gedenken*. IN: Lana. Monatszeitschrift für Lana und Umgebung 10 (2021), 14.

Geboren: 11. Dezember 1882,
Wiesen (Pfitsch)

Verstorben: 24. Mai 1961,
Wiesen (Pfitsch)

Krankenpflegerin in Pfitsch

Von Adelheid Braunhofer, ihrem Leben und ihrem Wirken erzählen diverse Erinnerungen von Zeitzeug*innen, die im Dorfbuch der Gemeinde Pfitsch festgehalten sind. Darin wird das Bild einer Frau skizziert, die die Bewohner*innen ihres Tales bereitwillig umsorgte und der dafür zu Lebzeiten kaum Anerkennung zuteilwurde. Mit dieser Erfahrung ist Adelheid Braunhofer nicht allein, sondern steht in einer langen Tradition der Naturalisierung und Geringschätzung weiblicher Pflege(-Arbeit).
Adelheid Braunhofers Lebensdaten lassen sich in den Pfarrbüchern nachlesen: Am 11. Dezember 1882 wurde sie in Wiesen als Tochter von Maria Tötsch und Franz Braunhofer, Bauer aus Ridnaun, geboren. Braunhofer scheint ihr ganzes Leben oder zumindest den Großteil davon in Wiesen verbracht zu haben: Am 24. Mai 1961 verstarb sie hier. Laut dem Dorfbuch arbeitete Adelheid Braunhofer in ihrer Jugend als „Sennin“ beim Hoferbauern in Tulfer. Nach der Ausbildung zur Krankenschwester war sie während des Ersten Weltkrieges im Lazarett in Gossensaß tätig.
Ihre beiden Brüder, beide Bergarbeiter in Ridnaun, fielen im Krieg.
Gemeinsam mit ihren drei Schwestern, die alle zeitlebens ledig blieben, kaufte Adelheid Braunhofer das „Weberhaus“ in Wiesen. Während eine Schwester hier ein „Ladele“ betrieb, widmete sich Adelheid Braunhofer als Kleinbäuerin der Landwirtschaft und Viehzucht. Den erlernten Beruf der Krankenpflegerin und Arzthelferin übte sie zumeist ehrenamtlich aus: Wenn in Wiesen oder den umliegenden Dörfern jemand erkrankte, so wandte man sich an Braunhofer, die ein hohes Vertrauen genoss. Sie stellte ihre Erfahrung und medizinische Kenntnis bereitwillig in den Dienst der Allgemeinheit und begnügte sich mit einer Dankesbekundung für ihre Arbeit. Oft sah man, so die Erinnerung einiger Pfitscher*innen im Dorfbuch, Frau Braunhofer mit ihrer großen „Doktortasche“ auf dem Weg zu kranken Menschen. Ihre ehrenamtliche Tätigkeit brachte sie zumeist zu Fuß bis in die entlegensten Orte des Pfitscher Tals. Mit ihrer Fürsorge vor allem für die Kinder war Adelheid Braunhofer für die Eltern eine wichtige Beraterin und Ansprechperson. Sie war im ganzen Tal – so berichten Zeitzeug*innen – als „guter Engel der Kranken“ bekannt. Auf ihrem Sterbezettel findet sich der Satz: „Sie diente ihr ganzes Leben Gott und ihren Mitmenschen.“

→ Taufbuch Wiesen, 1846–1885, fol. 61;
→ Sterbebuch (Register) Wiesen, 1886–1923, keine Nummerierung;
→ Sterbebuch Ridnaun, 1906–1923, fol. 20;
→ PALLA Luis, *Landschaft, Etappen der geschichtlichen Entwicklung, menschliche Schicksale und Vereinsleben*. IN: Gemeinde Pfitsch [Hrsg.], Gemeindebuch Wiesen Pfitsch, Frangart/Eppan, Karo-Druck, 1998, 29–252, hier 68–70.

Geboren: 16. April 1893, Bula/Pufels (Kastelruth)

Verstorben: 11. Juni 1958,
Urtijëi/St. Ulrich

Hebamme in Gröden

36 Jahre lang war sie Hebamme in Gröden und wurde von den Bewohner*innen des Tales sehr geschätzt. Die Anzahl der Geburten, bei denen sie anwesend war, lässt sich anhand der Taufbücher nur erahnen: Es sollen – so ist es in dem ihr gewidmeten Beitrag im Sammelband „Eiles de Gherdëina“ notiert – über 1.000 gewesen sein.
Im Taufbuch von Urtijëi/St. Ulrich ist ihr Name das erste Mal am 28. April 1920 vermerkt. Der letzte Eintrag als Hebamme findet sich im März 1956.
1893 wurde Cristina Obletter als drittes von 16 Kindern in Bula/Pufels geboren. Ihr Vater scheint im Taufbuch als Bauer auf. Trotz der bäuerlichen Herkunft war es ihr möglich, in Innsbruck eine Hebammen-Ausbildung zu absolvieren: 1920 erhielt sie das Abschlussdiplom, welches sie zur Berufsausübung befähigte. Noch im selben Jahr kehrte sie in ihr Heimattal zurück, heiratete und begann ihre Arbeit. In die Ehe brachte sie einen Sohn mit, den sie 1917 als ledige Frau zur Welt gebracht hatte. Mit ihrem Mann Johann Baptist und ihrem Sohn zog Christina Obletter nach Jonorëi in Urtijëi/St. Ulrich. Der Ehe entstammten drei weitere Kinder, eines verstarb noch im Kindesalter.
Obletter wirkte 36 Jahre lang als Hebamme im Grödnertal. Ihre Arbeit brachte ihr dabei den Namen „Stina dai popesc“ („Kinder-Stina“) ein. Zu jeder Tages- und Nachtzeit stand Obletter für die Bewohner*innen des Tales bereit. Auch feiertags eilte sie zu Geburten. Dabei war sie immer zu Fuß unterwegs, nur wenn die Zeit drängte, wurde sie mit dem Fahrrad abgeholt.
Als Hebamme war sie auch in den entlegensten Orten des Tales unentbehrlich: Sie sei – so ist dies im Grödner Frauenbuch notiert – sogar auf das Sella- und Grödner Joch gestiegen, um Hilfe und Beistand zu leisten.
Die kurze Lebensskizze der „Stina dai popesc“ im Frauenbuch berichtet auch von Anekdoten aus dem Leben der Hebamme: Bei der Ausübung ihres Hebammenberufs habe Obletter immer eine Tasche bei sich getragen, in welcher – so pflegte sie es den Kindern zu erzählen – sie die Säuglinge zu den neuen Müttern brachte. Ihre Arbeit tat Obletter mit Überzeugung: Wenn sich eine Familie die Geburtshilfe nicht leisten konnte, stellte sie ihren Hebammen-Dienst unentgeltlich zur Verfügung.
Bis März 1956 war Cristina Obletter als Hebamme in Gröden tätig, aufgrund ihres schlechten Gesundheitszustandes musste sie sich aus dem Beruf zurückziehen. Zwei Jahre später verstarb sie in Urtijëi/St. Ulrich.
Cristina Obletter war eine der letzten Hebammen in Gröden, welche Hausgeburten begleiteten, nur im Fall von Komplikationen wurde ein Arzt bzw. eine Ärztin gerufen. Als Hebamme pflegte sie ein Naheverhältnis zu den Menschen und leistete einen großen Teil der medizinischen Betreuung im Tal.

→ Taufbuch Pufels, 1866–1923, fol. 44 und fol. 86;
→ Heiratsbuch St. Ulrich 1901–1923, fol. 84;
→ Taufbuch VIII, St. Ulrich, 1918–1938; Taufbuch IX, St. Ulrich, 1939–1950; Taufbuch X, St. Ulrich, 1951–1962;
→ Totenbuch Vol. V., St. Ulrich, fol. 313;
→ SENONER Erica, *Stina dai popesc. Ëiföma de 1000 popesc*. IN: SENONER Erica [Hrsg.], Eiles de Gherdëina. Stories de vita de ëiles de Gherdëina, Zacan y didancuei,

Urtijëi, Typak, 2001, 27.

Maria Schwingshackl Enz

Geboren: 11. August 1909,
Oberplanken (Gsies)

Verstorben: 20. Jänner 1996,
St. Martin in Gsies (Gsies)

Gemeindehebamme in Gsies

„Maria Enz […] ist die Zweitmutter des halben Tales und war für den Rest der Gsieser lange Zeit Vertrauensperson, Seelsorgerin, Sozialhelferin und Ärztin in einem. Mit dem Pfarrer die wichtigste Person im Tal. Sie selbst drückt das unübertrefflich bescheiden aus: Die Leute haben mich gebraucht, was hätte ich tun sollen.“ Mit diesen Worten wird in einem Zeitungsporträt von 1993 das Wirken der Gsieserin Maria Schwingshackl Enz zusammengefasst. In ihrer langjährigen Tätigkeit als Gemeindehebamme – die erste Geburt fällt in das Jahr 1945, die letzte in das Jahr 1988 – begleitete sie beinahe 1.000 Gsieser*innen ins Leben. Mit Gemeinderatsbeschluss vom 5. April 1988 wurde „die Hebamme“, wie sie oft einfach genannt wurde, angesichts ihrer „wertvolle[n] Arbeit“ zur Gsieser Ehrenbürgerin ernannt. Im selben Jahr erhielt sie auch die Verdienstmedaille des Landes Tirol.
1909 als siebtes und vorletztes Kind einer Kleinbauern- und Weberfamilie geboren, wuchs Maria Enz in Oberplanken im Gsiesertal auf. Bereits früh verspürte sie den Wunsch, einen medizinischen Beruf auszuüben: Als Kind verarztete, untersuchte und versorgte sie ihre kranken Puppen. Ab 1935 arbeitete die junge Gsieserin in einem Sanatorium in Brixen als Assistenzgehilfin. In den 1940er-Jahren erlernte Maria Enz an der württembergischen Landeshebammenschule in Stuttgart die Wochenbett- und Neugeborenenpflege, in Magdeburg ließ sie sich zur Hebamme ausbilden.
Den Lehrgang in Magdeburg finanzierte sich Maria Enz selbst. „Denn wir wollten selbstständige Leute sein“, stellte sie im Rückblick fest.
1945 trat Maria Enz ihren Dienst als Gemeindehebamme in Gsies an. Das Eigenheim des 1947 verheirateten Paares Maria und David Enz, denen zwei Jahre nach der Hochzeit die Tochter Franziska geboren wurde, entwickelte sich bald zu einer echten „Erste-Hilfe-Station“ und einer Art Talapotheke. Hier kehrten vor allem nach der Messe – so erinnern sich noch einige Gsieserinnen – die werdenden Mütter für die anstehenden Untersuchungen ein. Einigen Frauen bot die Hebamme Enz auch „stationäre Hilfe“ und damit die Aufnahme in ihrem Haus an. Zur medizinischen Versorgung der werdenden Mütter gehörte für die Hebamme auch die soziale. So sorgte sie für die Wöchnerinnen und – wenn es notwendig erschien – auch für die Kinder und Väter.
Zu Maria Enz kamen nicht nur werdende Mütter, ganz selbstverständlich war sie mit ihrer medizinischen Ausbildung auch die „Ärztin“ in Gsies. Denn in der unmittelbaren Nachkriegszeit gab es keinen Arzt bzw. keine Ärztin im Tal, nur wenige Telefonanschlüsse und kaum Autos. „Wer einen Doktor brauchte, ist immer zuerst zu mir gekommen“, weiß Maria Enz 1993 zu erzählen. So fanden sich im Hause Enz Talbewohner*innen mit den verschiedensten gesundheitlichen Anliegen ein, um sich von der Hebamme behandeln, beraten und untersuchen zu lassen. Die Hebamme genoss großes Vertrauen. Wenn jemand krank war und die Hebamme kam, hatte man die Sicherheit „ietz geht olls guit“, erinnert sich eine ältere Talbewohnerin. Mit den zahlreichen Komplikationen musste die Hebamme aufgrund der Abgeschiedenheit des Tales allein zurechtkommen. Dabei sei ihr keine Mutter unter den Händen weggestorben, so Maria Enz.
Zu jeder Tageszeit stand Maria Enz' Tür offen. Vielfach war sie auch selbst zu Hausbesuchen unterwegs. Selbst während der Messe, die sie als gläubige Frau werktags wie feiertags besuchte, wurde sie oft zu Notfällen gerufen.
In der Kirche hatte sie ihren gewohnten Platz, eine Tatsache, die sich als überaus praktisch erwies, wenn ihre Hilfe notwendig war. So konnte die Hebamme schnell gefunden werden. Um die Gebärenden in den entlegensten Orten des Tales aufsuchen zu können, war die Hebamme bereits früh motorisiert und tauschte ihr Fahrrad gegen ein Motorrad ein. Später verfügte sie über einen Dreiradler, mit dem sie meist „mit Vollgas“ unterwegs war.
Wie wichtig die Hebamme war, vermag eine Anekdote aus dem Leben im Gsiesertal zu veranschaulichen: Als sich ein Kind am Gsieser Sommerfest verletzte, ergriff der Musikkapellenpräsident kurzerhand das Mikrofon und verlangte nach einer Hebamme. Die anwesenden Vertreter*innen der deutschen Partnergemeinde reagierten mit einem überraschten Lachen.
Für sie erschloss sich der Zusammenhang zwischen der Hebamme und dem verletzten Kind nicht. Für die Gsieser*innen hingegen war es angesichts des Wirkens von Frau Enz klar, dass „Hebamme“ und „Ärztin“ Synonyme waren.
Die Hebamme war mit viel Freude und überaus großem Einsatz an der Arbeit. „Ich habe meinen Beruf sehr geschätzt. Ich habe zwar sehr viele Sorgen gehabt, aber auch sehr viele Freuden“, erinnerte sich Maria Enz.
Verschwiegenheit und der Schutz der Privatsphäre der Gebärenden, Patient*innen und Ratsuchenden lagen Maria Enz am Herzen. So habe sie beispielsweise ledige Mütter entgegen der gesellschaftlichen Erwartungshaltung nie dazu gedrängt, den Namen des Kindsvaters preiszugeben. Nicht nur in gesundheitlichen Anliegen wurde Maria Enz zu Rate gezogen. Als anerkannte und respektierte Persönlichkeit der Gemeinde war sie in den verschiedensten Notlagen Ansprechpartnerin und Vertrauensperson. Vor allem für die Frauen des Tales hatte sie immer ein offenes Ohr.
Ein Blick in die Taufbücher der Gsieser Pfarreien zeigt, dass Maria Schwingshackl Enz die letzte Hebamme des Tales war. Auch in ihren privaten Notizen scheint die Anzahl der Kinder, die in Gsies zur Welt kamen, stetig abzunehmen. Als immer mehr Geburten im Krankenhaus stattfanden, blieb Maria Enz in der Schwangerschaftsbegleitung, der Nachbetreuung und -versorgung weiter aktiv.

Maria Enz sorgte mit Hingabe für die gesundheitliche und medizinische Vorsorge und Versorgung des Gsiesertales – weit über ihre eigentliche Arbeit hinaus. Bei ihrer Beerdigung 1996 trugen das älteste noch lebende Kind und das jüngste, die sie in die Welt begleitet hatte, Kreuz und Laterne vor ihrem Sarg. „Frau Enz Maria, ‚die Hebamme', ist in Gsies zu einem Inbegriff geworden von Großherzigkeit, Hilfsbereitschaft, Freundlichkeit – und nicht zuletzt auch von tief empfundener und stets auch gelebter Religiosität", ist im Gemeindeblatt 1994 zu lesen. In ihrem Wirken erschien sie dabei still und bescheiden und war überzeugt, dass ihr stets von oben „einer" geholfen und beigestanden habe.

→ Gemeindearchiv Gsies, Verbale di deliberazione del consiglio comunale/Beschlussniederschrift des Gemeinderates, Comune di Valle di Casies/Gemeinde Gsies, Oggetto/Betriff: Verleihung der Ehrenbürgerschaft an verschiedene Persönlichkeiten/Conferimento cittadinanza d'onorificenza a diverse personalità, 5. April 1988;
→ Pfarrbüro Pfarrei St. Magdalena in Gsies; Begräbnispredigt für Maria Enz Schwingshackl, 23.01.1996, verfasst von Pfarrer Seppl Leiter;
→ Sterbebild [Privatbesitz];
→ Persönliche Notiz von Maria Schwingshackl Enz bezüglich Anzahl der Geburten pro Jahr [Privatbesitz];
→ Taufbuch St. Martin in Gsies 1904 – 1994;
→ Familienbuch St. Martin Oberthal u. Niedertal und der neuen Familien der Pfarre St. Magdalena in Gsies;
→ Interview mit Elisabeth Taschler, Agatha Taschler Walder, Paula Mairhofer Walder; 22.03.2022; Preindl in Gsies/St. Martin in Gsies;
→ Interview mit Franziska Enz; 01.04.2022; Online;
→ CLEMENTI Siglinde, *Gott über mir*. IN: Südtirol Profil, 20.11.1993, Nr. 22, 40–41;
→ LERCHER Raimund, *Besondere Gratulationsberichte. Die Ärztin von Gsies. „Die Hebamme" Maria Enz*. IN: Gsieser Gemeindeblatt 4/4 (1994), 42–44;
→ o. V., *Maria Enz 70 Jahre alt*. IN: Dolomiten, 27.08.1979, Nr. 195, 10;
→ o. V., *Gemeinde ehrt verdiente Bürger*. IN: Dolomiten, 31.05.1989, Nr. 122, 18;
→ o. V., *Hebamme Maria Enz 80 Jahre alt*. IN: Dolomiten, 12.09.1989, Nr. 209, 20;
→ o. V., *Verdienstvolle Gsieser Hebamme*. IN: Dolomiten, 02.02.1996, Nr. 27, 14.

Geboren: 5. Juli 1926, Unterreinswald (Sarntal)

Verstorben: 23. Dezember 2016

Gemeindehebamme im Sarntal

2015 erschien die Lebensgeschichte der Klara Thaler Stuefer, der letzten Gemeindehebamme des Sarntales, in Buchform. Die von der Autorin Anita Runggaldier verschriftlichte Erinnerung der Hebamme macht einen Teil lokaler Frauengeschichte sichtbar und umreißt die zentrale Bedeutung der Hebamme im Tal.
Klara Thaler Stuefer kam 1926 als siebtes von insgesamt neun Kindern am Waldkleenhof in Unterreinswald im Sarntal zur Welt. Neben ihren acht Geschwistern gehörten noch vier Halbgeschwister aus der ersten Ehe des Vaters zur Familie. Stuefers Kindheit war von Arbeit und Entbehrungen geprägt. Als Stuefer fünf Jahre alt war, musste die Familie ihren Heimathof verlassen. Der Vater hatte diesen – so erzählte sie – aufgrund von Betrug verloren. Auf dem Grundstück des Bruders baute er ein neues Haus für die Familie. Gemeinsam mit einer Freundin fasste Klara Stuefer mit 22 Jahren den Entschluss, Hebamme zu werden und sich an der Hebammenschule in Padua zu inskribieren. Zuvor musste sie die Mittelschule nachholen. Die Eltern zeigten keine Begeisterung für die Berufswahl der Tochter. Klara Stuefer musste sich – wie auch ihre Freundin – die Ausbildung selbst finanzieren. Nach drei Jahren – im Juni 1952 – schloss Stuefer mit voller Punktezahl ab und war damit zur Berufsausübung zugelassen. Im November desselben Jahres kehrte sie in ihr Heimattal zurück. Bereits im Jänner 1953 trat Stuefer die Stelle als Gemeindehebamme des Tales an. Mit ihrer Anstellung und ökonomischen Unabhängigkeit war die junge Frau eine Ausnahmeerscheinung im Ort. 1959, sechs Jahre nach Arbeitsbeginn, heiratete Klara Stuefer, der Ehe entstammten drei Kinder. Die Hebamme war im Tal nicht nur für Schwangerschaft, Geburt und Wochenbett zuständig, sondern wurde von vielen Frauen auch als Fürsprecherin und Vertrauensperson in den intimsten Nöten und Anliegen wahrgenommen. Zudem galt Klara Stuefer als Respektperson, die den Männern „ins Gewissen redete", wenn es notwendig erschien. Auch bei schwierigen Geburten, wenn Stuefer ihre Patientinnen ins Krankenhaus von Bozen begleiten musste, blieb sie zumeist als Vertrauensperson bei ihnen. Großen Wert legte die Gemeindehebamme auf Hygiene. Dabei musste sie sich oft gegen alte Gewohnheiten behaupten und auf die Bedeutung von Sauberkeit für Mutter und Kind verweisen.
Der Hebammenberuf, so erinnerte sich Klara Stuefer, war nicht nur mit dem Leben, sondern in wenigen Fällen auch mit dem Tod verbunden: Eine Frau, deren Wunsch auf eine Hausgeburt sie entgegen den Sorgen des Arztes respektiert hatte, verstarb in ihrem Beisein.
Klara Stuefer war für das gesamte Tal mehr als eine Hebamme. Ihr Arbeitsbereich betraf ganz allgemein die Mutter-Kind-Vor- und Fürsorge sowie gewisse medizinische Versorgungsleistungen. In diesem Sinne betreute Stuefer viele Bewohner*innen des Tales medizinisch. In ihrer lebensgeschichtlichen Erinnerung berichtet die ehemalige Gemeindehebamme vor allem von den Spritzen, die sie den Talbewohner*innen verabreichte, um ihnen den Weg ins Spital zu ersparen. Wenn die finanzielle Situation der Familie eine Bezahlung nicht zuließ, verzichtete Stuefer manchmal auch den Frauen zuliebe darauf.
In den 1960er- und 1970er-Jahren nahmen die Spitalgeburten immer mehr zu und Stuefer begann die Wöchnerinnen und deren Kinder im Sarner Spital zu betreuen. Zudem blieb Stuefer

die Wochenbettpflege als Arbeitsbereich erhalten. Mit 60 Jahren ging Klara Thaler Stuefer 1986 in Pension. Sie hatte in ihren 33 Arbeitsjahren 1.447 Geburten betreut. An die Entbehrungen, die der Beruf mit sich gebracht hatte, erinnerte sich die ehemalige Gemeindehebamme auch Jahre später noch: Die eigene Familie und das private Leben kamen stets an zweiter Stelle.
Um ihre Patientinnen zu erreichen, musste sie zu jeder Tages- und Jahreszeit lange Fußmärsche auf sich nehmen. Erst gegen Ende ihrer Tätigkeit meldeten sich die schwangeren Frauen vorab, sodass Stuefer ungefähr ihren monatlichen Arbeitsumfang in den Blick bekam. Die Arbeit als Hebamme war damit mehr Berufung als Beruf, kannte sie doch keine Trennung vom Privatleben, keine Dienstablöse oder fixe Arbeitszeiten. „Der Hebammenberuf war schön, oft auch hart. Doch jedes Kind war auch für mich eine Freude“, so zog Klara Thaler Stuefer im Rückblick Bilanz.

→ RUNGGALDIER Anita, *Hebamme Klara. Sarner Frauengeschichten*, Bozen, Edition Raetia, 2015;
→ Todesanzeige. IN: Trauer.bz, online unter: https://trauer.bz/traueranzeige/klara-thaler-1926, 21.04.2022;
→ KOFLER Elisabeth, *Der Wandel im Berufsbild der Hebamme. Ausbildung und Tätigkeit von Hebammen, die in der Zeit von 1938 bis 1951 ihre Ausbildung absolvierten*, unveröffentlichte Abschlussarbeit Universitätslehrgang für Lehrende in den medizinischen Berufen, Universität Innsbruck, 1998.

Ursula Thoman Steinkasserer

Geboren: 28. August 1872,
St. Jakob in Defreggen

Verstorben: 27. Mai 1962, Antholz

Heilpraktikerin, „Kräuterfrau“ in Antholz

Im „Ehrenalbum“ des Antholzer Dorfbuches sticht unter den sechs Männern und zwei Frauen eine Persönlichkeit hervor: Ursula Thoman Steinkasserer, auch besser als „Paßler-Ursche“ bekannt. Als Heilpraktikerin, „Kräuterfrau“ und Wohltäterin machte sie sich in ihrem Tal einen Namen.
1872 wurde Ursula Steinkasserer in St. Jakob im Defreggental geboren. Von den zehn Kindern der Familie starb die Hälfte in jungen Jahren: Nur fünf Mädchen, von denen Ursula das jüngste war, erreichten das Erwachsenenalter. In ihrer Jugend ging Steinkasserer verschiedenen Arbeiten nach: So arbeitete sie beim „Bad Grünmoos“, einem Bade- bzw. Gastbetrieb. Als Köchin war sie später für einige Sommer auf der ersten Schutzhütte der Rieserferner, der Barmer Hütte, tätig. Hier arbeitete sie nicht nur in der Küche, sondern half anfangs auch bei den Bauarbeiten, dem Legen der Grundmauern, beim Zubereiten des Bauholzes und selbst beim Aufstellen der Hütte.
Im November 1901 heiratete die Defreggerin Johann Steinkasserer, den Besitzer des Vorderpaßlerhofes in Antholz-Obertal. Hier errichtete Ursula Steinkasserer ein Gasthaus, das sie als Wirtin selbst führte. Mehr denn als Wirtin wurde die „Paßlerin“ im Tal jedoch als Heilpraktikerin bekannt. Sie kannte die Kräuter und Pflanzen ihrer Umgebung und ihre Wirkung. In einer Zeit, in der die medizinische Versorgung in den Tälern kaum vorhanden war, wurde Steinkasserer zu einer wichtigen Anlaufstelle bei Gesundheitsfragen und -problemen. „Es gab kaum ein Haus in der Gemeinde, wo sie nicht jemandem geholfen hätte. Sie zeigte besonderes Geschick bei der Behandlung von Wunden jeder Art“, ist im Dorfbuch über die Tätigkeit der „Paßlerin“ notiert. Auch ihr Vater – so weiß das Dorfbuch weiter zu berichten – habe sich als Heilpraktiker betätigt und sei im Ruf gestanden, ein „Hexenmeister“ zu sein.
Von ihm sei die junge Ursula in die Heilkunde eingeführt worden. 1962 starb Ursula Steinkasserer hochbetagt im Alter von 90 Jahren in Antholz.
Als „Kräuterfrau“ war sie in den späteren Jahren kaum mehr tätig gewesen, die medizinische „Konkurrenz“ hatte sie ins Abseits gedrängt.
Ursula Steinkasserer hat sich als Wohltäterin des Tales einen Namen gemacht. Bereitwillig kümmerte sie sich mit den ihr zur Verfügung stehenden Mitteln um die gesundheitlichen Belange der Mitbürger*innen. Ihr Nachruf 1962 in der Tageszeitung „Dolomiten“ schließt mit den Worten: „Mögen ihr die vielen Wohltaten, die sie den leidenden Menschen um Gotteslohne erwiesen hat, nun vergolten werden!“

→ Taufbuch St. Jakob in Defreggen, 1866–1964, 61;
→ MÜLLER Hubert, *Die Paßlerhöfe in Antholz. Schicksale auf den höchsten Siedlungen eines Tiroler Tales*. IN: Dolomiten, 02.06.1980, Nr. 126, 14;
→ MÜLLER Hubert, *Dorfbuch Antholz*, Antholz, Eigenverlag, 1985, 189–191;
→ o. V., *Hochbetagt verstorben*. IN: Dolomiten, 09.06.1962, Nr. 132, 7.

Geboren: 19. Mai 1907, Montan

Verstorben: 8. Oktober 1990, Bozen

Sozialfürsorgerin in Montan

Über Mathilde Mutz zu schreiben, bedeutet, die Geschichte eines außergewöhnlichen Lebens zu rekonstruieren. Es ist zum einen von Welterfahrung und -offenheit, zum anderen von sozialem Engagement für die Heimatgemeinde geprägt. Mathilde Mutz' Name ist aufs Engste mit dem Aufbau der Sozialfürsorge und dem KVW in Montan und darüber hinaus verbunden.
Mathilde Mutz, meist nur Tilla genannt, wurde 1907 in Montan geboren. Bereits nach der Pflichtschule verließ sie ihr Zuhause: Sie ging für ein weiteres Unterrichtsjahr nach Cavalese, um ihre Italienischkenntnisse zu verbessern, und arbeitete anschließend in Mailand als Kinder- und Hausmädchen. 1929 folgte sie ihrem Bruder nach Curaçao in die Karibik, wo dieser ein Hotel erworben hatte. Tilla Mutz übernahm die Hoteldirektion und packte tatkräftig an, wo auch immer ihre Arbeitskraft benötigt wurde. Mit der Rückkehr nach Italien blieb Mutz nicht lange in Montan, sondern begab sich bereits 1933 nach Genua, um eine Anstellung zu finden. Auf dem Passagierschiff „Conte di Savoia", dem damals zweitgrößten Schiff der italienischen Zivilflotte, wurde die Montanerin als „Nurse" bzw. als Kindermädchen angestellt. In den Sommermonaten war Mutz auf der Route Genua–New York unterwegs. Im Winter begab sich die „Conte di Savoia" im Mittelmeer auf Kreuzfahrt.
Nach dem Tod des Vaters 1937 kehrte Mathilde Mutz nach Montan zurück und arbeitete als Telefonistin bei der „Deutschen Ein- und Rückwanderungsstelle" in Bozen. Im Oktober 1941 wurde sie gemeinsam mit einer Freundin verhaftet und zu „Arbeitsleistungen" im Deutschen Reich verurteilt. Der Grund scheint wohl ein Witz über den „Duce" gewesen zu sein, den Mutz am Arbeitstelefon erzählt hatte. Erst im April 1943 wurde Tilla Mutz entlassen. Ende des Jahres kehrte sie nach Südtirol zurück.
In der Nachkriegszeit ging die Montanerin ein weiteres Mal nach Curaçao. 1949 kehrte sie nach längeren Zwischenstopps in Nordamerika nach Europa zurück. In der Schweiz absolvierte sie einen Handelskurs und arbeitete anschließend als Beamtin der Regionalverwaltung in Trient. 1952 nach dem Tod ihrer Schwester gab Mutz die Anstellung auf und kehrte in ihr Heimatdorf zurück.
In Montan führte der Pfarrer Tilla Mutz in den neu gegründeten Katholischen Verband der Werktätigen ein. Vor allem in der Entstehungszeit war der Verband auf der Suche nach freiwilligen Mitarbeiter*innen in den verschiedenen Orten. Durch den Aufbau einer kapillaren Struktur wollte man jedes Dorf mit den Beratungs- und Bildungsangeboten erreichen. Tilla Mutz nahm sich dieser Aufgabe in ihrem Ort mit großem Einsatz an und war bald als unermüdliche Sozialfürsorgerin eine der wichtigsten Bezugspersonen des gesamten Unterlandes. Mit Rat, Auskunft und Hilfe stand sie jeder*m, die/der bei ihr anklopfte, zur Seite.
Als ehrenamtliche Sozialfürsorgerin und Ortsvertreterin der 1953 gegründeten KVW-Gruppe Montan widmete sie sich den Rentenangelegenheiten, Alters-, Invaliden- und Hinterbliebenenrenten und der Beschaffung von Dokumenten für Kinder- und Unterstützungsgelder. Nicht nur in ihren Sprechstunden war Tilla Mutz für ihre Mitbürger*innen da und kümmerte sich um ihre Anliegen, sie unternahm auch selbst „Hausbesuche", um beispielsweise die Bäuerinnen und Bauern ihrer Umgebung von den freiwilligen Weiterversicherungsangeboten zu überzeugen. Bis in die 1960er-Jahre war Tilla Mutz im KVW aktiv, dem sie auch nach der Beendigung ihrer Tätigkeit verbunden blieb. Von 1956 bis 1960 betätigte sie sich politisch im Gemeinderat von Montan.
In der Dorfgemeinschaft zeigte sich Mutz als begeisterte Theaterspielerin und Sängerin und galt als geselliger Mensch. Wenn beim „Oberen Wirt" (Gasthaus zum Goldenen Löwen) ein Ball anstand, spielte sie auf ihrem aus Amerika mitgebrachten Grammophon Schallplatten vor. Bis ins hohe Alter war sie sowohl privat als auch auf den Wallfahrten und Ausflügen, die sie für den KVW organisierte, unterwegs. 1990 wurde ihr am Krankenbett in der Marienklinik die Verdienstmedaille des Landes Tirol für ihr Engagement verliehen.

→ NIEDERJAUFNER-NUSSBAUMER Lia, *Aus dem Leben von Tilla Mutz.* IN: Schützenkompanie Montan [Hrsg.], Montan, 2. Bd., Auer/Montan, Varesco, 2003, 511–518;
→ STECHER Petra, *„Für die Familie". Tilla Mutz: Eine Frauenbiographie zwischen Montan, Curaçao, Genua und New York (mit didaktischer Aufbereitung für den Schulunterricht),* unveröffentlichte Diplomarbeit, Universität Innsbruck, 2016.

Geboren: 22. September 1924, Brixen

Verstorben: 5. August 1991, Nals

Mitbegründerin und langjährige
Vorsitzende der ersten Südtiroler
Ehe- und Familienberatungsstelle

Die Kinderärztin Elsa Giacomelli Habicher war ab den 1970er-Jahren führend im „Gesundheitsvorsorgedienst für Mutter und Kind“ des Landes aktiv und widmete sich ehrenamtlich dem Aufbau und der Leitung der ersten Südtiroler Familienberatungsstelle. Diese verstand sich als katholisches Gegengewicht zur feministischen Frauenberatungsstelle AIED und hatte das erklärte Ziel, Familien mit Beziehungsproblemen, Erziehungsfragen und Generationenkonflikten zur Seite zu stehen. Über Elsa Giacomelli Habichers Lebensweg berichten eine ehemalige Mitarbeiterin sowie der in der Tageszeitung „Dolomiten“ abgedruckte Nachruf.
Elsa Giacomelli Habicher wurde in Brixen als erstes von drei Kindern geboren. Ihre Mutter war Lehrerin und stammte aus Nordtirol. Der Vater kam aus dem Trentino und arbeitete als Eisenbahnbeamter. In Brixen besuchte Giacomelli Habicher die Schule, legte die Matura ab und beendete kurz darauf am Konservatorium in Bozen das Klavierstudium. Ihr Betätigungsbereich war zunächst die Musik: Johanna Blum, Gründerin der Südtiroler Musikschulen, erwähnt Giacomelli Habicher in ihrer Autobiografie. Sie sei in der Brixner Musikschule, die zwischen 1944 und 1945 Bestand hatte, als Lehrerin tätig gewesen. Obwohl Giacomelli Habicher sich in der Folge medizinischen und sozialen Aufgaben zuwandte, blieb sie der Musik verbunden. So engagierte sie sich unter anderem in ihrem späteren Wohnort Nals als Organistin des Kirchenchores.

1951 schloss Elsa Giacomelli Habicher ihr Medizinstudium in Padua ab und begann als Assistenzärztin zu arbeiten. Im folgenden Jahr heiratete sie ihren Berufskollegen Bruno Habicher. Der Ehe entstammten vier Töchter. Giacomelli Habicher absolvierte im Anschluss an das Studium ihre Ausbildung zur Fachärztin für Pädiatrie und arbeitete zunächst gemeinsam mit ihrem Mann im Sarntal. Dann ließ sich das Paar in Nals nieder, wo Giacomelli Habicher als Kinderärztin eine Privatpraxis eröffnete.
1972 wurde Elsa Giacomelli Habicher Leiterin der staatlichen OMNI-Mütter- und Kinderberatungsstellen für die gesamte Provinz Bozen.
In dieser Rolle beteiligte sie sich gemeinsam mit der damaligen Landesrätin Gebert Deeg maßgeblich an der Gründung und am Ausbau von Mutter- und Kinderberatungsstellen. Ziel war es, eine umfassende Vorsorgemedizin für Mutter und Kind zu gewährleisten. Bis zu ihrer Pensionierung war Giacomelli Habicher als Koordinatorin und Leiterin des „Gesundheitsvorsorgedienstes für Mutter und Kind“ der Provinz tätig.
Neben dieser Haupttätigkeit war Giacomelli Habicher in einer Reihe von sozialen und berufsbezogenen Einrichtungen aktiv: Sie war unter anderem Mitbegründerin der „Lebenshilfe für Behinderte“, des „Diabetikerverbandes“ und des „Dienstes für Genetik“. Gemeinsam mit ihrem Bruder Don Pietro Giacomelli gründete sie 1968 die erste Ehe- und Familienberatungsstelle Südtirols in Bozen. Die offizielle Gründung der Beratungseinrichtung, die Giacomelli Habicher nach dem polnischen Pater Maximilian Kolbe benannte, erfolgte 1969. Von der Gründung bis zu ihrem Tod im Jahre 1991 prägte Elsa Giacomelli Habicher die Beratungsstelle maßgeblich mit und war fast ununterbrochen die Vorsitzende des Trägervereins. Bald wurden Außenstellen in Brixen, Meran und Leifers eingerichtet.
Im Rahmen dieser Tätigkeit war Elsa Giacomelli Habicher drei Jahrzehnte lang Hauptreferentin bei deutsch- und italienischsprachigen Ehevorbereitungskursen und wurde – wie im Nachruf angeführt – „für unzählige Ehepaare zu einer kompetenten und beliebten Beraterin“.

→ BAUMGARTNER Christine, *Elsa Giacomelli Habicher*. IN: Fembio. Frauen. Biographienforschung, online unter: https://www.fembio.org/biographie.php/frau/biographie/elsa-giacomelli-habicher/, 06.05.2022;
→ BLUM Johanna (hrsg. von Südtiroler Kulturinstitut), *Wer sich die Musik erkiest. Ein Lebensbild*, Bozen, Athesia, 2000, 116 sowie 123;
→ VIANELLO NARDELLI Gabriella, *Familienberatungsstelle Kolbe. 1969–2019. Unser 50jähriges Jubiläum*, Bozen, Sozialgen. InSide, Oktober 2019;
→ o. V., *Wir gratulieren*. IN: Dolomiten, 29.12.1952, Nr. 298, 7;
→ o. V., *Zum Tod von Elsa Habicher*. IN: Dolomiten, 07.09.1991, Nr. 207, 31.

Mariedl (Maria) Fischnaller Pircher

Geboren: 16. März 1933, Petschied (Lüsen)

Verstorben: 10. Mai 2014, Bozen

Gründerin des Blindenzentrums „St. Raphael“

Maria Fischnallers Blindheit prägte ihren Lebensweg. Ihre Geschichte ist dennoch nicht von passiver Betroffenheit, sondern von einem unermüdlichen Kampf um die Bedürfnisse von Menschen mit Blindheit und Sehbehinderung charakterisiert. Ihrer Überzeugung folgend, dass blinde Menschen allzu oft von den gesellschaftlichen Rahmenbedingungen an ihrer Entfaltung gehindert werden, hatte Fischnaller die Schaffung von unterstützenden Strukturen zum Ziel.
Maria – meist Mariedl genannt – wuchs in Petschied, einer Fraktion von Lüsen, auf. Bereits als Kind begann sich ihre Sehkraft fortschreitend zu vermindern. Ihre Beeinträchtigung führte bereits in der Schule zu Ausgrenzung: Sie musste in der ersten Reihe, der sogenannten Eselsbank, sitzen. Ihre Banknachbarin rutschte von ihr weg, um nicht in ihrer Nähe sitzen zu müssen. Als Mariedl Fischnaller mit 18 Jahren an die Blindenschule in Innsbruck kam, entdeckte sie ihr „Fenster zum Leben“. Hier erlernte Fischnaller neben Handarbeitstätigkeiten – in erster Linie Maschinenstricken – auch die Blindenschrift. Zudem machte die junge Lüsnerin die Erfahrung, wie wohl es tat, sich mit anderen Betroffenen auszutauschen. Fünf Jahre lang, von 1952 bis 1956, blieb Fischnaller in Innsbruck. In dieser Zeit lernte sie auch das katholische Blindenapostolat der Stadt kennen. Als Fischnaller nach Brixen zurückkehrte, begann sie mit dem „Maschinenstricken“, einem „Hungerleider-Beruf“, wie sie später meinte. Ihr Traumberuf Lehrerin blieb ihr aufgrund ihrer Blindheit verwehrt.
Unmittelbar nach der Rückkehr nach Südtirol initiierte sie den Aufbau eines Südtiroler Blindenapostolates. Der Verein war vor allem als Ort für den persönlichen Kontakt und Gedankenaustausch außerhalb der Verbandsversammlungen sowie für religiöse Angebote gedacht. Das Blindenapostolat kann als erste private Selbsthilfeorganisation für Menschen mit Behinderung in Südtirol gelten. Die Gründerin Fischnaller übernahm als Präsidentin dessen Leitung.
An eine Veranstaltung aus dieser Zeit konnte sich Fischnaller noch Jahre später gut erinnern: In den 1950er-Jahren lud sie einen blinden Seifenfabrikanten aus der Schweiz, der selbst Mitarbeiter*innen mit Blindheit oder Sehbehinderung beschäftigte, zu einem Vortrag ins Apostolat sowie in die Bozner Handelskammer ein.
Die Veranstaltung nahm Fischnaller als eine große Neuigkeit für die Zuhörer*innen wahr, denn „dass blinde Leute etwas tun können, ja um Himmels willen, das war ja unvorstellbar“.
1957 wurde die erste Bildungswoche des Apostolates abgehalten, die schnell zu einem Fixpunkt im Tätigkeitenplan wurde. Hier entstand auch der Wunsch nach einer Struktur für blinde Menschen in Südtirol. Die junge Lüsnerin ließ sich trotz fehlender finanzieller Mittel für die Idee begeistern und arbeitete als „eigentlicher Motor“ der Sache über viele Jahre hartnäckig an „ihrem Projekt“. Auch Rückschläge auf dem langwierigen Weg der Planung und Finanzierung konnten sie nicht von ihrem Vorhaben abbringen. Zentral für die Realisierung des Blindenheims war die 1968 erfolgte Schenkung eines Grundstückes in Bozen-Gries.
1976, nach 23 Jahren, konnte der Grundstein für das Blindenheim in Bozen gelegt werden. Das Vorhaben war dabei, so Fischnaller, ohne jegliche öffentliche Finanzierung, jedoch mit einem großen Spendenaufwand realisiert worden. Bis die Struktur jedoch eingeweiht werden konnte, war Fischnallers Wohnung das „allererste Blindenheiml“, die erste Anlauf- und Auffangstelle in Südtirol. 1979 zogen die ersten Heimbewohner*innen sowie die Geschützte Werkstatt ins Haus ein, ein Jahr später wurde die Struktur feierlich eröffnet.
Mit der Errichtung des Hauses übernahm Fischnaller die Präsidentschaft des Vereins „Blindenzentrum St. Raphael“. Das neue Zentrum wurde Treffpunkt, Pflegeeinrichtung und Anbieter von verschiedensten Diensten für blinde Menschen in Südtirol. Zentral war dabei vor allem die Berufsausbildung. So wurden anfangs beispielsweise Telefonist*innenkurse abgehalten, die zuvor nur außerhalb der Provinz angeboten worden waren. Mariedl Fischnaller selbst hatte noch ihre Ausbildung zur Telefonistin in Padua absolvieren müssen. Als solche arbeitete sie 20 Jahre lang bei der Südtiroler Landessparkasse.
Das Blindenzentrum war über die Berufsbildung hinaus Beratungsstelle und bot Hausbesuche an. Ihren Ausgangspunkt hatten diese in einer Initiative Fischnallers gefunden: Sie war in ihrer Urlaubszeit durchs Land „geradelt“, um Betroffene zu besuchen und Hilfeleistung anzubieten.
Fischnaller war auch in anderen Vereinen aktiv. So betätigte sie sich in den 1960er-Jahren als Zweite Vorsitzende in der Landesgruppe der „Unione italiana ciechi“, dem italienischen Blindenverband. Von 1996 bis 1999 wirkte sie als Vorsitzende der Arbeitsgemeinschaft der katholischen Blindenvereinigung im deutschen Sprachraum, sie war Delegierte für Südtirol im internationalen Dachverband der katholischen Blindenvereinigungen und neun Jahre lang im Vorstand der katholischen Frauenbewegung in Südtirol. 1981 gründete sie gemeinsam mit dem Kamillianerpater Paul Haschek die „Kamillianische Familie“ Südtirols, eine Gemeinschaft von Menschen mit Behinderung und ihren Begleiter*innen. Für diesen Verein sowie „ihr“ Blindenapostolat organisierte Fischnaller regelmäßig Wallfahrten, Reisen und Glaubensseminare.
In den 80er-Jahren näherte sie sich auch der Mission und unterstützte zunehmend Sozialprojekte der Entwicklungszusammenarbeit.
1996 erhielt Mariedl Fischnaller für ihren unermüdlichen Einsatz die Verdienstmedaille des Landes Tirol. 2013, ein Jahr vor ihrem Tod, wurde ihr die Diözesanmedaille der Diözese Bozen-Brixen verliehen. Mariedl Fischnaller war es ein Anliegen, so formulierte sie dies rückblickend, dass es „den Blinden in Südtirol besser geht, als es mir gegangen ist“.

→ Interview mit Maria (Mariedl) Fischnaller verh. Pircher; 03.12.2008; Blindenzentrum Bozen, Frauenarchiv Bozen/Archivio storico delle Donne Bolzano;
→ WORBIS Margot (hrsg. von Blindenzentrum St. Raphael), *Mariedl Fischnaller. Blindsein war ihre Berufung*, Bozen, Athesia, 2020.

Geboren: 29. Jänner 1929,
Urtijëi/St. Ulrich

Verstorben: 17. Juni 2016

Lehrerin, Schuldirektorin,
erste Gemeinde-Referentin, Gründerin der
„Lebenshilfe“-Sektion in Gröden

Für Hilda Vinatzer war zunächst, obwohl sie sich als durchaus talentierte und fleißige Schülerin hervorgetan hatte, keine höhere Schule vorgesehen. Erst der Einsatz ihrer Lehrerin Elsa Runggaldier ermöglichte es ihr, die Mittelschulprüfung abzulegen. Anschließend entschied sich Vinatzer für den Besuch der Lehrer*innenbildungsanstalt in Meran. Für den Abschluss benötigte die junge Studentin drei statt der vorgesehenen vier Jahre. Danach begann sie an der Grundschule von Sëlva/Wolkenstein zu unterrichten, nach zwei Jahren wechselte sie an die Schule ihres Heimatortes Urtijëi/St. Ulrich.
25 Jahre lang blieb sie hier als Lehrerin tätig. In dieser Zeit stellte sie auch den „Lia per i Maestri de Gherdëina“, den Verein für Grödner Lehrer*innen, auf die Beine und übernahm verschiedenste Aufgaben in der Schule. Neben der Arbeit als Lehrerin absolvierte
Vinatzer ein vierjähriges Studium an der „Cattolica“ in Mailand und erhielt das „diploma di vigilanza nelle scuole elementari“. Dieses ermöglichte es ihr, am Auswahlverfahren für Direktor*innen teilzunehmen und in der Folge in Pedraces/Pedratsches im Gadertal für acht Jahre als Direktorin zu wirken. Alle 13 Schulen des Tales fielen dabei in ihre Zuständigkeit.
Nach 35 Jahren Berufstätigkeit und Einsatz für die ladinischen Schulen ging Hilda Vinatzer 1984 in Pension. Das Ausscheiden aus dem Schulbetrieb bedeutete für Vinatzer jedoch keinen Rückzug ins Private. Bereits seit 1969 war sie führend in der „Lebenshilfe“ des Grödnertales aktiv und gehörte zu den Gründer*innen der Sektion, der sie zehn Jahre lang als Präsidentin vorstand.
Hier setzte sie sich für die Belange von Menschen mit Behinderung ein und förderte im Tal verschiedenste Hilfs- und Unterstützungseinrichtungen für Betroffene und ihre Familien. Große Schwierigkeiten ergaben sich dabei vor allem bei der Suche nach geeigneten Gebäuden für die entstehenden Strukturen. Die erste Tätigkeit des Vereins war dabei, so erinnerte sich Vinatzer anlässlich der Feier zum zehnjährigen Bestehen, die Veranstaltung eines ersten Heilpädagogikkurses im Altersheim von Urtijëi/St. Ulrich 1970.
Die von der „Lebenshilfe“ organisierten Kurse wurden in der Folge auf Talebene organisiert und es wurde eine Zusammenarbeit mit den Eltern und den verschiedenen Schulen und öffentlichen Institutionen angestrebt. Mit der Eröffnung einer geschützten Werkstätte in Gröden verwirklichte die „Lebenshilfe“ Anfang der 80er Jahre ein wichtiges Anliegen. Neben dem Engagement in der „Lebenshilfe“ war Hilda Vinatzer auch in der „Freiwilligen Altenhilfe“ und „Familienhilfe“, der späteren „Familienberatung“, und im KVW ehrenamtlich tätig.
Ihr Engagement in der Schule und den verschiedenen sozialen Vereinen erweiterte Hilda Vinatzer 1980 auch um einen politischen Einsatz:
Sie kandidierte auf der Liste der SVP für den Gemeinderat von Urtijëi/St. Ulrich und übernahm in der Folge das Assessorat für Sozial- und Gemeindewesen.
Ihre Aufmerksamkeit galt hier der Errichtung eines „Polyambulatoriums“, in welchem eine Vorsorgestelle für Kinder und Jugendliche mit Behinderung entstehen sollte. In diesem Sinne verband Vinatzer ihre Tätigkeit in der Politik mit der „Lebenshilfe“. 20 Jahre blieb Vinatzer der Gemeindepolitik treu.
Für ihr vielseitiges Engagement wurde sie mit der Verdienstmedaille und dem Verdienstkreuz des Landes Tirol geehrt. Die Gemeinde Urtijëi/St. Ulrich würdigte sie mit dem Ehrenring.

→ ANVIDALFAREI Martina, *Vinatzer Hilda dl Sartëur.* IN: SENONER Erica [Hrsg.], Eiles de Gherdëina. Stories de vita de ëiles de Gherdëina, Zacan y didancuei, Urtijëi, Typak, 2001, 194–195;
→ o. V., *Sonderschule in St. Christina? Zum geplanten Umbau des Altersheimes in Schule für leistungsbehinderte Kinder.* IN: Dolomiten, 27.08.1971, Nr. 194, 7–8;
→ o. V., *Viel Verständnis für die Behinderten. Der Arbeitskreis „Lebenshilfe“ in Gröden feiert sein zehnjähriges Bestehen.* IN: Dolomiten, 14.04.1980, Nr. 88, 5;
→ o. V., *Nikolausfeier für Behinderte, Große Freude über die Aktion der „Lebenshilfe“ Gröden.* IN: Dolomiten, 22.12.1983, Nr. 296; 8;
→ Todesanzeige. IN: Trauer.bz; online unter: https://trauer.bz/traueranzeige/hilda-vinatzer-1929, 26.04.2021.

Gertrud Gänsbacher Calenzani

Geboren: 9. August 1940, Bozen

Verstorben: 3. Februar 2019, Meran

Sozialpionierin, Vorkämpferin
für Menschen mit Behinderung

Die Südtiroler Sozialpionierin Gertrud Gänsbacher Calenzani war in zwei Wirkungsbereichen besonders aktiv: Sie machte sich zum einen für Menschen mit Behinderung, zum anderen für feministische Anliegen stark. Ihre Motivation zog sie aus der persönlichen Betroffenheit: Als Mutter einer Tochter mit Behinderung erlebte sie schnell, auf welche Hindernisse betroffene Menschen stießen. Die fehlende Integration und Inklusion war für Gänsbacher Calenzani die Initialzündung eines nachhaltigen Engagements für die gesellschaftliche Eingliederung von Menschen mit Behinderung.
Gemeinsam mit Gleichgesinnten gründete „die Calenzani“, wie die Südtiroler Galionsfigur der Sozialarbeit vielfach genannt wurde, 1979 den „Arbeitskreis Eltern Behinderter“, die erste Selbsthilfegruppe dieser Art im Land. Dabei war Gänsbacher Calenzani davon überzeugt, dass Menschen mit Behinderung und die betroffenen Familien direkt an der Lösung ihrer „Probleme“ beteiligt sein mussten. Das eigentliche „Problem“ war nicht die Behinderung, sondern die Ausgrenzung und Diskriminierung. Dagegen kämpfte Gänsbacher Calenzani an und forderte für Menschen mit Behinderung die Möglichkeit, ein selbstbestimmtes Leben in Bezug auf Ausbildung, Wohnen und Arbeit zu führen. Während die Südtiroler Sozialpolitik auf Sondereinrichtungen setzte, versuchte Gänsbacher Calenzani, andere Ansätze und Methoden der Integration und Inklusion zu erproben, zu initiieren und zu fördern. 25 Jahre – von der Gründung bis 2008 – leitete sie den Arbeitskreis fast ununterbrochen. Wichtig waren ihr unter anderem die Elternrunden, welche Gänsbacher Calenzani gemeinsam mit Mitstreiter*innen leitete. Sie waren eine Art „kollegiale Fallberatung“ und dienten dazu, gemeinsam Erfahrungen zu reflektieren und Forderungen gesellschaftlich einzuklagen.
Ein Meilenstein auf dem Weg zur selbstständigen Lebensführung von Menschen mit Behinderung war das Landesgesetz Nr. 20 von 1983. Das Gesetz, welches neue Maßnahmen zur gesellschaftlichen Integration von Menschen mit Behinderung vorsah, kam vorwiegend aufgrund des Druckes der Elternbewegung um Gänsbacher Calenzani zustande. Vehement pochte sie auf ein Mitspracherecht von Betroffenen in der Ausarbeitung des Gesetzes, die sie als eigentliche Expert*innen sah. Als das Gesetz Nr. 20/1983 endlich verabschiedet wurde, sanktionierte es neben der Errichtung von Zentren für Menschen mit Behinderung auch eine Reihe von Maßnahmen zur Integration in Schule und Ausbildung sowie die Eingliederung in die Arbeitswelt.
Das Gesetz schlug über Südtirol hinaus Wellen und machte die Provinz bis in die 1990er-Jahre zur „Vorzeigeregion“.
Gertrud Gänsbacher Calenzani war in der sozialen Landschaft der Region auch als (Mit-)Gründerin verschiedener Sozialgenossenschaften tätig. In mehreren übernahm sie eine leitende Funktion. Hier sei beispielhaft ihr Mitwirken in der Genossenschaft „Novum“ oder „Casa Haus“ genannt. Mit dem Ziel, Menschen mit Behinderung gleiche Lebenschancen in der Gesellschaft einzuräumen, organisierte Calenzani neben ihren verschiedensten Vereinstätigkeiten in den 1980er-Jahren auch Erholungswochen am Meer.
Gertrud Gänsbacher Calenzani war sich der Überschneidung verschiedener sozialer Diskriminierungsfaktoren und -formen bewusst. Anlässlich einer Untersuchung der weiblichen Arbeitslosigkeit in Südtirol wies Gänsbacher Calenzani ihre Mitstreiter*innen darauf hin, dass Frauen mit Behinderung, wie so oft, nicht mitgedacht worden waren. 1993 erschien auf Initiative Calenzanis eine zweite Studie über die weibliche Arbeitslosigkeit, die in der Analyse die Diskriminierungsfaktoren Geschlecht und Behinderung verband.
Stets forderte Gertrud Gänsbacher Calenzani Chancengleichheit, sowohl für Menschen mit Behinderung als auch – aus einer feministischen Perspektive – für Frauen. 1990 war sie im ersten Beirat für Chancengleichheit vertreten, in diesem blieb sie drei Amtsperioden hindurch bis 2004 aktiv. 1992 war sie Mitbegründerin des Arbeitskreises „Frauen, Bildung und Beruf“, der drei Jahre später in „Alchemilla“ umbenannt wurde. Zudem war sie als Mutter zweier Töchter, die neben ihrem meist ehrenamtlichen Engagement auch einer Erwerbstätigkeit nachgehen musste, in der „Südtiroler Plattform für Alleinerziehende“ aktiv. 1996 erhielt Gertrud Gänsbacher Calenzani das Verdienstkreuz, 2015 das Ehrenzeichen des Landes Tirol.
Gertrud Gänsbacher Calenzani war eine Frau, die Konflikte nicht scheute und wusste, dass sie mit Freundlichkeit und Zurückhaltung ihre Anliegen nicht durchsetzen konnte. Ihre Ziele verfolgte sie stets mit Nachdruck und stellte klare Forderungen, ohne sich ein Blatt vor den Mund zu nehmen, weshalb sie vielfach auch aneckte und Gegenwind und Anfeindungen erfuhr. Gesetze und Bestimmungen sah sie als wichtige Schritte. Die Umsetzung dieser blieb trotz großer Anstrengungen oft aus.
Ein von Gertrud Gänsbacher Calenzani verfasster Leser*innenbrief bringt ihre kämpferische Haltung mit einer ordentlichen Portion Sarkasmus zum Ausdruck. So schreibt sie in Bezug auf die politische Einbindung von Frauen: „Derzeit flattern mir täglich viele interessante Weiterbildungsangebote ins Haus. Einen ganz besonderen Kurs, als Vorbereitung fürs neue Jahrtausend, möchte ich hiermit sehr empfehlen, und zwar: Strategien zur Verhinderung von Frauenmacht im Landtagsparadies, Kursort: Südtirol, überall dort, wo Nachfrage besteht […]. Zielsetzung: Erfolgversprechende Lernmethoden zum ‚Abbau von Demokratie‘; Mürbemachen von Lästigen, Undisziplinierten, Vorlauten, Aufmupfenden u. v. m. Experten werden nach Bedarf für örtliche Gegebenheiten vermittelt.“

→ Interview mit Bertha Lintner, 31.01.2022; Neumarkt;
→ Interview mit Martha Stecher, 17.02.2022; Bozen;
→ Interview mit Claudia Calenzani, 16.03.2022; Online;
→ LINTER Bertha, *Grabrede für Gertrud Gänsbacher Calenzani*, verlesen von Sabina Kasslatter Mur bei der Beerdigung am 08.02.2019 in der Dreiheiligenkirche in Bozen;
→ GÄNSBACHER CALENZANI Gertrud, *Leser*innenbrief „Diskriminierung“.* IN: Dolomiten, 19.01.1999, Nr. 14, 18;
→ GÄNSBACHER CALENZANI Gertrud, *Leser*innenbrief „Solidarität“.* IN: Dolomiten, 14.03.2000, Nr. 61, 19;
→ GÄNSBACHER CALENZANI Gertrud, *Leser*innenbrief „Demokratie“.* IN: Dolomiten, 28.01.1999, Nr. 22, 19;
→ GÄNSBACHER CALENZANI Gertrud, *Leser*innenbrief „Behinderung“.* IN: Dolomiten, 26.01.1999, Nr. 20, 30;
→ PIRCHA Erika, *„De Behinderung kannt i afn Mond schiaßn.“ Zur beruflichen Eingliederung von Frauen mit Behinderung in Südtirol*, Bozen, Graphic Line, 1993;
→ o. V., *„Elternrunden“ in 17 Orten gegründet. Versammlung des AK Eltern Behinderter/Kritik an Entwurf für Behindertengesetz*. IN: Dolomiten, 02.12.1980, Nr. 280, 3;
→ o. V., *Auch Behinderte haben Recht auf Arbeit. Versammlung des „Arbeitskreises Eltern Behinderter“ – Integration in Arbeitswelt*. IN: Dolomiten, 02.04.1985, Nr. 78, 7;
→ o. V., *„Wir wollen ein Mitspracherecht“. Arbeitskreis Eltern Behinderter zieht nach 15 Jahren Bilanz – Ehrenmitgliedschaften*. IN: Dolomiten, 16.05.1994, Nr. 111, 4;
→ o. V., *Landesbeirat für Chancengleichheit*. IN: Dolomiten, 04.05.1999, Nr. 102, 14.

Geboren: 25. Juni 1921, Schluderns

Verstorben: 2. Februar 2018, Schluderns

Sozialfürsorgerin des KVW

Hermine Wachter, auch Wachter Mine genannt, war im Aufbau der KVW-Ortsgruppe von Schluderns ab Anfang der 1950er-Jahre äußerst aktiv. Für dieses Engagement war sie über ihr Dorf hinaus bekannt. Sie verfasste für ihre Mitbürger*innen aus dem ganzen Bezirk offizielle Gesuche und verhalf damit vielen, allen voran Rentner*innen, zu den ihnen zustehenden Sozialleistungen. Die vorliegende Kurzbiografie stützt sich auf Familien- und Dorferinnerungen. Denn obwohl Hermine Wachter vor allem einer älteren Generation als Sozialfürsorgerin ein Begriff ist, liegen keine Nachrufe oder Ehrungstexte vor. Lediglich einmal ist ihr Name im Dorfbuch zu finden: 2001 dankte die Gemeinde Schluderns anlässlich des „Tages des Ehrenamtes“ Hermine Wachter offiziell für ihre „soziale Hilfestellung“.
Hermine Wachter wurde 1921 als erstes von drei Kindern geboren. Der Vater war Kriegsinvalide aus dem Ersten Weltkrieg. Die Mutter stammte aus Brixen und war Tochter eines Malers und Vergolders. Bereits in jungen Jahren musste Wachter einige Schicksalsschläge erleiden: Ein jüngerer Bruder starb bereits ein Jahr nach der Geburt. Der zweite fiel 1944 im Krieg. Die kleine Familie lebte von der Invalidenrente des Vaters. Hermine Wachter ging keiner Erwerbsarbeit nach, sie kümmerte sich um ihren Vater, der aufgrund seiner kriegsbedingten Berufsunfähigkeit auf die Hilfe und Fürsorge seiner Tochter angewiesen war.
Vermutlich war es diese Familiensituation, die Wachter die Bedeutung von sozialen Absicherungsmaßnahmen vor Augen führte. Zudem war der Vater Alois Anlaufstelle für andere kriegsversehrte Soldaten, die er in Bezug auf die ihnen zustehende Rente beriet. Im Haus der Familie Wachter gingen nicht nur die Bekannten des Vaters ein und aus. In den 1940er- und 1950er-Jahren waren hier auch italienischsprachige Ingenieure und Geometer der „Montecatini“ einquartiert. Wachters Sprachkompetenzen im Italienischen gingen wahrscheinlich darauf zurück. Sie waren der Grundstein für ihre soziale Tätigkeit: Ihre außergewöhnlich guten Italienischkenntnisse ermöglichten ihr den Zugang und das Verständnis für gesetzliche Bestimmungen, offizielle Formulare und die ungezwungene Kommunikation mit den zuständigen Behörden. Diese Fähigkeit stellte sie ihren Mitmenschen zur Verfügung. In ihrem ehrenamtlichen Engagement machte sie sich weit über ihr Dorf hinaus einen Namen und verhalf vielen zu den ihnen zustehenden Renten, Förderungen und Beiträgen.
Neben ihrer Tätigkeit als Sozialfürsorgerin betätigte sich Hermine Wachter auch künstlerisch. Sie fertigte und verzierte eine Reihe von kleinen Kunstwerken für ihre Mitmenschen an: So bastelte sie Grabschleifen, gestaltete Urkunden, malte Wappen und Krippenhintergründe. Oft wählte sie dabei Motive aus ihrer heimatlichen Umgebung, so beispielsweise den Blick auf den Ortler. Auch in ihren Bildern, die sie gerne verschenkte, widmete sie sich der Naturmalerei. Wie in Bezug auf die Sprache war Wachter auch in der Kunst eine Autodidaktin: Einen Kurs oder eine Ausbildung hatte sie nie genossen. Ihr zweiter Verlobter, der erste war im Krieg gefallen, war Künstler und Holzschnitzer. Er starb jedoch kurz vor der Hochzeit. In der Nachkriegszeit galt Hermine Wachter als „große Wohltäterin“ des Dorfes und wird als solche vielfach noch von der älteren Generation erinnert.

→ Interview mit den Altbürgermeistern Josef Frank, Kristian Klotz und Waltraud Kuntner Klotz, 21.09.2022, Gemeindebibliothek Schluderns;
→ Taufbuch Schluderns 1901–1923, fol. 91;
→ Grabstein der Familie Wachter, Friedhof von Schluderns;
→ KLOTZ Kristian [Hrsg.], *Dorfbuch Schluderns*, Lana, Tappeiner, 2011, 338.

Geboren: 14. Oktober 1892, Sterzing

Verstorben: 18. Juni 1968, Schluderns

Ehrenamtliche Kranken-
und Kinderpflegerin in Schluderns

Anna Tschenett, auch Tschera Anna genannt, gehört zu jenen Frauen, die aus eigenem Antrieb und ohne Entlohnung soziale Aufgaben übernahmen und in diesem Sinne einen wichtigen Beitrag für ihre Dorfgemeinschaft leisteten. „Tant Anna“ war „überall, wo Hilfe im Dorf nötig war“, schreibt ihre Ziehtochter in einer kurzen Lebensskizze, die gemeinsam mit einem Gespräch die Grundlage der vorliegenden Kurzbiografie bildet. Damit deckt die biografische Skizze nur einen Teil der Lebensgeschichte ab und erinnert an das Wirken von Anna Tschenett in den 1950er- und 1960er-Jahren in Schluderns. Die Kinder- und Jugendjahre sowie ein Teil des Erwachsenenalters bleiben ausgeblendet. Lediglich der Eintrag im Taufbuch lässt einen Blick auf wenige Details der Kindheit zu: 1892 wurde Tschenett unter dem Namen Anna Maria als Tochter des Straßenmeisters in Sterzing geboren.

Anna Tschenett war ausgebildete Köchin; daran erinnert sich ihre Ziehtochter. Anfang der 1950er-Jahre führte sie für kurze Zeit das Gasthaus „Zum Rössl“ in Schluderns und genoss als Wirtin einen ausgezeichneten Ruf. Nach ihrem Rückzug aus dem Gastgewerbe einige Jahre später machte sich die ehemalige Köchin durch eine Vielzahl von sozialen Tätigkeiten im Ort einen Namen. So kümmerte sich die ledige Mutter von zwei Söhnen bereitwillig um die Kinder der Gemeinde, die bei ihr jederzeit willkommen waren. Sie betätigte sich als „informelle Pflegerin“: Drei verlassene Kinder fanden bei ihr Aufnahme. Während die zwei älteren Kinder bald anderswo unterkamen, blieb das jüngste Mädchen, das kaum älter war als einige Wochen, bei „Tante Anna“. Auch in anderen Notsituationen sprang Anna Tschenett bereitwillig ein. Als beispielsweise die junge Frau eines Senners verstarb und der Mann mit den kleinen Kindern allein zurückblieb, zog sie kurzerhand mit ihrer Ziehtochter zur Familie und übernahm die Versorgungsarbeit im Haus.

Auch in der Kranken- und Altenpflege engagierte sich Anna Tschenett im Dorf. Sie kannte sich mit Kräutern aus, die sie selbst sammelte und ihren Mitmenschen bei gesundheitlichen Problemen zukommen ließ. Vielfach war sie bei Beschwerden, vor allem wenn es um Kinder ging, die erste Anlaufstelle. Auch verletzte Tiere wurden mit der Bitte um Hilfe und Pflege zu ihr gebracht. Wenn der Weg zum Hausarzt bzw. zur Hausärztin oder ins Spital zu lang erschien, verabreichte Anna Tschenett auch Spritzen. Sie stattete bei Kranken zu Tag- und Nachtzeit Hausbesuche ab und unterstützte die Familien bei der Betreuung und Versorgung der pflegebedürftigen Angehörigen. Darüber hinaus nahm die „Tschera Anna“ auch Dienste im Todesfall wahr: Sie übernahm das Waschen und Ankleiden der Verstorbenen.

Für die Gestaltung des Sterbehauses brachte sie ihre selbst bestickten Totentücher mit und kümmerte sich mit Trost und Zuspruch um die trauernden Angehörigen. Sie habe gut zuhören, trösten und Mut zusprechen können, erinnert sich die Ziehtochter an die seelische Unterstützung, die „Tante Anna“ im Dorf leistete.

Dass das Engagement Anna Tschenetts wahrgenommen und geschätzt wurde, zeigte sich an den vielen materiellen Zuwendungen der Schludernser*innen: Als Zeichen der Dankbarkeit ließen ihr viele Mitbürger*innen einen Teil ihrer bäuerlichen Erzeugnisse zukommen. Denn für ihre Dienste habe „Tante Anna“ – so erinnert sich die Ziehtochter – nie etwas verlangt. „Durch ihr verständnisvolles und hilfsbereites Wesen gewann sie die Wertschätzung und das Vertrauen der Dorfbevölkerung“, schreibt sie in der kurzen Lebensskizze und sieht im Erhalt des Grabes von Anna Tschenett eine Form von Wertschätzung, „weil im Ort alle wissen, was sie getan hat“.

→ Interview mit Anna Mayer, 24.08.2022, Tramin;
→ MAYER Anna, Lebensskizze von Anna Tschenett, August 2022;
→ Taufbuch Sterzing, 1847–1892, fol. 3622;
→ Sterbebuch Schluderns IV, fol. 291.

STIFTERINNEN UND GÖNNERINNEN



1 Nadežda Ivanovna Borodina



2 Maria Anna von der Pfalz



3 Agnes Klara (Theresia) Steiner



4 Margaret MacNutt



5 Mary A. Schünemann



6 Uta von Tarasp

Suanihilt

242

Geboren/verstorben: 11. Jahrhundert

Schenkte das heutige Gebiet der Stadt Bruneck an den Bischof von Brixen

Dass die Stadt Bruneck dort entstehen konnte, wo sie heute liegt, ist unter anderem einer Frau zu verdanken: Um das Jahr 1000 übergab die Edelfrau Suanihilt ihren Grundbesitz „im Ort Ragen“ („in loco Ragouva“) mitsamt den Feldern, Wiesen, Wässern und Straßen sowie all ihrem Besitz in der Grafschaft Pustertal („in comitatu Pusterissa“) dem Bischof Albuin von Brixen und seinem Vogt Engildeo. Im Gegenzug dafür erhielt Suanihilt eine Hube in Stegen („Stega“ genannt), eine Mühle in Ragen, eine jährliche Fuhre Wein sowie Zehntabgaben jenes Gutes, das sie der Kirche geschenkt hatte. Es handelt sich hier um einen Zehnten, den der Bischof an eine weltliche Person verlieh. Die Schenkung war vorerst zeitlich begrenzt, konnte jedoch nach zwei Jahren vonseiten des Bischofs bestätigt werden und wurde damit bis zum Lebensende Suanihilts und ihres Mannes gültig. Nach dem Ableben des Ehepaares sollten alle genannten Besitztümer ohne Widerspruch in die Herrschaft des Bischofs von Brixen und seines Nachfolgers übergehen „und für immer bleiben“ („et perpetuo permaneat“).
Die Urkunde Suanihilts zugunsten der Kirche von Brixen ist ein wichtiges Dokument, das auf die Handlungsspielräume von Frauen im Mittelalter verweist: Bei der Schenkerin Suanihilt handelt es sich nicht um eine Witwe, sondern um eine verheiratete Frau. Sie verfügt in der Urkunde eigenständig über ihren Besitz und ist nicht als Anhang des Mannes genannt. Im Gegenteil, in der Urkunde ist sie als alleinige Schenkerin an erster Stelle angeführt. Der Ehemann tritt höchstwahrscheinlich als Rechtsvormund auf, durch dessen Hand die Schenkung Gültigkeit erhält („cum manu mariti sui nomine Oldageri et neptarum eius […]“).
Die Schenkung Suanihilts hat einen ganz besonderen Wert für Bruneck: Es handelt sich um die erste Nennung des Ortes Ragen und damit des ältesten Teiles der Stadt. Ragen dürfte damals eine ausgedehnte Ortschaft bestehend aus einer größeren Zahl von Höfen gewesen sein.
Die Schenkung Suanihilts stellte den Bischöfen von Brixen das zukünftige Gründungsgebiet der Stadt Bruneck zur Verfügung.

→ MAIRHOFER Theodor, *Pusterthal unter den Gaugrafen bis zum Auftreten der ältesten Adelsgeschlechter (860–1150 n. Chr.)*, Brixen, Weger, 1865, 81;
→ REDLICH Oswald, *Acta Tirolensia. Urkundliche Quellen zur Geschichte Tirols, Bd. 1: Die Traditionsbücher des Hochstiftes Brixen vom zehnten bis in das vierzehnte Jahrhundert*, Innsbruck, Wagner, 1886, Nr. 50, 29;
→ TASSER Rudolf/KOFLER Daniela, *Bruneck. Das Stadtbuch*, Bozen, Athesia, 2005, 11–12.

Mathilde von Morith-Greifenstein

243

Geboren/verstorben: 12. Jahrhundert

Stifterin des Bozner Klosters „in der Au“

Obwohl sich das Leben Mathilde von Morith-Greifensteins im 12. Jahrhundert abspielte, verfügen wir heute noch über eine Abbildung von ihr: Sie ist in der Stiftskirche von Gries zu sehen. Dort befindet sich die barocke Kopie ihres verloren gegangenen Grabsteins, der vom alten Kloster St. Maria in der Au in die Stiftskirche transferiert wurde. Über der Abbildung ist ein Schriftzug zu finden, der sie als „Gründerin“ („fundatrix“) und „erste Wohltäterin“ („prima benefactrix“) tituliert, eine Benennung, die auf ihre zentrale Rolle in der Geschichte des ehemaligen Augustiner-Chorherrenklosters bzw. des heutigen Benediktinerklosters Muri-Gries verweist.
Um 1160 entstand in Bozen auf Initiative des Ehepaares Arnold und Mathilde von Morith-Greifenstein eine Niederlassung der Augustiner-Chorherren. Das Stifter*innenpaar gehörte zu der führenden Adelsschicht der damaligen Zeit: Mathilde war höchstwahrscheinlich Tochter des mächtigen bayrischen Grafen Otto von Scheyern-Dachau-Vallei, ihr Ehemann war Graf von Bozen und Vogt der Kirche von Brixen, des Kollegiatstifts Innichen und des Klosters Neustift. Das genaue Gründungsjahr des Augustiner-Chorherrenstifts „in der Au“ ist nicht bekannt, die erste urkundliche Erwähnung von 1166 lässt vermuten, dass der Gründungsakt in der nahen Vergangenheit zu verorten ist. Auch der genaue Ort des Klosterbaus ist heute ungewiss, wird aber am rechten Eisackufer in der sogenannten Guggau vermutet. Damit befand sich das neu gegründete Kloster im Zentrum der Macht der Morither*innen, nämlich in dem späteren Dorf und heutigen Bozner Stadtteil Gries. Das neue Kloster wurde auch als Familiengrablege auserkoren.
Die Gründungsumstände des Klosters „in der Au“ lassen sich nicht in der gewünschten Transparenz beurteilen. Es erscheint ein Gründer*innenehepaar, genaue Rückschlüsse auf den individuellen Anteil der einzelnen Eheleute lassen sich nicht ziehen. Mathildes Beteiligung muss jedoch mehr als formell gewesen sein: In der Bestätigungsurkunde Friedrichs I. ist sie explizit als „Gründerin“ („fundatrix“) genannt, auch zwei päpstliche Schutzbriefe führen die Gräfin an und nennen das Ehepaar gemeinsam als „Gründer“ („fundatores“). In einem weiteren Schutz- und Bestätigungsprivileg wird Mathilde sogar als Gründerin ohne ihren Mann genannt. Weiters kann angenommen werden, dass die materiellen Dotationen des Klosters vor allem aus dem Erbgut der Ehefrau stammten.
Lange konnte sich Mathilde an ihrer Stiftung nicht erfreuen, noch in den 1160er-Jahren verlor ihr Mann seine einflussreichen Ämter, die Grafschaft Bozen geriet in Interessenskonflikte möglicher Erben des kinderlosen Ehepaares. Der politische und gesellschaftliche Abstieg muss zu einem erheblichen Einschnitt in der gewohnten Lebensführung der Gräfin Mathilde geführt haben. In einem persönlichen Brief an den Abt von Tegernsee aus dieser Zeit nennt sie sich selbst „einst Gräfin von Morith“ („quondam Morit cometissa“), die nun gezwungen sei, ein „armes Leben“ („nunc pauperem vitam gerimus“) zu führen. Ihren Lebensabend verbrachte Mathilde im Kloster, sie trat jedoch nicht als Laienschwester („conversa“) ins eigene Kloster, sondern in das Augustiner-Chorherrenstift von Neustift ein. Das Kloster „in der Au“ war zu diesem Zeitpunkt wohl noch nicht fertig gebaut.

Das genaue Todesjahr Gräfin Mathildes ist nicht bekannt. Sie starb zwischen 1166 und 1174 und fand im Kloster Au ihre Grabstätte.
Das von Mathilde von Morith-Greifenstein (mit-) gegründete Kloster existierte bis 1406 an seinem Entstehungsplatz, infolge von Überschwemmungen übersiedelten die Augustiner-Chorherren in die alte Burg nach Gries, wo sie bis zur Aufhebung des Stiftes unter Joseph II. blieben.
Das Kloster war sehr einflussreich. 1845 wurde das Klostergebäude von den Benediktinern übernommen, die aus dem aufgehobenen Kloster Muri in der Schweiz kamen.

→ CARAMELLE Franz/FRISCHAUF Richard, *Die Stifte und Klöster Tirols*, Innsbruck, Tyrolia [u.a.], 1985, 37;
→ CLEMENTI Siglinde/VERDORFER Martha, *Frauen Stadt Geschichte(n). Bozen. Bolzano. Vom Mittelalter bis heute,* Wien [u.a.], Folio, 2000, 66–67;
→ HÖRMANN-THURN UND TAXIS Julia, *Fundatrix – Die adelige Frau als Klostergründerin. Beispiele für weibliche Handlungsspielräume im Tiroler Mittelalter.* IN: ANDERGASSEN Leo/MADERSBACHER Lukas [Hrsg.], Geschichte als Gegenwart. Festschrift für Magdalena Hörmann-Weingartner, Innsbruck, Wagner, 2010, 131–154, hier 131–132 sowie 140–142;
→ LANDI Walter/HUNGERBÜHLER Plazidus, *Das Augustiner-Chorherrenstift Au-Gries in Bozen/La canonica regolare degli agostiniani di Au-Gries a Bolzano*. IN: OBERMAIR Hannes u. a. [Hrsg.], Dom- und Kollegiatstifte in der Region Tirol – Südtirol – Trentino in Mittelalter und Neuzeit, Innsbruck, Wagner, 2006, 205–222.

Uta von Tarasp

Geboren: 12. Jahrhundert

Verstorben: 2. Dezember, ca. 1163

Stifterin von Kloster
Marienberg bei Burgeis

Zwischen 1149 und 1150 ließ sich eine aus dem Engadin übersiedelte Benediktinergemeinschaft nach einem ersten gescheiterten Niederlassungsversuch endgültig am Marienberg oberhalb von Burgeis nieder. Die Klostergründung im oberen Vinschgau lässt sich auf ein Stifter*innenehepaar zurückführen: In der 200 Jahre später vom Marienberger Mönch Goswin verfassten Chronik wird Ulrich III. von Tarasp als „Gründer“ („fundator“) genannt. In einigen Textpassagen gesellt sich jedoch auch Uta – wahrscheinlich eine Ronsbergerin – als Gründerin zum Ehemann.
An einer Stelle im Kalendarium, welches der Chronik vorgebunden ist, ist sie sogar explizit als Gründerin genannt.
Rückschlüsse darauf, wem der entscheidende Gründungspart von Marienberg zugesprochen werden muss, sind aufgrund der Quellenlage nicht möglich. Gleichzeitig ist jedoch anzumerken, dass stiftende Frauen meist nicht allein auf dem Papier auftraten, sondern der Ehemann in der Urkunde mitaufschien. Ein ähnliches Vorgehen kann für männliche Stiftungen nicht ausgemacht werden. Die Rolle Utas von Tarasp lässt sich damit nicht auf jene der Ehefrau des Gründers reduzieren, sondern muss vielmehr in jener der (Mit-)Stifterin ausgemacht werden. Auch die gemeinsamen Schenkungen des Ehepaares an das Kloster Marienberg, welche der Ausstattung und Existenzsicherung galten, zeigen Utas aktive Rolle. Ein Teil der Güter stammt aus ihrem Besitz und wurde von ihr dem Kloster übergeben.

Uta muss wohl einem Kloster beigetreten sein; im Marienberger Kalendarium ist sie als Nonne („monialis“) angeführt. Auf dem Fundatoren-Bildnis in der Krypta des Klosters Marienberg, das höchstwahrscheinlich noch zu Lebzeiten des Stifters und der Stifterin entstand, ist Uta mit Kukulle, dem weiten Obergewand der Nonnen, dargestellt. Das Doppelbildnis von Ulrich und Uta verweist zudem auf die Klosterstiftung als ein gemeinsam durchgeführtes und getragenes Projekt.
Als Nonne brach Uta auf eine Pilgerfahrt ins Heilige Land auf, von der sie nicht mehr lebend zurückkam. Ihre letzte Ruhestätte fand die (Mit-) Stifterin in „ihrem“ Kloster Marienberg. Das noch erhaltene und überaus kostbare Messgewand, die „Uta-Kasel“, die mit Darstellungen der Auftraggeberin geschmückt ist, zeugt noch heute vom Naheverhältnis Utas zu ihrer Gründung.

→ CARAMELLE Franz/FRISCHAUF Richard, *Die Stifte und Klöster Tirols*, Innsbruck, Tyrolia [u.a.], 1985, 24;
→ HÖRMANN-THURN UND TAXIS Julia, *Fundatrix – Die adelige Frau als Klostergründerin. Beispiele für weibliche Handlungsspielräume im Tiroler Mittelalter*. IN: ANDERGASSEN Leo/MADERSBACHER Lukas [Hrsg.], Geschichte als Gegenwart. Festschrift für Magdalena Hörmann-Weingartner, Innsbruck, Wagner, 2010, 131–154, hier 131–132 sowie 136–140;
→ HÖRMANN-WEINGARTNER Magdalena, *Die Uta-Kasel in Kloster Marienberg*. IN: Südtiroler Kulturinstitut/STAMPFER Helmut [Hrsg.], Romanische Wandmalerei im Alpenraum. Referate der wissenschaftlichen Tagung, veranstaltet vom Südtiroler Kulturinstitut in Zusammenarbeit mit dem Landesdenkmalamt und dem Landesarchiv der Autonomen Provinz Bozen-Südtirol, Schloss Goldrain, 16. bis 20. Oktober 2001, Lana, Tappeiner, 2004, 129–148;
→ LOOSE Rainer, *Marienbergs Anfänge und frühe Zeit (bis ca. 1250)*. IN: LOOSE Rainer (hrsg. von Südtiroler Kulturinstitut), 900 Jahre Benediktinerabtei Marienberg 1096–1996. Festschrift zur 900 Jahrfeier des Klosters St. Maria (Schuls-Marienberg), Lana, Tappeiner, 1996, 17–50;
→ MADERSBACHER Lukas, *Die Marienberger Krypta-fresken. Überlegungen zu Inhalt und Deutung*. IN: LOOSE Rainer (hrsg. von Südtiroler Kulturinstitut), 900 Jahre Benediktinerabtei Marienberg 1096–1996. Festschrift zur 900 Jahrfeier des Klosters St. Maria (Schuls-Marienberg), Lana, Tappeiner, 1996, 71–92;
→ ROILO Christine/SENONER Raimund [Hrsg.], *Das Registrum Goswins von Marienberg*, Innsbruck, Universitätsverlag Wagner, 1996.

Adelheid von Tirol

Geboren: ca. 1214

Verstorben: ca. 1278

Tiroler Landesfürstin,
Stifterin des Dominikanerinnenklosters
Maria Steinach in Algund

Obwohl die Stiftungsurkunde der Dominikanerinnen von Maria Steinach während der Bauernkriege verloren ging, verweist eine Reihe weiterer Quellen auf Adelheid von Tirol als weibliche (Mit-) Stifterin des Klosters. Der genaue Anteil am Gründungsvorgang lässt sich nicht mehr genau einschätzen. Klar erscheint jedoch die Tatsache, dass Adelheid an der Anfang der 1240er-Jahren erfolgten Stiftung der Frauengemeinschaft in Algund maßgeblich beteiligt war, vielleicht sogar als alleinige Stifterin. Für die zentrale Bedeutung Adelheids bei der Gründung von Maria Steinach spricht die Tatsache, dass sie dem Kloster erheblichen Besitz übertrug. Darüber hinaus wählte sie Maria Steinach zu ihrer Grablege und machte es zu einer Art „Hauskloster“ für Frauen der landesfürstlichen Familie: Mehrere Töchter der Familie traten ins Kloster ein, auch zwei von Adelheids Töchtern nahmen den Schleier und wurden Klosterfrauen in Maria Steinach.
Die Gründerin selbst scheint nicht ins Kloster eingetreten zu sein.
Über ihre Stiftungstätigkeit hinaus war Adelheid von Tirol eine bedeutende Persönlichkeit, hatte sie doch als Tiroler Fürstin den besonderen Status der Erbin des Landes inne. Es war nicht sie, die – wie für Frauen üblich – zur Hochzeit in ein fremdes Land zog, sondern umgekehrt: Meinhard III. von Görz, den sie um 1236/37 heiratete, begab sich ins Land der Braut.
Ihr Erbe war die Grundlage für die unter ihrem Mann und ihrem Sohn erfolgte Bildung eines geeinten Landes Tirol. Ohne das Einverständnis Adelheids hätte der Ehemann Meinhard das Tiroler Erbe nicht antreten können. Unmittelbar nach seinem Tod 1258 übernahm Adelheid für kurze Zeit bis zur Volljährigkeit ihres Sohnes Meinhard II. von Görz-Tirol die Macht im Lande.

→ HÖRMANN-THURN UND TAXIS Julia, *Frauenklöster im mittelalterlichen Tirol und im Trentino – Ein Überblick*. IN: MAZOHL Brigitte/FORSTER Ellinor [Hrsg.], Frauenklöster im Alpenraum, Innsbruck, Wagner, 2012, 15–44, hier 28;
→ HÖRMANN-THURN UND TAXIS Julia, *Fundatrix – Die adelige Frau als Klostergründerin. Beispiele für weibliche Handlungsspielräume im Tiroler Mittelalter*. IN: ANDERGASSEN Leo/MADERSBACHER Lukas [Hrsg.], Geschichte als Gegenwart. Festschrift für Magdalena Hörmann-Weingartner, Innsbruck, Wagner, 2010, 131–154, hier 142–145;
→ HÖRMANN-THURN UND TAXIS Julia, *Mächtige Fürstinnen – fromme Stifterinnen? Das Stiftungsverhalten der Tiroler Landesfürstinnen (13. und 14. Jahrhundert)*. IN: ZEY Claudia [Hrsg.], Mächtige Frauen? Königinnen und Fürstinnen im europäischen Mittelalter, Ostfildern, Thorbecke, 2015, 365–410, hier 372.

Eufemia von Schlesien 248

Geboren: 1278/83

Verstorben: 4. April 1347

Tiroler Landesfürstin,
Stifterin des Klarissenklosters in Meran

Herzogin Eufemia, die durch ihre Ehe mit Otto III. zur Gräfin von Görz-Tirol wurde, betätigte sich auf herausragende Weise als Förderin von geistlichen Institutionen des Landes. Ihre intensive Stiftungstätigkeit hatte neben der familiären Jenseitsfürsorge wohl auch die materielle Unterstützung der Tiroler Klöster zum Ziel. Eufemia lebte für ihre Zeit sehr lang, 37 Jahre ihres Lebens war sie Witwe. Schon ihr Mann Otto hatte sie in ihrer Stifterinnentätigkeit unterstützt, nach seinem Tod 1310 konnte Eufemia weitgehend unabhängig über ihre Finanzen verfügen. Als Witwe war sie auch selbstständig wirtschaftlich tätig und verwaltete vier Gerichte.
Die wichtigste Stiftung Eufemias ist die Gründung des Klarissenklosters in Meran. 1309 rief die Landesfürstin das Klarissenkloster ins Leben, die Grundausstattung stammte aus ihrem eigenen Besitz. Die Rolle ihres Ehemannes Otto beschränkte sich auf die wohlwollende Zustimmung. Bis zu ihrem Tod förderte Eufemia „ihre“ Klarissen nach Kräften. Neben Schenkungen von Grund und Einkünften gelang es Eufemia, auch Gönner*innen für das Kloster zu gewinnen und diverse Privilegien auszuhandeln. Eine der wichtigsten Unterstützerinnen des Klarissenklosters war eine vermögende Freundin Eufemias, die kinderlose Witwe Elisabeth von Schönberg-Taufers. Ihre Zuwendungen an das Kloster sind beachtlich, sodass sie neben Eufemia als Mitstifterin genannt werden kann. Elisabeth trat selbst ins Kloster ein und wurde kurze Zeit darauf zur Äbtissin gewählt. Die Stifterin Eufemia nahm nicht den Schleier, zwei ihrer vier Töchter traten jedoch ins Klarissenkloster ein.
Nach ihrem Tod am 4. April 1347 wurde Eufemia nicht in Stams bestattet, wo die Mitglieder der landesfürstlichen Familie üblicherweise ihre letzte Ruhe fanden, sondern im Klarissenkloster in Meran beigesetzt.

→ HÖRMANN-THURN UND TAXIS Julia [Hrsg.], *Margarete Gräfin von Tirol/Margareta contessa del Tirolo. 30.06.07 – 19.11.07, Landesmuseum Schloss Tirol*, Innsbruck, Studienverlag [u.a.], 2007, 40 sowie 99;
→ HÖRMANN-THURN UND TAXIS Julia, *Frauenklöster im mittelalterlichen Tirol und im Trentino – Ein Überblick*. IN: MAZOHL Brigitte/FORSTER Ellinor [Hrsg.], Frauenklöster im Alpenraum, Innsbruck, Wagner, 2012, 15–44 sowie 34–35;
→ HÖRMANN-THURN UND TAXIS Julia, *Fundatrix – Die adelige Frau als Klostergründerin. Beispiele für weibliche Handlungsspielräume im Tiroler Mittelalter.* IN: ANDERGASSEN Leo/MADERSBACHER Lukas [Hrsg.], Geschichte als Gegenwart. Festschrift für Magdalena Hörmann-Weingartner, Innsbruck, Wagner, 2010, 131–154, hier 147–149;
→ HÖRMANN-THURN UND TAXIS Julia, *Mächtige Fürstinnen – fromme Stifterinnen? Das Stiftungsverhalten der Tiroler Landesfürstinnen (13. und 14. Jahrhundert).* IN: ZEY Claudia [Hrsg.], Mächtige Frauen? Königinnen und Fürstinnen im europäischen Mittelalter, Ostfildern, Thorbecke, 2015, 365–410, vor allem 381–399.

Adelheid von Eppan 249

Geboren: Ende 12./Anfang
13. Jahrhundert

Verstorben: zwischen 3. September
1263 und 18. September 1264

Stifterin des „Deutschhauses“ in Sterzing

Am 9. Juni 1241 stiftete Adelheid von Eppan gemeinsam mit ihrem Ehemann Hugo von Taufers nahe der Pfarrkirche von Sterzing das Heilig-Geist-Spital, ein Hospiz für Arme und Pilger*innen, und stattete es mit Dotationen aus. Das mittelalterliche Spital war weniger eine Heilanstalt als eine Pflegestätte für alte und kranke Menschen. Um das Spital entstand sehr bald eine religiöse, quasi monastisch organisierte Gemeinschaft von Männern und Frauen, die dort lebten und arbeiteten.
Die Quellen lassen vermuten, dass die Initiative zur Gründung des Sterzinger Spitals von Adelheid ausging. Das Spital wurde auf Eppaner Boden errichtet. Adelheid war es auch, die 1254 als Witwe das Haus dem Deutschen Orden schenkte und damit den Fortbestand der Stiftung sicherte. 1263 bestätigte sie ihre Schenkung, die auf den Widerstand des Bischofs von Brixen stieß. Ähnliches lässt sich aus dem Verzicht ihres Sohnes Ulrich auf die ererbten Rechte am Spital ableiten: Während die verstorbene Mutter als Stifterin genannt wird, bleibt der Vater unerwähnt.
Über Adelheid von Eppan gibt es nur wenige biografische Informationen. 1212 findet sie als Gemahlin Hugos IV. von Taufers erstmals urkundlich Erwähnung, ab 1241 wird der Name durchwegs in Zusammenhang mit dem Sterzinger Spital genannt. Keine einzige Urkunde bezeichnet sie als Gräfin von Eppan. Dass sie jedoch eine solche gewesen sein muss, lässt sich implizit aus den Dokumenten schließen. So ist sie beispielsweise in der Stiftungsurkunde des Spitals als „edle Gräfin“ („nobilis comitissa“) angeführt und muss damit aus einem Grafengeschlecht stammen. Besitz- und Verwandtschaftsverweise deuten in Richtung Eppaner Grafen. Die Schenkungsurkunde an den Deutschorden lässt auf ein weiteres biografisches Detail schließen: Die Gräfin ist hier als „wir Schwester Adelheid“ („nos soror Adelhaidis“) angeführt. Sie hat also selbst der religiösen Spitalsgemeinschaft angehört.
Das Stifter*innenehepaar, allen voran Adelheid von Eppan, legte mit der Urkunde von 1241 den Grundstein des ältesten profanen Gebäudes Sterzings, welches das Stadtbild über die Jahrhunderte prägen sollte. Bis 1977 war es – mit Unterbrechungen – die zentrale Stätte der Kranken- und Altenpflege. Heute sind im sogenannten Deutschhaus das Stadt- und Multschermuseum, die Musikschule sowie die Bürgerkapelle untergebracht.

Clara Dinßlin von Anger

Geboren: 19. Juni 1660, Innichen

Verstorben: 7. Dezember 1732, Sexten

Sextner Stifterin

Die Stiftung der Clara Dinßlin von Anger ist für ihren Wirkungsort Sexten bemerkenswert, sie ist bedeutsam und umfangreich. Selbst in der „topographisch-historisch-statistischen Beschreibung der Diöcese Brixen“ des Geistlichen und Denkmalpflegers Georg Tinkhauser von 1855 findet die Stiftung Erwähnung. Sie ist Ausdruck davon, wie sich Frauen aktiv um das religiöse Leben ihrer Gemeinden bemühten. Diese Bestrebungen können einerseits als Zeichen eigener Frömmigkeit und des Bemühens um familiäres Prestige und Memoria gewertet werden, andererseits zeugen sie vor allem in Anbetracht der zeitgenössischen Bedeutung von Religion und Religiosität von einer Sorge um das Seelenheil der Bewohner*innen des Ortes.
Am 20. Februar 1680 heiratete Clara Dinßlin von Angerburg in zweiter Ehe den kaiserlichen Zolleinehmer und Heinfelser Gerichtsanwalt in Sexten Jacob Bernwerth. Clara Dinßlin trat bei mehreren Gelegenheiten als prominente Stifterin in Sexten auf. 1707 stiftete sie gemeinsam mit ihrem Ehemann der Kuratiekirche in St. Veit eine Wetterglocke, auf welcher der Name der Stifter*innen vermerkt war. Lange Zeit war die Glocke des Ehepaares die größte des Kirchturms. Im August 1915 wurde sie im Zuge des Beschusses von St. Veit zerstört. Neben 22 Häusern brannte auch die Pfarrkirche, wobei die Turmspitze abbrach und die Kirchenglocken herabstürzten.
Auch als Witwe war Clara Dinßlin großzügig. Mitte des 17. Jahrhunderts war Sexten zur Kuratie erhoben worden und hatte einen eigenen Seelsorger erhalten. Kaum 50 Jahre später wurde in der über 1.000 Einwohner*innen starken Kuratie der Wunsch nach einem zweiten Priester geäußert. Die gemeinsam von Clara Dinßlin und einem gewissen Christoph Kininger getätigte Stiftung ermöglichte die Realisierung dieses Anliegens. Das im Diözesanarchiv in Brixen verwahrte Stiftungsdokument ist auf den 16. Juli 1716 datiert. Die Beziehung zwischen den beiden Wohltäter*innen erschließt sich aus dem Dokument nicht. Kininger stammte vom Rauthof und arbeitete in Wien als Schneidermeister. Gemeinsam stifteten Kininger und Dinßlin eine beträchtliche Summe für die Einrichtung einer Kooperatur in Sexten: Der Wiener Schneidermeister spendete 3.000 Gulden, 2.500 Gulden stammten von Clara Dinßlin.
Im Gegenzug sollte der stiftenden Witwe, ihren Kindern, Eltern und Geschwistern zweimal wöchentlich eine Messe gelesen werden, einmal jährlich – so ist es im Stiftsbrief verzeichnet – fiel auch ein Jahrtag für die Stifterin an.
Clara Dinßlin ist im Stiftsbrief die Protagonistin. Sie durfte den Rechtsakt jedoch nicht allein vollziehen, sondern benötigte, wie alle Frauen dieser Zeit, einen „Anweiser“,

→ HÖRMANN-THURN UND TAXIS Julia, *Fundatrix – Die adelige Frau als Klostergründerin. Beispiele für weibliche Handlungsspielräume im Tiroler Mittelalter.* IN: ANDERGASSEN Leo/MADERSBACHER Lukas [Hrsg.], Geschichte als Gegenwart. Festschrift für Magdalena Hörmann-Weingartner, Innsbruck, Wagner, 2010, 131–154, hier 150–151;
→ HUTER Franz, *Die Anfänge der Spitäler von Sterzing.* IN: HAIDACHER Anton u. a. [Hrsg.], Festschrift Karl Pivec. Zum 60. Geburtstag gewidmet von Kollegen, Freunden und Schülern, Innsbruck, Amoe, 1966, 205–212;
→ KUSTATSCHER Erika, *Das Deutschhaus. Geschichte und Funktion.* IN: Stiftung Deutschhaus Sterzing/Fondazione Deutschhaus Vipiteno [Hrsg.], Das Deutschhaus in Sterzing. Hospiz – Kommende – Spital – Museum – Musikschule. Festschrift zum Abschluss der Restaurierungsarbeiten 2001–2006, Brixen/Sterzing, Weger, 2006, 17–50;
→ KUSTATSCHER Erika, *Die Herren von Taufers*, unveröffentlichte Dissertation, Universität Innsbruck, 1987, 108–114 sowie 250–255;
→ VON PETTENEGG Eduard Gaston [Hrsg.], *Die Urkunden des Deutsch-Ordens Centralarchives zu Wien*, Bd. 1: 1170–1809, Prag/Leipzig, F. Tempsky/G. Freytag, 1887, Nr. 171, 9. Juni 1241, 49 sowie Nr. 260, 71.

einen „Geschlechtsvormund“, der sie in privatrechtlichen Verträgen beriet und begleitete. Ferner war die Einwilligung ihres Sohnes, der zu diesem Zeitpunkt als kaiserlicher Zöllner und Heinfelser Gerichtsanwalt in Sexten wirkte, vonnöten.
Noch ein weiteres Mal erwies sich Clara Dinßlin großzügig gegenüber der Sextner Kirche: Kurz vor ihrem Tod, im Jahre 1732, schenkte sie der Kirche wertvolle Messkleider.
Die tiefe Religiosität von Clara Dinßlin lässt sich nicht nur an Stiftungs- und Schenkungsdokumenten festmachen, sondern auch an den Lebenswegen ihrer Nachkommen. Von ihren zehn Kindern, die das Erwachsenenalter erreichten, traten fünf in einen Orden ein. Bis ins Jahr 1976 und damit 260 Jahre blieb Sexten die Kooperatorenstelle erhalten und gewährleistete damit die seelsorgerische Betreuung des Tales.

→ Diözesanarchiv Brixen, Stiftungsurkunde vom 16. Juli 1716;
→ Sterbebuch Sexten 1696–1782, fol. 72;
→ Heiratsbuchindex Sexten 1652–1923, fol. 3;
→ Tauf-, Heirats- und Sterbebuch Sexten, 1669–1726, fol. 344;
→ Tauf- und Illegitimibuch Innichen, 1631–1722, fol. 338;
→ HOLZER Rudi, *Das „Goldene Kreuz“. Eine alte Gaststätte in Sexten.* IN: Der Sextner. Informationen aus der Gemeinde, Juni 2004, Nr. 54, 16–18;
→ TINKHAUSER Georg, *Topographisch-historisch-statistische Beschreibung der Diöcese Brixen. Mit besonderer Berücksichtigung der Culturgeschichte und der noch vorhandenen Kunst- und Baudenkmale aus der Vorzeit*, Bd. I, Brixen, Weger, 1855.

Geboren: 28. Oktober 1667, Düsseldorf, Nordrhein-Westfalen

Verstorben: 16. Juli 1740, Guadalajara, Spanien

Spanische Königin,
Stifterin des Loretoschatzes von Klausen

Maria Anna von der Pfalz heiratete zwischen 1689 und 1690, zuerst „ad procurationem“ dann in einem persönlichen Trauungszeremoniell, König Karl II. Für den spanischen König war es die zweite Ehe, die jedoch – wie bereits die erste – kinderlos blieb und zum Erlöschen der spanischen Linie der Habsburger führte.
Es folgte ein Krieg um das Erbe, der mit der Thronbesteigung eines Bourbonen, Philipps V., endete. Für die ehemalige Königin bedeutete dies den Weg ins französische Exil, erst 1738 konnte sie nach Spanien zurückkehren, wo sie zwei Jahre später starb.
Was Maria Anna von der Pfalz mit Südtirol verbindet, sind ihre finanziellen und künstlerischen Zuwendungen, die heute noch in der Stadt Klausen sichtbar sind. Auf Betreiben ihres Beichtvaters, des Kapuzinerpaters und gebürtigen Klausners Gabriel Pontifeser, den sie zu sich nach Madrid geholt hatte, stiftete die Königin 1698 das Kapuzinerkloster im Ortsteil Frag. 1701 war der Bau bereits vollendet. Die Hauptaufgabe des Klosters war die Mithilfe in der Seelsorge der Stadtpfarre Klausen und der umliegenden Pfarrgemeinden.
Ein Jahr nach der Klosterweihe erwarb Maria Anna, die in der Zwischenzeit Witwe geworden war, das Geburtshaus ihres Klausner Beichtvaters und ließ hier zwischen 1702 und 1703 die Loretokapelle errichten. Sie wurde 1723 geweiht und stellt eine Nachbildung des Heiligen Hauses von Nazareth dar, das im Wallfahrtsort Loreto verehrt wird. Zur Ausstattung der Kapelle zählt der sogenannte Loretoschatz, eine kostbare Sammlung von Gemälden und Kunstgegenständen, welche sich aus Geschenken von Persönlichkeiten des spanischen Hofes, allen voran der spanischen Königin selbst, zusammensetzt.
Der Loretoschatz ist heute noch eine wahre „Schatzkammer“ kirchlichen Kunstgewerbes und zählt zu den großartigsten kunsthistorischen Sammlungen seiner Art. Trotz einiger Verluste – unter anderem während der bayrischen Herrschaft in Tirol und aufgrund der Überschwemmung von 1921 – ist der Klausner Schatz erhalten: Diese einzigartige Sammlung von Kunstwerken wird im Stadtmuseum verwahrt, das sich im 1972 aufgelassenen Kapuzinerkloster befindet. Auch die beiden Sakralbauten, Klosterkirche und Loretokapelle, besitzen qualitätvolle Kunstwerke. Das Wappen mit Inschrift auf der Kirchenfassade verweist heute noch auf die großzügige Stifterin, die Klausen nicht nur ein Kloster, sondern auch einen kunsthistorisch einzigartigen „Schatz“ beschert hat.

→ CARAMELLE Franz/FRISCHAUF Richard, *Die Stifte und Klöster Tirols*, Innsbruck, Tyrolia [u.a.], 1985, 163–164;
→ HÜTTL Ludwig, *Maria Anna (Mariana) Königin von Spanien, geborene Pfalzgräfin von Pfalz-Neuburg.* IN: Neue Deutsche Biographie, online unter: https://www.deutsche-biographie.de/gnd123154405.html#ndbcontent, 02.02.2022;
→ TOFFOLI Lara, *Das Stadtmuseum Klausen. Der Loretoschatz, die Museumsgalerie*, Klausen, Stadtmuseum, 1995, vor allem 13–20;
→ VITALI Andrea, *“Clausa sub Sabione sita”. Sabiona e Chiusa nel cuore della Val D’Isarco*, Brixen, Weger, 2009, 229–233 sowie 353.

Agnes Klara (Theresia) Steiner

Geboren: 29. August 1813, Taisten

Verstorben: 24. August 1862, Nocera Umbra, Perugia

„Ekstatische Jungfrau“, Ordensstifterin

Die bekannteste „ekstatische Jungfrau“ des 19. Jahrhunderts war Maria von Mörl aus Kaltern. Sie war für viele religiöses Vorbild, Inspiration und Bezugspunkt, ihr Wirken blieb aber auf die mystischen Erfahrungen beschränkt. Theresia Steiner hingegen nutzte ihre Frömmigkeit zur Gründung einer Glaubensinstitution: Sie war nicht nur spirituelles Vorbild für gläubige Katholik*innen, sondern reformierte als apostolische Missionarin für die Kirche, so ihr Selbstverständnis, das Kloster von Nocera Umbra. Mit der Mystikerin Maria von Mörl verbindet Theresia Steiner bzw. Sr. Agnes nicht nur ein Besuch in Kaltern, sondern der wiederkehrende Bezug in ihren Aufzeichnungen und Briefen auf das psychische und physische Leiden, anhand dessen sie sich Christus näherte.
1813 kam Thereß Steiner – so ist sie im Taufbuch vermerkt – am Lahnerhof in Taisten zur Welt. Bereits als Kind soll sie sehr fromm gewesen sein. So habe der Empfang der Erstkommunion in Steiner eine frühe mystische Erfahrung ausgelöst, die erste in einer langen Reihe von Visionen und Ekstasen, die ein Leben lang anhielten. Infolge einer solchen Erfahrung entschied sich Steiner, in einen Orden einzutreten. Von ihrer Familie erhielt sie dabei keine Unterstützung. Wiederholt versuchte Theresia Steiner, in ein Kloster der Region einzutreten, musste jedoch aus den verschiedensten Gründen immer wieder nach Hause zurückkehren. 1825 legte Steiner in Innichen die Lehrerinnenausbildung ab und unterrichtete für kurze Zeit bei den Tertiarinnen in Brixen.

Bereits in ihrer Jugend war Steiner karitativ tätig. Ihre beschränkten finanziellen Ressourcen verwendete sie für Almosen. Sie wurde zu Kranken und Sterbenden gerufen, wobei sich ihre Pflege nicht auf den Körper beschränkte, sondern auch dem Geist galt. Durch Gebete kümmerte sich Steiner um das Seelenheil ihrer Mitmenschen.
1838, mit 25 Jahren, konnte Theresia Steiner endlich ihrer Berufung folgen: Die bayrischen Klarissen-Kapuzinerinnen in Assisi gewährten ihr Aufnahme. Im folgenden Jahr wurde sie eingekleidet und erhielt den Namen „Maria Agnes Klara“. 1843 wurde sie zur Novizinnenmeisterin gewählt und betreute den Ordensnachwuchs. Sechs Jahre lang blieb Sr. Agnes in Assisi.
In dieser Zeit verfasste sie die Lebensregel der „Gemilderten Klarissen“.
Als der Bischof von Nocera Umbra bei den Schwestern in Assisi um eine Leiterin für das dortige Klarissenkloster San Giovanni Battista bat, fiel die Wahl auf die 31-jährige Sr. Agnes.
In Nocera Umbra kümmerte sich die Ordensschwester spirituell wie auch materiell um die ihr anvertraute Gemeinschaft. Im Zentrum ihrer Bemühungen stand dabei die Umsetzung „ihrer“ Ordensregel, jener der „Gemilderten Klarissen“, deren rigorose Anwendung sie durchsetzen konnte. Dafür stand sie sogar in Kontakt mit dem Papst und sprach bei ihm in zwei Audienzen vor.
1847 erhielt Sr. Agnes für ihre Regel die päpstliche Bestätigung. Mit kaum 35 Jahren stand die gebürtige Taistnerin dem reformierten Kloster als erste Äbtissin vor. Die von ihr angestrebte Reform eines weiteren Klosters scheiterte.
1862 verstarb Mater Agnes Steiner in „ihrem“ Kloster in Nocera Umbra im Ruf der Heiligkeit. Auch unter ihrem Taufeintrag im Kirchenbuch von Taisten ist notiert: „Sie starb in Nocera in Umbrien im wohlverdienten Ruf der Heiligkeit“. („Mortua est Nocerae in Umbria famam sanctitatis bene merita.“) Bereits wenige Jahre später anlässlich des Ersten Vatikanischen Konzils wurde der Brixner Fürstbischof Vinzenz Gasser vom Bischof von Nocera ersucht, Erhebungen durchzuführen, um einen Seligsprechungsprozess einleiten zu können. Der daraufhin in Gang gesetzte Prozess wurde bis heute nicht abgeschlossen.
1906 ließen sich in Taisten, im Geburtsort der Äbtissin Agnes Steiner, Gemilderte Klarissen aus Nocera Umbra nieder. Bis 1998 hatte ihre Klostergemeinschaft im Hochpustertal Bestand.

→ Taufbuch Taisten, 1804–1874, 1. Seite: Brief des Domdekans sowie fol. 77;
→ BAUR Johannes, *Beiträge zur Heimatkunde von Taisten*. Ein Südtiroler Heimatbuch, Innsbruck [u.a.], Universitätsverlag Wagner, 1969, 173–174 sowie 226–228;
→ CLEMENTI Siglinde/NUBOLA Cecilia, *Editorial/ Editoriale*. IN: Geschichte und Region/Storia e regione 12/2 (2003), 5–13;
→ GELMI Josef, *Geschichte der Kirche in Tirol. Nord-, Ost- und Südtirol*, Innsbruck [u.a.], Tyrolia, 2001, 331;
→ PRIESCHING Nicole, *Frömmigkeitskultur und Ultramontanismus in Tirol um 1850*. IN: Geschichte und Region/Storia e regione 12/2 (2003), 15–36;
→ SIGISMONDI Gino, *Nella chiesa e per la chiesa. Madre Agnes Steiner*, Modena, Paoline, 1973;
→ o. V., *Steiner, Agnes Klara*. IN: Österreichisches Biographisches Lexikon, Österreichische Akademie der Wissenschaften, online unter: https://apis.acdh.oeaw.ac.at/person/31932, 30.03.2022.

Geboren: 16. Februar 1826, Partschins

Verstorben: 13. März 1903, Partschins

Schulstifterin

Im August 1873 kam eine Inspektion der übergeordneten Schulbehörden nach Partschins. Ihr Ziel war die Überprüfung der Durchführung des sogenannten Reichsvolksschulgesetzes, welches vier Jahre zuvor erlassen worden war und schulische Verbesserungen garantieren sollte.
In einem Protokoll der k.k. Bezirkshauptmannschaft werden die Beobachtungen der Inspektion aufgeführt: So besuchten in der Schule von Partschins 98 Kinder den Unterricht in einem einzigen kleinen Klassenraum. Die Verfasser des Dokumentes bezweifeln, dass den Schüler*innen „unter diesen unhaltbaren Zuständen ausreichende Kenntnisse und Fertigkeiten“ vermittelt werden könnten. Das Protokoll beinhaltet des Weiteren die Anweisung, die genannten Unzulänglichkeiten zu beseitigen; so wird beispielsweise die Errichtung eines zweiten Klassenraumes verfügt.
Die Schule sollte zu einer zweiklassigen Einrichtung mit zwei Lehrer*innen erweitert werden.
Die Verfügung der k.k. Bezirkshauptmannschaft stellte die Gemeinde vor die Schwierigkeit, neue und geeignetere Räumlichkeiten für die Partschinser Schule ausfindig zu machen. Das bis dahin genutzte „Mesnerhaus“ entsprach nicht den neuen Anforderungen. In dieser Situation trat die Krämerin Maria Mitterhofer als Wohltäterin auf: Mit der Schenkungsurkunde vom 14. Juli 1873 ermöglichte sie die Errichtung neuer Schulklassen im ersten Stock ihres Hauses, des sogenannten Teisenkrämerhauses.
Mitterhofer stellte darüber hinaus der Gemeinde eine beachtliche finanzielle Summe zur Finanzierung der Schule zur Verfügung: Für die laufenden Kosten erhielt die Schule jährlich 80 Gulden oder „ein für allemal 2.000 fl“. Für den Fall ihres Ablebens waren weitere Gelder bzw. 4.000 Gulden zur Unterstützung der Schule vorgesehen.
Im Jahr der „Mitterhofer-Stiftung“ wurden die Klosterfrauen der Barmherzigen Schwestern aus Zams mit dem Unterricht der neu eingerichteten Mädchenklasse betraut. Auch dieses Unterfangen wurde von Mitterhofer mitgetragen: So bestimmte sie einen Betrag ihres Vermögens für den Unterhalt der lehrenden Ordensschwestern.
Als Gegenleistung für die maßgebliche Unterstützung bei der Adaptierung bzw. Modernisierung der Schule von Partschins erwartete sich Mitterhofer geistliche Zuwendung: So sollten die Schulkinder für sie und ihre Nachkommen täglich beten. 1888 finanzierte Maria Mitterhofer die Eindeckung des Schuldaches mit Schindeln.
1903 verstarb Maria Mitterhofer – im Dorf als „Theißen-Moidl“ bekannt – mit 77 Jahren in ihrem Heimatort. Das „Teisenkrämerhaus“ bzw. das Nebenhaus beherbergte noch weitere 58 Jahre lang die Schule von Partschins. Heute steht an der Stelle des ehemaligen Krämerladens von Maria Mitterhofer das „Teisenhaus“, der Vulgoname der Wohltäterin und ihrer Familie hat sich erhalten.

→ Taufbuch, Partschins, 1751–1829, fol. 324;
→ Sterbebuch, Partschins, 1854 – 1923, fol. 401;
→ LASSNIG Ewald, *Dorfbuch der Gemeinde Partschins mit den Ortsteilen Partschins, Rabland, Töll, Quadrat, Vertigen, Tabland, Sonnenberg,* Partschins, Gemeinde Partschins, 2012, 141–143.

Rosa Garber
Geboren: 19. April 1850, Tscherms

Verstorben: 18. Februar 1929, Tscherms

Maria Garber
Geboren: 18. Dezember 1852, Tscherms

Verstorben: 25. November 1942, Tscherms

Schulstifterinnen

Mit dem Tiroler Landesgesetz vom 30. April 1892 wurden die Gemeinden zur Bereitstellung von geeigneten Schulräumen verpflichtet. Damit oblag fortan der Schulgemeinde Marling, zu der Tscherms noch als Fraktion gehörte, die Aufgabe der Unterbringung der Tschermser Schüler*innen. Dieses Unterfangen war äußerst problematisch, da die Anzahl der Schüler*innen in Tscherms stetig anstieg und es damit absehbar war, dass ein neues Schulgebäude errichtet werden musste. Für die Gemeinde war dies ein kostspieliges Unterfangen. 1894 trat die „Gemeinde-Fraktion“ Tscherms an die beiden Schwestern Maria und Rosa Garber mit der Bitte um Unterstützung heran. Die zwei „ziemlich wohlhabenden u. zu jedem gemeinnützigen Werke hilfsbereiten Jungfrauen“, so werden sie im Stiftsbrief genannt, versicherten der Gemeinde-Fraktion bereitwillig ihre Hilfe.
Maria und Rosa Garber entschlossen sich nicht nur dazu, einen großen Teil der Kosten für den Bau des neuen Schulhauses zu tragen, wofür sie eigens ein Grundstück erwarben, sondern förderten das Bildungswesen von Tscherms auch durch die großzügige Stiftung einer selbstständigen Mädchenschule. Mit der Leitung wurden die Deutschordensschwestern betraut: Zwei Schwestern, eine Lehrschwester und eine „Hausschwester“ konnten mit den Zinsen des Stiftungsgeldes bezahlt werden. Da zum Unterricht der Mädchen nur eines der zwei vorgesehenen Schulzimmer benötigt wurde und auch die Knabenschule auf der Suche nach Räumlichkeiten war, erlaubten es die beiden Stifterinnen, bis zur eventuellen Errichtung einer zweiten Mädchenklasse das zweite Zimmer für den Unterricht der Buben zu verwenden.
Die im Stiftsbrief festgehaltenen Rechte der Deutschordensschwestern im Schulgebäude waren ab 1924 Gegenstand langwieriger Verhandlungen. Die neuen italienischen Gesetze verpflichteten die Gemeinden unter Ausschluss aller anderen Körperschaften zur finanziellen Übernahme der Grundschulbildung, fortan verfügte ausschließlich der Schulamtsleiter („Provveditore agli Studi“) über die Auswahl der Lehrer*innen. Diese neue Gesetzeslage im Bildungsbereich führte dazu, dass die Ordensschwestern nicht mehr die Aufgabe der Lehrerinnen übernehmen konnten. Eine Änderung des Stiftungszweckes wurde notwendig, dabei wurde das Stiftungsvermögen dem lokalen Schulpatronat („Patronato scolastico locale“) zugesprochen. Die Gemeinde kam endgültig in den Besitz des von den Schwestern Garber errichteten Schulhauses und der dazugehörigen Grundparzelle.

→ Südtiroler Landesarchiv, Bestand Schulstiftungen des 19. und 20. Jahrhunderts, Tscherms/Schulstiftung Rosa und Maria Garber;
→ Taufbuch Marling 1828–1884, fol. 113 sowie 131;
→ Meldedatenkartei, Demografische Ämter, Gemeinde Tscherms;
→ KOLLMANN Günter, *Die Schulgeschichte in Tscherms*. IN: Gemeinde Tscherms [Hrsg.], Tscherms. Dorfbuch mit Beiträgen zur Orts- und Heimatkunde, Lana, Tappeiner, 1997, 246–265, hier 247–250.

Geboren: 31. Oktober 1829, Bruneck

Verstorben: 8. Juni 1912, Bruneck

Brunecker Stifterin

Maria Theresia Tinkhauser wurde am 30. Oktober 1829 als drittes und letztes Kind von Maria Piffrader aus Stegen und Johann Nepomuk Tinkhauser geboren. Ihr Vater war seit 1806 Brunecker Bürger und Goldschmied und von 1822 bis 1824 auch Bürgermeister der Stadt. Seine persönliche Leidenschaft war das Sammeln von historischen Objekten und Kunstgegenständen. 1880, nach dem Tod ihrer Eltern und der beiden Brüder, übernahm Maria Theresia Tinkhauser den gesamten Familienbesitz. Über das Leben von Maria Theresia Tinkhauser lassen sich nur wenige Details ermitteln. Am 17. April 1877 heiratete sie im Alter von 47 Jahren den Witwer Karl Seeböck. Im Pfarrbuch von Bruneck ist er als gebürtiger Niederösterreicher und Hausbesitzer in St. Nikolaus in Innsbruck verzeichnet. Die späte Ehe war nicht von langer Dauer. Bereits 1883 starb der Ehemann 69-jährig vermutlich an einem Schlaganfall. Maria Theresia Tinkhauser wohnte daraufhin als Witwe in dem von der Großmutter erworbenen Haus Nr. 46 in der Oberstadt. Dort starb sie am 8. Juni 1912 im Alter von 83 Jahren nach „langen, schweren Leiden und Empfang aller hl. Sakramente“. Im „Brunecker Heimatbuch“ erinnert sich Paul Tschurtschenthaler an die Bewohnerin und ihr Haus, das „wie ein verwunschenes Schloss“ auf die Brunecker*innen wirkte. Er beschreibt Maria Theresia Tinkhauser als „ewige Witwe“, die eine Aura von Melancholie und Geheimnis umgab; sie zeigte sich nur selten in der Öffentlichkeit. In den „geschwätzigen Sagen“, die sich um ihr Haus rankten, wurden darin „rotgoldene Schätze“, Kisten und Truhen voll Geschmeide und Kostbarkeiten vermutet und der Besitzerin Sorge um ihre Eigentümer angedichtet. Maria Theresia Tinkhauser war zwar nicht persönlich in der Brunecker Stadtgeschichte präsent, aber dafür umso mehr in der Vorstellungswelt der Bewohner*innen.
1911, kurz vor ihrem Tod, ließ Maria Theresia Tinkhauser einen Stiftsbrief aufsetzen, in dem sie ihr Haus mitsamt allen beweglichen Gegenständen, Garten, Wiese, Acker und ihre Vermögenseinlagen für die Errichtung der „Tinkhauser-Seeböckschen Stiftung Mädchenheim“ bestimmte. Das vorgesehene Heim sollte von Kreuzschwestern geleitet werden und der Unterbringung, Verpflegung und Erziehung von Mädchenwaisen dienen. Waisenkinder der Stadt Bruneck sollten laut Bestimmungen der Stifterin Vorzug genießen. Die Verwaltung der Stiftung wurde in die Hände der Stadtgemeinde gelegt. Das im Stiftsbrief erwähnte Geldvermögen entstammte zu einem großen Teil einem Verkauf des Jahres 1910: Tinkhauser hatte der Stadtgemeinde Bruneck die „von ihrem se[e]ligen Bruder bewz. dessen Vater herstammenden und zumeist aus der hiesigen Gegend mit großem Sammelfleiße gewonnene[n] Antiquitäten-Sammlungen“ verkauft, so wird es in einem Ansuchen des Stadtmagistrates beschrieben. Damit wollte Tinkhauser die Zerstörung der Sammlung nach ihrem Ableben verhindern sowie den Verbleib in Bruneck garantieren. Die Sammlung bildete den Grundstock für das am 30. Juli 1911 eröffnete Stadtmuseum. Wie hoch der erzielte Verkaufspreis gewesen sein muss, lässt sich aus einem Schreiben des Stadtmagistrats Bruneck an den Landesausschuss von Tirol in Innsbruck erahnen. Daraus wird ersichtlich, dass die Stadtgemeinde für die Bewältigung des Kaufes eigens ein Darlehen aufnehmen musste. Durch die Verbindung von Stiftsbrief und Kaufvertrag wird auch ersichtlich, wie Tinkhauser es auf eine gewisse Art und Weise vermochte, die Gemeindegelder „umzuleiten“ und damit wohltätigen Zwecken zuzuführen. Unmittelbar nach dem Tod der Stifterin erfolgte die Ausweisung des Stiftsvermögens, die Einsetzung der Gemeinde als Stifungsverwalterin etc. Bis 1917 scheinen nur 151 Kronen für die Einrichtung der Stiftung ausbezahlt worden zu sein. Ein weiterer Eintrag gibt über die Verwendung des Stiftungsgeldes Aufschluss. Hier findet sich die Notiz „Vorläufig dem Stadtkammerfonde einverlaibt“. Das Stiftungsgeld scheint von der Stadtgemeinde übernommen worden zu sein, Näheres lässt sich den im Brunecker Stadtarchiv verwahrten Dokumenten nicht entnehmen. Für 1917 ist in den Büchern des Stadtkammerfonds keine Summe verzeichnet, die mit der Stiftung in Verbindung gebracht werden könnte. Auch in anderen Beständen fehlt jede Spur vom Verbleib des Stiftungsgeldes. Laut Hubert Stemberger wurde das Vermögen im Ersten Weltkrieg in Kriegsanleihen investiert und nach 1918 komplett entwertet. Noch heute erinnert der Name „Seeböckhaus“ an die einstige Bewohnerin. Ihrem letzten Willen wurde die Stadt Bruneck nicht gerecht. Statt des wohltätigen Zweckes und damit der sozialen Fürsorge für elternlose Mädchen flossen die Hinterlassenschaften in einen Krieg, welcher der Stadt Bruneck und ihren Bewohner*innen Leid und Entbehrungen bescherte.

→ Stadtarchiv Bruneck, „Tinkhauser-Seeböcksche Stiftung ‚Mädchenheim‘“;
→ Taufbuch Bruneck, 1804–1830, fol. 136;
→ Heiratsbuch Bruneck, 1859–1896, fol. 128;
→ Sterbebuch Bruneck, 1864–1888, fol. 160;
→ Sterbebuch Bruneck, 1889–1918, fol. 195;
→ OBERHOFER Andreas, *Johann Nepomuk Tinkhauser (1787–1844). Eine biografische Skizze.* IN: Museumsverein Bruneck/Stadtarchiv Bruneck – Associazione Pro Museo di Brunico/Archivio storico della Città di Brunico [Hrsg.], Auf der Schwelle einer neuen Zeit: Der Brunecker Goldschmied, Sammler und Forscher Johann Nepomuk Tinkhauser (1787–1844)/Alle soglie di una nuova epoca: L'orafo, collezionista e studioso brunicense Johann Nepomuk Tinkhauser (1787–1844), Brixen/Bressanone, Kraler Druck & Grafik, 2015, 31–53.
→ SITZMANN Anton, *Häuserbuch der Altstadt Bruneck (1780–1964),* Bd. II, unveröffentlichte Dissertation, Universität Innsbruck, 1965, 320–321;
→ STEMBERGER Hubert, *Aus J. N. Tinkhauser's Brunecker Chronik.* IN: STEMBERGER Hubert [Hrsg.], Brunecker Buch. Festschrift zur 700-Jahr-Feier der Stadterhebung, Innsbruck, Wagner, 1956, 47–77, hier 47;
→ TSCHURTSCHENTHALER Paul, *Brunecker Heimatbuch*, Bozen, Vogelweider, 1928, 146–148.
Für Bruneck im Ersten Weltkrieg siehe:
→ ÜBEREGGER Oswald/SANTER Matthias, *„Totaler Krieg“ in der Kleinstadt. Bruneck im Ersten Weltkrieg.* IN: LECHNER Stefan [Hrsg.], Der lange Weg in die Moderne. Geschichte der Stadt Bruneck 1800–2006, Innsbruck, Universitätsverlag Wagner, 2006, 82–107.

Mary Appleton Schünemann 260

Geboren: 23. Mai 1851, Boston, USA

Verstorben: 6. März 1936, Meran

Wohltäterin der evangelischen Gemeinde Merans

Auch im historischen Tirol fanden Luthers Thesen Verbreitung; Nachweise protestantischer Religionsausübung lassen sich seit dem 16. Jahrhundert finden. Von staatlicher Seite wurde jedoch jegliche reformatorische Aktivität aufs Härteste bekämpft, sodass sich in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts die Spuren eines offen gelebten Protestantismus in der Region verlieren. Erst der aufkommende Fremdenverkehr und die damit verbundene Anwesenheit und Ansässigkeit von evangelischen Kurgästen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts führten in Meran zur Gründung der ersten anerkannten evangelischen Gemeinde innerhalb der heutigen Provinzgrenzen.
In diesem Kontext entstand 1890 der „Evangelische Frauen- und Jungfrauenverein“, der in der Armen- und Krankenpflege tätig war und ursprünglich finanziell schwache Kinder der evangelischen Schule förderte. Bald nach der Gründung wurden die Aufgabenbereiche des Vereins erweitert. Nun widmeten sich die Frauen – sofern die Mittel dafür reichten – auch der Unterstützung von Notleidenden, die nicht der evangelischen Gemeinde Merans angehörten. Ferner unterstützte der Verein Waisenhäuser in den verschiedensten Teilen der Habsburgermonarchie.
Unter den 41 Gründungsmitgliedern befand sich auch Mary A. Schünemann, die dem Verein von 1893 bis 1916 vorstand. Die wohlhabende Bostonerin war als Kurgast 1877 gemeinsam mit ihrem Mann nach Meran gekommen. Nach diversen Aufenthalten ließ sie in der heutigen T.-Christomannos-Straße Nr. 34 in Obermais die „Villa Castanea“ erbauen, wo sie sich 1883 niederließ. Auch als ihr Mann sechs Jahre später starb, blieb Schünemann in Meran, der Stadt, die sie „als eine zweite Heimat liebte“.
Mary A. Schünemann wurde zu einer großen Wohltäterin der evangelischen Gemeinde; durch wiederholte und meist sehr großzügige Spenden unterstützte sie vor allem soziale Fürsorgetätigkeiten des Evangelischen Frauenvereins, dem sie selbst vorstand. So stellte sie beispielsweise 1891 für den Ankauf des ersten Hauses der Frauengemeinschaft, das später „Bethanien“ genannt wurde, eine beträchtliche Summe zur Verfügung.
Der Bauplatz für ein neues Schulgebäude in Untermais konnte aufgrund einer weiteren Spende von Schünemann erworben werden. Das Anfangskapital für den Schulbau speiste sich aus einer von ihr gespendeten Summe.
1928 schenkte Schünemann das von ihr in der heutigen Enrico-Toti-Straße Nr. 25 erbaute Wohnhaus „Salvia“ der evangelischen Gemeinde Merans. Es diente bereits zum Zeitpunkt der Schenkung als Heim für kinderreiche Familien.
Als die Wohltäterin im März 1936 mit 84 Jahren verstarb, hinterließ sie in ihrem Testament der Meraner Glaubensgemeinschaft eine beträchtliche Summe. Mary A. Schünemann wurde auf dem evangelischen Friedhof der Stadt begraben, heute noch befindet sich dort ihr Ehrengrab.

→ REIMER Hans Heinrich, *Lutherisch in Südtirol. Die Geschichte der evangelischen Gemeinde Meran. Eine Spurensuche zum Protestantismus in Südtirol und im Trentino*, Bozen, Edition Raetia, 2009, 14–18 sowie 212–225.

Nadežda Ivanovna Borodina 261

Geboren: 1857, Moskau

Verstorben: 5. Oktober 1889, Nizza

Wohltäterin der russischen Gemeinde Merans

Zu den weitgehend in Vergessenheit geratenen Facetten der Geschichte Merans kann auch jene der russischen Gemeinde gezählt werden.
Ab Mitte des 19. Jahrhunderts erlangte Meran als Kurstadt internationale Berühmtheit. Adelige und hochbürgerliche Gäste kamen in die Passerstadt, um sich behandeln zu lassen und/oder um in einem milderen Klima zu überwintern.
Der Anschluss an das Eisenbahnnetz 1881 beschleunigte die Entwicklung des Fremdenverkehrs: Nun war Meran mit den wichtigsten Städten Europas verbunden. Auch viele Russ*innen kamen nach Meran. Nach Deutschland und Österreich-Ungarn stand das Russische Reich auf den Beherbergungslisten an dritter Stelle.
Es gab sogar eine direkte Bahnverbindung zwischen Meran und St. Petersburg. Ab 1875 bestand in Meran das sogenannte Russenkomitee, eine private Vereinigung wohlhabender russischer Bürger*innen der Stadt.
1888 kam Nadežda Ivanovna Borodina, Tochter eines leitenden Hofbeamten des Zaren Nikolaus, mit ihrer Mutter nach Meran. Von ihrem Leben ist wenig bekannt, wahrscheinlich hoffte sie, im milderen Klima Merans ihre Tuberkulose-Erkrankung lindern zu können. In Meran lernte Borodina die russische Gemeinde und das „Russenkomitee“, allen voran den Vorsitzenden Doktor von Messing, kennen. Da sich ihre Leiden während des Kuraufenthaltes in Meran nicht linderten, zog Borodina weiter nach Nizza, wo sie im Oktober 1889 im Alter von 32 Jahren starb. Die Mutter ließ ihren Leichnam nach Moskau überführen.
In ihrem Testament hinterließ Nadežda Borodina eine beträchtliche Summe, nämlich 100.000 Rubel, für den Bau eines Heimes für nicht besonders wohlhabende und an Tuberkulose erkrankte Russ*innen und die Errichtung einer neuen orthodoxen Kirche in Meran, die St. Nikolaus geweiht werden sollte. Um das Erbe Borodinas antreten zu können, gründeten mehrere Mitglieder des „Russenkomitees“ den „Russischen Hilfsverein für Kranke“, der 1894 genehmigt wurde. Der Ausschuss erwarb ein Grundstück in Untermais, hier wurde die Villa Borodine gebaut. Ein zweites Gebäude, das vermietet werden sollte, erhielt den Namen Villa Moskau, benannt nach der Geburtsstadt der Stifterin. Auch die im Testament vorgesehene Kirche konnte errichtet und 1897 eingeweiht werden. Noch in den 1920er- und 1930er-Jahren war das Haus in Untermais ein wichtiger Bezugspunkt für Russ*innen, im Besonderen für russische Flüchtlinge.
Das Haus wurde damit nicht nur zu einem Kur-, sondern auch zu einem Zufluchtsort.

→ ZOEGGELER MARABINI Bianca/TALALY Michail, *Die russische Kolonie in Meran. Hundert Jahre russisches Haus „Borodine“/Русская колония в Мерано. К 100-летию Русского Дома им. Бородиной/La colonia russa a Merano. Per i cent’anni della casa russa “Borodine”*, Bozen, Edition Raetia, 1997, vor allem 23–42;
→ ZOEGGELER MARABINI Bianca, *Nadežda Ivanovna Borodina. Il ritratto ritrovato/Надежда Ивановна Бородина. Обретенный портрет/Nadežda Ivanovna Borodina. Das wiedergefundene Portrait,* Bolzano/Bozen, Associazione Culturale Rus’/Kulturverein Rus’, 2020.

Elizabeth Ward von Schönberg-Rothschönberg

Geboren: 26. September 1847, Brooklyn (New York), USA

Verstorben: 6. Juli 1920, Sarns (Brixen)

Brixner Wohltäterin

Pathetisch berichtete im Juli 1920 die „Brixner Chronik“ vom Ableben der Baronin Elizabeth Schönberg: „Als in den Morgenstunden des 6. Juli das Sterbeglöcklein vom Kirchturme in Sarns bei Brixen seine klagenden Töne auf das friedliche Dörflein und in das Eisacktal herabsandte und auf dem hochragenden Turme des prächtigen Schlosses Pallaus die schwarze Fahne gehißt wurde, waren die Herzen der Bewohner von aufrichtiger Trauer bewegt […]. Und wahrlich! Wenn jemand ein solch frommes Geleite verdiente, so war es die edle Schloßherrin von Pallaus, Baronin Elisabeth Schönberg.“
Die gebürtige New Yorkerin war Tochter des Bankiers Samuel Gray Ward, der in den Kreisen der amerikanischen Hochfinanzen und Politik großes Ansehen genoss. Ihren Adelstitel verdankte sie der im Jahre 1874 geschlossenen Ehe mit dem päpstlichen Kammerherrn und sächsischen Baron Schönberg-Rothschönberg. 1875 erwarb die 28-jährige Baronin das Schloss Palaus in Sarns bei Brixen. Der Kauf des Schlosses konnte mit ihrer reichen Aussteuer getätigt werden. Des Weiteren erwarb das Paar das nahe gelegene Schloss Ratzötz sowie eine Reihe von weiteren Anwesen in und um Sarns.
Die Baronin spendete großzügig zugute der Bevölkerung: 1878 konnte die Pfarrkirche von Sarns restauriert werden, 1909 wurde in Sarns ein sogenanntes Spritzenhaus errichtet, ein Gebäude für die Unterbringung der Gerätschaft und Fahrzeuge der Feuerwehr. 1912 war die Baronin an der Gesamterneuerung des Dorfplatzes einschließlich der Restaurierung des Sebastiani-Bildstockes federführend beteiligt. Noch heute schmückt das Allianzwappen der Schönberg-Rothschönberg und Ward den Bildstock.
Die wichtigste soziale Initiative, die unter der Führung der Baronin realisiert wurde, ist der Umbau des alten Kaplaneiwidums in ein Schulhaus im Jahre 1892. Im November konnte die neue Schule eingeweiht werden. Es war „für die Gemeinde Sarns ein wahrer Freudentag“, so berichtete die „Brixner Chronik“. Seit 1877 hatten die Kinder des Ortes die Schule in Albeins besuchen müssen. Der zu Fuß zurückgelegte Schulweg hatte sich dabei vor allem im Winter aufgrund des Glatteises sowie im Frühjahr mit der Schneeschmelze als schwierig erwiesen. Auch für die Volksschule in Albeins war die Einweihung der neuen Schule in Sarns, so berichtete die „Brixner Chronik“ weiter, eine Entlastung: Die Schüler*innenzahl sank in der Folge drastisch, das Problem der Überfüllung der Schule war gelöst.
Ihre philanthropische Neigung setzte die Baronin auch in Form von Wohltätigkeitsveranstaltungen und -initiativen um. So organisierte sie unter anderem beinahe jährlich eine großzügige Christbaumfeier für sämtliche Kinder der Umgebung, förderte die Lehrlinge des Ortes, übernahm die Patronage einer Mädchenschule in Brixen, leitete eine Arbeitsschule für die weitere Umgebung und stellte in Sarns ein Versorgungsheim für Alte und Kranke auf die Beine, das sie mit weiteren Damen der Aristokratie finanziell unterstützte.
Während des Ersten Weltkrieges beteiligte sich die Baronin an Initiativen zur Versorgung der Armen, der Waisenkinder und der Frontsoldaten sowie der Pflege der Kriegsverwundeten in den Spitälern und Lazaretten der Stadt.
Das adelige Paar brachte auch illustre Freund*innen und Bekannte nach Sarns, die für großzügige Spenden sorgten. Auf die Anwesenheit dieser Kreise ist es wahrscheinlich auch zurückzuführen, dass der Ort vergleichsweise früh, nämlich 1909, an das Strom- und 1912 an das Telefonnetz angeschlossen wurde.
Bald nach dem Zusammenbruch der Monarchie erkrankte Elizabeth Schönberg. Sie starb am 8. Juli 1920 in Schloss Palaus in Sarns.
Der Familienfreund Francis MacNutt erinnert sich in seiner Autobiografie mit folgenden Worten an sie: „Sie wurde in diesem Land, welchem sie über vierzig Jahre lang eine treue, mitfühlende Freundin gewesen war, von allen geliebt und verehrt. Vor allem die Bauernschaft hatte sie sehr geschätzt. Ihre Beisetzung war ein beeindruckendes, rührendes Ereignis […].“
Die Lebensgeschichte von Elizabeth Schönberg verweist auf gesellschaftliche Betätigungsbereiche, die adeligen und bürgerlichen Frauen im 19. Jahrhundert offenstanden: Wohltätigkeit und Philanthropie wurden als Zeichen von „sozialer Mütterlichkeit“ gewertet.

→ Sterbebuch Sarns, 1915–1923, fol. 2;
→ Grabstein im Friedhof von Milland, Elizabeth Teresia Maria Freifrau von Schönberg – Roth-Schönberg geb. Ward und Ernst Arwed Schönberg – Roth-Schönberg;
→ MACNUTT Francis August, *Geheimkämmerer am Hofe des Vatikan. Die Erinnerungen des Francis Augustus MacNutt*, Stuttgart, belser, 2017, 470;
→ MIET Sven, *Ernst und Elizabeth von Schönberg-Rothschönberg (1875–1924).* IN: VON HOHENBÜHL Alexander/ROILO Christine u. a. [Hrsg.], Schloss Palaus in Sarns, Lana, Tappeiner, 2005, 115–162;
→ ROILO Christine, *Überblick über die Besitzgeschichte des Schlosses Palaus vom 18. in das 20. Jahrhundert.* IN: VON HOHENBÜHL Alexander/ROILO Christine u. a. [Hrsg.], Schloss Palaus in Sarns, Lana, Tappeiner, 2005, 87–100;
→ o. V., *Original-Correspondenzen, Sarns, 15. November.* IN: Brixner Chronik, 18.11.1892, Nr. 93, 5;
→ o. V., *Baronin Elisabeth Schönberg (Nachruf).* IN: Brixner Chronik, 08.07.1920, Nr. 79, 6.

Margaret van Cortland Odgen Mac Nutt

Verstorben: 16. Jänner 1936,
Sarns (Brixen)

Brixner Wohltäterin

Das karitative Wirken von Margaret van Cortland Ogden MacNutt ist eng mit dem ihres Mannes verknüpft. Obwohl in der lokalen Erinnerungskultur vor allem er im Vordergrund steht, wird bei genauerer Betrachtung auch ihre Beteiligung an den karitativen Initiativen deutlich. Auch wenn sich ihr spezifischer Anteil daran nicht immer vollständig rekonstruieren lässt, muss doch von einem gemeinsamen Wohltäter*innen-Paar gesprochen werden. Eine solche Lesart des philanthropischen Wirkens der MacNutts wird nicht nur von der Tatsache gestützt, dass Margaret MacNutt aus einer der reichsten US-amerikanischen Familien stammte und dadurch erhebliche finanzielle Mittel mit in die Ehe brachte, sondern auch von zeitgenössischen Ehrungen, welche das Wohltäter*innen-Paar gemeinsam nennen.
Margaret MacNutt stammte aus einer reichen und angesehenen Industriellenfamilie aus New York. Im Sommer 1897 lernte sie Francis MacNutt kennen, ein Jahr später heirateten sie.
Die Hochzeitsreise führte sie nach Rom, wo sich das Ehepaar niederließ. In diese Zeit fallen die ersten Aufenthalte der MacNutts in Brixen; hier besuchten sie das Ehepaar Schönberg. Den Baron hatte Francis MacNutt bereits während seiner Studienzeit in Rom kennengelernt. Dem Ehepaar muss Brixen gefallen haben, denn bereits 1904 erwarben sie von den Schönbergs das Schloss Ratzötz. Der Kaufvertrag wurde dabei von Margaret MacNutt unterschrieben: Sie war die offizielle Schlossherrin. Das Ehepaar setzte das Werk des sächsischen Baron*innenpaars fort und baute die Brandruine zum heutigen historischen Schloss um.

Darüber hinaus erwiesen sich MacNutt und ihr Ehemann in Brixen als außerordentliche Wohltäter*innen und Mäzen*innen. Einige wichtige Initiativen des Ehepaars MacNutt sollen hier hervorgehoben werden: 1911 spendeten sie die beachtliche Summe von 20.000 Kronen für den Bau des Brixner Krankenhauses - die mit Abstand höchste Einzelspende. Während des Ersten Weltkrieges engagierten sie sich in vielfältiger Weise in der Kriegsfürsorge. So beteiligten sie sich am Aufbau der Rot-Kreuz-Stelle in Brixen, wofür Margaret MacNutt später mit dem habsburgischen Elisabeth-Orden ausgezeichnet wurde. Darüber hinaus gründeten sie eine Stiftung für Kriegswaisen aus Brixen und Umgebung, finanzierten den Ankauf eines Gebäudes zur Unterbringung der Kinder und sorgten für den Umbau dieses Gebäudes sowie des Leo-Waisenhauses. Für seine Wohltätigkeit erhielt das Ehepaar im November 1916 von der Stadtverwaltung eine Ehrenurkunde, auf welcher Miss und Mister MacNutt bescheinigt wurde, sich „einen Ehrenplatz in der Geschichte der Stadt für alle Zeit bewahrt“ zu haben. Zwischen 1924 und 1926 folgte eine weitere „Großtat“: Mit einer Spende von rund 200.000 Lire taten sich die MacNutts als Kunstmäzen*innen hervor und unterstützten die Adaptierung des sogenannten Kapitelhauses in der Albuingasse zur Unterbringung des Diözesanmuseums. Als Zeichen des Dankes wurde an der Fassade des Torturms auch das Familienwappen von Francis und Margaret MacNutt angebracht. Die im Museum installierte Dankestafel erinnert hingegen nur an den Ehemann. Schließlich dürfte das Ehepaar in den 1930er-Jahren auch an den umfangreichen Erneuerungsarbeiten an der Kirche und dem Widum in Milland großzügig beteiligt gewesen sein. In der Zwischenkriegszeit bedachten die MacNutts unter anderem faschistische Einrichtungen mit Geldbeträgen.
1961 beschloss der Gemeinderat von Brixen, die großzügige Spendentätigkeit durch eine Benennung zu würdigen: Der von der alten Millander Pfarrkirche fortführende Weg – eigens angelegt für die Beerdigung von Francis MacNutt – wurde nach dem US-amerikanischen Wohltäter benannt. Der Francis-MacNutt-Weg ist ein beredtes Beispiel der Unsichtbarmachung von Frauen in der Straßenbenennungspraxis: Wenngleich das Paar gemeinsam wohltätig war und der finanzielle Hintergrund maßgeblich der Frau zuzuschreiben ist, wird ihr in der retrospektiven Wahrnehmung keine Aufmerksamkeit zuteil. Es ist der Mann, dem die Tätigkeit des Initiators, der „führende Part“, zugeteilt wird. Die Frau wird zum „Anhängsel“, die Frage nach ihrem Anteil an dem wohltätigen Wirken wird nicht gestellt. Zwar hatte die Stadt Brixen 1916 dem Ehepaar einen Ehrenplatz in der Stadtgeschichte zugesagt, in der Gedenkpraxis der darauffolgenden Jahrzehnte kam dieser aber nur Francis MacNutt zu. Selbst auf ihrem Grabstein wird Margaret van Cortland Odgen MacNutt untergeordnet als „Wife of Francis August MacNutt“ erinnert.
Der Nachruf in der „Alpenzeitung“ berichtet von den Trauerfeierlichkeiten Margaret MacNutts mit folgenden Worten: „Seit Samstag war die Bahre das Ziel ununterbrochen zuströmender Besucher gewesen, die den letzten Abschied nehmen wollten und zumeist wohl auch nochmaligen stillen Dank entrichteten für erfahrene Hilfe und Förderung, einen Dank, dessen sich die Verblichene nicht mehr erwehren konnte, wie sie dies im Leben gerne zu tun pflegte.“ Und weiter: „Zeitlebens gab und half sie aus innerstem Herzensbedürfnisse und vergalt Undank mit erneutem Geben und Helfen! Von den ihr zu Teil gewordenen reichen irdischen Güter spendete sie oft und oft bis zur Grenze der verfügbaren Mittel!“

→ MACNUTT Francis August, *Geheimkämmerer am Hofe des Vatikan. Die Erinnerungen des Francis Augustus MacNutt*, Stuttgart, belser, 2017;
→ MOCK Hubert, *Domplatz und Via Roma. Die Straßennamen von Brixen und ihre Geschichte*, Brixen, Weger, 2017, 161–163;
→ MOCK Hubert, *Wer war Francis MacNutt?* IN: Brixner 28 (Oktober 2017), 32–36;
→ STAFFLER Helmut, *Francis August MacNutt* IN: Der Schlern 75/10 (2001), 761–766;
→ Abteilung Denkmalpflege/Ripartizione beni culturali [Hrsg.], *Denkmalpflege in Südtirol 2011/Tutela dei beni culturali in Alto Adige 2011*, Lana, Tappeiner, 2013, 43;
→ o. V., *Margaret MacNutt, Porträt.* IN: Kulturgüter in Südtirol, online unter: https://www.provinz.bz.it/kata-log-kulturgueter/de/suche.asp?kks_priref=90002983, 17.02.2022;
→ o. V., *Viel Trauer in unserer Talschaft.* IN: Alpenzeitung, 24.01.1936, Nr. 20, 4;
→ o. V., *Todesfälle.* IN: Innsbrucker Nachrichten, 20.01.1936, Nr. 15, 6;
→ o. V., *Die neu restaurierte Himmelfahrtskirche in Milland bei Bressanone.* IN: Alpenzeitung, 23.03.1930, Nr. 71, 5.

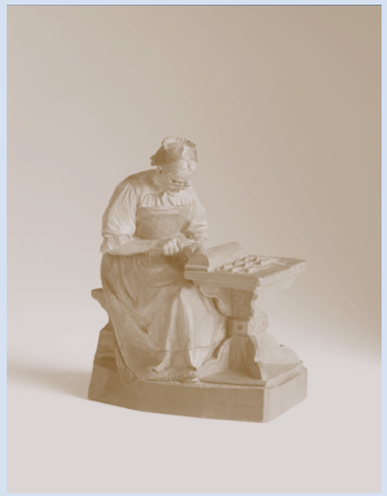
BILDENDE KUNST



1 May Hofer



2 Lieselotte Plangger-Popp



4 Trina (Katharina) Kasslatter



3 Elfi Widmoser



6 Joana (Johanna) Steinlechner Bichler



5 Gina Klaber Thusek

Johanna von Isser-Großrubatscher

Geboren: 27. Dezember 1802, Neustift (Vahrn)

Verstorben: 25. Mai 1880, Innsbruck

Burgenzeichnerin

Die Künstlerin Johanna von Isser-Großrubatscher war eng mit den romantischen Idealen des bürgerlichen Milieus verbunden und widmete sich vor allem dem Zeichnen von Burgen. Der künstlerischen Tätigkeit ging sie dabei nicht „hauptberuflich“, sondern neben ihren Aufgaben in Haus und Familie nach. In ihren Aufzeichnungen nennt sich Isser-Großrubatscher konsequent mit ihrem Doppelnamen. Diese Namenswahl wird auch hier befolgt.

1802 wurde Johanna von Isser-Großrubatscher in Neustift geboren. Ihr Vater war Pfleger und Hofrichter des Guts- und Grundbesitzes des Augustiner-Chorherrenstifts. Um 1809 wurde er nach Meran versetzt, die Familie zog mit ihm um. Über die Kindheit von Isser-Großrubatscher ist nicht viel bekannt. Sicher ist jedoch, dass ihre Eltern ihr die Möglichkeit boten, ihre Interessen über die allgemeine Schulbildung und die bürgerliche Mädchenerziehung hinaus zu vertiefen. So nahm Isser-Großrubatscher Zeichenunterricht und wurde in die humanistischen Disziplinen eingeführt.

1818 entstanden ihre ersten Burgenzeichnungen. Dem Motiv blieb sie ein Leben lang treu: Sie fertigte Zeichnungen von Schlössern, Burgen und Ansitzen an und widmete sich darüber hinaus dem Sammeln von Sagen und Legenden ihrer Umgebung. Mit ihrer Betätigung als Burgenzeichnerin brachte es Johanna von Isser-Großrubatscher bereits zu Lebzeiten zu Bekanntheit: 1823 – mit 21 Jahren – wurde sie vom soeben gegründeten Ferdinandeum in Innsbruck zur „getreuen Abzeichnung der Portale von Schloss Tirol und Zenoburg“ beauftragt.

Eine weitere Versetzung des Vaters brachte die Familie 1825 nach Feldkirch. Drei Jahre später heiratete Isser-Großrubatscher einen in Riva stationierten Meraner Landgerichts-Adjunkt. Der aufstrebende Jurist war für die Zeichnerin eine „gute Partie“ und ermöglichte ihr nicht nur den sozialen Aufstieg in den adeligen Beamtenstand, sondern auch ein finanziell abgesichertes Leben. Gleichzeitig bedeutete die Ehe für Isser-Großrubatscher, dass sie ihrem Mann auf seinen beruflichen Wegen folgen musste: Der Übersiedlung nach Riva folgte eine Reihe weiterer Ortswechsel im Trentino. Isser-Großrubatscher war in Lavis, Stenico, Pergine und 15 Jahre in Cavalese ansässig und brachte sieben Kinder zur Welt. Zwei starben kurz nach der Geburt.

1833 erschienen in London 45 Burgenzeichnungen Isser-Großrubatschers als Stahlstiche. Begleitet wurden sie von Texten Joseph von Hormayrs. Das Werk wurde bei mehreren Verlagen in englischen, französischen und deutschen Ausgaben veröffentlicht, erfüllte jedoch nicht Isser-Großrubatschers Erwartungen. Allzu sehr hatte der englische Architekt und Zeichner Thomas Allom ihre Vorlagen für die Stahlstiche verfremdet. Einige habsburgkritische Textpassagen führten zudem zu einem Verbot des Werkes innerhalb der Monarchie.

1850 übersiedelte Johanna von Isser-Großrubatscher aufgrund der Beförderung ihres Mannes nach Innsbruck. Das Burgenzeichnen wurde hier zu einer zentralen Tätigkeit. Die Künstlerin hatte sich das Ziel gesteckt, eine Sammlung sämtlicher Burgen Tirols anzufertigen. Ihre Kinder, Freund*innen und Verwandten halfen ihr dabei und stellten eigene Skizzen als Vorlagen für die Künstlerin bereit. Nach dem Tod ihres Gatten 1863 lebte die Zeichnerin bei ihren Töchtern in Innsbruck, Vahrn und kurze Zeit auch in Salzburg.

1880 verstarb die Burgenzeichnerin Johanna von Isser-Großrubatscher in Innsbruck und wurde am dortigen Westfriedhof begraben. Ihr Lebenswerk, die umfassende Sammlung Tiroler Burgenzeichnungen, hatte sie bis in ihre letzten Lebensjahre vorangetrieben. 1891 schenkten die Erben das Œuvre der Künstlerin dem Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum. Es handelt sich um ein monumentales Werk von circa 400 Zeichnungen. Heute stellen sie eine der bedeutendsten Bildquellen für die Tiroler Burgenforschung und Denkmalpflege dar.

→ HÖRMANN-THURN UND TAXIS Julia u. a. [Hrsg.], *Die Burgenzeichnerin Johanna von Isser-Großrubatscher (1802–1880),* Katalog zur Sonderausstellung 3.7. – 30.11.2010, Landesmuseum Schloss Tirol, Bozen, Athesia, 2010.

Geboren: 28. Juli 1841,
Elbigenalp im Lechtal, Tirol

Verstorben: 28. Februar 1915, Wattens

Porträt-, Landschafts- und Blumenmalerin

Zu Lebzeiten genoss Anna Stainer Knittel als Künstlerin große Bekanntheit. Heute ist sie im kollektiven Gedächtnis jedoch nicht aufgrund der künstlerischen Tätigkeit, sondern vor allem in Verbindung mit der „Geier-Wally“ verankert. Die Kunstfigur bezieht sich auf eine Jugendepisode Stainer Knittels: Als sich in ihrem Heimatort im Lechtal kein Mann fand, der angesichts eines nahen Adlerhorstes bereit war, diesen auszunehmen, meldete sich kurzerhand die junge Frau. In ländlichen Gegenden war die Plünderung von Adlerhorsten üblich. Man nahm an, dass von den großen Greifvögeln Gefahr für das Vieh ausgehen würde. Stainer Knittel gelang das schwierige Unterfangen der „Adlernestplünderung“, was sie über ihr Dorf hinaus bekannt machte. Bereits 1863 erschien eine erste literarische Verarbeitung der Episode. Zehn Jahre später folgte der Roman „Die Geier-Wally“, der zum Verkaufsschlager wurde. Obwohl nur der Nestraub einen Berührungspunkt zwischen Roman und Biografie darstellt (aus dem Adlerhorst war im Roman zudem ein Geierhorst geworden), wurden die literarische Protagonistin und die historische Person zunehmend miteinander vermischt und gleichgesetzt. Heute noch wird Stainer Knittel vielfach auf die literarischen, theatralischen und filmischen Verarbeitungen des Geier-Wally-Motives reduziert und ihr tatsächliches Wirken in den Hintergrund gestellt.
In der folgenden biografischen Skizze geht es um Anna Stainer Knittels künstlerische Tätigkeit. Dies entspricht dem Selbstbild der Künstlerin: In ihrer Autobiografie erwähnt Stainer Knittel den Nestraub nur beiläufig, die literarische Verarbeitung der Geschichte und ihre Popularität lässt sie gänzlich unerwähnt.
Schon als Kind zeigte Stainer Knittel zeichnerisches Talent. Ab 1859 absolvierte sie eine Kunstausbildung an der akademischen „Vorschule“ in München. Ein Studium blieb ihr verwehrt, da die Akademie noch keine Studentinnen aufnahm. Die Qualität der „Vorschule“ war zwar nicht mit jener der Akademie vergleichbar, nichtsdestotrotz war die Ausbildung ein solider Grundstein für die weitere Karriere. 1863 kam Anna Stainer Knittel ins Tiroler Lechtal zurück. Den Schritt in die künstlerische Selbstständigkeit machte sie nach dem Verkauf eines Selbstporträts an das Landesmuseum Ferdinandeum. Die junge Künstlerin konnte mit der stattlichen Verkaufssumme nach Innsbruck übersiedeln und sich hier als Porträtmalerin etablieren. Eine Vielzahl prominenter Tiroler*innen gehörte bald zu ihren Auftraggeber*innen. Daneben entwickelte Stainer Knittel auch ihre Technik in der Landschaftsmalerei weiter. In die frühen 1860er-Jahre fällt die erste literarische Verarbeitung ihrer „Adlernest“-Episode. Der Erzählung von Ludwig Steub war dabei eine Illustration beigelegt, die Spott und Häme hervorrief und bei Stainer Knittel auf Ablehnung stieß. Die Darstellung zeigte die Protagonistin nicht mit dem Gesicht, sondern mit dem Hinterteil dem/der Betrachter*in zugewandt. Als Reaktion veröffentlichte Stainer Knittel 1864 ein Selbstporträt in monumentalem Format, eine Art Gegendarstellung des Nestraubes.

Auch nach ihrer Hochzeit 1867 blieb die Künstlerin selbstständig und finanziell unabhängig. Ihren Ehemann, einen Gipsformer, hatte sie ohne das Einverständnis der Eltern geheiratet. Sie trug ihre Haare entgegen den gesellschaftlichen Konventionen kurz und signierte ihre Arbeiten und Briefe meist mit ihrem Doppelnamen. Gemeinsam mit ihrem Ehemann führte Stainer Knittel ein Geschäft in der Maria-Theresien-Straße in Innsbruck, in dem beide ihre Arbeiten, vorwiegend bemalte Gebrauchs- und Ziergegenstände, zum Verkauf anboten. Trotz der Geburt von vier Kindern blieb Stainer Knittel künstlerisch aktiv und berufstätig. 1869 entstand ein weiteres Selbstporträt, das die amerikanische Kunsthistorikerin Evelyn Kain als Darstellung von Tatendurst und Lebendigkeit interpretiert.
Im Laufe der 1870er-Jahre erfolgte eine Umorientierung der Künstlerin Stainer Knittel zur Blumenmalerei. In dieser Zeit konnte sie auch einen wichtigen Erfolg für sich verbuchen: Das auf der Wiener Weltausstellung ausgestellte Bild „Alpenblumenkranz“ wurde nach England verkauft. In der Folge nahmen die ausländischen Interessent*innen an ihrer Kunst zu. Zudem eröffnete Stainer Knittel in Innsbruck ihre „Mal- und Zeichenschule für Damen“, eine der ersten Malschulen für Frauen in Österreich überhaupt.
Bis ins hohe Alter leitete sie diese. Bereits seit 1868 fanden sich Stainer Knittels Werke in den Ausstellungen des Ferdinandeums, 1891 folgte ihre erste Einzelausstellung.
Die Künstlerin Anna Stainer Knittel verdient – auch unabhängig von der Kunstfigur der „Geier-Wally“ – Beachtung. Sie brach mit einer Reihe von zeitgenössischen Vorstellungen und Annahmen: Mit ihrer künstlerischen Tätigkeit trug Stainer Knittel wesentlich zum Unterhalt der Familie bei. Als produktive und professionelle Künstlerin gehörte sie einem ländlich-bäuerlichen Milieu an und arbeitete außerhalb des zeitgenössischen Kunst-Establishments.

→ KAIN Evelyn, *Anna Stainer-Knittel. Portrait of a “femme vitale”.* IN: Woman’s Art Journal 20/2 (1999/2000), 13–31;
→ KOFLER Astrid, *Anna Stainer-Knittel.* IN: HINTNER Heidi u. a. [Hrsg.], Frauen der Grenze. 13 Frauenbiographien aus Nord- und Südtirol und dem Trentino/Donne di frontiera. 13 biografie di donne sudtirolesi, nordtirolesi e trentine, Bd. 1, Innsbruck, Studienverlag, 2009, 120–131;
→ STAINER Nina, *Anna Stainer-Knittel. Malerin*, Innsbruck, Universitätsverlag Wagner, 2015;
→ STAINER Nina, *Selbstbild und Fremdbild – Anna Stainer-Knittel und die Geier-Wally.* IN: KLIMBURG-SALTER Deborah u. a. [Hrsg.], Visualisierung von Kult, Wien [u. a.], Böhlau, 2014, 191–239.

Trina (Katharina) Kasslatter 272

Geboren: 3. April 1889, Sëlva/Wolkenstein

Verstorben: 27. Februar 1979,
Urtijëi/St. Ulrich

Bildhauerin, Schnitzerin

Katharina Kasslatter, auch Trina genannt, begann bereits in ihrer Kindheit mit dem Schnitzen, einem Handwerk, dem sie ein Leben lang treu bleiben sollte. Als jüngstes von sieben Kindern wurde sie in Sëlva/Wolkenstein geboren. Das Schnitzhandwerk war sozusagen Familientradition: Ihr Großvater und ihr Vater waren bereits Schnitzer. Eine Großmutter Kasslatters hatte sich im Ort einen guten Ruf als Schnitzerin erarbeitet. 1908, im Alter von 20 Jahren, konnte Kasslatter als eine der ersten Frauen des Grödnertales die Fachschule in Sëlva/Wolkenstein besuchen. Nach Abschluss der Ausbildung schnitzte Kasslatter weiter: Zu Hause entwarf sie Kleinplastiken wie Madonnen mit Kind, Engel oder Heilige. Dabei zeichnete sie nie, sondern arbeitete ganz in handwerklicher Manier und gestaltete ihre Schnitzfiguren ohne Konzept, Entwurf oder formale Studie aus dem Kopf heraus. Obwohl der Verkauf der Schnitzware in den 1930er-Jahren schwierig war, schaffte es Kasslatter, ihre Kunstobjekte vor allem an Gäste zu verkaufen und sich einen Namen als Schnitzerin zu machen. Eine ihrer Madonnen sei dabei sogar an die italienische Königin Elena von Savoyen gelangt, die ihr im Gegenzug eine Halskette geschickt habe. Nach ihrer Hochzeit mit einem Schnitzer wurde das Kunsthandwerk zur gemeinsamen Tätigkeit des Ehepaares.
1930 schuf Trina Kasslatter die Zirbenholzskulptur „Selbstbildnis als Schnitzerin“, die sie in Trachtenkleidung am Schnitztisch zeigt, ihre handwerkliche Tätigkeit übt sie in der Kleinplastik mit tiefer Konzentration aus. Das Werk, das mit dem Namen „Kath. Kasslatter“ signiert ist, zeugt von ihrer Selbstwahrnehmung und ihrem Selbstbewusstsein als Grödner Bildschnitzerin. Nach dem Tod ihres Mannes zog Trina Kasslatter nach Urtijëi/St. Ulrich. Bis zu ihrem Tod 1979 fertigte sie kleinere Skulpturen an, die um die Welt gingen und sie zu einem Vorbild für viele Schnitzerinnen ihrer Zeit machten. Einige ihrer Werke sind heute im „Museum Gherdëina“ zu sehen.

→ Taufbuch Wolkenstein, 1875–1923, fol. 44;
→ INSAM Milia, *Kasslatter Bernardi Trina da Gustin*. IN: SENONER Erica [Hrsg.], Eiles de Gherdëina. Stories de vita de ëiles de Gherdëina, Zacan y didancuei, Urtijëi, Typak, 2001, 86–88;
→ SERAFINI Daniela, *La donna nella Ladinia e l’arte*. IN: PLANKER Stefan u. a. [Hrsg.], Ëres tla Ladinia. Frauen in Ladinien. Donne nella Ladinia, San Martin de Tor, Museum Ladin Ciastel de Tor, 2006, 163–180, hier 164–168;
→ o. V., *Selbstbildnis als Schnitzerin*. IN: Kulturgüter in Südtirol, online unter: https://www.provinz.bz.it/katalog-kulturgueter/de/suche.asp?kks_priref=320000728, 14.09.2022.

Edith Lutz Romani 273

Geboren: 18. Juni 1894, Kufstein

Verstorben: 10. August 1983, Tramin

(Landschafts-)Malerin

Ihre Kindheit und Jugend verbrachte die in Kufstein geborene Edith Lutz Romani in Brixen. Ihre Familie war bereits ein Jahr nach ihrer Geburt dorthin übersiedelt. Ihr Vater erkannte früh die künstlerische Begabung seiner Tochter und förderte sie. So konnte Lutz Romani ab 1909 eine private Kunstschule in München besuchen. Von 1911 bis 1914 studierte sie dort an der „Staatsschule für angewandte Kunst“.
1914 kehrte Lutz Romani nach Brixen zurück. Fünf Jahre später trat sie erstmals im Rahmen einer Gemeinschaftsausstellung mit ihren Werken an die Öffentlichkeit. In der Folge übersiedelte die Künstlerin nach Bozen, wo sie ihr eigenes Atelier eröffnete. Hier trat sie auch dem neu gegründeten Künstlerbund der Stadt bei und beteiligte sich an dessen Ausstellungen. Aufgrund der Hochzeit 1923 mit dem Rechtsanwalt Josef Romani zog die Künstlerin nach Tramin. Zwei Jahre später wurde der Sohn Heimo geboren. Die Repressionsgewalt des faschistischen Regimes wirkte sich direkt auf die Familie der Künstlerin aus: Josef Romani war der Cousin von Josef Noldin und übernahm nach dessen Verhaftung und Verbannung 1925 seine Rechtskanzlei in Salurn.
Seit 1920 zeigte Lutz Romani ihre Kunstwerke auf Ausstellungen in Deutschland, Österreich, Ungarn und Italien. Auch in Bozen stellte sie öfters aus. 1931 wurden ihre Exlibris auf einer größeren Ausstellung im Innsbrucker Ferdinandeum gezeigt.
Edith Lutz Romani malte vor allem großformatige Landschaftsbilder. Ein großer Teil davon entstand in den 1940er-Jahren und wurde von Südtiroler Optant*innen in Auftrag gegeben, die sich ein Stück Heimat bei ihrer Aussiedlung mitnehmen wollten. So fertigte Lutz Romani beispielsweise Ansichten des Unterlandes an. Das Lieblingsmotiv der Künstlerin war das Schwarz- und das Weißhorn, zwei Berggipfel, die sie direkt von ihrem Atelier im Familienanwesen aus sehen konnte.
1940 erstellte Lutz Romani im Auftrag der Kulturkommission genaue Zeichnungen von landeskundlich interessanten Gebäuden und kunsthandwerklichen Gegenständen. Daneben entwarf sie Vorlagen für Arbeiten in Schmiedeeisen, die jedoch nur selten umgesetzt werden konnten.
1946 gehörte Lutz Romani zu den Gründungsmitgliedern des Südtiroler Künstlerbundes, regelmäßig nahm sie an dessen Ausstellungen teil. In Tramin gründete sie 1949 den ersten Heimatpflegeverein des Ortes, dem sie als Obfrau vorstand. Erst 1972 wurden Lutz Romanis Werke in einer umfassenden Einzelausstellung in der Bozner Dominikanergalerie der breiten Öffentlichkeit gezeigt. 1983 verstarb die Malerin in Tramin.
Stilistisch ist Edith Lutz Romanis Werk im vom Jugendstil beeinflussten Spätimpressionismus der Münchner Akademie zu verorten. Neben großformatigen Landschaftsbildern entstanden in ihrem Atelier auch zahlreiche Blumenbilder sowie Exlibris, die sie für Freund*innen und Bekannte, unter anderem für den Komponisten Richard Strauss, anfertigte.

→ KRAUS Carl, *Zwischen den Zeiten. Malerei und Graphik in Tirol 1918 – 1945*, Lana, Tappeiner [u.a.], 1999, 276;
→ Südtiroler Kulturinstitut/Freilichtspiele Südtiroler Unterland [Hrsg.], *Edith Lutz-Romani,* Katalog zur Einzelausstellung 1.–20. August 1981, Mesnerhaus, Neumarkt, Bozen, Athesia, 1981;
→ Verein für Kultur und Heimatpflege Tramin [Hrsg.], *Edith Lutz Romani. 1894 – 1983.* Katalog zur Ausstellung im Traminer Bürgerhaus, Dezember 1995, Tramin, Verein für Kultur und Heimatpflege, 1995.

Geboren: 7. September 1894, Meran

Verstorben: 6. September 1954, Meran

Malerin, Kunstpädagogin

Als eine „der begabtesten und liebenswertesten Künstlerpersönlichkeiten Tirols“ bezeichnet der Historiker und Schriftsteller Franz Hieronymus Riedl Anni Ègösi in seinem Beitrag in der ihr gewidmeten Monografie des Südtiroler Künstlerbundes. In der Zwischen- und Nachkriegszeit prägte Ègösi nicht nur als Malerin, sondern auch als Kunsterzieherin und Förderin der jungen Generation die Kunstszene in Südtirol entscheidend mit.
Ihre Eltern stammten aus dem österreichisch-ungarischen Grenzgebiet. Nach dem Umzug in die Passerstadt wurde Anni hier als erstes und einziges Kind des Paares geboren. 1912 zog Ègösi zur künstlerischen Ausbildung nach München und besuchte dort die „Königliche Kunstgewerbeschule“. 1915 legte sie die Lehramtsprüfung für Zeichnen und Kunstgeschichte ab und besuchte die Kurse der Grafikerin und Malerin Carola Kempter in Landsberg am Lech. Die Lehrzeit war für Ègösi prägend: Die Verwendung der Aquarelltechnik sowie die Wahl der Sujets (Blumen, Landschaften und Stillleben) erinnern an die Lehrerin. Auch das Konzept Kempters der privaten Malschule und der Sommermalwochen scheint Ègösi angesprochen zu haben.
Noch vor Beginn des Ersten Weltkrieges kehrte Ègösi nach Meran zurück, wo sie fortan als Kunsterzieherin und Malerin tätig war. Zunächst unterrichtete sie an der Mittelschule, dann machte sie sich als Leiterin von privaten Kursen für vor allem weibliche Schülerinnen selbstständig. Die Kurse umfassten neben Zeichnen, Malen und Kunstgeschichte auch kunstgewerbliche Arbeitstechniken wie Bandweben, Strohflechten und Sticken. Für ihren Unterricht verfasste Ègösi eigene didaktische Texte.
Durch ihr pädagogisches Wirken in und um Meran beeinflusste Ègösi einen breiten Kreis der jungen kunstinteressierten Generation des Landes.
In ihren Kursen kamen Mädchen aus allen Landesteilen zusammen. Oft war es das erste Mal, dass sie von Kunst hörten. Der Kreis der Schülerinnen, unter denen sich später erfolgreiche Künstlerinnen wie Maria Delago und Elfi Widmoser befanden, war groß und entwickelte sich zu einem einzigartigen Frauen-Netzwerk.
Die Unterrichtstätigkeit war für Anni Ègösi trotz ihrer pädagogischen Ader nie ihr Hauptberuf. Vielmehr fühlte sie sich als Künstlerin. Seit den 1920er-Jahren nahm Ègösi an Ausstellungen teil, so war sie an der Bozner Biennale 1930, 1932 und 1934 wie auch ab 1940 an den Gaukunstausstellungen für Tirol und Vorarlberg vertreten.
In der Nachkriegszeit wurde die Meranerin Mitglied des neu gegründeten Südtiroler Künstlerbundes und wirkte an dessen Ausstellungen mit. 1954 konnte in der Bozner Dominikanergalerie Anni Ègösi erste Einzelausstellung vorgestellt werden. Wenige Monate später verstarb Anni Ègösi in Meran. Ihre Freundin Maria Delago gestaltete ihren Grabstein.
Anni Ègösi schuf vorzugsweise lyrisch gestimmte Blumenstillleben in Aquarell auf durchscheinendem Japanpapier. Daneben fertigte sie Porträts an, später auch abstrakte Bilder in diversen Techniken. Als begabte Landschaftsmalerin galt ihre große Liebe dem Vinschgau, vor allem dem Obervinschgau. Die Landschaften, Baudenkmäler, die Geschichten und Menschen des Tales interessierten und faszinierten die Meraner Künstlerin. Ègösi war auch schriftstellerisch tätig: Ihre in Lyrik und Prosa verfassten Texte beleuchten dabei ihre Bildwelt und das künstlerische Programm. Schon früh würdigten Kritiker*innen das kultivierte Farbempfinden und das zarte Einfühlungsvermögen Ègösi in die Natur. Am klarsten wird diese Fähigkeit in den Blumenbildern der Künstlerin sichtbar.

→ RIEDL F. H./SCHMID T. (hrsg. von Südtiroler Künstlerbund), *Anni Ègösi. Eine Lyrikerin unter den Malern Südtirols*, Bozen, Athesia, 1980;
→ Dokumentationsstelle für neuere Südtiroler Literatur im Südtiroler Künstlerbund [Hrsg.], *Anni Ègösi. Bilder und Texte,* Publikation zur Ausstellung im Südtiroler Künstlerbund, Galerie Prisma, Bozen 22.04. – 06.05.2006, Bozen, Südtiroler Künstlerbund, 2006;
→ KRAUS Carl, *Zwischen den Zeiten. Malerei und Graphik in Tirol 1918–1945*, Lana, Tappeiner [u.a.], 1999, 255–256.

Geboren: 8. September 1896, Chybi/ Chybie, Österreich-Ungarn, heute Polen

Verstorben: 3. Mai 2000, Bozen

Textil- und Dekorationskünstlerin

Unter dem Namen Maria Ottawa wurde May Hofer im südpolnischen Chybi geboren. Die Industriestadt nahe Krakau war Teil der Habsburgermonarchie. In der Familie Ottawa wurde deutsch gesprochen, trotzdem fühlte sich May Hofer zeit ihres Lebens „im Osten verwurzelt“. 1907, als May Hofer elf Jahre alt war, verstarb ihr Vater, der als Leiter der k. u. k. Zuckerfabrik und Bezirksbürgermeister ein angesehener Mann gewesen war.
Die Mutter veräußerte den Besitz in Polen und zog zwei Jahre später mit der Tochter nach Pula.
Nach Beginn des Ersten Weltkrieges 1914 begab sich Hofer nach Wien, wo sie sich an der Kunstgewerbeschule inskribierte. Ihre künstlerischen Schwerpunkte waren Textil- und Emaillearbeiten sowie Modezeichnen. In der Hauptstadt der Monarchie war May Hofer in die trotz des Krieges lebendige Kunstszene integriert: Sie lernte die Wiener Secession und die Wiener Werkstätte kennen. Die verschiedenen Eindrücke finden sich in Hofers späteren Arbeiten wieder und blieben der geistige Hintergrund ihres Œuvres. In Wien lernte die Kunststudentin auch ihren späteren Mann, den gebürtigen Bozner Künstler Anton Hofer, kennen. 1919 heiratete das Paar und übersiedelte in der Folge nach Südtirol. Die Entscheidung zum Umzug war vor allem May Hofer schwergefallen: Sie wäre lieber in der Großstadt geblieben. Zeit ihres Lebens empfand sie die provinzielle Enge und das konventionelle Kunstverständnis in Südtirol als bedrückend. Auch beruflich brachte die Übersiedlung Hofer in eine schwierige Situation: Für Kunstschaffende war die Lage im Land prekär, verschärft wurde dies durch die Annexion Südtirols an Italien, die auch im künstlerischen Sinn eine Abtrennung von Kontakten und Netzwerken bedeutete.
Zusammen mit ihrem Mann nahm May Hofer in der Zwischenkriegszeit regelmäßig an internationalen Ausstellungen und Handwerksmessen in Paris, Florenz und München teil. In Südtirol blieb der Erfolg hingegen noch aus. Das in den 1920er-Jahren in Bozen gegründete Modeatelier Hofers musste nach kurzer Zeit wieder geschlossen werden.
In der unmittelbaren Nachkriegszeit kehrte May Hofer an die nunmehrige „Akademie für Angewandte Kunst“ in Wien zurück. Hier entdeckte sie ihre Vorliebe für Emailletechniken, vor allem jene des russischen Netzemailles.
1931 eröffnete das Paar gemeinsam mit der befreundeten Familie Valier ein Hotel in Miramare an der Adria, das sie unterbrochen von einer kriegsbedingten Schließung bis 1962 führten.
In den Ruhezeiten des Hotelbetriebes betätigte sich May Hofer künstlerisch im Haus am Meer. Nach der Auflösung des Betriebes widmete sie sich immer mehr ihrer künstlerischen Tätigkeit. Nun entstand ihr eigentliches Werk. In ihrem neu übernommenen Atelier im Dachgeschoss eines Hauses in der Leonardo-da-Vinci-Straße entfaltete sie ihre Kreativität und nahm in der Folge an zahlreichen Ausstellungen im In- und Ausland teil. Ihre Arbeiten, allen voran ihre Paneele aus Stoffmosaik, stießen auf Anerkennung und Beachtung. So erwarb unter anderem das Museum für Angewandte Kunst in Wien ihr dreiteiliges textiles Mosaik mit dem Titel „Schöpfungszyklus“. 1988 wurde May Hofer von der Republik Österreich mit dem Ehrenkreuz für Kunst und Wissenschaft ausgezeichnet.
Vor allem durch ihre zahllosen Stoffapplikationen und Arbeiten in Emaille bereicherte May Hofer das Kunstpanorama des Landes. In ihnen verarbeitete die Künstlerin in farbkräftigen Bildern ihre Erinnerungen an den östlichen Kulturraum. Das Œuvre der Künstlerin zeigt sich beeinflusst von der Wiener Kunstlandschaft sowie der slawisch-orthodoxen und jüdischen Kultur des Ostens. Es erinnert dabei teilweise an die Arbeiten Marc Chagalls. Das auf Bildteppichen und Emaillearbeiten Dargestellte ist nicht einfach gesichtete Natur, sondern wird zu einem mythischen Symbol.
May Hofers Leben und ihr Werk können als Stück europäische Kulturgeschichte gelesen werden: Ihre Erinnerungsbilder an „die Welt von Gestern“ verweisen auf verschiedene Kulturräume. Das östliche Habsburgerreich, das Wien der Jahrhundertwende und das südliche Tirol werden durch einen künstlerischen Faden verbunden.

→ HOFER Sylvia, *May Hofer. Ein farbenreiches Leben*. IN: Amt der Tiroler Landesregierung [Hrsg.], Panoptica. Frauen.kultur.tirol 2020, Innsbruck, Amt der Tiroler Landesregierung, 6–11;
→ HOFER Sylvia, *May Hofer*. IN: HINTNER Heidi u. a. [Hrsg.], Frauen der Grenze. 13 Frauenbiographien aus Süd- und Osttirol und dem Trentino/Donne di frontiera. 13 biografie di donne sudtirolesi, nordtirolesi e trentine, Bd. 2, Innsbruck [u.a.], Studienverlag, 2012, 118–123;
→ KRAUS Carl, *Zwischen den Zeiten. Malerei und Graphik in Tirol 1918– 1945*, Lana, Tappeiner [u.a.], 1999, 267;
→ ECCEL Eva (hrsg. von Südtiroler Künstlerbund), *May Hofer*, Bozen, Athesia, 1988.

Geboren: 12. April 1900,
Borgo Valsugana, Trentino

Verstorben: 19. Juni 1957, New York

Wichtigste Vertreterin
des Wiener Kinetismus

„Ihr bildnerisches Werk ist der bedeutendste österreichische Beitrag zur klassischen Avantgarde“, so schließt der Kunstprofessor und Künstler Bernhard Leitner sein Vorwort im Ausstellungskatalog einer Werkschau Erika Giovanna Kliens 2001 in Wien, Salzburg und Bozen. Obwohl Klien als interessanteste Vertreterin des Wiener Kinetismus gilt, fand die Künstlerin lange Zeit kaum Beachtung. Erst Jahrzehnte nach ihrem Tod setzte eine zunehmende Beschäftigung mit ihrem Werk ein. In Bozen folgte der Ausstellung von 2001 eine weitere 2022: Unter dem Titel „Bird Flight“ wurden im „Museion“ Kliens Werke „im Dialog mit zeitgenössischen Positionen“ gezeigt.
1900 wurde Erika Giovanna Klien in eine kleinbürgerliche Beamtenfamilie in Borgo in der Valsugana geboren. Aufgrund des väterlichen Beamtenberufes und der wechselnden Dienstorte musste die Familie mehrmals übersiedeln und war zeitweise in der Steiermark, in Vorarlberg und Salzburg ansässig. Nach Ende des Weltkrieges übersiedelte die Familie nach Wien, wo die Tochter 1919 ihr Studium an der Kunstgewerbeschule aufnahm. Kliens wichtigster Lehrer war Franz Čižek, bei dem sie Ornamentale Formlehre studierte. In seiner produktiven Auseinandersetzung mit der europäischen Avantgarde der Zeit und der ganzheitlichen Auffassung von Kunst, in der er Literatur, Musik, Theater, Tanz und bildende Kunst als gleichbedeutende Ausdrucksmittel verstand, begründete Čižek den Kinetismus. Dieser Stil ist eine Kunstform, die sich vor allem mit Bewegung auseinandersetzt und versucht, sie in ihre rhythmischen Elemente zu zerlegen, jedoch auf den aggressiven Mythos von Geschwindigkeit und Bewegung der Futurist*innen verzichtet. Das ganzheitliche Kunstverständnis kam Klien entgegen: Bereits 1923 begann sie an einem kinetischen Marionettentheater zu arbeiten, für das sie eine neuartige Bühne, Kulisse und Figurinen schuf und ein Stück verfasste. Gleichzeitig betätigte sich Klien selbst als Laienschauspielerin.
1925 schloss Klien ihr Studium ab und bezog ein Atelier in Purkersdorf in Niederösterreich, wo sie als Gebrauchsgrafikerin arbeitete. Auf Einladung ihres Lehrers nahm die Künstlerin in den 1920er-Jahren an verschiedenen internationalen Kunstausstellungen teil. So waren einige ihrer Werke 1925 bei der „Kunstgewerbeausstellung“ in Paris und 1926 bei der „Internationalen Ausstellung moderner künstlerischer Schrift“ im Österreichischen Museum für Kunst und Industrie zu sehen. 1926/27 nahm sie als einzige Vertreterin der österreichischen Moderne an der „International Exhibition of Modern Art“ in New York teil. Trotz der regen Ausstellungstätigkeit gelang es Klien nicht, ihren Lebensunterhalt durch die künstlerische Arbeit zu bestreiten. Von 1926 bis 1928 betätigte sie sich nicht nur als Gebrauchsgrafikerin, sondern unterrichtete auch Kunst an einer Schule in Kleßheim bei Salzburg. Hier brachte sie ihren Sohn zur Welt, den sie zu Pflegeeltern gab.
1929 übersiedelte Klien in die Vereinigten Staaten, wo sie ihre pädagogische Tätigkeit fortführte: Sie unterrichtete an verschiedenen – teilweise bedeutenden – Kunstschulen. Da die Unterrichtstätigkeit kaum zum Überleben reichte, war Klien teilweise gezwungen, mehrere Lehrstellen gleichzeitig anzunehmen. Daneben betätigte sich Klien weiter als Künstlerin: In New York entstanden einige ihrer bedeutendsten Werke.
Mit ihrer bildbestimmenden Thematik der Dynamik, der Bewegung menschlicher Figuren, der Natur und der Technik reagierte Klien auf die Modernisierung der europäischen Lebenswelt. In den Vereinigten Staaten galt ihr Interesse auch den technischen Geräten und Fortbewegungsmitteln. Beeinflusst von Musik, Tanz und Theater waren Bewegung und Rhythmus grundlegende Themen und Ausdrucksformen, die nachhaltig ihr gesamtes Schaffen beeinflussten. Im Laufe ihres Lebens entwickelte Klien als bedeutendste Vertreterin des Kinetismus Theorie und Technik der Kunstrichtung weiter.
Den Plan, nach einer künstlerischen Etablierung nach Europa zurückzukehren, konnte Klien nicht verwirklichen: Sie starb 1957 in New York. Ihre künstlerische Bedeutung war zeit ihres Lebens unterschätzt worden.

→ BAST Gerald u. a. [Hrsg.], *Wiener Kinetismus – eine bewegte Moderne*, Publikation anlässlich der Ausstellung „DYNAMIK! Kubismus, Futurismus, KINETISMUS“, Belvedere Wien, 10. Februar–5. Juni 2011, Wien [u.a.], Springer, 2011;
→ KIRCHMAYR Birgit, *Zeitwesen. Autobiographik österreichischer Künstlerinnen und Künstler im Spannungsfeld von Politik und Gesellschaft 1900–1945. Eine Studie zu Alfred Kubin, Oskar Kokoschka, Aloys Wach, Erika Giovanna Klien und Margret Bilger*, Wien [u.a.], Böhlau, 2020;
→ LEITNER Bernhard [Hrsg.], *Erika Giovanna Klien. Wien New York 1900–1957,* Katalogbuch zur Ausstellung „Erika Giovanna Klien. Wien New York 1900–1957“, Universität für Angewandte Kunst, Wien 26.1.–23.3.2001; Museion, Museum für Moderne Kunst, Bozen, 7.4.–3.6.2001; Rupertinum Salzburg, 9.6.–8.7.2001, Osterfildern-Ruit, Hatje Cantz, 2001;
→ MARKHOF MAUTNER Marietta (hrsg. von Gemäldegalerie Michael Kovacek), *Erika Giovanna Klien. Wien 1900 – 1957 New York*, Wien, Gemäldegalerie M. Kovacek – Eigenverlag, 2001;
→ MAUTNER MARKHOF Marietta (hrsg. von Museum Moderner Kunst), *Erika Giovanna Klien. 1900–1957. Eine Ausstellung des Museums Moderner Kunst im Museum des 20. Jahrhunderts*, Wien. 30. März – 10. Mai 1987, Wien, Museum Moderner Kunst, 1987;
→ OBERHAMMER Margit, *Erika Giovanna Klien.* In: HINTNER Heidi u. a. [Hrsg.], Frauen der Grenze. 13 Frauenbiographien aus Nord- und Südtirol und dem Trentino/Donne di frontiera. 13 biografie di donne sudtirolesi, nordtirolesi e trentine, Bd. 1, Innsbruck, Studienverlag, 2009, 80–89;
→ o. V., *Bird Flight, Erika Giovanna Klien im Dialog mit zeitgenössischen Positionen.* IN: Museion, online unter: https://www.museion.it/2022/04/bird-flight-erika-giovanna-klien/?lang=de, 15.09.2022.

Gina (Regina) Klaber Thusek

Geboren: 18. April 1900, Römerstadt/ Rýmařov, Österreich-Ungarn, heute Tschechien

Verstorben: 11. April 1983, Meran

Grafikerin, Bildhauerin

Der Lebensweg der Künstlerin Gina Klaber Thusek führte von Mähren über Wien, London und Mailand nach Meran. Die Übersiedlung in die Passerstadt erfolgte nicht freiwillig, sondern war 1939 aufgrund der jüdischen Herkunft der Künstlerin eine „Notlösung“. Meran wurde in der Folge ein fixer Bezugspunkt, wenn nicht sogar Heimatort Klaber Thuseks. Trotzdem lebte sie als Künstlerin hier lange in einer Außenseiter*innenrolle. Erst ab den 1970er-Jahren nahm Klaber Thusek am Südtiroler Kulturleben teil und war auf regionalen Ausstellungen zu sehen: So stellte sie beispielsweise 1973 auf der Ausstellung „Surrealismus – immer noch und ewig“ in Bozen aus, zeigte 1976 ihre neuen Arbeiten im Rahmen einer Ausstellung des Künstlerbundes und zwei Jahre später in der „Galerie Eccel“.

1900 wurde Gina Klaber Thusek in Mähren geboren. Ihre Mutter war Lehrerin, ihr Vater führte eine Leinenweberei. Bereits mit neun Jahren übersiedelte die Familie nach Wien, wo Klaber Thusek die „Wiener Graphische Lehranstalt“ besuchte. Hier erhielt sie in vier Jahren eine solide künstlerische Grundausbildung. 1917 fiel ihr Vater am Isonzo. Ihrer Mutter blieb als Kriegswitwe lediglich die Hinterbliebenenrente, die ihr und ihren drei Kindern nur ein bescheidendes Leben ermöglichte. Gina Klaber Thusek begann in dieser Zeit, mit der Gestaltung von Exlibris und Illustrationen zu medizinischen Arbeiten ihr erstes Geld zu verdienen. 1921 heiratete sie Oskar Thusek, mit dem sie nach Teplitz-Schönau, heute Teplice, in der damaligen Tschechoslowakei übersiedelte. Hier besuchte die Künstlerin drei Jahre lang eine Fachschule für Keramik und lernte, mit Ton zu modellieren. Ab 1936 war Gina Klaber Thusek in London und versuchte sich hier mit ihren textilen Arbeiten eine Existenz aufzubauen. Ihr Mann hatte in der Zwischenzeit in Italien Arbeit gefunden.

Aufgrund ihrer jüdischen Wurzeln und des Kriegsbeginnes verlor Klaber Thusek 1939 ihre durch die Hochzeit erworbene polnische Staatsbürger*innenschaft. Da sie sich zu diesem Zeitpunkt in Italien befand, war eine Rückreise nach London für die nun Staatenlose nicht mehr möglich. In der Folge wurde Klaber Thusek in Meran konfiniert. Erst 1955 erhielt sie gemeinsam mit ihrem Ehemann die italienische Staatsbürger*innenschaft. Bis dahin lebte das Paar im Graubereich, der jegliche rechtlich-administrative Handlung kompliziert machte.

In Italien vertiefte Gina Klaber Thusek ihre künstlerische Ausbildung: Sie studierte an der Akademie in Florenz bei Italo Griselli und an der „Brera“ in Mailand bei Francesco Messina und Marino Marini. Im Zuge dieses Ausbildungsweges löste sich Klaber Thusek in ihren Plastiken zunehmend von einer naturalistischen Monumentalität. Die nun im hohen Maße abstrakten Plastiken zeichneten sich immer mehr durch Filigranität und Bewegung aus.

Ab den späten 1950er-Jahren beteiligte sich die Künstlerin an internationalen Ausstellungen. Sie erhielt bedeutende Kunstpreise, so die Silbermedaille 1957 beim „Premio Suzzara“ in Mantua. Während eines Israel-Aufenthaltes 1958 entstand unter dem Titel „Israel-Skizzenbuch“ eine umfangreiche Serie von Tuschezeichnungen. 38 Blätter der Serie wurden noch im Entstehungsjahr bei der Ausstellung der „Gemeinschaft der Künstlerinnen und Kunstfreude“ in Mannheim gezeigt. Dennoch konnte Klaber Thusek von ihren künstlerischen Arbeiten nicht leben und war auf das Einkommen ihres Ehemannes angewiesen. Dieses Abhängigkeitsverhältnis war für die Künstlerin umso schwieriger, als die Ehe zerrüttet war.

Gina Klaber Thuseks Lebensweg ist ab der Nachkriegszeit und der wiedererrungenen Bewegungsfreiheit von vielen Ortswechseln geprägt. Bis zur Pensionierung ihres Mannes 1960 pendelte sie zwischen Mailand und Meran und unternahm unzählige Reisen. Meran blieb dabei stets ihr wichtigster Bezugspunkt. 1983 verstarb Gina Klaber Thusek in Meran und wurde auf dem Städtischen Friedhof begraben. Ihr umfangreicher Nachlass bietet Einblick in ihr Leben und wird im Stadtmuseum von Meran verwahrt.

Bis ins hohe Alter schuf Klaber Thusek Skulpturen, Zeichnungen, Collagen und Entwürfe für Modeartikel und Schmuck. Die Plastik war dabei ihre stärkste Ausdrucksform und ihr Schaffensschwerpunkt. Die Künstlerin entwickelte sich vom Naturalismus ausgehend in Richtung zunehmender Abstraktion und schließlich zu verschiedenen avantgardistischen Ausdrucksformen wie dem Dadaismus und der Pop-Art.

→ DALLA TORRE Karin, *Gina Thusek Klaber (1900–1983). Grafik, Plastik, Malerei, Design/Grafica, scultrice, pittrice e designer/Graphic, Plastic, Painting, Design.* IN: Kunst Meran Merano Arte [Hrsg.], Menschen-Bilder/FigureUmane/HumanShapes 2017; Kataloge online unter: https://www.kunstmeranoarte.org/de/projekte/menschenbilder.html, 13.12.2021;

→ SCHNITZER Ursula, *Gina Klaber Thusek – Keys to Nowhere.* IN: Kunst Meran Merano Arte u. a. [Hrsg.], Kultur in Bewegung. Meran 1965–1990, Meran, Kunst Meran Merano Arte, 2020, 181–198.

Joana (Johanna) Steinlechner Bichler

Geboren: 5. Oktober 1905, Glurns

Verstorben: 6. Mai 1992, Wien

Bildhauerin, Malerin

Als ein „Stück Bergwelt im Großstadtgetriebe“ beschrieb das „Wiener Volksblatt“ 1964 „Tibur“, eine Plastik von Johanna Steinlechner Bichler. Die Zuschreibung kann auch zur Charakterisierung der Künstlerin selbst übernommen werden: 1905 im „mauerumgürteten Vinschgauer Städtchen“ Glurns geboren, wie es in einem Zeitungsartikel von 1964 heißt, schaffte es Steinlechner Bichler auf die große Bühne der bildenden Kunst.
Ihr Doppelname geht auf eine kurze Ehe zurück; der Ehemann verunglückte neun Monate nach der Hochzeit tödlich. Im Laufe ihres künstlerischen Schaffens wandelte sie den Vornamen von „Johanna“ zu „Joana“ ab.
In das heutige Südtirol verschlug es die Familie Steinlechner aufgrund des Berufs des Vaters: Paul Steinlechner wirkte als Richter in „österreichischer Zeit“ im Vinschgau und im Tauferer Tal. Noch im Februar 1916 wird er in der Zeitung „Der Tiroler“ als „Gerichtsvorsteher in Sand in Taufers“ und derzeitiger „Oberleutnant im Felde“ genannt. Es kann also angenommen werden, dass Steinlechner Bichler ihre Kindheit im Vinschgau und im Tauferer Tal verbrachte. Nach der Annexion Südtirols 1919 ging sie nach Österreich.
Bereits in jungen Jahren entdeckte Steinlechner Bichler ihre Liebe zur Kunst, besonders der Bildhauerei. „Ich konnte schon damals an keinem Haus vorbeigehen, ohne besonders interessante raue Stellen an der Mauer abzutasten. Am glücklichsten war ich in der Nähe eines Steinbruchs, wo ich mit Puppen spielte, bis meine Eltern eines Tages entsetzt mein Lieblingsplätzchen entdeckten ...“, so gibt 1964 ein Zeitungsartikel ihre Kindheitserinnerung wieder. Die bildhauerische Veranlagung stieß bei den Eltern auf Unverständnis und Bedenken. Vielleicht war dies auch der Grund für Johanna Steinlechner Bichlers späte Berufung zur Kunst. Erst im Juni 1946 vermerkt das Meldeamt in Innsbruck „abgew.[andert] nach Wien zu Studienzwecken“. An der Akademie der bildenden Künste in Wien studierte die gebürtige Glurnserin Bildhauerei und Malerei. Beide Lehrgänge konnte sie mit Erfolg abschließen. Der doppelte Abschluss war ein außergewöhnlicher Fall; die Künstlerin zog damit erste Aufmerksamkeit auf sich.
Noch als Studentin erhielt Steinlechner Bichler unmittelbar nach dem Krieg erste Preise und Ehrungen: 1948 wurde ihr von der Akademie der angewandten Künste ein „Anerkennungspreis“ verliehen. Zwei Jahre später erhielt sie vom Professor*innenkollegium den Meisterschulpreis der Bildhauerschule Fritz Wotrubas. Dieser bedeutende österreichische Bildhauer scheint Steinlechner Bichler ihr „künstlerisches Rüstzeug“ vermittelt zu haben. 1958 erhielt die studierende Künstlerin den Begabtenpreis der Wiener Akademie. Im selben Jahr kam Steinlechner Bichler eine weitere Auszeichnung zu:
Im Wiener Rathaus wurde ihr der Förderpreis der Zentralsparkasse „zur leichteren Anschaffung einer Werkstätte und der nötigen Arbeitsmittel“ überreicht. Ihr Studium führte Joana Steinlechner Bichler auch ins italienische und französische Ausland, unter anderem studierte sie bei Fernand Léger in Paris.
Ab Dezember 1954 war Steinlechner Bichler ordentliches Mitglied der „Wiener Secession“, einer Gemeinschaft bildender Künstler*innen, welche, so ist es in einem Ausstellungsheft vermerkt, „den Ruhm für sich in Anspruch nehmen [darf], diejenige Vereinigung zu sein, in der sich nahezu alle wesentlichen Talente der neueren österreichischen und insbesondere Wiener Bildhauerei zusammengefunden haben“.
Steinlechner Bichlers Mitgliedschaft wird in verschiedenen Katalogen von Gemeinschaftsausstellungen ersichtlich.
Zu den beiden Studientiteln der akademischen Malerin und Bildhauerin gesellte sich 1971 ein ganz besonderer: Der österreichische Bundespräsident verlieh der nun 65-jährigen Künstlerin in Anerkennung ihres Lebenswerks den Titel „Professor“. In der Zeitung „Kufstein aktuell“ ist anlässlich dieser Auszeichnung ein Artikel zu finden, der unter anderem auf Joana Steinlechner Bichlers Eigenwahrnehmung als weibliche Steinbildhauerin und Malerin verweist: Der Beruf des schöpferischen Menschen – so die Künstlerin – schließe ein „Frauenleben“ aus, weil er „große Konzentration“ und den „ganzen Menschen“ verlange. Er sei hart, diszipliniert und opferreich und bringe „große Einsamkeit“ und Verzicht mit sich, vor allem dann, wenn der/die Künstler*in nicht den „üblichen Volksgeschmack“ ausführe.
Steinlechner Bichler war sich bewusst, als Künstlerin aus den gesellschaftlich geprägten Frauenrollen herauszufallen und mit ihrer eigenständigen und schöpferischen Arbeit ein als männlich wahrgenommenes Lebensmodell zu verfolgen.
Einige Kunstwerke von Joana Steinlechner Bichler können heute noch unter freiem Himmel besichtigt werden: Sie entstanden als „Kunst im Gemeindebau“ der Stadt Wien. So ziert beispielsweise in Wien-Penzing ein abstraktes Mosaik Steinlechner Bichlers die Wand der Linzer Straße Nr. 374.
Zeitweise bildete neben Wien auch Innsbruck den Lebensmittelpunkt der Künstlerin. Auch hier war sie auf Ausstellungen wie beispielsweise der Sonderausstellung „Tiroler Kunst heute“ 1964 im Landesmuseum Ferdinandeum zu sehen.
Steinlechner Bichler beteiligte sich zudem an verschiedensten internationalen Ausstellungen. In Wien, Italien, Deutschland und der Schweiz wurden Einzelausstellungen gezeigt, so heißt es in einem Ausstellungskatalog von 1965.
Dass der künstlerische Wert ihrer Werke anerkannt wurde, lässt sich auch an den Erwerber*innen der Plastiken und Gemälde festmachen: Käufer*innen waren unter anderem führende Museen des österreichischen In- und Auslandes, so das Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum und das österreichische Unterrichtsministerium, das 1955 die Plastik „Alte und neue Zeit“ erwarb. Das Werk aus Untersberger Marmor befindet sich heute als bundeseigenes Kunstwerk im Besitz der Österreichischen Galerie Belvedere.

→ Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum Innsbruck, Nachlass Johanna Steinlechner-Bichler; die im Text genannten Zeitungsartikel sind Teil des Nachlasses und wurden somit bewusst von der Künstlerin selbst gesammelt, teilweise sind sie mit Hand korrigiert;
→ Taufbuch Glurns, 1804–1911, fol. 263;
→ Melde- und Einwohnerwesen Innsbruck, Sterbeeintrag von Paul Steinlechner/Sterbebuch 943/54 sowie Meldekarteikarte Johanna Steinlechner-Bichler;
→ Meldeamt Landeck, Karteikarte Johanna Steinlechner-Bichler;
→ ECKER Berthold u. a. [Hrsg.], *Die fünfziger Jahre. Kunst und Kunstverständnis in Wien/The 1950s. Art and Art Appreciation in Vienna*, Wien [u.a.], Springer, 2010, 409;
→ EGG Erich, *Verzeichnis der Neuerwerbungen des Jahres 1963 (mit 4 Abbildungen auf Tafel IX–XII).* IN: Veröffentlichungen des Tiroler Landesmuseums Ferdinandeum 44 (1964), 254–249;
→ PAPPERNIGG Michaela u. a. [Hrsg.], *Kunst des 20. Jahrhunderts. Bestandskatalog der Österreichischen Galerie des 20. Jahrhunderts*, Bd. 4: S–Z, Wien, Brandstätter/Österreichische Galerie Belvedere, 2001, 106;
→ o. V., Werke von Joana Steinlechner-Bichler. IN: Artothek des Bundes, online unter: https://www.artothek.info/people/2230/joana-steinlechnerbichler;jsessionid=9D69DD1791726AB48D2D035B11A99767/objects, 28.01.2022;
→ o. V., *Aus Stadt und Land. Kriegsauszeichnungen.* IN: Der Tiroler, 02.02.1916, Nr. 26, 2;
→ o. V., *Aus Stadt und Land. Ernennungen im Justizdienst.* IN: Der Tiroler, 22.03.1918, Nr. 115, 3.

Geboren: 11. Jänner 1902,
St. Leonhard in Passeier

Verstorben: 10. Februar 1979, Brixen

Bildhauerin, Keramikerin

Als zweites von fünf Kindern wurde Maria Delago 1902 in St. Leonhard in Passeier geboren.
Ihr Vater war Bezirksrichter. 1910 übersiedelte die Mutter mit den Kindern nach Meran. Die Eltern förderten die künstlerische Begabung der Tochter vor allem aufgrund der „brotlosen“ Berufsaussichten nur zögerlich. Auch reichten die finanziellen Mittel nicht, um die gewünschte Ausbildung im Ausland zu finanzieren. Daher absolvierte Delago zunächst eine Ausbildung zur Erzieherin. Von 1924 bis 1926 gelang es ihr schließlich, eigenständig das Studium an der Wiener Kunstgewerbeschule zu finanzieren. Ihre wichtigsten Professoren in Wien waren der Keramikdesigner und Bildhauer Michael Powolny sowie der Bildhauer Anton Hanak.
Als Delago nach acht Semestern ihr Studium erfolgreich abschloss, war sie für den Beruf der Bildhauerin und Keramikerin gut vorbereitet. 1925, noch während ihres Studiums in Wien, hatte die junge Künstlerin ihren ersten Auftrag erhalten und für den Heimatschutzverein von Meran ein Porträtrelief angefertigt. Nach dem Studium in Wien übersiedelte Delago nach Bozen. Hier richtete sie sich ein Atelier ein und übernahm in der Museumsstraße den Brennofen der Firma Pickl. Es entstanden erste Arbeiten, mit denen sich die Künstlerin im Land einen Namen machte. 1927 nahm Delago an der Ausstellung des „Meraner Künstlerbundes“, dessen Mitglied sie war, teil. Es war die erste in einer langen Reihe von Ausstellungen.
In den 1930er-Jahren wurde man auch im Ausland auf die Südtiroler Künstlerin aufmerksam: 1931 arbeitete Delago in einer keramischen Fabrik in Maastricht und fertigte Figuren, Reliefs und Kreuzwegstationen für die Kirche von Schiedam bei Rotterdam an. In Kiel schuf sie große Reliefs für die Schleswig-Holsteiner Landesbank. 1936 wurde ihr ein Stipendium für das Studium an der Akademie der Bildenden Künste in München zugesprochen. Zwei Semester lang konnte sie sich vor allem bei Olaf Gulbransson und Josef Wackerle zeichnerisch und bildhauerisch weiterbilden.
Nach dem Krieg übersiedelte Delago in ein geräumigeres Atelier in die Heinrichstraße in Bozen. Dort verfügte sie über einen modernen Brennofen. Nun war sie unablässig künstlerisch aktiv. 1947 beteiligte sich Delago an der Neugründung des Südtiroler Künstlerbundes und wirkte als Ausschussmitglied. Sie setzte sich für die Belange des Künstlerbundes ein, stand mit Rat und Tat zur Seite und arbeitete bei Ausstellungen, Kostümbällen und Feiern engagiert mit. Auch auf den Ausstellungen des Künstlerbundes war Delago regelmäßig vertreten. Sie war – so ist dies in einem ihr gewidmeten Band zu lesen – die „Seele des Künstlerbundes“. Darüber hinaus stellte sie auch auf größeren kunstgewerblichen Ausstellungen im In- und Ausland aus und blieb hier nicht unbeachtet. Sie erhielt unter anderem 1950 von der Leitung der „Mostra antica e moderna dell’artigianato liturgico“ in Venedig ein Anerkennungsdiplom, auf der Weltausstellung 1958 in Brüssel wurde ihr eine Bronzemedaille verliehen.
Für Kirchen, Kapellen, Schulen, aber auch Privathäuser schuf Delago ausdrucksstarke Plastiken vor allem in Keramik, teilweise auch in Bronze. Für den Südtiroler Landtag fertigte die Künstlerin eine Keramikarbeit an, die im Korridor des erstens Stockes angebracht ist und typische Landesszenen zeigt. 1964 erhielt Delago in Anerkennung ihres Werkes den „Walther-von-der-Vogelweide-Preis“. Fünf Jahre später folgte durch die Verleihung der Ehrenmitgliedschaft die Würdigung ihrer Person und ihres Werkes vonseiten des Südtiroler Künstlerbundes. Maria Delago starb 1979 infolge eines Autounfalls bei Brixen. Noch im selben Jahr fand eine umfassende Gedächtnisausstellung im Waltherhaus in Bozen und in der Galerie im Prielhof in Eppan statt. Besondere Berücksichtigung fand hier auch ihr zu Lebzeiten kaum beachtetes grafisches Schaffen. Neben der Bildhauerei hatte sich Delago auch der Zeichnung, der Malerei und der Radierung gewidmet.
„Mit großer Liebe zum Detail, mit einem einfühlsamen Gespür für die plastische Form hat sie eine Skulptur geschaffen, die nie das Volumen, die Körperlichkeit, verliert“, schreibt der Kunsthistoriker Gert Ammann im Maria Delago gewidmeten Band des Südtiroler Künstlerbundes.

→ GLANINGER Ilse u. a. [Hrsg.], *Tiroler Bildhauer. Plastisches Schaffen in Nord-, Süd- und Osttirol*, Innsbruck, Wort- und Welt-Verlag, 1979, 42–43;
→ KOFLER Erich/AMMANN Gert (hrsg. von Südtiroler Künstlerbund), *Maria Delago. Ein Leben für die Kunst*, Bozen, Athesia, 1983;
→ Südtiroler Landtag [Hrsg.], *Kunst im Landtag: das Fresko von Karl Plattner und die Werke von Peter Fellin, Siegfried Pörnbacher, Maria Delago, Eraldo Fozzer*, Bozen, Südtiroler Landtag, 2002.

Geboren: 31. Mai 1913,
Gut Karlsfeld, Kreis Oletzko/Olecko,
Preußen/heute Polen

Verstorben: 19. Dezember 2002, Meran

Grafikerin

Im Lebensweg Lieselotte Plangger-Popps sind drei verschiedene Regionen zentral: Ostpreußen, Oberbayern und Tirol, vor allem Südtirol, wo sich die Künstlerin nach ihrer Hochzeit 1954 niederließ, prägten nachhaltig ihr Leben und künstlerisches Schaffen.
1913 wurde Lieselotte Plangger-Popp auf dem Familiengut im damals zum Deutschen Reich gehörigen Ostpreußen geboren. In der wirtschaftlich und politisch unsicheren Zwischenkriegszeit verkaufte ihr Vater das Familiengut. Die Familie zog nach Königsberg (heute Kaliningrad). Hier besuchte Plangger-Popp das Lyzeum und absolvierte in den Jahren von 1933 bis 1936 an der „Meisterschule für Deutsches Handwerk“ die Fachklasse für Gebrauchsgrafik. In den folgenden zwei Jahren war sie im Atelier des Verlages Gräfe und Unzer in Königsberg tätig. 1942 erschien in diesem Verlag das erste von ihr illustrierte Buch: Der Band mit dem Titel „Im Zauber der Kurischen Nehrung“ beschäftigt sich mit der Landschaft Ostpreußens und beinhaltet 15 ganzseitige Holzstiche der Künstlerin.
1938 ging Plangger-Popp nach Hannover, wo sie weiter in einem grafischen Betrieb arbeitete und in Abendkursen bei Karl Dröge die Technik des Holzstiches vertiefte. Im folgenden Jahr kam Lieselotte Plangger-Popp nach Tirol: In Innsbruck arbeitete sie in der Wagner’schen Universitätsbuchhandlung, die seit dem „Anschluss“ als „Gauverlag“ geführt wurde. Gleichzeitig beteiligte sie sich an Kunstausstellungen in München, Wien, Dresden und Königsberg. Immer wieder besuchte Plangger-Popp ihre ostpreußische Heimat; im Rahmen dieser Besuche entstanden Skizzen der Landschaften und Dörfer, die sie später in Holzstiche und -schnitte sowie in Steinzeichnungen umsetzte.
Bis 1945 blieb Plangger-Popp in Innsbruck. Das Kriegsende und die Sorge um die Familie in Ostpreußen brachten sie künstlerisch dem Thema „Flucht und Vertreibung“ näher: In eindrucksvoller Unmittelbarkeit vermochte sie es, diese Erfahrungen in Holzschnitten, Radierungen und Steinzeichnungen darzustellen. Als Reichsdeutsche wurde Plangger-Popp in der unmittelbaren Nachkriegszeit aus Österreich ausgewiesen, inskribierte sich an der „Hochschule für Bildende Künste“ in München und studierte bei Prof. Adolf Schinnerer und Prof. Willy Geiger. Während dieser Studienjahre lernte die Grafikerin die Technik der Radierung und der Lithografie näher kennen und begann, selbst gewählte Literatur zu illustrieren. Plangger-Popp gelang es in dieser Zeit, von einer erstarrten Gebrauchsgrafik wegzukommen und den Durchbruch zu gestalteter Aussage zu vollziehen.
1954 heiratete die Künstlerin den Südtiroler Bildhauer Hans Plangger und zog nach Bozen. Lieselotte Plangger-Popp wurde hier Mitglied des Südtiroler Künstlerbundes und nahm an sämtlichen Jahresausstellungen der Vereinigung teil. Ab 1957 zeigte sie ihre Kunstwerke auch in Einzelausstellungen. Nach dem frühen Tod ihres Mannes 1971 wurde die Künstlerin zunehmend reisefreudig. Auf ihren Reisen quer durch Europa entstand eine Vielzahl von Skizzen.
1982 erhielt Lieselotte Plangger-Popp den Kulturpreis der Landsmannschaft Ostpreußen.
Ein Jahr später übersiedelte sie von Bozen in ein Seniorenheim in Meran. Auch hier blieb sie weiter künstlerisch aktiv und widmete sich verstärkt der Gobelin-Bildstickerei, in welcher sie bereits seit den 1960er-Jahren Erfahrung hatte. Aus Wolle entwarf und stickte die Künstlerin farbstarke und symbolhafte Kompositionen für Wandbehänge.
Plangger-Popp war als Künstlerin von Beginn an stets der Grafik zugewandt, der Holzstich, die Lithografie sowie die Rohrfederzeichnung gelten als ihre bevorzugten Techniken. Die Arbeiten sind von den expressiven Tendenzen der Jahrhundertwende geprägt. Plangger-Popp profilierte sich vor allem als Landschaftsdarstellerin: In ihren frühen Grafiken machte die Künstlerin Meer und Dünen, das Haff und die Fischer ihrer ostpreußischen Heimat zum Thema. Für die künstlerische Verarbeitung der Landschaft um Haimhausen wurde Plangger-Popp 1981 zur Ehrenbürgerin ernannt. Auch in Südtirol widmete sich Plangger-Popp der Landschaft sowie den Geschichten aus Sagen und Märchen. So entstammen unter anderem eine Reihe von Buchillustrationen zu Südtiroler Gedichtbänden, Legenden-, Sagen- und Märchensammlungen sowie Holzschnitte und Federzeichnungen im „Schlern“ der Hand Plangger-Popps.

→ BERTSCH Christoph [Hrsg.], *Kunst in Tirol. 20. Jahrhundert*, Bd. 2, Innsbruck, Institut für Kunstgeschichte der Universität Innsbruck, 1997, 534–535;
→ DIDWISZUS Rudi, *Lieselotte Plangger-Popp. Lebensstationen einer ostpreußischen Künstlerin*, Husum, Humsum-Verlag, 1993;
→ KRAUS Carl, *Zwischen den Zeiten. Malerei und Graphik in Tirol 1918 – 1945*, Lana, Tappeiner [u.a.], 1999, 285;
→ Südtiroler Künstlerbund/Südtiroler Kulturinstitut [Hrsg.], *Lieselotte Plangger-Popp. 40 Jahre Rückschau (1943–1982). Graphik, Malerei, Schrift, Tapisserie,* Katalog zur Ausstellung „Lieselotte Plangger-Popp, 40 Jahre Rückschau“, Bozen, Waltherhaus 8.–23. März 1983, Bozen, 1983;
→ THIEMANN-STOEDTNER Ottilie, *Die Grafikerin Lieselotte Plangger-Popp. Zum Anlaß ihres 70. Geburtstages*. IN: Amperland 19 (1983), 389–393.

Fini (Josefina) Martiner Moroder

Geboren: 8. April 1916, Urtijëi/St. Ulrich

Verstorben: 31. März 2005

Bildhauerin

Bereits als Kind galt Fini Martiner Moroders Leidenschaft der Kunst. Ihren Wunsch nach einer Ausbildung in diesem Bereich musste sie jedoch gegen den Willen des Vaters durchsetzen, der eine professionelle künstlerische bzw. kunsthandwerkliche Tätigkeit entsprechend den zeitgenössischen Vorstellungen für eine Frau für unpassend hielt. Als erste Frau des Grödnertales konnte Moroder in der Folge die Kunstschule von Urtijëi/St. Ulrich besuchen. Die nach dem Abschluss folgende Bildhauer*innenlehre absolvierte sie in der Werkstatt von Vinzenz Moroder. Später arbeitete Fini Moroder unter anderem im Atelier von Luis Insam und fertigte Modelle für das renommierte Holzschnitzunternehmen ANRI an.
1942 heiratete Fini Martiner den Bildhauer Rudolf Moroder, der Ehe entstammten fünf Kinder. Trotz der Familiengründung setzte Fini Moroder ihre Arbeit als Bildhauerin fort und war Mitglied der Gruppe „Ruscél“ und des Südtiroler Künstlerbundes, an deren Gemeinschaftsausstellungen sie regelmäßig teilnahm. Auch im italienischen In- sowie deutschsprachigen Ausland waren Fini Moroders Werke zu sehen. So war sie unter anderem 1956 auf der Biennale in Venedig vertreten. Um sich künstlerisch fortzubilden, nahm Moroder 1970 an der Sommerakademie in Salzburg teil und unternahm zahlreiche Studienreisen durch Deutschland, Österreich und Italien. Fini Moroder widmete sich als Künstlerin vorwiegend der religiösen Kleinkunst und Krippenschnitzerei. Sie arbeitete vorzugsweise mit Holz und versuchte sich nur sporadisch an neuen Materialien wie Keramik. Das Schaffen der Grödner Künstlerin wurde mit zahlreichen Preisen gewürdigt: Bereits 1946 erhielt sie den ersten Preis beim Krippenwettbewerb in Urtijëi/St. Ulrich, 1953 folgte der ENAPI-Preis („Ente nazionale per l’artigianato e le piccole industrie“) für religiöse Motive. 1971 erhielt Fini Moroder die Goldmedaille auf der Handwerksmesse in Florenz. Einige ihrer Werke befinden sich heute in öffentlicher Hand: So besitzt beispielsweise das Kunsthistorische Museum in Wien die Skulptur „Armes Mädchen“. Moroder gestaltete überwiegend weibliche Figuren, die in ihrer Haltung und Bewegung einer traditionellen Ikonografie verpflichtet sind. In den Gesichtszügen offenbaren sich hingegen innovative Züge, die sich über den üblichen Kanon hinwegsetzten. Ihre Werke – so erinnerte sich Fini Martiner Moroder später – fertigte sie fast nie auf Bestellung an. Sie empfand das Schnitzen und Modellieren nicht als Arbeit, sondern vielmehr als eine Leidenschaft, der sie ohne Zwang nachging. Ihre Werke entstanden nicht aus wirtschaftlicher Notwendigkeit, sondern aus einem intrinsischen kreativen Drang heraus.

→ GLANINGER Ilse u. a. [Hrsg.], *Tiroler Bildhauer. Plastisches Schaffen in Nord-, Süd- und Osttirol,* nnsbruck, Wort- und Welt-Verlag, 1979, 274;
→ PERATHONER BERGMEISTER Elfriede/BERGMEISTER Georg, *Grödner Krippenschnitzkunst. Die Entwicklung des weltberühmten Kunsthandwerks seit dem 17. Jh.,* Wien [u.a.], Folio, 2004, 122–123;
→ PIAZZA Manuela, *Fini Moroder Martiner de Rudolfine*. IN: Calënder de Gherdëina 2006, 180–181;
→ SENONER Erica, *Martiner Moroder Fini de Rudolfine*. IN: SENONER Erica [Hrsg.], Eiles de Gherdëina. Stories de vita de ëiles de Gherdëina, Zacan y didancuei, Urtijëi, Typak, 2001, 81;
→ SERAFINI Daniela, *La donna nella Ladinia e l’arte*. IN: PLANKER Stefan u. a. [Hrsg.], Ëres tla Ladinia. Frauen in Ladinien. Donne nella Ladinia, San Martin de Tor, Museum Ladin Ciastel de Tor, 2006, 163–180, hier 168–169;
→ Südtiroler Künstlerbund [Hrsg.], *Finy Moroder. Plastiken/Sculture*, Ausstellung in der Rathaus Galerie unter der Schirmherrschaft der Gemeinde Brixen, 8.10–15.10.1987/Mostra nella Galleria Comunale con il patrocinio del Comune di Bressanone, Bozen, Südtiroler Künstlerbund, 1987.

Geboren: 30. April 1922, Ala, Trentino

Verstorben: 2010, Meran

Grafikerin, Kunstpädagogin

Rina Riva setzte als Künstlerin vor allem durch ihre innovativen grafischen Techniken und Materialien unverkennbare Akzente. Als Pädagogin und Dozentin vermochte sie es, inner- und außerhalb Südtirols eine junge Generation zum eigenen schöpferischen Gestalten zu motivieren. Durch ihre Vorliebe für die Kunstgrafik trug sie zur Rezeption und Verbreitung dieser im regionalen Kontext bei.

Die in Ala geborene Rina Riva übersiedelte in jungen Jahren mit ihren Eltern nach Meran. Bereits in dieser Zeit erfuhr sie künstlerische Anregungen: Ihre Tante Theresia Gruber war Künstlerin und Kunstlehrerin. In der Schule wurde sie vom Grafiker Luigi Bartolini unterrichtet, der vom faschistischen Regime nach Meran versetzt worden war. Nach der Ablegung der Matura an der Lehrer*innenbildungsanstalt besuchte Riva ein Kunstlyzeum in Venedig und kehrte anschließend nach Meran zurück. Hier heiratete sie, brachte zwei Kinder zur Welt und begann als Volksschullehrerin zu arbeiten. Daneben widmete sie sich einer eigenen kreativ-künstlerischen Tätigkeit, mit der sie sich zusehends einen Namen machte. 1970 wurde die Künstlerin von der Kurverwaltung Meran zur ersten Einzelausstellung ihrer grafischen Arbeiten eingeladen.
Ab 1972 nutzte die Lehrerin Riva die schulfreie Zeit zur Fortbildung im Bereich der Grafik und Drucktechnik in Venedig. Hier lernte sie Riccardo Licata kennen, der als Kursleiter für experimentelle grafische Techniken am „Centro internazionale della grafica di Venezia“ wirkte. Bereits ab 1974 war Riva seine Assistentin und Mitarbeiterin. In diesem Umfeld konnte sie neue materielle und technische Ausdrucksmöglichkeiten der Grafik erproben. Zu den traditionellen drucktechnischen Verfahren gesellten sich immer mehr Experimente, wagemutige Versuche mit verschiedenartigen Materialien zur Gestaltung der Druckplatte.
1975 begann Rina Riva in Südtirol mit ersten Kursen, die sie für die italienische Künstlervereinigung SIABA in Bozen und Meran hielt. 1977 wurde sie als „maestro“ für experimentelle grafische Techniken am „Centro internazionale della grafica“ anerkannt, wo sie in der Folge bis 1995 als Dozentin wirkte. Trotz verschiedener Verpflichtungen und Tätigkeiten im Kunstbereich blieb Rina Riva bis zu ihrer Pensionierung als Kunstlehrerin im Schuldienst aktiv. Mit dem Ausscheiden aus dem Schuldienst 1982 konnte sich Riva vollends ihrem künstlerischen Schaffen widmen. Noch im selben Jahr wirkte sie als Mitbegründerin des „Istituto per la grafica d’arte/Institut für Kunstgrafik“ in Meran, dessen künstlerische und didaktische Leitung sie bis zu ihrem Tod innehatte. Drei Jahre später erhielt sie den ersten Preis für Grafik beim „Premio Nardi“ in Venedig und begann mit der Abhaltung von Kursen für Grafik und Druckgrafik in Zusammenarbeit mit dem Südtiroler Künstlerbund. Bis 2003 ging sie dieser didaktischen Tätigkeit nach, aus der 1990 die „Gruppe 90“ hervorging.

1992 war Rina Riva Mitgründerin des Ateliers „Aperto“ in Venedig, die dazugehörige Gruppe vereinte 50 Künstler*innen der internationalen Druckgrafikszene. Ein Jahr später erschien ihr Buch „Tecniche incisorie sperimentali“: Es ist die Summe Rivas langjähriger künstlerischer Erkenntnisse und Erfahrungen und zählt zu den technischen und didaktischen Standardwerken für Lehrende und Student*innen. 2008 ehrte die Gemeinde Forte dei Marmi Rina Riva und ihren ehemaligen Lehrer Riccardo Licata mit einer Ausstellung für ihre künstlerische Tätigkeit und den didaktischen Einsatz zur internationalen Verbreitung experimenteller Kunstgrafik.
2010 starb Rina Riva in Meran. 2016 – und damit 6 Jahre nach ihrem Tod – wurde ihr im Rahmen des Projektes „MenschenBilder“ als verdienter Meranerin eine Büste an der Passerpromenade gewidmet.

→ DI MARTINO Enzo, *Rina Riva. La sperimentazione e la poesia visiva/Das Experiment und die Sichtbarkeit der Poesie/Experimentation and Visual Poetry.* IN: Kunst Meran Merano Arte [Hrsg.], MenschenBilder/FigureUmane/HumanShapes 2016; Kataloge online unter: https://www.kunstmeranoarte.org/de/projekte/menschenbilder.html, 13.12.2021.

→ RIVA Gianna u. a., *Rina Riva – Signa. 1922–2010*, Bozen, Athesia, 2011.

Geboren: 22. Juni 1927, Eger/Cheb, Tschechoslowakei, heute Tschechien

Verstorben: 30. Dezember 2007, Meran

Bildhauerin, Malerin

In Aliza Mandels Lebensgeschichte taucht eine Reihe von Wohn- und Wirkungsorten auf. Während ihrer Aufenthalte in verschiedenen Städten kam sie mit aktuellen Kunstströmungen und unterschiedlichen Kunstdisziplinen in Kontakt. Mandels Œuvre ist hinsichtlich der Inhalte und Formen Ausdruck einer globalisierten Kunstwelt.
Aliza Mandel wurde 1927 in Eger, dem heutigen Cheb in Tschechien, geboren. Bis zu ihrem 11. Lebensjahr pendelte ihre Familie zwischen Meran und der Tschechoslowakei. Ihre Mutter besaß ein Modegeschäft im damaligen Franzensbad, wo die Familie die Sommer verbrachte. Mit der Eingliederung des Sudetenlandes in das Deutsche Reich 1938 blieb die Familie Mandel in Meran, wurde jedoch auch hier aufgrund ihrer jüdischen Religionszugehörigkeit zunehmend diskriminiert. Infolge der italienischen Rassengesetze wurde Aliza Mandel aus der Schule ausgewiesen, der Familie wurde angeordnet, Südtirol zu verlassen.

Ab 1943 lebte Aliza Mandel mit ihren Eltern und ihrer Schwester versteckt bei Verwandten in der Provinz Arezzo.
Der Befreiung 1945 folgte die Emigration: Mandel ging gemeinsam mit ihrer Schwester nach Palästina. In Tel Aviv nahm sie Kunstunterricht und in Jerusalem besuchte sie die renommierte Kunstschule „Bezalel School of Arts and Crafts“, wo sie von Lehrer*innen des frühen Bauhauses in die Grundlagen von Kunst und Handwerk eingeführt wurde. Von 1949 bis 1951 studierte Mandel an der „Accademia delle Belle Arti“ in Venedig. Hier befasste sie sich mit den verschiedenen Techniken der Malerei. Den Weg zur Bildhauerei fand sie im Zuge des daran anschließenden Studiums an der Akademie in Florenz. Weitere Studienjahre verbrachte Mandel in Stuttgart. Danach lebte sie für vier Jahre in Rom.
1959 übersiedelte Aliza Mandel nach New York, wo sie an der „Brooklyn Museum Art School“ tätig war. Zwei Jahre später eröffnete sie in der US-amerikanischen Metropole ihr eigenes Studio für liturgische Kunst. Sie gestaltete Heiligenskulpturen, Altäre, Kreuzformen, Säulen und erhielt einen Auftrag zur Ausstattung einer ganzen Kapelle. Ähnliche Aufträge führte die Künstlerin auch in anderen Städten, später auch in Südtirol, aus. 1975 folgte ein weiterer Ortswechsel: Mandel ging nach New Mexico. Hier war sie vor allem in Santa Fe tätig und gründete 1984 in der Stadt „The Art School“, eine Kunstschule.
1987 kehrte Aliza Mandel aus familiären Gründen nach Italien zurück: Zunächst lebte sie in Fiesole bei Florenz, dann – drei Jahre später – zog sie nach Meran, in die Stadt ihrer Kindheit, wo sie fortan ihre Kunst in sämtlichen Ausstellungsräumen zeigte und Malkurse anbot. 2004 gründete Mandel zusammen mit einer Gruppe von Künstler*innen, Architekt*innen und Theolog*innen den Verein „Arx – internationales Zentrum für Kunst und Spiritualität“.
Im Oktober 2007, zwei Monate vor dem Tod Mandels, fand im Kulturzentrum „Mairania“ eine große Retrospektive statt. Der Ausstellungskatalog gibt einen Überblick über das umfassende Œuvre der vielseitigen Künstlerin, die sich nicht nur der Bildhauerei, sondern auch der Malerei und grafischen Arbeiten widmete. Als Malerin war Mandel vor allem von der Natur fasziniert, zudem entstanden Auftragsporträts in verschiedenen Techniken.

→ Frauenarchiv Bozen/Archivio storico delle Donne Bolzano, Riassunto dell’intervista a Alizia Mandel; 05.04.2007, Merano;
→ THUILE Ilse [Hrsg.], Aliza Mandel. Retrospettiva, Trento, Artigianelli, 2007.

Geboren: 25. Juli 1930, Obermais (Meran)

Verstorben: 29. Jänner 2021

Malerin, Grafikerin

Mit 15 Jahren stand Elfi Widmoser nach dem Abschluss der Mittelschule vor einer wichtigen Entscheidung: Sie sollte zwischen Kunst und Handwerk wählen. Vorerst erprobte Widmoser beides und erlernte in der Schneiderwerkstatt ihrer Mutter den Umgang mit Stoffen und Ornamenten. Im Privatunterricht bei Anni Èggösi wurden ihr Zeichnen, Malen, Kunstgeschichte sowie kunsthandwerkliche Tätigkeiten nähergebracht. Erst 1952 entschied sie sich für die Kunst: Widmoser gelang es, an der „Akademie der Bildenden Künste“ in München Aufnahme zu finden. Bereits mit Beginn des Studiums stellte sie ihr künstlerisches Können in einer kleinen Aquarellausstellung in Bozen einer breiteren Öffentlichkeit vor. In München war Carl Crodel Widmosers wichtigste Bezugsperson. Nach drei Semestern war Widmoser aus finanziellen Gründen gezwungen, ihr Studium zu unterbrechen. Von 1953 bis 1956 wirkte sie als Kunsterzieherin an der Schule der Englischen Fräulein sowie an der Lehrer*innenbildungsanstaltin Meran. 1953 wurde Widmoser als ordentliches und jüngstes „ausübendes“ Mitglied in den Südtiroler Künstlerbund aufgenommen und war in der Folge bei allen bis circa 1990 beinahe jährlich stattfindenden Gemeinschaftsausstellungen vertreten. 1959 schloss Widmoser ihre Ausbildung in München ab und kehrte endgültig nach Meran zurück. Hier war sie als freischaffende Künstlerin tätig. Noch im Abschlussjahr fand ihre erste umfangreiche Einzelausstellung in der Bozner Dominikanergalerie statt, die ihr breit gefächertes künstlerisches Schaffen, das Malerei, Grafik und Kunsthandwerk umfasste, dokumentierte.
Parallel zur freiberuflichen Aktivität als Künstlerin begann Widmoser ab Herbst 1959 einer kunstpädagogischen Tätigkeit nachzugehen und beteiligte sich an den 1954/55 vom Südtiroler Künstlerbund initiierten „Kunstkursen“.
Bis 1981 leitete sie Kurse und wirkte von 1963 bis 1965 zudem ehrenamtlich als Fachreferentin für Malerei und Grafik im Leistungsausschuss des Künstlerbundes. 1962 wurde Widmoser die erste öffentliche Anerkennung ihres Schaffens zuteil: Sie erhielt den ersten Preis beim regional ausgeschriebenen Malwettbewerb der St.-Erhard-Galerie in Brixen.
Elfi Widmosers Spektrum an Themen, Bildmotiven, Werkstoffen und Techniken ist weit gefächert. Die Aufmerksamkeit der kunstinteressierten Öffentlichkeit erlangte Widmoser nach ihrem akademischen Abschluss zuerst mit Wandbehängen, vor allem Batiken, die in ihrem Atelier im Elternhaus in Obermais entstanden und weite Verbreitung im Land fanden. Aus gesundheitlichen Gründen musste Widmoser die Arbeitstechnik des Wachsabdeckverfahrens bzw. der Batiktechnik jedoch bereits 1970 aufgeben.
In der Folge wandte sie sich vor allem der Ölmalerei zu, welche in ihrem Œuvre dominiert.
Im Curriculum der Künstlerin scheinen zahlreiche Studienreisen und -wanderungen auf. Ein beherrschendes Motiv von Widmosers Kunst ist die Landschaft. Die unberührte oder vom Menschen geformte Kulturlandschaft des mediterranen und alpinen Raumes wird in ihrer Vielfalt wiedergegeben. Die tiefe Bindung zur Natur und die Sorge um deren Veränderungen bzw. Zerstörung finden in Widmosers Landschaftsbildern, Skizzen und Zeichnungen ihren Niederschlag.
„Im Spannungsfeld zwischen Tradition und der Vielfalt der Aussageweisen und Stilmuster unserer Zeit vermochte sich die Künstlerin einen persönlichen Freiraum zu schaffen und zu bewahren. Ihr künstlerisches Werk ist im Wesenszug der Bejahung des Ästhetischen im weitesten Sinne verpflichtet; es schließt jedoch eine kritische Hinterfragung der Gestaltung unseres Lebensraumes nicht aus. In der vordergründig ‚heilen Welt‘ kann sich auch eine brüchige, ambivalente Wirklichkeit verbergen, welche die Malerin in so manchen ihrer Landschaftsgemälde und Stillleben durchscheinen und erfühlen lässt“, schreibt die Präsidentin des Südtiroler Künstlerbundes Helga Aufschnaiter 2009 im Vorwort der Elfi Widmoser gewidmeten Künstlerinnenmonografie.

→ FREI Mathias (hrsg. von Südtiroler Künstlerbund), *Elfi Widmoser. Landschaft, Stillleben, Porträt*, Bozen, Athesia, 2009;
→ o. V., *Trauer um Elfi Widmoser. Die Meraner Künstlerin starb im Alter von 90 Jahren. Widmoser befasste sich vor allem mit der Malerei und Grafik.* IN: Rainews, online unter: https://www.rainews.it/tgr/tagesschau/articoli/2021/02/tag-Elfi-Widmoser-Meran-Kunst-Malerei-c364a430-5660-4bcb-825a-d245c7e302cd.html, 27.01.2022.

LITERATUR



1 Anita Pichler



2 Frida Piazza



3 Elsa Patscheider



4 Gabriele von Pidoll



5 Maria Ditha Santifaller

Geboren: 17. Mai 1723, Rovereto

Verstorben: 6. März 1797, Rovereto

Schriftstellerin, (Mit-)Gründerin der „Accademia degli Agiati“

Am 23. März 1896 erschien in den „Innsbrucker Nachrichten“ eine kurze Meldung über die Anbringung von Gedächtnistafeln in Rovereto. Es sollte mit dieser Initiative, so ist in der kurzen Überschrift zu lesen, den „großen Männern“ der Stadt gedacht werden. Was aus der Meldung nicht ersichtlich wird: Unter den genannten Persönlichkeiten befindet sich auch eine Frau, nämlich Bianca Laura Saibante. Ein Jahrhundert zuvor hatte sie sich als Dichterin, Literatin und Mitbegründerin der „Accademia Roveretana degli Agiati“ einen Namen gemacht. Sie zählt zu den bedeutendsten italienischsprachigen Schriftstellerinnen des ehemaligen Kronlandes Tirol.
1723 wurde Bianca Laura Saibante als viertes von 14 Kindern in eine angesehene Familie des städtischen Patriziates in Rovereto geboren. Ihre formelle Ausbildung erfuhr die Tochter Bianca Laura im Ursulinenkloster von Trient und später durch Privatunterricht, unter anderem beim Abt Girolamo Tartarotti, der ihr insbesondere Literatur und Philosophie vermittelte.
Gegen Mitte des 18. Jahrhunderts gründete Bianca Laura Saibante gemeinsam mit ihrem Bruder und drei weiteren Freunden – unter anderem ihrem zukünftigen Ehemann – eine literarische Gesellschaft. Zunächst handelte es sich um einen privaten Salon bzw. private Treffen im Hause Saibante zum Zweck des intellektuellen Austauschs und gemeinsamer Lesungen.
Schon bald schlossen sich weitere Mitglieder der neuen Vereinigung an. 1753 erhielt die wissenschaftliche Gesellschaft rund um Saibante die offizielle Anerkennung der Kaiserin Maria Theresia als Akademie. Der Beiname „degli Agiati“ verweist darauf, dass das gemeinsame Studium nicht in Eile und Überstürzung, sondern in wohlüberlegter Ruhe stattfinden sollte. Dieses Ansinnen wird im von Saibante gemalten Akademiewappen versinnbildlicht: Es zeigt eine Schnecke, die langsam die Wand einer Pyramide erklimmt.
Innerhalb von 15 Jahren wuchs die Zahl der Mitglieder – „Agiati“ genannt – auf mehr als 400 an. Unter ihnen befand sich auch die erste Universitätsprofessorin Europas Laura Bassi.
Die Mitglieder stammten sowohl aus dem italienisch- als auch aus dem deutschsprachigen Raum und machten die Akademie zu einem Bindeglied zwischen Intellektuellen der beiden Sprach- und Kulturräumen sowie zu einem kulturellen Bezugspunkt für die Region.
1754 heiratete Laura Bianca Saibante den Mitbegründer der Akademie Giuseppe Valerio Vannetti. Der Ehe entstammte ein Sohn. Auch nach der Familiengründung blieb Saibante in der Akademie höchst aktiv, widmete sich ihrer Leitung und reichte zahlreiche Schriften in Lyrik und Prosa ein. Saibantes Aufmerksamkeit galt in den Anfangsjahren der Akademie vorwiegend der Petrarca-Dichtung und den toskanischen Novellen, später wandte sie sich Abhandlungen in Prosa, Bibelübersetzungen sowie dem Verfassen von Sonetten zu. Aus den Jahren 1753 und 1754 stammen zwei verschriftlichte und bei den Treffen der Akademie höchstwahrscheinlich verlesene Reden Saibantes über die Situation der Frauen. Acht weitere folgten.
Nach dem Eintritt ihres Sohnes in die Akademie zog sich Saibante weitgehend aus der Institution zurück, blieb jedoch weiterhin ein wichtiger Bezugspunkt des kulturellen und intellektuellen Lebens. Die intellektuelle Bedeutung, die ihr ihre Zeitgenoss*innen zusprachen, wird auch aus ihrer Mitgliedschaft in anderen Akademien ersichtlich: So fand Laura Bianca Saibante unter anderem in der „Arcadia“-Akademie in Rom Aufnahme.

Literatur

→ BETTANINI Antonio Maria, *Saibante-Vannetti Bianca Laura*, Rovereto, Sottochiesa, 1900;
→ BONAZZA Marcello, *L'Accademia roveretana degli Agiati*, Rovereto, Accademia roveretana degli Agiati, 1998, vor allem 5–25;
→ CURTI Danilo u. a. [Hrsg.], *Protagonisti. I personaggi che hanno fatto il Trentino. Dal Rinascimento al Duemila*, Trento, Società Iniziative Editoriali, 1997, 320;
→ FERRARI Stefano, *Una società "confinante": La vicenda storica dell'Accademia roveretana degli Agiati (1750–1795):* IN: FERRARI Stefano [Hrsg.], Cultura letteraria e sapere scientifico nelle accademie tedesche e italiane del Settecento, Rovereto, Accademia roveretana degli Agiati, 2003, 91–126;
→ KÖFLER Gertl/FORCHER Michael, *Die Frau in der Geschichte Tirols*, Innsbruck, Haymon, 1986, 136;
→ ROMAGNANI Gian Paolo, *SAIBANTE, Bianca Laura*. IN: Istituto della Enciclopedia Italiana [Hrsg.], Dizionario biografico degli italiani, Bd. 89, Torino, Stamperia Artistica Nazionale, 2017, 619–622;
→ o. V., *Erinnerung an große Männer in Roveredo*. IN: Innsbrucker Nachrichten, 23.03.1896, Nr. 68, 2.

Geboren: 21. August 1861, Innsbruck

Verstorben: 21. Mai 1943, Kaltern

„Heimatschriftstellerin“, „Volkserzählerin“

Mit dem Ziel, ein Nachschlagewerk deutscher Dichter*innen und Prosaist*innen der Gegenwartsliteratur zu verfassen, setzte sich der Lehrer und Konrektor in Nauen bei Berlin Franz Brümmer mit zeitgenössischen Autor*innen in Kontakt und bat sie um biografische Angaben. Unter den kontaktierten Schriftsteller*innen befand sich auch die in Kaltern wohnhafte Maria von Buol. Diese war offenbar mit der Anfrage überfordert und antwortete im Oktober 1902: „Es fällt mir in der That nicht leicht, Ihrem Ansuchen zu entsprechen und Ihnen mit einer ‚ausführlichen Biographie‘ meiner eigenen Person zu dienen. Um eine solche zu schreiben fehlen mir selber sozusagen die Daten, da mein Leben bisher das einfachste und einförmigste war, das sich denken läßt.“
Die fehlende Selbstinszenierung, die Vorstellung, dass das eigene Leben wenig Berichtenswertes biete, ist schwer nachvollziehbar, war Maria von Buol doch als Schriftstellerin bereits zu Lebzeiten über die Grenzen des Landes hinaus bekannt. „Unter den schriftstellenden Frauen, die in der Geschichte unserer Literatur hervorgetreten sind, nahm das Freifräulein Marie von Buol vornehmlich als Volkserzählerin in den ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts eine verdienstvolle Stellung ein“, schreibt der Historiker und Volkskundler Anton Dörrer 1951 in einem Beitrag im „Schlern“. Buols Erzählungen, Gedichte und Dramen erfuhren breite Aufmerksamkeit: Ihre Werke wurden nicht nur in Tirol, sondern auch in deutschsprachigen Verlagen außerhalb der Region gedruckt.
Maria von Buol wurde 1861 in Innsbruck als Tochter der adeligen Familie der Freiherren von Buol-Berenberg geboren. Als sie sechs Jahre alt war, erwarb ihr Vater in Kaltern, dem Heimatort ihrer Mutter, einen Ansitz, wohin die Familie übersiedelte. Hier wuchs die junge Maria auf. Ihre Ausbildung erfuhr sie, wie es für adelige Töchter üblich war, durch häuslichen Unterricht. Vor allem ihre Mutter förderte ihre musische Begabung. Nach dem Tod des Vaters 1875 unternahm Buol gemeinsam mit ihrer Mutter mehrere Reisen, die sie unter anderem nach Belgien, Rom und Palästina führten.
Maria von Buol kam, so schreibt sie dies später in einem Rückblick auf ihr Leben, nur durch Zufall zum Schreiben. Die Schriftleitung des Innsbrucker katholischen Tagblattes „Neue Tiroler Stimme“ sei an sie mit der Bitte herangetreten, das Blatt durch Beiträge zu unterstützen. Sie habe es nicht übers Herz gebracht abzulehnen und bald Gefallen am Schreiben gefunden. Neben lyrischen Texten veröffentlichte Maria von Buol zahlreiche Erzählungen sowie Theaterstücke, die vor allem weibliche Rollen vorsahen und für die lokale Vereinsbühne gedacht waren. In Kaltern leitete Buol selbst eine Mädchenbühne und inszenierte hier ihre Stücke. Außerdem verfasste sie unter dem Titel „Ein Herrgottskind“ eine Biografie über die stigmatisierte Jungfrau aus Kaltern Maria von Mörl sowie eine über den Trientner Bischof Johann Nepomuk von Tschiderer. Neben ihrer schriftstellerischen Arbeit setzte sich Maria von Buol für Bildungsbelange ein: Sie wirkte als Förderin der Mädchenbildung und war unter dem Faschismus als „Katakombenlehrerin“ aktiv.

Buol gilt als katholisch-patriotische Schriftstellerin. Die von ihr literarisch verarbeiteten Themen entstammen der bäuerlichen und adeligen Welt des Tiroler Raums. Glaube und Heimat stellen die zentralen Motive der Werke Buols dar, die Heimatsinn und Familiengeist hochhalten. Ihre Frauenfiguren entsprechen gängigen Klischees der Zeit und glorifizieren ein Leben als Ehefrau und Mutter. Der Schriftsteller und Journalist Gerhard Riedmann charakterisierte 1991 Buols schriftstellerische Arbeit unter anderem mit dem Verweis auf ihren religiösen Eifer und ihre Haltung gegen Liberalismus, Sozialdemokratie, Judentum, Fremdenverkehr sowie Intellektualismus. Laut Riedmann sah Buol darin die größte Gefahr für den Fortbestand des alten Tirol.
Vor einer eventuellen Straßenbenennung nach Buol ist eine vertiefte Auseinandersetzung und Diskussion der Inhalte und der in ihren Werken vertretenen Werte unbedingt notwendig.

→ DISSERTORI Arnold, *Kaltern am See*, Bozen, Athesia, 1989, 72;
→ DÖRRER Anton, *Buol von Berenberg, Maria Freiin*. IN: Neue Deutsche Biographie, Bd. 3, 1957, 22, online unter: https://www.deutsche-biographie.de/pnd105050318.html#ndbcontent, 19.04.2022;
→ DÖRRER Anton, *Maria von Buol*. IN: Der Schlern 25/5 (1951), 228–229;
→ HACKER Lucia, *Schreibende Frauen um 1900. Rollen, Bilder, Gesten*, Berlin [u.a.], LIT Verlag 2008, 11–14, 28 sowie 54;
→ KÖFLER Gertl/FORCHER Michael, *Die Frau in der Geschichte Tirols*, Innsbruck, Haymon, 1986, 213;
→ RIEDMANN Gerhard, *Heimat. Fiktion – Utopie – Realität. Erzählprosa in Tirol von 1890 bis heute*, Innsbruck, Amoe, 203–206;
→ SOLDERER Gottfried [Hrsg.], *Das 20. Jahrhundert in Südtirol. Abschied vom Vaterland*, Bd. I: 1900 – 1919, Bozen, Edition Raetia, 1999, 203;
→ Verein für Kultur und Heimatpflege Kaltern [Hrsg.], *Maria von Buol 1861–1943. Kaltern ehrt seine Volksschriftstellerin. Gedenkfeierlichkeiten und Theateraufführung „Die Namensschwestern“ von M. v. Buol, Kaltern, Samstag/Sonntag, 15./16. Mai 1993*, Kaltern, Verein für Kultur und Heimatpflege Kaltern, 1993;
→ o. V., *Buol Maria von*. IN: Lexikon LiteraturTirol, Forschungsinstitut Brenner-Archiv, Universität Innsbruck, online unter: https://literaturtirol.at/lexikon/75, 19.04.2022;
→ o. V., *Maria von Buol*. IN: Digitale Bibliothek, Universität Innsbruck, online unter: https://diglib.uibk.ac.at/ulbtirol/nav/classification/4632254, 30.04.2022;
→ o. V., *Zum 50. Todestag der Volksschriftstellerin Maria von Buol (1861 bis 1943)*. IN: Gemeindeblatt Gemeinde Eppan an der Südtiroler Weinstraße/Marktgemeinde Kaltern an der Südtiroler Weinstraße 17 (30.04.1993), 15–16.

Maria von Mages

Geboren: 25. März 1862, Bozen

Verstorben: 18. Februar 1944,
Klobenstein (Ritten)

Lyrikerin, Verfasserin religiöser Dichtung

Über Maria von Mages liegen in der Literatur nur wenige biografische Informationen vor. Auch eine Auseinandersetzung mit dem literarischen Werk der Schriftstellerin steht noch aus.
Maria von Mages, die in eine adelige Familie von Freiherren/Freiinnen geboren wurde, lebte zwischen Innsbruck und Bozen; der Vater war als hoher Jurist äußerst mobil. Wie später seine Tochter war er schriftstellerisch tätig und veröffentlichte neben einem eigenen Buch verschiedenste literarische Beiträge in Zeitungen und Zeitschriften. 1938 übersiedelte Maria von Mages auf den Ritten, wo sie 1944 verstarb.
Als Lyrikerin widmete sich Maria von Mages vor allem der religiösen Dichtung. Zwischen 1911 und 1932 veröffentlichte sie drei Werke, darunter ein Epos sowie ein Drama. Das letzte Werk, ein Gedichtband, erschien 1949 und damit nach ihrem Tod. Der Historiker und Volkskundler Anton Dörrer spricht von ihrer literarischen Arbeit als „Intellektuellendichtung“ und von ihren Werken als „hochgezielte epische und dramatische Schöpfungen“. Für das Jahr 1950 findet sich im „Schlern“ eine Rezension des posthum veröffentlichten Gedichtbandes „Auf Höhenpfaden“. Der Verfasser Josef Grasser spricht in dieser von einem Band, „der Kunde gibt vom regen Schaffen einer einsamen, dichterisch begabten Frau, die sich vor allem berufen fühlte, für Gottesehre und nicht für Erdenlohn zu dienen“. Maria von Mages sei, so Grasser weiter, als Schriftstellerin unbeachtet wenige Jahre zuvor verschieden, obschon sie sich würdig in die Reihe der Tiroler Dichterinnen einfüge.

→ Taufbuch Bozen, 1857–1865, fol. 482: Der Eintrag im „Österreichischen Biographischen Lexikon“ verweist auf Feldkirch als Geburtsort. Dies kann anhand des Taufbucheintrags von Bozen widerlegt werden.

→ DÖRRER Anton, *Frühes Frauenschrifttum in Tirol*. IN: Wort im Gebirge X (1963), Innsbruck, Tyrolia, 125–150, hier 136;
→ GIEBISCH Hans/GUGITZ Gustav, *Bio-bibliographisches Literaturlexikon Österreichs. Von den Anfängen bis zur Gegenwart*, Wien, Verlag Brüder Hollinek, 245;
→ GRASS-CORNET, *Mages von Kompillan, Maria (Mimi) Freiin (1862–1944), Schriftstellerin.* IN: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950, online unter: https://www.biographien.ac.at/oebl/oebl_M/Mages-Kompillan_Maria_1862_1944.xml, 20.04.2022;
→ GRASSER Josef, *Rezension.* IN: Der Schlern 24/2 (1950), 93;
→ KÖFLER Gertl/FORCHER Michael, *Die Frau in der Geschichte Tirols*, Innsbruck, Haymon, 1986, 140, 214;
→ o. V., *Mages Alois von.* IN: Lexikon LiteraturTirol, Forschungsinstitut Brenner-Archiv, Universität Innsbruck, online unter: https://literaturtirol.at/lexikon/450, 20.04.2022;
→ o. V., *Mages Maria von.* IN: Lexikon LiteraturTirol, Forschungsinstitut Brenner-Archiv, Universität Innsbruck, online unter: https://literaturtirol.at/lexikon/451, 20.04.2022.

Klara Pölt-Nordheim (Kritzinger Pölt)

Geboren: 1. Mai 1862, Sarnthein

Verstorben: 16. November 1926,
Innsbruck

„Heimatdichterin“

„Die literarische Produktion von Frauen hat in Südtirol nicht verspätet eingesetzt, die Autorinnen und ihre Werke wurden nur vergessen“, schreibt die langjährige Leiterin der Dokumentationsstelle für neuere Südtiroler Literatur Karin Dalla Torre in einem Beitrag. Als Beispiel führt Dalla Torre in dem Artikel, der sich den „Müttern“ der (Süd-)Tiroler Literatur widmet, unter anderem Klara Pölt-Nordheim an.
Die unter dem Namen Klara Kritzinger geborene Sarntheinerin wuchs gemeinsam mit ihren Geschwistern im Tal auf, ihre Eltern waren Wirtsleute am Kirchplatz des Dorfes. Nach dem Besuch der Dorfschule wurde Pölt-Nordheim zur weiteren Erziehung in das Kloster am Nonnberg in Salzburg geschickt. Hier sollte sie zur Volksschullehrerin ausgebildet werden. Schon in den Schulaufsätzen fiel das literarische Talent der jungen Sarnerin auf. Nach dem Abschluss der höheren Schule in Salzburg heiratete Klara Kritzinger den Steuerbeamten Edwin Pölt. Der Ehe entstammten fünf Kinder. Nach mehreren Dienstortwechseln ließ sich die Familie 1899 in Innsbruck nieder. Um diese Zeit veröffentlichte Klara Kritzinger Pölt ihre ersten Erzählungen und Kurzgeschichten. Diese brachten ihr eine wachsende öffentliche Aufmerksamkeit ein. In ihren literarischen Arbeiten bediente sich die Schriftstellerin des Pseudonyms Nordheim, das sie dem Familiennamen nachstellte. Es verweist auf ihre Verbindung mit dem Geburtstal: Den Kontakt zum Sarntal ließ die Schriftstellerin nie abreißen. Sie verbrachte regelmäßig die Ferien mit ihrer Familie in ihrem Herkunftsort.

Als Schriftstellerin wurde Pölt-Nordheim vom „Altmeister“ der Tiroler Volkskunde Ludwig von Hörmann gefördert und beraten. Er selbst hatte den Kontakt zu ihr hergestellt, um sie nach den ersten Veröffentlichungen zum Weiterschreiben anzuregen. Klara Pölt-Nordheim schrieb zahlreiche Volksgeschichten, die hauptsächlich im Sarntal spielen und Stoffe und Themen der Alltagswirklichkeit, des Sagen-, Legenden- und Anekdotengutes sowie der bäuerlichen Welt aufgreifen und vielfach in einer humorvollen Weise verarbeiten.
Als eigenständige Publikationen erschienen drei Erzählungen: 1911 gelangte „Lodenrock und Wilfling Kittel“ zum Druck, 1914 folgte „Bergler und Dorfleut“. Das letzte Werk erschien 1917 unter dem Titel „Tiroler Nagelen“. Erwähnt werden muss, dass der dritte Erzählband, der in die Zeit des Weltkrieges fällt, durch seine Kriegsdarstellungen durchaus problematisch ist. Der Krieg wird von der Autorin Pölt-Nordheim einerseits als derb-lustige und wilde „Keilerei“ dargestellt, andererseits kommen glorifizierende Vorstellungen eines notwendigen und freiwilligen Opfertodes für Gott, Kaiser und Vaterland zum Ausdruck.
Neben zahlreichen volkstümlichen Erzählungen und Geschichten verfasste Pölt-Nordheim auch ein Schauspiel, das jedoch nicht für die Bühne geeignet ist. Ihre späteren Texte wurden nicht nur in heimischen, sondern auch in deutschen Zeitungen abgedruckt.
Pölt-Nordheims Erzählungen sind über den literarischen Aspekt hinaus auch für die Tiroler Volkskunde von bleibendem Wert: Sie beschreiben und dokumentieren zahlreiche volkskundliche Facetten des Sarntales. Pölt-Nordheim war auch gezielt in der volkskundlichen Forschung aktiv: Der Akademie der Wissenschaften in Wien lieferte sie für die Mundartkunde und Namensforschung wertvolles Material. Nach der Gründung der Südtiroler Heimat- und Kulturzeitschrift

„Der Schlern“ veröffentlichte sie darin nicht nur Erzählungen, sondern auch volkskundliche Beiträge.
Während der Arbeit an ihrem vierten Buch erkrankte Klara Pölt-Nordheim und starb 1926. Rund 75 Jahre später, in ihrem Beitrag aus dem Jahr 2000, schreibt Karin Dalla Torre in Bezug auf die gebürtige Sarner Schriftstellerin: „Zwar sind in Innsbruck eine Straße und in Sarnthein die Volksschule nach ihr benannt, aber kaum jemand erinnert sich an das literarische Werk.“

→ DALLA TORRE Karin, *Die „Mütter“ der Süd/Tiroler Literatur. Schreiben in der weiblichen Genealogie*. IN: Kulturelemente – Zeitschrift für aktuelle Fragen 24 (2000), 1–2;
→ FEIERSINGER Markus, *Pölt-Nordheim Klara*. IN: Lexikon LiteraturTirol, Forschungsinstitut Brenner-Archiv, Universität Innsbruck, online unter: https://literaturtirol.at/lexikon/630, 26.04.2022;
→ MAHLKNECHT Bruno, *Heute vor 50 Jahren starb die Sarntaler Volksschriftstellerin/Einst gern gelesen*. IN: Dolomiten, 10.12.1976, Nr. 281, 4;
→ MOSER Anita, *„Man erzählt von Bildern von Frauen“*. IN: SCHREIBER Horst u. a. [Hrsg.], Frauen in Tirol. Pionierinnen in Politik, Wirtschaft, Literatur, Musik, Kunst und Wissenschaft, Innsbruck, Studienverlag, 2003, 93–97, hier 93–94;
→ PAULIN K., *Pölt, Klara*. IN: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950, Bd. 8, Wien, Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, 1983, 142;
→ RIEDMANN Gerhard, *Heimat. Fiktion – Utopie – Realität. Erzählprosa in Tirol von 1890 bis heute*, Innsbruck, Amoe, 1991, 198–199;
→ SOLDERER Gottfried [Hrsg.], *Das 20. Jahrhundert in Südtirol. Abschied vom Vaterland*, Bd. I: 1900–1919, Bozen, Edition Raetia, 1999, 202;
→ STRAUB Wolfgang, *Literarischer Führer Österreich*. Frankfurt a. M., Insel, 2007, 137.

Henriette Schrott-Pelzel (Schrott Pelzel von Staffalo)

Geboren: 24. Juli 1877, Innsbruck

Verstorben: 10. Februar 1962, Obermais (Meran)

„Heimatschriftstellerin“

Zum 100. Geburtstag widmete der Schriftsteller und Bibliothekar Elmar Oberkofler 1977 der Schriftstellerin Henriette Schrott-Pelzel einen Beitrag in der Zeitschrift „Südtirol in Wort und Bild“: In diesem bezeichnet er sie als „Nestorin der Tiroler Schriftstellerinnen“ ihrer Zeit. Schrott-Pelzel, deren eigentlicher Name Pelzel von Staffalo lautet, veröffentlichte zahlreiche Romane, Novellen und Erzählungen, in denen sie sich mit der Tiroler Geschichte sowie mit zeitgenössischen Fragen der Volkserziehung und -bildung auseinandersetzt. Etliche Werke Schrott-Pelzels, so Oberkofler, erreichten hohe Auflagen und liegen teilweise sogar in Übersetzungen vor. Die Schriftstellerin und Journalistin Maria Mühlgrabner zählt Schrott-Pelzel gar zu den meistgelesenen österreichischen Schriftstellerinnen ihrer Zeit.
1877 wurde Henriette Schrott-Pelzel in Innsbruck geboren. Ab ihrem 10. Lebensjahr war sie im heutigen Südtirol, auf Schloss Forst bei Algund, Schloss Freudenstein in Eppan und auf der Mendel, ansässig, wo die Eltern das „Grand Hotel Penegal“ errichtet hatten. Von 1891 bis 1895 war Schrott-Pelzel Schülerin des Konvents der Ursulinen in Innsbruck. Nach dem Tod ihres Vaters 1902 zog sie nach Bozen. In diese Zeit fallen die ersten literarischen Veröffentlichungen. 1912 heiratete die Autorin einen Kaiserschützenoberleutnant und zog nach Innichen, wo sie bis Kriegsbeginn blieb. Zu Kriegsende übersiedelte Schrott-Pelzel nach Nordtirol. Bereits 1923 kehrte sie jedoch nach Südtirol zurück und lebte vornehmlich in Meran. Im Februar 1962 starb sie 85-jährig in der „Villa Karolina“ in Obermais, wo sie ihre letzten Lebensjahre verbracht hatte.
Neben einem Gedichtband veröffentlichte Schrott-Pelzel Erzählprosa, vorwiegend Romane und Erzählungen mit Motiven aus der Geschichte Tirols. Ihr Priesterroman „Jakob Brunner“ gilt, so Oberkofler, als ihr bester Roman. Er erzählt von einer Mutter, die Gott ihren Sohn als zukünftigen Priester verspricht, obwohl dieser lieber daheim bleiben möchte und seine Gedanken um ein Mädchen kreisen. Nach dem Zweiten Weltkrieg erlangte die Autorin unter anderem mit ihrer „Schlossgeschichten“-Trilogie eine breite Aufmerksamkeit. Neben eigenen Veröffentlichungen schrieb Schrott-Pelzel immer wieder für Zeitungen und Zeitschriften, so etwa den „Schlern“ und die „Dolomiten“, Kurzgeschichten und Gedichte.
Henriette Schrott-Pelzels Werke kreisen um Themen wie Gläubigkeit, edle Menschlichkeit, Herzensgüte und Heimatliebe. Die Geschichte Tirols bildet das zentrale Motiv ihrer Arbeit.
Schrott-Pelzel kann als „patriotische Heimatschriftstellerin“ bezeichnet werden. Trotz ihrer zu Lebzeiten genossenen Beliebtheit scheint Schrott-Pelzel heute in Vergessenheit geraten zu sein: Eine vertiefte literaturwissenschaftliche und biografische Auseinandersetzung mit der Autorin steht noch aus.

→ DÖRRER Anton, *Henriette Schrott-von Pelzel. Zum 60. Geburtstag der heimatlichen Dichterin.* IN: Der Schlern 18/7–8 (1937), 119;
→ LECHNER Hermann, *Siebenhundert Jahre Tiroler Dichtung. Ein Rückblick*. IN: MAYR Ambros [Hrsg.], Das Hausbuch der Tiroler Dichtung, Innsbruck [u.a.], Tyrolia 1965, 622–623;
→ MÜHLRABNER Maria, *Henriette von Schrott-Pelzel. Die Dichterin der schönen Menschenliebe*. In: Der Schlern 21/8 (1947), 227–228;
→ OBERKOFLER Elmar, *Henriette von Schrott-Pelzel. Einer Tiroler Dichterin zum 100. Geburtstag*. IN: Südtirol in Wort und Bild 21/2 (1977), 38–39;
→ RIEDMANN Gerhard, *Heimat. Fiktion – Utopie – Realität. Erzählprosa in Tirol von 1890 bis heute*, Innsbruck, Amoe, 215–219;
→ SOLDERER Gottfried [Hrsg.], *Das 20. Jahrhundert in Südtirol. Abschied vom Vaterland*, Bd. I: 1900–1919, Bozen, Edition Raetia, 1999, 203;
→ o. V., *In diesen Tagen vor 50 Jahren. Henriette Schrott von Pelzel ist 80.* IN: Dolomiten, 04.08.2007, Nr. 178, 40;
→ o. V., *Pelzel von Staffalo Henriette. Schriftstellerin.* IN: biografiA, Institut für Wissenschaft und Kunst Wien, online unter: http://biografia.sabiado.at/pelzel-von-staffalo-henriette/, 04.05.2022;
→ o. V., *Schrott-Pelzel Henriette.* IN: Lexikon LiteraturTirol, Forschungsinstitut Brenner-Archiv, Universität Innsbruck, online unter: https://literaturtirol.at/lexikon/805, 04.05.2022.

Lea Selm

Geboren: 19. Jänner 1883, Montan

Verstorben: 24. November 1977, Kaltenbrunn (Truden/Montan)

Schriftstellerin, volkskundliche Sammlerin

Obwohl Lea Selm über Jahrzehnte hinweg schrieb, blieben ihre umfangreicheren Texte, die eine eigenständige Publikation erfordert hätten, unveröffentlicht. Für die Veröffentlichungen derselben fehlten ihr das fördernde Umfeld, der finanzielle Background sowie die richtigen Verbindungen. Trotzdem schrieb Selm ein Leben lang an ihrem „Literaturtraum“ und erreichte teilweise eine hohe Qualität. Die langjährige Leiterin der Dokumentationsstelle für neuere Südtiroler Literatur Karin Dalla Torre vermutet, dass der unveröffentlichte Roman „Auf eigene Faust“ „ein ähnliches Publikum und vergleichbare Anerkennung gefunden [hätte] wie die Romane und Erzählungen einer Henriette Schrott-von Pelzel oder einer Klara Pölt-Nordheim mit ihren hohen Auflagen“.
Lea Selm wurde 1883 als lediges Kind geboren. Ihre Mutter war Dienstmagd, ihr Vater, so wird vielfach berichtet, ein aus Indien stammender Schmied auf Schloss Enn in Montan. Selm wuchs bei ihren Großeltern auf und kam bereits ab dem 14. Lebensjahr für den eigenen Unterhalt auf. Die Lektüreanleitungen, die Hauskalender und Zeitungen, die sie bei den literarisch interessierten Arbeitgeber*innen fand, waren für Selm, die über die Volksschule hinaus keine weiterführende Bildung genossen hatte, ein wichtiger Impuls. Als Näherin kam sie mit 15 Jahren in das „Grand Hotel Penegal“ der Familie Schrott.
Der damals mondäne Sommerfrischort auf der Mendel hatte internationales Flair und beherbergte eine Reihe bekannter Gäste. Selm freundete sich mit der Tochter des Hauses Henriette Schrott-Pelzel an, die selbst Prosa und Lyrik verfasste. Schrott-Pelzel war nicht nur Selms Freundin, sondern wurde darüber hinaus ihre Mentorin. So ermöglichte sie es Selm, für zwei Semester an der Universität Innsbruck als Gasthörerin an Germanistikvorlesungen teilzunehmen. Nach dieser Erfahrung bewarb sich Selm erfolgreich um eine Stelle bei der „Königlich-kaiserlichen Post- und Telegrafen-Direktion für Tirol und Vorarlberg“. Mit dem Eintritt in den Postdienst gelang ihr der Sprung von der Näherin zur Beamtin und damit in eine angesehene und finanziell gesicherte Position. Selm war in der Folge Postmeisterin in mehreren Stationen im Vinschgau, auf Schloss Vorst bei Meran und im Bozner Unterland, wo sie 1933 Postmeisterin in Kaltenbrunn an der Straße ins Fleimstal wurde.
Lea Selms schriftstellerisches Schaffen kam 1911 erstmals an die Öffentlichkeit: In diesem Jahr publizierte sie eine Prosaskizze in der „Tiroler Frauenzeitung“. Ab dem Jahr 1919 begann die Schriftstellerin, vermehrt kleinere Lyrik- und Prosatexte, die sich vor allem mit mündlich überlieferten Sagen auseinandersetzten, in verschiedenen regionalen Zeitungen und Zeitschriften zu veröffentlichen. 1920 publizierte sie erstmals im „Schlern“. Bis 1979 und damit bis zwei Jahre nach ihrem Tod erschienen hier immer wieder Texte aus ihrer Feder.
Neben ihrem Beruf als Postmeisterin und der schriftstellerischen Tätigkeit war Selm stark ins Ortsleben eingebunden. Sie beteiligte sich maßgeblich an der Errichtung der Kirche, die 1940 als St.-Josefs-Kirchlein eingeweiht wurde.
Ihr sozialpolitisches Engagement ging auch über die Gemeindegrenzen hinaus: So war Selm 1947 unter anderem Mitbegründerin des Brixner Kinderdorfes. 1977 verstarb Lea Selm nach dreieinhalb Jahrzehnten im Postmeister*innendienst in Kaltenbrunn.
Selms schriftstellerische Produktion deckt

formal, sprachlich sowie inhaltlich ein breites Spektrum ab: Sie schrieb Lyrik, Dramen und Prosa, wechselte zwischen Dialekt und Hochsprache, behandelte Sagen und Märchen ebenso wie religiöse, gesellschaftspolitische und historische Themen und Persönlichkeiten.
Ein besonderer Schwerpunkt der Autorin war das Sammeln und Niederschreiben von mündlich überlieferten Sagen und Geschichten aus ihrer Umgebung. Kurz vor ihrem Tod wurde Lea Selm im August 1977 mit dem Verdienstkreuz des Landes Tirol für ihr soziales Engagement geehrt. Die Anerkennung als Autorin blieb Selm hingegen ein Leben lang verwehrt.

→ DALLA TORRE-PICHLER Karin, *Lea Selm*. IN: Schützenkompanie Montan [Hrsg.], Montan, Bd. 2, Auer, Varesco, 2003, 488–510;
→ OBERKOFLER Elmar, *Begegnungen. Skizzen bedeutender Persönlichkeiten aus der Kultur- und Literaturgeschichte Südtirols*, Brixen, Weger, 1991, 101–105;
→ o. V., *Selm Lea*. IN: Lexikon LiteraturTirol, Forschungsinstitut Brenner-Archiv, Universität Innsbruck, online unter: https://literaturtirol.at/lexikon/719, 25.05.2022.

Emma Dapunt

Geboren: 14. Juli 1889, La Ila/Stern

Verstorben: 17. November 1959, Badia/Abtei

Erste dichtende Frau aus dem Gadertal, Lehrerin

Auf ihrem Sterbebild ist ein kurzer Lebenslauf vermerkt, der Emma Dapunt insbesondere als Lehrerin erinnert und wie folgt beginnt: „Sie widmete ihr ganzes Leben der Erziehung und Ausbildung der Kinder und Jugendlichen, die sie mit seltenem Geschick zum Guten zu führen verstand.“ („Dedicò tutta la sua vita all’istruzione e alla formazione dei bambini e della gioventù che sapeva guidare al bene con rara abilità.“) 1889 in La Ila/Stern geboren, kam Emma Dapunt bereits mit 17 Jahren als Lehrerin nach Antholz-Niedertal. Ab 1907 unterrichtete sie an der Volksschule in Antermëia/Untermoi. Mitte der 1920er-Jahre kam sie als Lehrerin an das Institut der Ursulinen in Bruneck. Hier unterrichtete sie zeitweise Religion und kehrte 1943 in „ihre“ Schule nach Antermëia/Untermoi zurück, wo sie bis zur Pensionierung im Jahre 1957 tätig war.
Emma Dapunt war nicht nur im Schulbetrieb aktiv, sondern darüber hinaus in ihrer ladinischen Muttersprache literarisch tätig: Ihre lyrischen Texte gelten als die ersten bekannten ladinischen Gedichte einer Frau aus dem Gadertal. Unter den von Emma Dapunt verfassten Texten finden sich viele Gelegenheitsgedichte, beispielsweise für Hochzeiten und Primizen.

→ BERNARDI Rut/VIDESOTT Paul, *Geschichte der ladinischen Literatur. Ein bio-bibliografisches Autorenkompendium von den Anfängen des ladinischen Schrifttums bis zum Literaturschaffen des frühen 21. Jahrhunderts*, Bozen, Bozen-Bolzano University Press, 2014, 332–337;
→ Sterbebild Emma Dapunt mit Kurzbiografie [Privatbesitz].

Maria Ditha (Maria Christina) Santifaller

Geboren: 30. Juni 1904, Kastelruth

Verstorben: 5. November 1978, Dortmund

Lyrikerin, Journalistin, Kunsthistorikerin

Maria Ditha Santifaller – eigentlich Maria Christina, der Name „Ditha“ geht auf den in der Familie verwendeten Kosenamen zurück – wurde 1904 auf dem Lafayhof in Kastelruth geboren. Ihre Mutter und ihr Vater, der k.k. Notar und Gerichtskommissär war, bewirtschafteten gemeinsam den Familienhof. Bis zum Ersten Weltkrieg lebte Santifaller in Kastelruth, später besuchte sie in Bozen die Bürgerschule sowie die zweijährige Handelsschule. Für kurze Zeit arbeitete sie beim Kunstverlag Amonn. Mit 17 Jahren zog Santifaller für eine weitere Ausbildung nach Bologna, in der Folge ging sie nach Verona sowie nach England und Frankreich.
Nach einem mehrjährigen Aufenthalt am Gardasee übersiedelte Maria Ditha Santifaller 1928 nach Wien, wo sie als Journalistin und Übersetzerin arbeitete. Daneben holte sie die österreichische Matura nach und studierte an der Universität der Stadt Kunstgeschichte. In die „Wiener Zeit“ fallen die Veröffentlichungen der ersten Gedichte in Anthologien, Zeitungen und Zeitschriften. In der österreichischen Hauptstadt knüpfte Santifaller Kontakte zu jungen Kulturkreisen und veranstaltete Lesungen und Vorträge.
1933 erschien im Wiener Krystallverlag ein Bändchen mit dem Titel „Gedichte“. Der literarische Durchbruch gelang ihr damit nicht.
1938 wandte sich Santifaller von der Literatur ab und insbesondere kunsthistorischen Themen zu. Aufgrund ihres Interesses für den venezianischen Maler Giambattista Tiepolo verbrachte Santifaller mehrere Monate in Venedig. 1938 promovierte sie mit einer Dissertation über die Radierungen Tiepolos und zog für die Fortsetzung ihres Studiums nach Florenz, wo sie fünf Jahre lang lebte. Hier arbeitete sie an der Universität, sie legte die Prüfung für Kunstführungen ab und erwarb ein Übersetzungsdiplom. In Florenz wurde Santifaller auch die Doktorwürde der philosophischen Fakultät zuerkannt.
1944 heiratete Maria Ditha Santifaller den Inhaber einer Dortmunder Transportfirma, der als Wehrmachtssoldat in Italien war. Am Kriegsende emigrierten sie aufgrund der Kriegsvergangenheit ihres Ehemannes nach Argentinien. Von einer NS-Belastung kann jedoch bei Santifaller selbst nicht gesprochen werden. Auch in ihren Texten findet sich weder nationales noch faschistisches oder nationalsozialistisches Gedanken- oder Wortgut.
1957 kehrte Santifaller aus Argentinien zurück, bereits ein Jahr später starb ihr Ehemann. Die Witwe Santifaller übernahm nun die Leitung der Firma des Mannes. 1966 brachte sie eine zweite Ehe nach Peru, von wo sie vier Jahre später endgültig nach Europa zurückkehrte. Nun wandte sich Santifaller erneut der kunsthistorischen Forschung zu. In italienisch- und deutschsprachigen Zeitschriften veröffentlichte sie Beiträge zur Kunst Tiepolos. 1973 wurde Santifaller „in Würdigung wissenschaftlicher Verdienste um die Studien zur Malerei des späten 17. und des 18. Jahrhunderts, insbesondere in Oberitalien und vor allem zu Giovanni Battista Tiepolo“ als Ehrenbürgerin der Universität Würzburg ausgezeichnet. Am 5. November 1978 verstarb Maria Ditha Santifaller in Dortmund.

Einen Monat später erschien unter dem Titel „Deine Ernte sammeln“ ihre zweite Lyrikanthologie. Neben den beiden Gedichtbänden erschienen Santifallers Texte in Zeitungen und Zeitschriften. In der „Wiener Zeit“ fand ihr Gedicht „Schwalbe“ die Aufmerksamkeit des österreichischen Schriftstellers Karl Kraus: Mit einem Kommentar versehen druckte er es in der Zeitschrift „Die Fackel“ ab.
Santifaller war eine wissenschaftlich und künstlerisch formende Frau. Die zwischen 1927 und 1938 entstandene Lyrik ist der literarisch wertvollste Teil ihres Werkes. Santifaller war in dieser Zeit eine der ersten, wenn nicht sogar die erste Tiroler Schriftstellerin, die den Ausbruch aus der Provinz inhaltlich sowie formal forderte und vollzog. Im Gegensatz zu fast allen Tiroler Schriftsteller*innen ihrer Zeit rezipierte Santifaller die literarischen Innovationen jenseits der Alpen, wandte sich dem Expressionismus und der Neuen Sachlichkeit zu und positionierte sich damit als Teil der Literatur-Avantgarde.
Eine Sonderstellung nimmt die Schriftstellerin auch aufgrund ihrer Verankerung im deutschen sowie im italienischen Kulturraum ein. Ihre Prosatexte in italienischer Sprache sind eine Ausnahmeerscheinung in der (Süd-)Tiroler Literatur der späten 1920er-Jahre. Erst in den 1970er- und 1980er-Jahren wurde dieses Tabu erneut durchbrochen.

→ DALLA TORRE Karin, *Die „Mütter“ der Süd/Tiroler Literatur. Schreiben in der weiblichen Genealogie*. IN: Kulturelemente – Zeitschrift für aktuelle Fragen 24 (2000), 1–2;
→ DALLA TORRE Karin, *Maria Ditha Santifaller*. IN: HINTNER Heidi u. a. [Hrsg.], Frauen der Grenze. 13 Frauenbiographien aus Nord- und Südtirol und dem Trentino/Donne di frontiera. 13 biografie di donne sudtirolesi, nordtirolesi e trentine, Bd. 2, Innsbruck [u.a.], Studienverlag, 2012, 124–133;
→ DALLA TORRE-PICHLER Karin, *Maria Ditha Santifaller. 1904–1978. „Blumen aus Blut und Schmerz“*, unveröffentlichte Dissertationsarbeit, Universität Innsbruck, 2003;
→ OBERKOFLER Elmar, *„Ich habe keine Sehnsucht mehr als Berge“. Maria Christina (Ditha) Santifaller (1904–1978) zum 20. Todestag.* IN: Der Schlern 72/10 (1998), 595–600;
→ o. V., *Santifaller Maria Ditha*. IN: Lexikon LiteraturTirol, Forschungsinstitut Brenner-Archiv, Universität Innsbruck, online unter: https://literaturtirol.at/lexikon/704, 16.05.2022.

Elsa (Elisabeth) Runggaldier

Geboren: 7. Dezember 1907, Urtijëi/St. Ulrich

Verstorben: 2. Juni 2000, Urtijëi/St. Ulrich

Schriftstellerin und Übersetzerin

Als ältestes von fünf Kindern wurde Elisabeth – Elsa genannt – 1907 in Urtijëi/St. Ulrich geboren. Um sich ihren Berufswunsch zu erfüllen und als Lehrerin arbeiten zu können, besuchte Runggaldier die Lehrer*innenbildungsanstalt in Bozen. Diese wurde wie sämtliche Schulen während des Faschismus italianisiert. Auch der Einstieg ins Berufsleben gestaltete sich für die junge Lehrerin Runggaldier schwierig: Als sie 1927 mit der Unterrichtstätigkeit begann, wurde sie aufgrund der faschistischen Bestimmungen für neun Jahre in die Provinz Varese geschickt. Erst 1938 konnte sie nach Gröden zurückkehren, wo sie an der Volksschule und anschließend an der Mittelschule von Urtijëi/St. Ulrich unterrichtete. Neben ihrer Lehrtätigkeit engagierte sie sich im Dorfleben: Sie war in der Katholischen Jugend, in verschiedenen Pfarrgruppen und im Schulpatronat aktiv.
Ihre Schreibtätigkeit in ladinischer Sprache begann Runggaldier als Verfasserin von Inseraten und Werbungen für die Zeitschrift „Nos Ladins“. Ab den 1960er-Jahren trat Runggaldier als eigenständige Schriftstellerin auf: 1964 gewann sie mit ihrer Erzählung „L nëine“ den ersten Platz beim Wettbewerb „Concors per na pitla storia ladina“ („Wettbewerb für eine ladinische Kurzgeschichte“). Als Elsa Runggaldier 1977 nach über 50 Jahren im Schuldienst in Pension ging, war sie eine der bekanntesten Deutschlehrerinnen des Grödnertales und hatte zwei Generationen von Schüler*innen unterrichtet. Nach der Pensionierung widmete sie sich intensiv dem Schreiben in ladinischer Sprache. Neben Gedichten und Prosatexten fertigte Runggaldier auch verschiedenste Übersetzungen an. Ihre erste große Übersetzungsarbeit von 1978 hat dabei eine persönliche Note: Elsa Runggaldier übertrug unter dem Titel „Lecurdanzes de l’ava“ Auszüge des auf Deutsch geschriebenen, mehr als 1.000-seitigen Tagebuches ihrer Großmutter Filomena Prinoth Moroder ins Ladinische. Es handelt sich dabei um eine der frühesten Schriften einer Frau aus dem Grödnertal. In der Folge übersetzte Runggaldier unter anderem einen Teil der Dolomitensagen von Karl Felix Wolff und mehrere Texte von Maria Veronika Rubatscher. Die Übersetzungen wurden in Zeitschriften und Sammelbänden veröffentlicht. Vor allem mit ihnen hat sich Runggaldier ein großes Verdienst um die ladinische Literatur erworben.

→ ANVIDALFAREI Martina, *Runggaldier Elsa da Passua.* IN: SENONER Erica [Hrsg.], Eiles de Gherdëina. Stories de vita de ëiles de Gherdëina, Zacan y didancuei, Urtijëi, Typak, 2001, 174–175;
→ BERNARDI Rut, *Die ersten ladinischen Prosatexte: Gelegenheitstexte oder „hohe“ Literatur? Eine Bestandsaufnahme am Beispiel repräsentativer Autoren.* IN: BUTCHER John [Hrsg.], Die ersten fünfzig Jahre der Südtiroler Literatur/I primi cinquant’anni di letteratura altoatesina. 1918–1968, Meran, Alphabeta, 2021, 71–92, hier 88–89;
→ BERNARDI Rut/VIDESOTT Paul, *Geschichte der ladinischen Literatur. Ein bio-bibliografisches Autorenkompendium von den Anfängen des ladinischen Schrifttums bis zum Literaturschaffen des frühen 21. Jahrhunderts*, Bozen, Bozen-Bolzano University Press, 2014, 621–631;
→ CHIOCCHETTI Nadia (hrsg. von Union Generela di Ladins dles Dolomites), *Nosta Jënt. Persones y personalités dla Ladinia. Persönlichkeiten Ladiniens. Personalità della Ladinia*, San Martin de Tor, Union Generela di Ladins, 2005, 137–138.

Gabriele von Pidoll

Geboren: 2. Mai 1908, Gratsch (Meran)

Verstorben: 9. Juli 2006, Meran

Lyrikerin

Gabriele von Pidoll wurde 1908 in Gratsch als Tochter eines hohen Offiziers und einer Bauerntochter aus Eppan geboren. Ihre Mutter führte sie bereits in jungen Jahren in die Literatur ein und förderte sie als Lyrikerin. Nach der 1927 in Trient erworbenen Matura begann Pidoll ihr Studium der Literaturwissenschaften bzw. der Germanistik, das sie in München, Florenz und Bologna absolvierte. 1930 promovierte sie mit einer Dissertation über die Märchen der Romantik und begann als Lehrerin zu arbeiten. Infolge der „Option“ 1939 übersiedelte Pidoll nach Vorarlberg und Nordtirol. Nach dem Einmarsch der deutschen Truppen in Norditalien versuchte Gabriele von Pidoll, wieder nach Südtirol zu gelangen:
1944 nahm sie an der Mädchenoberschule in St. Christina in Gröden eine Stelle als Lehrerin an. Hier setzte sie sich unter anderem mit der ladinischen Sprache auseinander. In ihrem Nachlass finden sich ladinische Gedichte, die nie publiziert wurden. Gabriele von Pidoll war als Lehrerin später in Bozen und ab 1972 an der Lehrer*innenbildungsanstalt von Meran tätig, wo sie bis zu ihrer Pensionierung blieb. Ihre letzten Lebensjahre verbrachte die Schriftstellerin und ehemalige Lehrerin im Pflegeheim „Haus Sonnenschein“. Hier starb sie 2006.

Der literarischen Öffentlichkeit ist Gabriele von Pidoll in erster Linie als Lyrikerin bekannt. Zwar verfasste sie kürzere Prosatexte für Sammelbände, längere blieben jedoch unveröffentlicht. Auch das dramatische Stück mit dem Titel „Tarasp“ wurde nie publiziert.
Wie viele Schriftsteller*innen ihrer Zeit veröffentlichte Gabriele von Pidoll lange Zeit in Zeitschriften und Zeitungen, bevor sie eigenständig Publikationen verlegte. Im Zeitraum von 1963 bis 1998 veröffentlichte Pidoll in den Südtiroler Verlagen Unterberger und Athesia insgesamt sieben Gedichtbände: 1963 erschien „Gedichte“, es folgten „Öl für die Lampen“ (das genaue Erscheinungsjahr ist nicht bekannt), „Raetischer Mohn“ (1975), „Die helle Einsamkeit“ (1977), „Hört ihr die Oboe noch?“ (1982), „Rhythmen des Daseins“ (1992) und „Der Tag hat sich geneigt“ (1998).
Gabriele von Pidolls Dichtung kann allgemein als humanistisch, religiös und literarisch gebildet beschrieben werden. Die Tatsache, dass allein der Verlag Athesia fünf ihrer Gedichtbände veröffentlichte, zeugt von einer breiten Leser*innenschaft in Südtirol. Über die Grenzen der Provinz hinaus erlangte die Dichtung Pidolls aber keine bzw. kaum Bedeutung. Pidolls Themenwahl ist begrenzt, ihre Hauptthemen sind Natur, Religion sowie Musik. Sprachlich, stilistisch und formtechnisch bleibt Gabriele von Pidoll einem traditionellen Lyrikverständnis treu und gehört damit einer

älteren Generation der Südtiroler Literat*innen an. In diesem Sinne finden sich auch keine politischen Bezüge in den Texten Pidolls, nur implizit kann die intensive Auseinandersetzung mit der Landschaft, der Tradition sowie der Tier- und Sagenwelt Südtirols als Verweis auf das Tiroler Erbe und die Tiroler Identität gewertet werden. 1985 wurde Gabriele von Pidoll zum Ehrenmitglied des Südtiroler Künstlerbundes ernannt. „Ihr gesamtes Œuvre ist geprägt durch die Orte und Landschaften Südtirols, denen sie damit ein literarisches und insbesondere lyrisches Denkmal gesetzt hat“, schreibt Anna Katharina Zink in ihrer Diplomarbeit über die Lyrikerin und ihr Werk.

→ Nachlass Gabriele von Pidoll, Südtiroler Künstlerbund;
→ GRUBER Alfred [Hrsg.], *Nachrichten aus Südtirol. Deutschsprachige Literatur in Italien*, Hildesheim, Georg Olms, 1989, 287;
→ VON ZIEGLAUER Imma, *Begegnung mit Gabriele von Pidoll.* IN: Der Schlern 62/5–6 (1998), 310–312;
→ VON ZIEGLAUER Imma, *Du lebst in deinen Gedichten weiter. Im Gedenken an Gabriele von Pidoll zum ersten Jahrestag ihres Todes.* In: Der Schlern 81/7 (2007), 68–81;
→ ZINK Anna Katharina, *Gabriele von Pidoll. Eine Lyrikerin und ihr Nachlass*, unveröffentlichte Diplomarbeit, Universität Innsbruck, 2012;
→ o. V., *Pidoll Gabriele von.* IN: Lexikon LiteraturTirol, Forschungsinstitut Brenner-Archiv, Universität Innsbruck, online unter: https://literaturtirol.at/lexikon/616, 02.08.2022.

Geboren: 15. Dezember 1920, San Tomaso Agordino, Belluno

Verstorben: 11. Juni 1999, Bozen

„Dichterin der Emigration“ („Poetessa dell’emigrazione“), Autorin sozial engagierter Texte

„Maria Giuliana Costa ist für alle die ‚Dichterin der Emigration‘ geblieben“ („Maria Giuliana Costa è rimasta per tutti la, poetessa dell’emigrazione‘“), erinnert 2002 ein in der Zeitung „Il mattino“ erschienenes Porträt der Autorin. Der Zeitungsartikel benennt das Hauptmotiv, um das das literarische Schaffen Costas kreist. Die Autorin verfasste vorzugsweise sozial und politisch engagierte Gedichte, in denen sie sich mit dem aktuellen Zeitgeschehen, insbesondere mit dem Thema der Migration, auseinandersetzt. Der Priester, Sozialaktivist und Mafia-Gegner Don Ciotti spricht von Costas Poesie als „im Dienst der Gerechtigkeit“ („al servizio della giustizia“). Gedichte Maria Giuliana Costas wurden in zahlreiche regionale und nationale Anthologien aufgenommen.
1920 wurde Maria Giuliana Costa in der Provinz Belluno geboren und kam 1937 in ihre Wahlheimat Bozen. Schon als junges Mädchen interessierte sie sich für Literatur, allen voran für Lyrik, die zu einer ihrer großen Leidenschaften wurde. Erst ab den 1960er-Jahren begann Costa, ihre Texte zu veröffentlichen. 1968 erschien unter dem Titel „Voci profonde e colori“ ihre erste Gedichtsammlung. Drei weitere folgten: 1975 erschien „Coltelli nella notte“, fünf Jahre später „Osmosi e discrepanze“, 1988 gelangte „Poesie solari e .. non“ an die Öffentlichkeit. Ihr schriftstellerisches Werk umfasst weiters mehrere Kurzgeschichten, die in Literaturzeitschriften veröffentlicht wurden, sowie den 1985 erschienenen Roman „Una vita“. 1993 wurde ihr für diesen anlässlich des von der Zeitschrift „Latmag“ gestifteten Literaturpreises „Goffredo Parise“ der siebte Platz zugesprochen. In „Una vita“ geht es um Emigration und damit um ein Thema, das Costa auch persönlich nicht fremd war: Als Kind litt sie unter der Abwesenheit des Vaters, der aus beruflichen Gründen zur Emigration gezwungen war. Der Familienroman kann als verschlüsselte Fremdbiografie gelesen werden, die das Leben von Costas Vater über einen fiktionalen Protagonisten erzählt. Damit greift die Autorin nicht nur ein persönliches Thema auf, sondern beschreibt auch eine kollektive Erfahrung: Der Protagonist, der seine Heimatgemeinde im Belluno verlässt, um in Südtirol, Frankreich und der Schweiz Arbeit zu finden, steht sinnbildlich für die soziale Erfahrung der Arbeitsmigration in Norditalien. Für den Südtiroler Kontext hat dieses Thema vor dem Hintergrund der Ansiedlung italienischsprachiger Familien in den 1920er- und 1930er-Jahren eine ganz besondere Bedeutung. Darauf verweist auch Costas Roman. Das Wegziehen und Sich-neu-Einleben prägten Generationen innerhalb der italienischen Sprachgruppe des Landes. Der Roman Costas literarisiert damit die kollektive Erinnerung einer Erfahrungs- und Erzählgemeinschaft.
In den Zeitungsartikeln über das literarische Schaffen Costas wird vielfach ihr Hausfrauen-Beruf hervorgehoben. Dabei wird ein Widerspruch zwischen ihrer dichterischen Tätigkeit und ihrer häuslichen Berufung konstruiert, den es für Costa selbst nicht gab.

Um Maria Giuliana Costa nicht in Vergessenheit geraten zu lassen, hat ihre Tochter die Gedichte der Mutter gesammelt und 2001 unter dem Titel „Poesie del mio passato“ herausgegeben. Costas Werk kann als „Literatur von unten“, als „letteratura popolare“, eingeordnet werden. Die literarische Qualität und Bedeutung Costas liegt in der Brisanz der Thematik, wobei es der Autorin gelingt, diese kollektive Erfahrung der italienischen Sprachgruppe in Südtirol einer breiten Leser*innenschaft zu vermitteln.

→ BENINCASA Gianfranco, *Maria Costa, se ponte Roma è l'ingresso nella nuova vita*. IN: Alto Adige, 18.01.2001, Nr. 15, 15;
→ COSTA Maria Giuliana, *Poesie del mio passaggio*, Borgogno, Arti Grafiche La Commerciale, 2000;
→ COSTA Maria Giuliana, *Una vita*, Calliano, Manfrini, 1985;
→ ESPOSITO Vittoriano, *L'altro Novecento*, Bd. II: La poesia femminile in Italia. Con rassegna storica dal '200 all'800, Foggia, Bastogi, 1995, 147–156;
→ MAGGI Franco Maria/LATINO Franco, *Dizionario poeti altoatesini con prolegomeni alla Storia della Poesia in Alto Adige*, Bolzano, Latmag, 2004, 43–44;
→ ROMEO Carlo, *La valigia dell'emigrante. Torna il romanzo "Una vita" di Maria Giuliana Costa*. IN: Alto Adige, 22.11.2006;
→ SILLER Barbara, *Identitäten – Imaginationen – Erzählungen. Literaturraum Südtirol seit 1965*, Innsbruck, innsbruck university press, 2015, 92–100, 246;
→ o. V., *In un libro e in una rievocazione l'omaggio a Maria Giuliana Costa*. IN: L'incontro, 01.02.2001, 3;
→ o. V., *La casalinga che entrò nelle antologie. Con "Poesie del mio passaggio" e "Una vita" Maria Giuliana Costa ha conquistato la critica*. IN: Il mattino, 24.11.2002, Nr. 319, 11;
→ o. V., *Tutte le poesie di Maria G. Costa*. IN: Il mattino, 19.01.2001, II, 14.

Maridl (Maria) Innerhofer

Geboren: 2. April 1921, Marling

Verstorben: 13. August 2013, Marling

Mundartdichterin

Maridl Innerhofer gilt heute als Südtirols bekannteste Mundartdichterin. Ihre lyrischen Texte sind meist von geringem Umfang, haben aber durch die treffende Wortwahl eine konzentrierte wesentliche Aussage. Innerhofers lyrisch verarbeiteter Stoff ist umfassend und reicht von der Freude an der Sprache über die Liebe zur Natur bis hin zu Themen des Umweltschutzes und einer kritischen Auseinandersetzung mit dem Fremdenverkehr.

1921 wurde Maridl Innerhofer im Marlinger Schulhaus geboren. Ihr Vater war Schulmeister des Dorfes und wurde drei Wochen nach ihrer Geburt beim „Bozner Blutsonntag“ von Faschisten erschossen. Ihre Schulbildung absolvierte Innerhofer aufgrund der Italianisierung der Südtiroler Schulen fast ausschließlich in italienischer Sprache.

Das fehlerfreie Schreiben in der deutschen Hochsprache brachte sie sich selbst bei. 1938 schloss Innerhofer die Handelsschule in Meran ab und arbeitete in der Folge als Sekretärin in Bayern. Bereits ein Jahr später, zu Kriegsbeginn, kehrte Innerhofer nach Südtirol zurück. Als sie 1940 ohne Pass am Brenner von der Polizei aufgegriffen wurde, wurde sie aufgrund ihres „Optionsentscheids“ sofort nach Innsbruck umgesiedelt. Hier arbeitete sie als Sekretärin bei der „Empfangsstelle zur Umsiedlung der Südtiroler Optanten“ und lernte ihren späteren Mann, einen verwundeten deutschen Soldaten, kennen. Nach der Eheschließung zogen die beiden nach Imst. Der Ehe entstammten zwei Söhne. Nach dem Ende des Krieges kehrte Maridl Innerhofer mit ihrer Familie nach Südtirol zurück und besuchte die neu gegründete Lehrer*innenbildungsanstalt in Meran, um anschließend für kurze Zeit als Lehrerin zu arbeiten. Bereits 1949 übersiedelte Innerhofer mit ihrer Familie nach Bayern, wo sie bis 1960 in der Nähe von Nürnberg lebte. Dann kehrte sie endgültig nach Südtirol zurück und eröffnete in Marling eine Frühstückspension. Bereits während ihrer Zeit in Innsbruck hatte Innerhofer mit dem Schreiben begonnen und unter anderem Dialektgedichte verfasst.

Die eigentliche Schaffensphase begann jedoch erst in den 1970er-Jahren: 1973 bei der fünften Österreichischen Mundarttagung in Innsbruck präsentierte Maridl Innerhofer ihre Lyrik erstmals einer breiten Öffentlichkeit. Drei Jahre später wurde ihr erster Gedichtband „Hennen und Nochtigolln“ gedruckt und wurde ein großer Erfolg. Die positive Resonanz bei der Publikation eröffnete Innerhofer den Eintritt in eine Reihe von Literaturvereinigungen: Sie wurde unter anderem Mitglied des Südtiroler Künstlerbundes, der Gesellschaft für Literatur und Kunst „Turmbund“ in Innsbruck und des Südtiroler Kulturinstitutes.

Die folgenden Jahre waren von verschiedensten Kulturveranstaltungen geprägt. Dem ersten Gedichtband folgten zwischen 1977 und 2011 elf weitere eigenständige und teilweise auch in Zusammenarbeit mit Künstler*innen und Musiker*innen erarbeitete Publikationen.

Für ihre literarische Tätigkeit erhielt Maridl Innerhofer zahlreiche Preise, so 1988 den Heimatpreis des Kulturwerkes Südtirol und 1992 anlässlich des Bairischen Mundarttages im bayrischen Deggendorf den sogenannten Poetenteller.

Im selben Jahr sollte ihr auch die Verdienstmedaille des Landes Tirol verliehen werden, Innerhofer lehnte jedoch aufgrund von Kritik am Auswahlverfahren ab. 2002 nahm sie nach einer Abänderung des Verfahrens das Tiroler Ehrenzeichen entgegen.
Das Dichten war für Innerhofer auch eine soziale Tätigkeit: So veranstaltete sie in der Obermaiser „Villa Karolina“, einer Pflegeeinrichtung, in deren Vorstand sie selbst tätig war, Lesungen für Heimbewohner*innen und nahm jede Gelegenheit wahr, sich mit jungen Menschen auszutauschen.
Maridl Innerhofer schrieb zwar in Mundart, steht jedoch mit ihren ironisch-kritischen und sprachlich verdichteten Aussagen im Widerspruch zur typisch volkstümlichen Dichtung. Aus den Zeilen der Marlinger Dichterin sprechen Nachdenklichkeit und der Wunsch nach Heimatpflege verstanden als Erhalt der Natur- und Kulturlandschaft, Schutz der natürlichen Ressourcen und Bewahrung von Kulturgut. Im Zentrum steht stets die Frage nach „Heimat“, welche eine kritische Auseinandersetzung impliziert.

Auch außerhalb der Dichtung war Maridl Innerhofer für ihre Anliegen aktiv: In ihrem Heimatdorf Marling wirkte sie als Chronistin, als Mitglied in der Bau- und in der Friedhofskommission und als Ausschussmitglied des Heimatpflegevereins; sie forcierte die Neu- und Wiedergründung von Ortsgruppen des Heimatpflegevereins, so jene von Lana, Tscherms und Tisens. 1991 war sie Mitbegründerin des „Marlinger Dorfblattes“, von Beginn an war sie in der Redaktion tätig und widmete sich Themen der Heimatpflege, des Umweltschutzes und der Kultur.
Als Lyrikerin gehört Maridl Innerhofer zu den Südtiroler Pionier*innen, die die Mundart wieder „hoffähig“ machten. Als „Heimatdichterin“ sah sie sich dennoch nie, war ihr der Begriff doch von zu vielen Klischees behaftet, mit denen sie sich nicht identifizierte. Die Entscheidung, in Burggräfler Mundart zu schreiben, fiel, so Innerhofer, „weil das meine Muttersprache ist“. Und weiter: „Mir kommen die Worte in Dialekt leichter aus dem Mund und manches kann man in Mundart einfach besser sagen.“

→ DELLE CAVE Ferruccio/HANNI Martin [Hrsg.], *Maridl Innerhofer. Zukunftserinnerungen. Gedichte in Mundart und Hochsprache*, Bozen, Edition Raetia, 2011;
→ GRUBER Alfred [Hrsg.], *Nachrichten aus Südtirol. Deutschsprachige Literatur in Italien*, Hildesheim, Georg Olms Verlag, 1989, 282;
→ Heimatpflegeverein Marling [Hrsg.], *I bin durch viele Tirn gongen. Lebenslinien von Maridl Innerhofer*, Bozen, Edition Raetia, 2018;
→ o. V., *Innerhofer Maridl*. IN: Lexikon LiteraturTirol, Forschungsinstitut Brenner-Archiv, Universität Innsbruck, online unter: https://literaturtirol.at/lexikon/301, 05.08. 2022.

Literatur

Geboren: 31. Jänner 1922,
Urtijëi/St. Ulrich

Verstorben: 3. November 2011,
Urtijëi/St. Ulrich

Ladinische Schriftstellerin und Sprachforscherin

Als ladinische Autorin und autodidaktische Sprachforscherin war Frida Piazza eine Pionierin. Piazza war bestrebt, verloren gegangene und vergessene Wörter zu bergen und in einem künstlerisch-schöpferischen Akt die Sprache durch neues, adaptiertes und abgeleitetes Sprachmaterial zu beleben. Die Südtiroler Schriftstellerin, Publizistin und Journalistin Rut Bernardi nennt sie die „bedeutendste Autorin für die ladinische Literatur“.
1922 kam Frida Piazza als 15. von 18 Kindern in Urtijëi/St. Ulrich zur Welt. Mit 17 Jahren ging sie nach Deutschland, wo sie ihre dort lebende Schwester im Haushalt unterstützte, eine Krankenpflegeausbildung absolvierte und für einige Jahre in diesem Beruf arbeitete. Nach Kriegsende kehrte Piazza nach Gröden zurück, besuchte die dortige Kunstschule und erlernte das Holzschnitzen. 1946 heiratete sie ihren Schnitzlehrer, den Bildhauer Luis Piazza. Der Ehe entstammten vier Kinder. Gemeinsam mit ihrem Mann arbeitete Piazza in ihrer Bildhauer*innenwerkstatt.
Ab den 1960er-Jahren und damit in einer Zeit, in der die ladinische Sprache gesellschaftlich großteils als „minderwertig“ und kaum von Nutzen angesehen wurde, widmete sich Piazza immer mehr dem Schreiben und Erforschen ihrer Muttersprache. Sie begann nach alten, vergessenen Wörtern zu suchen und sie zu sammeln. Gleichzeitig experimentierte Piazza und versuchte, aus bestehenden Wörtern andere abzuleiten, neuen Wörtern eine ladinische Form zu geben und sie der Grammatik anzupassen. Durch ihre Arbeit mit und an der ladinischen Sprache entstanden zahlreiche Werke aller Art, die ihren sprachexperimentellen und sprachschöpferischen Zwecken dienten. In diesem Sinne kreierte die Sprachwissenschaftlerin und Autorin Piazza ein literarisches Hochgrödnerisch. In den Übersetzungsarbeiten ins Grödnerische traute sich Piazza an Weltliteratur, an Schriftsteller wie Baudelaire, Brecht, Nietzsche, Dante oder Catull sowie an populärwissenschaftliche Werke, Kinderliteratur und Texte regionaler Schriftsteller*innen. Zudem war Piazza als eigenständig-kreative Schriftstellerin tätig und verfasste Texte in Lyrik und Prosa. 1988 erschien mit ihrer historischen Erzählung „L Nost. Ustoria de na vita“ („Der Unsere. Eine Lebensgeschichte“) der erste Roman auf Grödnerisch. Dieses literarische Kunstwerk setzte neue Maßstäbe und war gleichzeitig eine Einladung an die junge Generation, ihrem Vorbild zu folgen. 2006 erschien der Prosaband „Ustories“ mit 32 Geschichten. „Die sprachliche Meisterleistung, die Piazza mit dem Roman ‚L Nost‘ und den Erzählungen in ‚Ustories‘ vorlegt, ist bis heute in der ladinischen Literatur unübertroffen“, schreibt Rut Bernardi.
Neben ihrer linguistischen und literarischen Tätigkeit beteiligte sich Piazza auch an der Gestaltung von Radiosendungen und gab Sprachkurse, um die Sprachkompetenz der Grödner*innen im Ladinischen zu verbessern.
1997 wurde Frida Piazza von der Universität Innsbruck für ihre Verdienste an der ladinischen Sprache ausgezeichnet. Zwei Jahre später verlieh ihr die Gemeinde Urtijëi/St. Ulrich den Ehrenring, den Piazza jedoch, vielleicht als Antwort auf das ihr lange entgegengebrachte Unverständnis und die Geringschätzung ihrer Arbeit, ablehnte:

Lange war Frida Piazza belächelt, herabgesetzt und angefeindet worden. Als Frau ohne Lobby, ohne Zugehörigkeit zu einer Schule, Kommission oder einem Verein wurden ihre Ansichten und Vorschläge ignoriert und übergangen. Vielfach reagierte Piazza mit Empörung und schrieb scharfe (An-)Klagebriefe. Sie verteidigte ihre Überzeugungen ohne Kompromisse und eckte damit oft an. Auch politisch stand sie auf der Seite der Opposition, sie teilte die Ideale des Südtiroler Landtagsabgeordneten und späteren Europaparlamentariers Alexander Langer.
1984 prangerte sie beispielsweise in einem in der Monatszeitschrift „Tandem“ abgedruckten Tagungsbeitrag die Sprachpolitik der SVP an, die das Ladinische zu einer rein folkloristischen Sprache herabwürdige.
Frida Piazza sah ihre Arbeit – vielleicht auch aufgrund der fehlenden Wertschätzung – mit einem gewissen Pessimismus. „Ihr“ Ladinisch, das Grödnerisch, sah sie bereits in einer nahen Zukunft wie einen archäologischen Fund im Museum ausgestellt. Dennoch – oder vielleicht dieser Vorstellung zum Trotz – blieb Frida Piazza eine Quelle von Impulsen, Ideen und Wissen für die ladinische Sprache.

→ BERNARDI Rut, *Die ersten ladinischen Prosatexte: Gelegenheitstexte oder „hohe“ Literatur? Eine Bestandsaufnahme am Beispiel repräsentativer Autoren*. IN: BUTCHER John [Hrsg.], Die ersten fünfzig Jahre der Südtiroler Literatur/I primi cinquant'anni di letteratura altoatesina. 1918–1968, Meran, Alphabeta, 2021, 71–92, hier 90;
→ BERNARDI Rut/VIDESOTT Paul, *Geschichte der ladinischen Literatur. Ein bio-bibliografisches Autorenkompendium von den Anfängen des ladinischen Schrifttums bis zum Literaturschaffen des frühen 21. Jahrhunderts*, Bozen, Bozen-Bolzano University Press, 2014, 599–621;
→ PIAZZA Frida, *Die Umarmung des grossen Bruders*. IN: Tandem 17/18 (1984), Beiträge einer Dialogtagung zum Thema „Südtirol 2000“, 21–23;
→ RUNGGALDIER Ingrid, *Frida Piazza.* IN: HINTNER Heidi/TREVISAN Donatella/PUSCH Luise F. [Hrsg.], Frauen der Grenze. 13 Frauenbiographien aus Süd- und Osttirol und dem Trentino/ Donne di frontiera. 13 biografie di donne sudtirolesi, nordtirolesi e trentine, Bd. 2, Innsbruck [u.a.], Studienverlag, 2012, 144–157;
→ RUNGGALDIER Ingrid/THOMASETH Wolfgang, *Frida Piazza. Worte im Kopf*, Dokumentarfilm, Terlan, Profifilm, 2005.

Literatur

Trudi (Gertraud) Schmittner Vallazza

Geboren: 28. März 1922, Meran

Verstorben: 5. Jänner 2004, Urtijëi/St. Ulrich

Ladinische Schriftstellerin, Verfasserin eines Buches über Heilpflanzen

Trudi Vallazza wurde in Meran geboren, wuchs jedoch bei Zieheltern in Urtijëi/St. Ulrich auf. Ihr Ziehvater hatte großes Interesse an der ladinischen Sprache, verfasste selbst ladinische Gedichte und Geschichten und übersetzte Theaterstücke. In Urtijëi/St. Ulrich besuchte Vallazza die Kunstschule und wurde zur Fassmalerin ausgebildet. Während des Zweiten Weltkrieges war sie als Kindermädchen in Bozen. Nach dem Krieg kehrte Trudi Vallazza nach Gröden zurück, wo sie 1949 in Urtijëi/St. Ulrich heiratete, der Ehe entstammten vier Kinder. Zudem wurde ein Mädchen als Ziehtochter aufgenommen. In ihrem Heimatort war Vallazza sozial sehr engagiert, sie kannte sich mit Heilpflanzen aus und stellte ihr Wissen in den Dienst der Gemeinschaft. Ihr umfangreiches Werk mit dem Titel „Plantes de medejina“ beschreibt in einfacher und präziser Weise die verschiedensten Pflanzen und ihre heilende Wirkung.
1961 wurde Vallazzas Erzählung „Steila da duman“ („Morgenstern“) beim erstmals ausgeschriebenen Wettbewerb „Concors per na pitla storia ladina“ („Wettbewerb für eine ladinische Kurzgeschichte“) prämiert. Weitere Artikel, Gedichte und Geschichten in ladinischer Sprache wurden vorwiegend im „Calënder de Gherdëina“ sowie in der „Usc di Ladins“ veröffentlicht.
Trudi Vallazza verfasste neben zahlreichen Gelegenheitsgedichten viele Naturgedichte sowie Gedichte über ihr Heimattal Gröden. Vielfach beinhalten ihre Texte moralische und religiöse Lehren sowie sozialkritische Aspekte.
1999 wurde Trudi Vallazza mit dem Ehrenring ihrer Heimatgemeinde ausgezeichnet.

→ BERNARDI Rut, *Die ersten ladinischen Prosatexte: Gelegenheitstexte oder „hohe“ Literatur? Eine Bestandsaufnahme am Beispiel repräsentativer Autoren*. IN: BUTCHER John [Hrsg.], Die ersten fünfzig Jahre der Südtiroler Literatur/I primi cinquant'anni di letteratura altoatesina. 1918–1968, Meran, Alphabeta, 2021, 71–92, hier 88–89;
→ BERNARDI Rut/VIDESOTT Paul, *Geschichte der ladinischen Literatur. Ein bio-bibliografisches Autorenkompendium von den Anfängen des ladinischen Schrifttums bis zum Literaturschaffen des frühen 21. Jahrhunderts*, Bozen, Bozen-Bolzano University Press, 2014, 596–598;
→ SENONER Erica, *Trudi Valazza da Costa*. Calënder de Gherdëina 2005, 204–205;
→ SENONER Erica, *Vallazza Trudi da Costa*. IN: SENONER Erica [Hrsg.], Eiles de Gherdëina. Stories de vita de ëiles de Gherdëina, Zacan y didancuei, Urtijëi, Typak, 2001, 99.

Wilhelmine Kuntner Habicher

322

Geboren: 31. März 1927, Mals

Verstorben: 2. Juli 2013, Mals

Vinschger Mundartdichterin

Zwar steht eine literaturkritische Analyse ihrer Gedichte noch aus, ihre dichterischen Arbeiten sind aber in mehreren Publikationen erschienen. Der erste Gedichtband „Dr Vinschger Fleckltepich“ wurde 1989 im „Verlag Südtiroler Autoren“ gedruckt, der zweite erschien noch im selben Jahr in der „Kleinen Mundartreihe“ des Innsbrucker „Turmbundes“. Drei weitere Buchveröffentlichungen folgten. Die schriftstellerische Tätigkeit Habichers steht in einem spezifischen historischen Kontext: Die Malserin gehörte zu jener Generation von Südtiroler*innen, die aufgrund der faschistischen Italianisierungsmaßnahmen nie einen regulären Deutschunterricht besuchen konnten. Nur der Unterricht in der ‚Katakombenschule‘ und der anschließende Besuch der Deutschkurse für Optant*innen ermöglichten es Habicher, sich mit ihrer Muttersprache über den familiären Kontext hinaus auseinanderzusetzen. Dennoch widmete sich Wilhelmine Habicher dem Schreiben und wählte dafür den Obervinschger Dialekt.
In der von akutem Lehrer*innenmangel geprägten unmittelbaren Nachkriegszeit konnte Habicher als Hilfslehrerin in den Bergschulen von Schlinig, Matsch und auf den Runhöfen unterrichten. Nach der Hochzeit 1954 gab Habicher ihren Beruf auf Wunsch ihres Mannes auf. Sie kümmerte sich fortan um ihre Familie bzw. die fünf Kinder, die aus der Ehe hervorgingen. Ab den 1980er-Jahren widmete sich die gebürtige Malserin der Mundartdichtung. Die Radiosendung „Tirol isch lai oans“ im RAI-Sender Bozen habe sie zum Schreiben inspiriert, so Wilhelmine Habicher: Auf ihre ersten eingesandten Gedichte habe der Moderator mit der Bitte um weiteres Material reagiert. Nicht nur als Dichterin war Habicher in der Folge aktiv, sie wirkte auch an der Radiosendung selbst mit und unterstützte die ORF-Produktion „Stübele voll Sunnanschein“ als Autorin. In ihrem Heimatbezirk engagierte sich Wilhelmine Habicher in der „Arbeitsgemeinschaft Mundart“. Oft waren es die Veränderungen ihres Tales, die Habicher zu Gedichten inspirierten. In ihrem ersten Gedichtband verarbeitete sie zahlreiche Erfahrungen und Beobachtungen zur Landschaft und den Menschen im Vinschgau und widmete sich damit dem Tal in seiner Vielfalt.

→ FABI Ludwig, *Die in „Mundart-Reimen“ spricht.* IN: Der Vinschger Wind, 01.12.2012, Sonderausgabe, 66–65;
→ HABICHER Wilhelmine, *Wundrsupp unt Fratschlgräascht,* Brixen, Weger, 1993;
→ HABICHER Wilhelmine, *Zwischn Róschtn, Blüan und Raifn. Mundartgedichte mit Zeichnungen von Erich Stecher*, Schlanders, Kofel, 2002;
→ KUNTNER Andrea, *Wilhelmine Habicher-Kuntner. Die schreibende Hausfrau.* IN: Der Vinschger Nr. 16, 2000, 10;
→ o. V., *Habicher Wilhelmine.* IN: Lexikon LiteraturTirol, Forschungsinstitut Brenner-Archiv, Universität Innsbruck, online unter: https://literaturtirol.at/lexikon/231, 01.01.2022.

Romana Pucci

323

Geboren: 21. Mai 1928,
Borgo a Buggiano (Buggiano), Pistoia

Verstorben: 10. November 1990, Mailand

Schriftstellerin

Die Arbeit des Vaters, eines Eisenbahners, brachte die Familie Pucci von Pistoia nach Livorno, dann nach Verona und 1940 schließlich nach Bozen. Die Tochter Romana verbrachte hier ihre Jugend, besuchte die Schule und legte 1947 am Carducci-Gymnasium die Matura ab. Noch während ihrer Schulzeit in Bozen begann Puccis schriftstellerische Tätigkeit: In der unmittelbaren Nachkriegszeit brachte ihr das Gedicht „Il fuoco primordiale“ beim Meraner Literaturwettbewerb „Sentiero dell’Arte“ einen Preis ein und wurde als „Offenbarung“ und „große Entdeckung“ gefeiert. Nach dem Schulabschluss heiratete Pucci, zog nach Mailand und brachte zwei Kinder zur Welt.
1955 wurde der erste Gedichtband Romana Puccis „Notte e strada“ gedruckt. 1965 folgte ein weiterer Band mit dem Titel „Uomini sandwich“. In der Folge widmete sich Pucci der Prosa. 1979 veröffentlichte sie mit „La volanda“ ihren ersten Roman, der nationale Aufmerksamkeit erhielt und von bedeutenden Literaturkritiker*innen und Persönlichkeiten wie Natalia Ginzburg rezensiert wurde. Ginzburg nennt ihn eine „glanzvolle Erzählung“ („luminoso racconto“) und bemerkt die Fähigkeit Puccis, „Licht auf ihre eigene Welt zu werfen, indem sie, noch vor menschlichen Gesichtern oder Situationen, einen bestimmten Punkt auf der Erde existieren lässt“ („[a] proiettare luce sul proprio mondo, nel far esistere, prima ancora che dei visi o delle situazioni umane, un punto preciso della terra“). 1983 erschien der zweite Roman „L’uva barbarossa“, das letzte Werk Puccis.
Beide Romane können als autobiografisch gelten: Der erste handelt von Puccis Kindheit in der Toskana und in Verona, der zweite widmet sich der in Bozen verbrachten Jugend. „L’uva barbarossa“ steht am Ende einer langen und reflektierten poetischen Suche der Autorin und stellt – so der Literaturkritiker und Historiker Carlo Romeo – einen der originellsten Versuche der literarischen Aufarbeitung der Kriegs- und Nachkriegsereignisse in Südtirol dar. Damit wirkte Puccis Jugend in Bozen in ihrem literarischen Schaffen nach.
In „L’uva barbarossa“ vermag es die Autorin, anhand der eigenen Erinnerung die Situation tausender italienischer Einwandererfamilien, die in der Zwischenkriegszeit nach Südtirol kamen, literarisch zu verarbeiten. Im Roman schildert Pucci bitterlich die erlebte Orientierungslosigkeit und Unsicherheit, welche die Versetzung des Vaters auslöste. Während sie Bozen in dem Roman in erster Linie als „Exil“ darstellt, fungieren die toskanischen Wurzeln als Gegengewicht.
Der Umzug nach Bozen und damit in die Fremde durchbricht und zerstört die Harmonie der Jugend und Kindheit. Es überwiegt dabei jedoch nicht eine Feindseligkeit gegenüber der Südtiroler Realität, sondern eine vielfach empfundene Fremdheit: Die „Südtiroler Welt“ scheint im autobiografischen Roman nur selten durch, ist weit weg und unnahbar. Die Stadt Bozen

stellt sie als fragmentiert dar: Sie ist gespalten in verschiedene Wohnviertel und Gruppen, die sich nach sozialer Lage und Herkunft unterscheiden. In ihrem Roman widmet sich Pucci weniger den Ereignissen als vielmehr ihren psychologischen Auswirkungen und der Erinnerung daran. Pucci drückt die Verwirrung, Unsicherheit und Orientierungslosigkeit im Roman auf besondere Weise sprachlich aus und verleiht damit der Erzählung eine eigene Intensität.
2021 wurde der Roman „L'uva barbarossa" in der Reihe des Alphabeta-Verlages, die sich den vergessenen Klassikern widmet, neu aufgelegt.

→ CANDIANI Laura, *Uno spaccato della storia italiana nei romanzi dimenticati di Romana Pucci*. IN: Vita-mine vaganti, Toponomastica femminile, online unter: https://vitaminevaganti.com/2020/05/16/uno-spaccato-della-storia-italiana-nei-romanzi-dimenticati-di-romana-pucci/, 13.01.2022;
→ PUCCI Romana, *L'uva barbarossa,* Meran/Merano, Alphabeta, 2021;
→ ROMEO Carlo, *Letteratura in lingua italiana in Alto Adige: una breve rassegna dal secondo dopoguerra ad oggi.* IN: Archivio per l'Alto Adige XCIX–C (2005–2006), 337–380, hier 341–343;
→ ROMEO Carlo, *Sogni persi nella città in guerra*. IN: Alto Adige, 02.04.2021, 10–11;
→ ROMEO Carlo, *Un limbo di frontiera. La produzione letteraria in lingua italiana in Alto Adige*, Bolzano, Provincia Autonoma di Bolzano-Alto Adige, Scuola e Cultura Italiana, 1998, 73–78.

Geboren: 17. Mai 1928, Graun

Verstorben: 13. Oktober 1995, Prad am Stilfserjoch

Schriftstellerin

Elsa, eigentlich Elisabeth, Patscheider wurde 1928 in Graun als jüngste Tochter des Lehrers Josef Patscheider und der Maria Magdalena Breitenberger geboren. Als ihr Vater 1928 im Zuge der faschistischen Italianisierungsmaßnahmen aus dem Schuldienst entlassen wurde, zog er mit einem Teil der Familie, darunter auch dem Wickelkind Elsa, nach Österreich. Mit 14 Jahren kehrte Elsa Patscheider nach Graun zurück und besuchte ab 1945 die Lehrer*innenbildungsanstalt in Meran.
Im Zuge der Seestauung wurde auch Patscheiders Heimathaus gesprengt. Im Sommer 1950 vermerkte die Schülerin Elsa in ihrem Tagebuch: „Wir sind nun in Obergraun, denn am 17. Juni haben wir unsere teure Heimat für immer verlassen müssen, es war traurig. Einige Tage nachher war es nur mehr ein Schutthaufen, bis letzte Woche sah man immer noch ein wenig die Spitzen der Bäume vom Garten, nun sieht man nichts als Wasser u. Wasser. Das ganze Dorf ist schon bald unter den Wellen begraben. Welch ein erschütternder Augenblick." Im Tagebuch findet sich im Juni 1950 auch das Gedicht „Heimat", das dem versunkenen Dorf gewidmet ist; die Nostalgie und Erinnerung an das verlorene Heimatdorf begleiteten Elsa Patscheider bis in ihr hohes Alter.
Nach dem Abschluss der Lehrer*innenausbildung und dem damit verbundenen Erwerb des „diploma magistrale" arbeitete Elsa Patscheider als Grundschullehrerin vorwiegend im Obervinschgau, zuletzt in Prad. Der Lehrberuf hatte in Patscheiders Familie – so schildert sie dies selbst – eine lange Tradition: Seit dem Ururgroßvater, der Ende 1700 als erster Volksschullehrer in Reschen unterrichtet habe, seien alle ihre Vorfahren Lehrer gewesen. 1968 heiratete Elsa Patscheider ihren Lehrerkollegen Adolf Bernhart. Zwei Jahre später zog sie nach Prad am Stilfserjoch, wo ihr Mann bereits seit einigen Jahren wohnte. Ein Jahr später kam ihr Sohn Anton zur Welt. Zeit ihres Lebens scheint das Schreiben für Elsa Patscheider nicht nur im Lehrberuf, sondern auch privat eine wichtige Rolle gespielt zu haben. Während ihrer Schulzeit in Meran führte sie regelmäßig Tagebuch, auch später noch notierte sie wichtige Ereignisse. Sie sammelte Gedichte, Sprüche und Zitate und schrieb selbst.
1988 ging Elsa Patscheider nach 36 Jahren als Lehrerin in Pension. Der neue Lebensabschnitt brachte auch Veränderungen in der „Schreibarbeit", die Patscheider zu veröffentlichen begann. In diese Zeit fiel die Mitarbeit Elsa Patscheiders an der Monatszeitschrift „Prodr Nochrichtn", für die sie die „Seite für die Frau" gestaltete. 1992 erschien der erste Band ihrer im Obervinschger Dialekt verfassten „Olt-Graunr Gschichtn", den sie – wie drei Jahre später auch den zweiten Band – „allen Graunern und dem Dorfe Alt-Graun, das es nur mehr in unserer Erinnerung gibt" widmete. Patscheider kam über ihren Sohn zum Schreiben. Als dieser noch ein Kind war, erzählte sie ihm oft Geschichten ihres Heimatdorfes Alt-Graun. Später, darauf wird im Vorwort des ersten Bandes hingewiesen, habe der Sohn die Mutter dazu ermutigt, die Erzählungen aufzuschreiben.

In den zwei Bänden brachte Elsa Patscheider als Pensionistin nicht nur ihre Erinnerungen an das versunkene Dorf zu Papier, sondern sammelte auch Fotos, Dokumente und Erinnerungen anderer ehemaliger Bewohner*innen Alt-Grauns. Das Buch ist eine Mischung aus Geschichten, Sagen, Bräuchen und Anekdoten. Elsa Patscheider verstand das Zusammentragen der Erinnerungen und historischen Dokumente als Möglichkeit, einen Teil der Heimat für künftige Generationen „lebendig zu erhalten“. Die Wahl der Mundart bzw. der „Sprache des Ortes“ ist für einen Prosatext relativ unüblich, die „Olt-Graunr Gschichten“ können als einzigartiges Beispiel für Mundartprosa gelten.
Elsa Patscheider zieht ihre Erzählung über die Seestauung bis hin zur Errichtung von Neu-Graun. Sie erzählt beispielsweise über den „plintn Päatr“, den „löschtn Graunr Kirchta“, über das gesellige Treiben beim „Winklr Brunn“ und hinterlässt damit ein Zeugnis der untergegangenen Obervinschgauer Lebenswelt.

→ Südtiroler Landesarchiv, Nachlass Elsa Patscheider;
→ PATSCHEIDER BERNHART Elsa, *Olt-Graunr Gschichtn. Prosatexte in Obervinschgauer Mundart*, Bd. 1, Bozen, Verlag Südtiroler Autoren, 1992;
→ PATSCHEIDER BERNHART Elsa, *Olt-Graunr Gschichtn. Prosatexte in Obervinschgauer Mundart*, Bd. 2, Bozen, Verlag Südtiroler Autoren, 1995;
→ RAFFEINER Herbert, *Erinnerungen an Elsa Patscheider-Bernhard.* IN: Dolomiten, 05.04.1996, Nr. 81, 14;
→ o. V., *Patscheider-Bernhart Elsa.* IN: Lexikon Literatur-Tirol, Forschungsinstitut Brenner-Archiv, Universität Innsbruck, online unter: https://literaturtirol.at/lexikon/580; 14.12.2021.

Literatur

Pazifica Lardschneider Glück

Geboren: 15. November 1930, Sëlva/Wolkenstein

Verstorben: 25. Dezember 2017, Sëlva/Wolkenstein

Schriftstellerin

Pazifica Glück wurde als zweites von sieben Kindern in Sëlva/Wolkenstein geboren. In der Schule, die sie großteils in italienischer Sprache besuchte, tat sie sich als talentiertes Kind hervor. Der Besuch einer Oberschule war jedoch aufgrund der fehlenden finanziellen Mittel der Familie nicht möglich. Während der Wintermonate, als Pazifica Glücks Hilfe am Familienhof nicht benötigt wurde, konnte sie in der Fachschule des Tales Schnitzen lernen. Für das Kunsthandwerk fehlte ihr jedoch die Motivation, ihre Leidenschaft galt der Sprache, einem Bereich, in dem sie von der Familie keine Förderung erfuhr.
Mit 18 Jahren ging Pazifica Glück für drei Monate nach Rom, wo sie als Dienstmädchen arbeitete. Zurück in Gröden erhielt sie eine Anstellung in einem ärztlichen Ambulatorium und wurde zum Anlaufpunkt vieler Mitbürger*innen in gesundheitlichen Fragen.
In den 1950er-Jahren begann Pazifica Glück mit dem Schreiben. Ihr erstes Gedicht entstand anlässlich der Hochzeit des Jugendgruppenleiters und fand Anklang im Ort, sodass bald immer mehr Mitbürger*innen Glück um Gedichte für verschiedenste Anlässe wie Geburtstage, kirchliche Feiertage oder Hochzeiten baten. 1959 heiratete Pazifica Glück. Der Ehe entstammten drei Kinder.
Mehrmals nahm Glück in den 1960er-Jahren mit verschiedenen Texten am „Concors per na pitla storia ladina“ („Wettbewerb für eine ladinische Kurzgeschichte“) der Sektion Bozen des ENAL (Ente nazionale per l’assistenza dei lavoratori) teil und konnte eine Reihe von guten Platzierungen erreichen. 1965 wurde ihr Text „Mi vedl patron“ („Mein alter Herr“) mit dem ersten Preis ausgezeichnet und erschien in der Zeitung „Nos Ladins“. Weitere ihrer Erzählungen und Gedichte wurden in der Folge in dem „Calënder de Gherdëina“ sowie der „Usc di Ladins“ veröffentlicht.
Die kreative Tätigkeit half Pazifica Glück im Umgang mit schwierigen Lebenslagen. In den 1970er-Jahren widmete sich Glück nach einer langwierigen Krankheit und einer Reihe von Krankenhausaufenthalten dem Theater. Sie schrieb drei eigene Theaterstücke auf Grödnerisch und übersetzt 30 weitere aus dem Deutschen und Italienischen in die ladinische Sprache.

→ BERNARDI Rut, *Die ersten ladinischen Prosatexte: Gelegenheitstexte oder „hohe“ Literatur? Eine Bestandsaufnahme am Beispiel repräsentativer Autoren.* IN: BUTCHER John [Hrsg.], Die ersten fünfzig Jahre der Südtiroler Literatur/I primi cinquant’anni di letteratura altoatesina. 1918–1968, Meran, Alphabeta, 2021, 71–92, hier 88–89;
→ BERNARDI Rut/VIDESOTT Paul, *Geschichte der ladinischen Literatur. Ein bio-bibliografisches Autorenkompendium von den Anfängen des ladinischen Schrifttums bis zum Literaturschaffen des frühen 21. Jahrhunderts*, Bozen, Bozen-Bolzano University Press, 2014, 666–671;
→ MUSSNER Marta, *Lardschneider Glück Pacifica dl Tina.* IN: SENONER Erica [Hrsg.], Eiles de Gherdëina. Stories de vita de ëiles de Gherdëina, Zacan y didancuei, Urtijëi, Typak, 2001, 100–103.

Frauenbiografien und Straßennamen

Geboren: 28. Jänner 1948, Meran

Verstorben: 6. April 1997, Bozen

„Suhrkamp“-Autorin, war als erste Schriftstellerin der Nachkriegszeit über die Grenzen des Landes hinaus bekannt

Anita Pichler wurde als erste Südtirolerin der Nachkriegszeit über die Grenzen des Landes hinaus wahrgenommen. Sie gilt als „Grande Dame“ der Südtiroler Literaturszene. In ihrem vielfältigen Werk distanziert sich die Autorin von alten Traditionen und überrascht immer wieder mit ihrer Rätselhaftigkeit und subversiven Kraft.
1948 wurde Anita Pichler in Meran geboren und wuchs in Schenna und Sulden auf. Von 1965 bis 1967 lebte sie in Triest, wo sie ihre Matura ablegte. Anschließend studierte sie in Venedig und für kurze Zeit in Prag moderne Sprachen, Literatur und Slawistik. Nach ihrem Studienabschluss 1974 versuchte sie sich in unterschiedlichen Tätigkeiten, so als Übersetzerin und Dolmetscherin sowie als Redakteurin für den venezianischen Verlag Marsilio. Während ihres mehrjährigen Aufenthaltes in Berlin mit Stipendium an der Humboldt-Universität arbeitete sie als Texterin beim Kinderfilm in Berlin-Babelsberg. Nach der Rückkehr nach Venedig Anfang der 1980er-Jahre kam zur Arbeit als Redakteurin bei Marsilio auch eine Beauftragung als Deutsch-Lektorin an der Universität der Stadt hinzu.
Hatte Anita Pichler schon seit Ende der 1960er-Jahre in verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften publiziert, gelang ihr 1986 die erste eigenständige Veröffentlichung bei Suhrkamp, einem der renommiertesten Verlage des deutschsprachigen Raumes: Mit dem Roman „Die Zaunreiterin“ erreichte Pichler eine große Literaturöffentlichkeit, mit diesem Roman nahm Anita Pichler auch am Bachmann-Preis in Klagenfurt teil.
Aufgrund ihres literarischen Durchbruchs gab Pichler ihre Arbeit als Universitätslektorin auf und lebte als freie Schriftstellerin zwischen Venedig, Wien, Berlin und Südtirol. 1988 erhielt die Schriftstellerin das Österreichische Staatsstipendium für Literatur, das es ihr ermöglichte, ihre zweite Erzählung abzuschließen: 1989 erschien, wiederum bei Suhrkamp, ihr zweiter Roman „Wie die Monate das Jahr“. Strukturell sind die beiden bei Suhrkamp erschienenen Erzählungen ähnlich. Die Hauptfigur ist jeweils eine Frau, deren Geschichte in der Gegenwart mit einem mythologisch-historischen Parallelgeschehen in Beziehung gesetzt wird. Die raumzeitlichen Grenzen, die traditionellen chronologischen Erzählmuster lösen sich auf, sie verwischen und fließen ineinander.
Von 1991 bis 1992 war Anita Pichler in Biel/Bienne in der Schweiz als Stadtschreiberin tätig. Im Sommer 1995 war sie Dorfschreiberin in Innervillgraten in Osttirol. Anfang der 1990er-Jahre begann sich Pichler mit der Sagenwelt der Dolomiten zu beschäftigen: 1992 erschien „Die Frauen aus Fanis“, eine literarische Verarbeitung der Sagenmotive. 1995 wurde das Buch „Beider Augen Blick“ veröffentlicht.
Als Anita Pichler schwer erkrankte, zog sie Anfang 1995 nach Bozen, wo sie zwei Jahre später starb. Ihr literarischer Nachlass wird in der Österreichischen Nationalbibliothek in Wien verwahrt.
Die Motive ihrer Erzählungen entlieh die Schriftstellerin meist der Geschichte, dem Mythos oder der Legende und holte sie auf vielschichtige Weise in die Gegenwart. Zu Pichlers Schlüsselthemen gehören das Fremdsein, der Aufbruch, die Reise, die Möglichkeit oder Unmöglichkeit von Begegnung. Ein Topos in Pichlers Texten ist auch die Suche, verstanden als existentielle Suche nach einem anderen Lebensraum, einem Platz zum Bleiben. Im Mittelpunkt ihrer Texte stehen vielfach Frauen und ihr Lebensweg.

Im „Schatten des Berges“ und „tief im Wortwerk hat Anita ihre Adresse“, schreibt der Lyriker und Autor Robert Schindel in einem Abschiedsgedicht. Er verweist damit auf Pichlers letzte Ruhestätte in Sulden sowie auf die literarischen Spuren, welche die Schriftstellerin mit ihrem vielfältigen Werk in der Südtiroler Literaturlandschaft und darüber hinaus hinterlassen hat.

→ BRUNNER Maria E., *Erinnern und Vergessen: Anita Pichlers Fragmente zur ladinischen Sagen-Überlieferung vom Reich der Fanis.* IN: Der Schlern 72/10 (1998), 579–590;
→ GRUBER Sabine/MUMELTER Renate [Hrsg.], *Es wird nie mehr Vogelbeersommer sein … In memoriam Anita Pichler (1948–1997)*, Bozen [u. a.], Folio, 1998;
→ GRÜNING Hans-Georg, *Die zeitgenössische Literatur Südtirols. Probleme, Profile, Texte*, Ancona, Nuove Ricerche, 1992, 117–120;
→ KIERDORF-TRAUT Georg, *Notizen zum Werk von Anita Pichler (1948–1977).* IN: Der Schlern 72/10 (1998), 591–594;
→ MOSER Anita, *„Man erzählt von Bildern von Frauen“.* IN: SCHREIBER Horst u. a. [Hrsg.], Frauen in Tirol. Pionierinnen in Politik, Wirtschaft, Literatur, Musik, Kunst und Wissenschaft, Innsbruck, Studienverlag, 2003, 93–97, hier 96;
→ MUMELTER Renate, *Anita Pichler.* IN: HINTNER Heidi u. a. [Hrsg.], Frauen der Grenze. 13 Frauenbiographien aus Nord- und Südtirol und dem Trentino/Donne di frontiera. 13 biografie di donne sudtirolesi, nordtirolesi e trentine, Bd. 1, Innsbruck, Studienverlag, 2009, 10–17;
→ SILLER Barbara, *Nahaufnahme Anita Pichler: „Ich wollte fahren, um nicht zu verliegen“.* IN: LiLit 4 (2014), online unter: https://literaturtirol.at/lilit/barbara-siller-nahaufnahme-anita-pichler-ich-wollte-fahren-um-nicht-zu-verliegen, 12.01.2022;
→ ZENLESER Lorenz/MUMELTER Renate/GRUBER Sabine, *Es wird nie mehr Vogelbeersommer sein. Anita Pichler (1948–1997, Schriftstellerin)/L'inizio è semplice: Raccontiamoci a vicenda. Anita Pichler (1948–1997, scrittrice),* Kurzfilm, 2021, online unter: https://vimeo.com/670740822;
→ o. V., *Pichler Anita.* IN: Lexikon LiteraturTirol, Forschungsinstitut Brenner-Archiv, Universität Innsbruck, online unter: https://literaturtirol.at/lexikon/612, 12.01.2022.

MUSIK



1 Natalia Pravosudovič



2 Johanna Blum



3 Lilo Martin

Geboren: 15. Dezember 1810, Klausen

Verstorben: 9. Oktober 1873,
Gries im Sellrain, Tirol

Pianistin, Klavierpädagogin

Caroline Perthaler erlangte als Klaviervirtuosin und Musikpädagogin eine weit über die Grenzen des Landes hinausreichende Berühmtheit. Die Ausnahmepianistin konzertierte in ihrer aktiven Zeit in den größten europäischen Musikzentren. Dabei spielte sie unter anderem für Goethe und damit in einem Haus, das als kulturelles und geistiges Zentrum der Zeit galt.
1810 wurde Caroline Perthaler in eine bildungsbürgerliche Familie in Klausen hineingeboren. Ihre Mutter war Bürgermeister- und Wirtstochter. Ihr Vater stammte ebenfalls aus einer Wirtsfamilie und arbeitete als Beamter. Die Eltern hielten sich wohl aufgrund des väterlichen Berufs nicht lange an einem Ort auf. Bereits mit vier Jahren begann die junge Caroline Klavier zu spielen. Vermutlich begleitete sie der Vater bei den ersten musikalischen Schritten. Eine außerfamiliäre Musikbildung in der Kindheit kann nur vermutet werden.
1822 begab sich Perthaler für eine formelle Ausbildung nach Wien und studierte für drei Jahre beim berühmten Beethoven-Schüler, Klavierpädagogen und Komponisten Carl Czerny.
Im Alter von 15 Jahren absolvierte die gebürtige Klausnerin ihren ersten öffentlichen Auftritt. Zwischen 1828 und 1829 folgte von Graz ausgehend eine mehrmonatige Konzertreise nach Prag, Dresden, Leipzig und in weitere deutsche Städte. Zuletzt trat Perthaler in Weimar und Wien auf. In Leipzig war Perthaler am 12. Oktober 1828 im Rahmen eines Abonnementkonzertes im Gewandhaus als Solistin des „Rondo brillant op. 11“ von Henri Herz zu hören. Zusätzlich zu diesem Konzert gab sie acht Tage später ein sogenanntes Extrakonzert, welches sie selbst organisierte und im Rahmen dessen die erst neunjährige Clara Wieck (später verheiratete Schumann) debütierte. Im Zuge der Konzertreise spielte Perthaler auch mehrmals vor Goethe, der sie lobend in seinem Tagebuch erwähnt: „Demoiselle Caroline Perthaler, sehr geschickte Pianistin, ließ sich bei mir hören.“
Überall zeigten sich die Rezensenten vom Talent der Pianistin beeindruckt. So schrieb die „Allgemeine musikalische Zeitung“ im November 1828: „Allgemeiner Beyfall konnte der schon sehr geübten, von der Natur mit trefflichem Kunstsinn ausgestatteten, hin und wieder zwar etwas jugendlich flüchtigen, aber immer geistvoll sich zeigenden Künstlerin nicht entgehen. Anlage und Fertigkeit gehören zu den sehr bedeutenden, und sie wird zuversichtlich höchst Ausgezeichnetes zu leisten im Stande seyn, wenn anhaltender Fleiss das unverkennbarste Talent, wie billig, fortwährend unterstützt.“ Das Erscheinen dieser Rezension in der genannten Zeitung kann als Zeichen der zunehmenden Prominenz der jungen Künstlerin gewertet werden. 1830, im darauffolgenden Jahr, war Perthaler in Italien und 1831 für Konzerte in München anzutreffen.
1831 ließ sich Caroline Perthaler in München nieder, wo sie fortan als Klavierlehrerin wirkte und ihre Konzerttätigkeiten fortführte. Sie war unter anderem Lehrerin des Komponisten Christian Wanner. 1834 trat sie eine neue Konzertreise an, welche sie in verschiedenste Städte der Habsburgermonarchie führte. Nach einem kurzen Aufenthalt in Griechenland kehrte Perthaler nach München zurück. Dort unterrichtete sie bis gegen Ende der 1860er-Jahre.
Ihren Lebensabend verbrachte die gebürtige Klausner Pianistin bei ihrem Bruder, der als Priester in Gries im Sellrain lebte und sich als Kirchenmusiker und Komponist betätigte. Caroline Perthaler fand auf dem Ortsfriedhof ihre letzte Ruhe. Ihr Grabstein ist heute nicht mehr erhalten, er wurde im Zuge einer Friedhofserweiterung in den 1960er-Jahren entfernt. Erhalten ist jedoch der musikalische Nachlass der Künstlerin, der im Stift Wilten in Innsbruck verwahrt wird. Höchstwahrscheinlich veranlasste der Bruder Perthalers die Archivierung des Nachlasses. Darin befinden sich unter anderem das Autograf der „Fantasie tragique“, welche 1829 von Anselm Hüttenbrenner verfasst wurde und Caroline Perthaler gewidmet war, sowie die Noten der Komposition „Variations sur un Theme favorit [sic] de l’opera Barbier de Seville de G. Rossini op. 2“, die höchstwahrscheinlich aus Perthalers Feder stammt.
Ende Oktober 1873 erschien in der in München verlegten „Allgemeinen Zeitung“ ein Caroline Perthaler gewidmeter Nachruf, der die Qualitäten der Künstlerin wie folgt erinnerte: „Man rühmte an ihrem Spiele die vollendete Technik und den überhaupt sehr geschmackvollen Vortrag.
Auch Kompositionen soll sie verfaßt haben, wovon jedoch keine im Druck erschien.“

→ HEROLD Anja/NUSSBAUMER Marlies, *Perthaler, Caroline, Karoline, Karolina, Charlotte (Josefa Ottilia).* IN: Europäische Instrumentalistinnen des 18. und 19. Jahrhunderts, Sophie Drinker Institut für musikwissenschaftliche Frauen- und Geschlechterforschung, online unter: https://www.sophie-drinker-institut.de/perthaler-caroline, 19.05.2022;
→ NUSSBAUMER Marlies, *Hände zum Malen schön. Die Klaviervirtuosin Caroline Perthaler 1810–1873*, Innsbruck, Eigenverlag, 2010;
→ o. V., *Leipzig (Fortsetzung).* IN: Allgemeine musikalische Zeitung, 26.11.1828, Nr. 48, 805–809;
→ o. V., *Caroline Perthaler.* IN: Neue Tiroler Stimmen, 26.10.1873, Nr. 247, 4.

Geboren: 14. August 1899, Vilnius, Russisches Reich/heute Litauen

Verstorben: 2. September 1988, Meran

Komponistin, Pianistin

Natalia Pravosudovič wurde 1899 als zweites von drei Kindern in Vilnius, das damals zum Russischen Reich gehörte, geboren. Der Vater arbeitete als Eisenbahningenieur. Die Mutter hatte am Konservatorium von St. Petersburg studiert, für die Familie jedoch auf eine Karriere verzichtet. Durch ihre Mutter kam Natalia bereits im Kindesalter in Kontakt mit der Musik: Von klein auf erhielt sie Klavierunterricht und folgte später dem Vorbild der Mutter. Von 1918 bis 1925 studierte sie Klavier und Komposition am Konservatorium von St. Petersburg. Bereits während ihrer Studienzeit entstanden mehrere Orchesterwerke, Kammermusikkompositionen sowie Kompositionen für Klavier. Da die Familie in der Sowjetunion zunehmend politisch verfolgt wurde, ging Pravosudovič 1928 nach Berlin, wo sie an der Preußischen Akademie der Künste ihr Kompositionsstudium fortsetzte. Dort gelang ihr die Aufnahme in die Meisterklasse Arnold Schönbergs. Obwohl Pravosudovič von einem der größten Avantgardisten ihrer Zeit unterrichtet wurde und als eine seiner berühmtesten Schülerinnen gilt, stand sie im Widerspruch zu ihrem Lehrmeister: Stilistisch blieb sie ein Leben lang weitgehend Anhängerin der russischen Spätromantik.
In Berlin konnte sich Pravosudovič als Komponistin durchsetzen: Ihre Werke wurden regelmäßig aufgeführt. Bereits ein Jahr nach ihrer Ankunft wurde sie in die „Internationale Gesellschaft der Neuen Musik“ aufgenommen. Trotz dieses Erfolges waren die Jahre in Berlin für Pravosudovič schwierig. Ihr Vater war bereits 1928 in Russland verhaftet und ein Jahr später in einem Arbeitslager erschossen worden, bald darauf starb auch die Mutter. Zu den persönlichen Schicksalen kamen finanzielle Sorgen, für die Sicherung des Lebensunterhaltes warf die musikalische Tätigkeit zu wenig ab. Pravosudovič war gezwungen, einer Reihe von Nebenerwerben nachzugehen. In dieser schwierigen Lebenslage verschlechterte sich auch ihr Gesundheitszustand.
1931 wurde Natalia Pravosudovič zur Erholung im „Russischen Haus“ der Stiftung Borodine in Meran aufgenommen. Die Einrichtung ermöglichte kranken und finanziell weniger wohlhabenden Russ*innen den Aufenthalt im Südtiroler Kurort. In dieser Zeit bot es zudem russischen Exilant*innen Zuflucht. Die Komponistin blieb nicht nur für einen kurzen Aufenthalt in Meran, sondern ließ sich in der Folge endgültig in der Passerstadt nieder.
Bereits kurz nach ihrer Ankunft in Meran setzte Pravosudovič ihre kompositorische Arbeit fort, dabei stand sie in regem Kontakt mit Arnold Schönberg, bei dem sie mit der Diplomarbeit, einem Konzert für Streichquartett und Kammerorchester, ihr Studium abschloss. Bis 1939 entstanden dank Unterstützung der russischen Stiftung unter anderem Lieder mit eigenen Texten, Kammermusik sowie mehrere Orchesterwerke, darunter beispielsweise 1933 das Intermezzo Nr. 1, op. 29, und 1935 ihre Symphonie Nr. 1 „Vita e Meditazione“, op. 35. 1939 komponierte Natalia Pravosudovič das als „Ostermusik“ für ein großes Orchester und einen gemischten Chor gedachte siebensätzige Werk „Passion und Auferstehung“ op. 34. Das Werk bildete einen ersten Abschluss ihres Œuvres, dem eine gut 15-jährige Schaffenspause folgte.
Erst 1956 widmete sich Natalia Pravosudovič wieder dem Komponieren und schrieb zunächst hauptsächlich Kammermusik und Orchesterwerke, die bald Aufmerksamkeit fanden. So interessierte sich auch der Dirigent des Meraner Kurorchesters Alberto Giacometti für Pravosudovičs Werke: Zwischen 1959 und 1967 brachte er mehrere Kompositionen in Meran und Umgebung zur Aufführung. Mit der Klaviersonate op. 13, welche als Abschlussarbeit für das Konservatorium in St. Petersburg entstanden war, gewann Pravosudovič 1962 den „Premio Helena Rubinstein“, einen internationalen Kompositionswettbewerb in Buenos Aires.
Auch im Alter komponierte Pravosudovič trotz zunehmenden Verlusts des Augenlichtes weiter. Erst ein Jahr vor ihrem Tod war die Komponistin gezwungen, ihre Arbeit ganz aufzugeben.
Natalia Pravosudovič verstarb 1988 in Meran. Dem musikalischen Werk von Pravosudovič kam in Südtirol zu Lebzeiten der Künstlerin wenig Aufmerksamkeit zu, worunter die Komponistin, die der Nachwelt rund 50 Musikkompositionen hinterließ, litt. 2003 befasste sich erstmals ein Sammelband eingehend mit dem Leben und Wirken Natalia Pravosudovičs und setzte damit einen ersten Schritt in Richtung einer Würdigung der Wahlmeraner Komponistin.

→ ABRAM Renate, *Meraner Symphonie. 150 Jahre Kurmusik*, Bozen, Athesia, 2009, 171;
→ DELLE CAVE Ferruccio, *Meraner Notenspuren. Musik und Gesellschaft in der Passerstadt*, Bozen, Edition Raetia, 2014, 144–147;
→ SCHÖNWEGER Astrid (hrsg. von Frauenmuseum Meran), *Meraner Geschichte_n. Eine Stadtführung mal ganz anders*, Meran, Alphabeta, 2017, 83;
→ WENZEL Silke, *Natalie Prawossudowitsch.* IN: Musik und Gender im Internet, Hochschule für Musik und Theater Hamburg, online unter: https://mugi.hfmt-hamburg.de/receive/mugi_person_00000646, 13.12.2021;
→ ZOEGGELER MARABINI Bianca, *Natalia Pravosudovič (1899–1988). Una compositrice russa a Merano/Eine russische Komponistin in Meran/A Russian Composer in Meran.* IN: Kunst Meran Merano Arte [Hrsg.], Menschen-Bilder/FigureUmane/HumanShapes 2017; Kataloge online unter: https://www.kunstmeranoarte.org/de/projekte/menschenbilder.html, 13.12.2021;
→ ZOEGGELER MARABINI Bianca/TALALAJ Michail (hrsg. von Kulturverein Rus'/Associazione Culturale Rus'), *Musik im Exil. Die Schönbergschülerin Natalia Prawossudowitsch/Musica in esilio. Natalia Pravosudovič, allieva di Schönberg*, Wien [u.a.], Folio, 2003.

Geboren: 31. Oktober 1908, München

Verstorben: 9. Februar 1986, Meran

Komponistin, Pianistin

Im November 2014 veranstaltete „Musik Meran“ unter dem Titel „Lilo Martin und Schloss Rubein“ ein Konzert im Stadttheater von Meran. Es war Lilo Martin und damit einer Komponistin und Pianistin gewidmet, die in den 1940er-Jahren in die Passerstadt gekommen war und ihren Wohnort, Schloss Rubein, zu einem Zentrum des Meraner Kulturlebens gemacht hatte.
Bereits in den 1990er-Jahren nahm Peter Paul Kainrath, Kulturmanager und künstlerischer Leiter des Ferruccio-Busoni-Klavierwettbewerbs, Lilo Martins Kompositionen in seine Sendungen im RAI-Sender Bozen, in Konzerte und Einspielungen auf.
Elisabeth, Lilo genannt, Martin wurde 1908 in München geboren und studierte an der „Akademie der Tonkunst“ bei Josef Pembaur Klavier sowie Dirigieren bei August Schmid-Lindner. Anschließend wurde sie Kompositionsschülerin in der Meisterklasse von Hans Pfitzner. 1920 war dem Komponisten und Dirigenten Pfitzner von der „Preußischen Akademie der Künste“ in Berlin die Leitung einer Meisterklasse für Komposition in der Nachfolge von Richard Strauss übertragen worden. Pfitzner übte großen Einfluss auf die weitere musikalische Karriere Martins aus, die als seine bedeutendste Schülerin gilt. Er war von ihrem Talent derart angetan, dass er sich mehrfach lobend über sie äußerte. In einem Brief an den namhaften deutschen Pianisten Walter Gieseking 1934 nennt er Martin „ein ganz großes Kompositionstalent“.
Martins Werke überzeugten eine Reihe von bedeutenden Interpret*innen und erklangen an verschiedensten Orten. So wurden ihre Lieder op. 3, die Martin 1936 Hans Pfitzner gewidmet hatte, unter der Leitung des Dirigenten Hermann Abendroth mit der Sängerin Tiana Lemnitz im Leipziger Gewandhaus uraufgeführt. Der Pianist Walter Gieseking widmete sich ihren Klavierwerken und brachte einige davon auf Vorschlag Hans Pfitzners zur Uraufführung.
Lilo Martin tat sich nicht nur als Komponistin, sondern auch als Pianistin hervor. Bereits mit 18 Jahren war sie mit Chopins 2. Klavierkonzert in e-Moll aufgetreten. Bekannt wurde sie in der Folge insbesondere durch ihre Beethoven-Interpretationen, für die mehrere Konzertberichte und Rezensionen vorliegen.
1935 heiratete Lilo Martin den Pianisten und Dirigenten Horand Roemer und zog mit ihm nach Stuttgart, wo sie ab 1937 als Korrepetitorin tätig war. In München und Stuttgart entstanden in den 1930er-Jahren die meisten der heute noch erhaltenen Kompositionen Lilo Martins. Gemeinsam mit ihrem Ehemann trat Martin auch als Pianistin in deutschen sowie österreichischen Konzertsälen auf.
Nach dem Tod ihres Ehemannes heiratete Martin 1943 den Meraner Künstler und Besitzer von Schloss Rubein Robert du Parc. Mit ihren zwei Töchtern zog sie in der Folge nach Meran, wo sie auf Schloss Rubein wohnte. Noch in den 1940er-Jahren konzertierte Martin mit dem Meraner Kurorchester. Mit dem definitiven Umzug nach Südtirol gab die Komponistin und Pianistin ihr aktives Musikleben fast zur Gänze auf. Sie widmete sich in Meran vor allem ihrer Familie und der Pflege des familieneigenen Schlosses Rubein, das zum Mittelpunkt des Meraner Kulturlebens wurde. Hier fanden sich nicht nur Musiker*innen, sondern auch Persönlichkeiten aus dem Bereich der bildenden Kunst und der Literaturszene ein. So waren beispielsweise die Komponisten Richard Strauss, Werner Egk und Josef Hauer sowie die Mitglieder des 1906 gegründeten Meraner Künstlerbundes Gäste des Schlosses. 1949 wurde auf Schloss Rubein unter anderem ein Erinnerungskonzert für Martins Lehrmeister Hans Pfitzner veranstaltet.
Zu Lilo Martins wichtigsten Kompositionen gehören die „Vier Phantasiestücke für Klavier“ op. 1 aus dem Jahr 1934 sowie die Sonate in a-Moll für Klavier op. 2, die ein Jahr später entstand. Zu Gedichten von Uhland, Goethe, Lenau und Eichendorff entstanden 1936 „Vier Lieder für eine Singstimme mit Begleitung eines kleinen Orchesters“ op. 3. Sie wurden 1995 bei einem Konzertabend der Meraner Musikwochen im Kurhaus aufgeführt.

→ DELLE CAVE Ferruccio, *Meraner Notenspuren. Musik und Gesellschaft in der Passerstadt*, Bozen, Edition Raetia, 2014, 136–139;
→ RECTANUS Hans, *Margrit Hügel, Maria Dombrowsky und Lilo Martin – Drei Komponistinnen in Hans Pfitzners Berliner und Münchner Meisterklassen.* IN: Studien zur Musikgeschichte. Festschrift für Ludwig Finscher, Kassel, Bärenreiter, 1995, 750–758.

Geboren: 1. Jänner 1920, Bozen

Verstorben: 8. November 2005,
Unterinn (Ritten)

Musikschul-Pionierin, Musikpädagogin

Als herausragende Persönlichkeit der Südtiroler Kulturlandschaft war Johanna Blum die treibende Kraft beim Aufbau der Musikschulen und engagierte sich besonders im Bereich des Chorgesangs, der in den Jahren von Faschismus und Krieg zurückgegangen war. Im Jahre 2000, fünf Jahre vor ihrem Tod, veröffentlichte Blum einen Rückblick auf ihr Leben. Als Titel wählte sie die ersten Zeilen eines Liedes: „Wer sich die Musik erkiest“. Dieses vertonte Lutherzitat verweist darauf, welch hohen Stellenwert Blum der Musik in ihrem Leben zusprach.
Johanna Blums musikalische Karriere begann 1930 mit dem Eintritt ins Bozner Musiklyzeum, das spätere Konservatorium. Bereits hier zeigte sich ihr musikalisches Talent: Im dritten Jahr durfte sie als eine der besten Schüler*innen an einer Romreise teilnehmen. Dabei waren unter anderem eine Papstaudienz und ein Empfang beim „Duce“ vorgesehen. Neben der Musik spielte in Blums Jugend auch der Sport eine wichtige Rolle. Sie widmete sich – trotz ihrer Gehbehinderung – intensiv dem Turmspringen und wurde 1937 „Campionessa italiana assoluta“, Italienmeisterin in der Senioren-Kategorie. In der Wahl zwischen Sport und Musik entschied sich Blum für Letzteres und setzte ihr Musikstudium in Graz fort. 1942 legte sie hier die Staatsprüfung im Hauptfach Orgel und Musikerziehung ab und lehrte im Anschluss am Konservatorium in Klagenfurt.
1944 erreichte Blum die Einladung, nach Südtirol zurückzukehren und in Brixen am Aufbau einer Musikschule mitzuwirken. Die unter Blums Leitung aufgebaute Schule musste trotz großen Zuspruchs im Juni 1945 wieder geschlossen werden. Die begeisterte Musikerin ließ sich davon jedoch nicht entmutigen. Sie gab weiter Klavier- und Kindersingkurse in Brixen. Gleichzeitig bot sie auch in Bozen Kindersingkurse an, die einen „unerwartete[n] Ansturm“ erfuhren und zur Gründung einer privaten Kindersingschule führten. Aus den verschiedenen Singklassen bildete Blum bald den „Bozner Kinderchor“.
In der Nachkriegszeit war die Musikpädagogin auch an der Gründung der „Arbeitsgemeinschaft zur Pflege des Volksliedes“ beteiligt und wirkte hier als Mitglied.
Unmittelbar nach Kriegsende begann Johanna Blum ein neues Studium: Da ihr österreichischer Titel nicht anerkannt wurde, schrieb sie sich am Konservatorium ein und belegte das Fach „musica corale“ und Sologesang. Sie legte die Lehrbefähigungsprüfung für Musikunterricht in höheren Schulen ab und arbeitete ab 1953 als Musiklehrerin an der Meraner Lehrer*innenbildungsanstalt und in der Bozner Kindergärtner*innenschule.
Nach sieben Jahren erfolgte ihre Berufung an das Bozner Konservatorium, eine große Auszeichnung, bedenkt man, dass es damals erst zwölf Konservatorien in ganz Italien gab. Auch außerhalb ihrer Lehrtätigkeit formte Johanna Blum die Südtiroler Musiklandschaft maßgeblich mit: 1963 übernahm sie als „Chormitglied der ersten Stunde“ die Leitung des Kammerchors Leonhard Lechner. Unter ihrer bis 1971 andauernden Leitung ersang sich der Chor bei internationalen Wettbewerben zwei erste Preise. Ab den 1950er-Jahren war Blum auch Referentin der Musiklehrgänge des Südtiroler Kulturinstitutes. Dieses übertrug ihr 1960 weiters die Kursleitung der Sommerwochen auf der Fürstenburg in Burgeis.
Wenig später erhielt Johanna Blum den Auftrag zur Planung und zum Aufbau von Musikschulen in Südtirol, ein Vorhaben, für das sie sich starkgemacht hatte. Für Blum ging es nicht darum, „Musikschulen aus den Nachbarländern einfach zu kopieren“, ihr Ziel war es vielmehr, die musikalische Bildung „der Musiktradition und der Eigenart unserer Leute anzupassen“. Dafür war Johanna Blum mit großem Einsatz unterwegs: Sie knüpfte Kontakte im In- und Ausland, holte Rat von Expert*innen ein und entwarf Aufbau- und Lehrpläne für die erste Südtiroler Musikschule. 1961 konnte diese in Bruneck eröffnet werden. Der Andrang war groß und übertraf die Erwartungen Johanna Blums.
Bruneck war der Grundstein. Von dieser Erfahrung ausgehend entstanden in den folgenden Jahren in zahlreichen Ortschaften des Landes „Musikkurse“, wie die ersten Musikschulen genannt wurden. Als pädagogische und künstlerische Leiterin stattete Johanna Blum Inspektionen ab, sie traf Entscheidungen über die Lehrer*innenwahl, die Planung von Fortbildungskursen, sie beriet talentierte Schüler*innen, verfasste Berichte und pflegte Kontakte mit ähnlichen Institutionen im Ausland.
1963 erhielt Johanna Blum für das „Verdienst um die Musikbildung der Jugend“ das Goldene Verdienstkreuz des Verbandes der Südtiroler Musikkapellen. 1973 wurde ihr der Walther-von-der-Vogelweide-Preis für den „entscheidenden Beitrag zum Aufbau und zur Festigung des musikalischen Lebens in Südtirol“ überreicht. Weitere Auszeichnungen folgten.
1977 zog sich Blum aus dem Südtiroler Kulturinstitut zurück, lehrte jedoch weiter am Konservatorium, wo sie im Direktionsrat als Vizedirektorin und zwischen 1980 und 1981 als Direktorin wirkte.
Zeit ihres Lebens war Johanna Blum für die Sache Musik und Musikbildung unterwegs, nicht nur in Südtirol. Sie nahm an Seminaren, Tagungen und Musikwochen im In- und Ausland teil. So trat sie unter anderem 1966 als Vortragende an der University of Michigan auf und nahm am „International Society of Music“-Weltkongress teil.
Im Rahmen ihrer mehrfachen Teilnahme an diesen Kongressen wirkte sie an der Gründung einer internationalen Arbeitsgemeinschaft für Musikpädagogik mit. Die erste Tagung der „ArGe Süd“ (Internationale Arbeitsgemeinschaft Musikpädagogik für die deutschsprachigen Länder) fand 1982 in Klobenstein am Ritten statt. 1985 ging Johanna Blum, die „Mutter der Südtiroler Musikschulen“, in den Ruhestand.
„Mein treuester Begleiter aber war und bleibt die Musik. Sie, die Musik, ist ein kostbares Geschenk, eine Bereicherung, die auch das Alter licht und schön zu machen vermag“, schreibt Johanna Blum auf den letzten Seiten ihrer Autobiografie.

→ BLUM Johanna, *Die Kantorei „Leonhard Lechner“.* IN: Der Schlern 41/4–5 (1967), 220–222;
→ BLUM Johanna, *Wer sich die Musik erkiest. Ein Lebensbild*, Bozen, Athesia, 2000;
→ SCHRÖDER Nina, *Kultur als Zerreißprobe. Zwischen offizieller Landeskultur und alternativer Subkultur.* IN: SOLDERER Gottfried [Hrsg.], Das 20. Jahrhundert in Südtirol. Autonomie und Aufbruch, Bd. IV: 1960–1979, Bozen, Edition Raetia, 2002, 174–205, hier 187–188;
→ SPITALER Ulrike, *Johanna Blum.* IN: HINTNER Heidi u. a. [Hrsg.], Frauen der Grenze. 13 Frauenbiographien aus Nord- und Südtirol und dem Trentino/Donne di frontiera. 13 biografie di donne sudtirolesi, nordtirolesi e trentine, Bd. 1, Innsbruck, Studienverlag, 2009, 110–119;
→ STAFFLER Gerd, *Sport im Dienst der Ideologie.* IN: SOLDERER Gottfried [Hrsg.], Das 20. Jahrhundert in Südtirol. Faschistenbeil und Hakenkreuz, Bd. II: 1920–1939, Bozen, Edition Raetia, 2000, 194–213, hier 206–207;
→ o. V., *Abschiedsfeier für verdienstvolle Musikpädagogin. 33 Rosen für Prof. Johanna Blum.* IN: Dolomiten, 23.02.1994, Nr. 44, 3;
→ o. V., *Ehrung für Prof. Johanna Blum. Nach Niederlegung der Leitung des L.-Lechner-Chores Ehrenmitgliedschaft und Lassus-Medaille – Neuer Leiter: Prof. Seebacher.* IN: Dolomiten, 21.10.1971, Nr. 241, 10;
→ o. V., *Engagement, Größe und Charme. Drei Südtiroler Persönlichkeiten setzen Tradition von Ehrenzeichen fort.* IN: Dolomiten, 21.02.1998, Nr. 42, 13;
→ o. V., *Institut für Musikerziehung. Leistungen, Inhalte und Ziele/Gespräch mit Prof. Johanna Blum.* IN: Dolomiten, 22.07.1989, Nr. 167, 27;
→ o. V., *Lebenswerk im Dienst der Musik. „Walter-von-der-Vogelweide-Preis“ gestern an Prof. Johanna Blum überreicht.* IN: Dolomiten, 26.03.1973, Nr. 70, 7;
→ o. V., *Seit Jahrzehnten mit Konservatorium verbunden. Prof. Johanna Blum von Kollegen und Schülern zur Pensionierung mit Feier verabschiedet.* IN: Dolomiten, 09.05.1986, Nr. 105, 6.

Veronika Felder

Geboren: 21. April 1950

Verstorben: 22. April 1973, Sterzing

Kulturschaffende, Liedersammlerin

Die 1970er Jahre waren in der Südtiroler Kulturlandschaft eine Zeit des Aufbruchs und der Mobilmachung gegen den offiziellen Leitkurs des Landes, der Kultur als Heimat- und „Volkstums“-Pflege oder gar „Volkstumskampf“ definierte und auf eine strikte Sprachgruppentrennung setzte. Gegen diese Haltung wandte sich eine Reihe junger Kulturschaffender, die sich in Lebensformen und -idealen an die 68er-Bewegung anlehnten. Ihre Tätigkeiten wurden von den offiziellen Kulturinstitutionen mit Argwohn betrachtet. In diesem Kontext steht die Lebensgeschichte von Veronika Felder, die im Folgenden anhand der Erinnerungen von Familie und Freund*innen nachgezeichnet wird. Sie erzählt vom Wunsch nach kulturellem Aufbruch und Überwindung der „ethnischen“ Grenzen.
Als „Kind der 68er“ fiel Veronika Felder bereits mit ihrem äußeren Auftreten auf: Sie trug – zum Entsetzen vieler im Heimatdorf Olang – Hose und Minirock. Ihr Freundeskreis setzte sich sowohl aus deutsch- als auch italienischsprachigen Südtiroler*innen zusammen; auch dies stand im Gegensatz zu den „Konventionen“ der Zeit. Aus dem Bedürfnis heraus, einen Begegnungsraum für Jugendliche aller Sprachgruppen zu schaffen, entstand die „Bert-Brecht-Gruppe“, deren Mitglied Felder war. Ihren ersten Sitz hatte die Gruppe in Bruneck, später zog sie nach Brixen um. Die Kulturgruppe entwickelte sich bald zu einem kreativen Ort, in dem Fragen des überethnischen Zusammenlebens diskutiert und musikalisch, poetisch sowie theatralisch verarbeitet wurden. 1968 fand im Saal der Brixner Volksbank unter dem Titel „Freedom“ die erste öffentliche Kulturveranstaltung der „Bert-Brecht-Gruppe“ statt. Der englische Titel – so ein ehemaliges Mitglied – sollte bewusst eine sprachliche Verortung vermeiden. In der Darbietung, welche Gedichtrezitationen und musikalische Einlagen umfasste, wurde auf Zweisprachigkeit bzw. die Verständlichkeit für ein italienisch- sowie deutschsprachiges Publikum geachtet. Die jugendlichen Künstler*innen, darunter auch Veronika Felder, empfanden ihre Veranstaltung als eine kleine Südtiroler „Revolution“. Aufführungen dieser Art bot die Gruppe in der ganzen Provinz dar.
Auf der Suche nach musikalisch verbindenden und sprachgruppenübergreifenden Elementen wandte sich die „Brecht-Gruppe“ den Volksliedern zu. Was die Gruppe dabei unter „Volkslied“ verstand, kommt in einem 1975 erschienenen Mitteilungsblatt des „Kulturzentrums“, das als Verein Ausdruck der Südtiroler Subkultur war, zum Ausdruck. Hier schreibt Irmtraud Mair, die zum engen Freundeskreis von Felder gehörte: „Ein sehr wichtiges Kriterium bei der Sammlung von Volksliedern ist die Unterscheidung von autonomen Volksliedern und Liedern mit subalternem Charakter. Die letzteren sind solche, die die ‚Obrigkeit‘ im Munde des Volkes gerne hört […]. Im autonomen Volkslied hingegen stülpt der Sänger nicht sein Innenleben zur Belustigung des fremden Publikums nach außen.“
In dieser Vorstellung von „authentischen“ Volksliedern zeigt sich die Suche nach einer Subkultur der Vergangenheit, nach der Sichtbarmachung einer unterdrückten und der Obrigkeit oft nicht

genehmen Musiklandschaft. Die Volksmusik wurde nicht als Belustigung, sondern als eine im Leben verankerte Wiedergabe von Emotionen verstanden.
Bei der Suche nach Volksliedern nahm Veronika Felder eine führende Rolle ein. Sie zog, vielfach begleitet von Freund*innen und Mitstreiter*innen, von Bauernhof zu Bauernhof und bat die Menschen, für sie zu singen und zu musizieren.
In einem 1978 in der feministischen Zeitschrift „Noi Donne“ erschienenen Erinnerungstext schreibt Irmtraud Mair in Bezug auf das Liedersammeln: „Aveva cominciato Veronika.“
Das gesammelte Liedgut wurde nicht nur transkribiert und verwahrt, sondern der Bevölkerung „zurückgegeben“: In einer Veranstaltungsreihe mit dem Titel „Folkssong“ präsentierte die „Brecht-Gruppe“ verschiedenste Volkslieder, darunter auch das selbst gesammelte Liedergut. Musik verband in der „Bert-Brecht-Gruppe“ nicht nur die drei Sprachgruppen; über diese wurde auch eine Brücke zu in Südtirol wohnhaften und von Diskriminierung und Ausgrenzung betroffenen Sinti-Familien geschlagen. Die „Brecht-Gruppe“ trat bei verschiedensten Gelegenheiten gemeinsam mit Sinti-Musiker*innen auf und präsentierte ihre Musikstücke. Über diese Zusammenarbeit hinaus entwickelten sich Freundschaften.
Veronika Felder, die als Lehrerin arbeitete, weitete auf der Basis dieser Freundschaft ihre Unterrichtstätigkeit in ein freiwilliges Engagement aus: Nachmittags unterrichtete sie Sinti-Kinder in Bozen und Brixen. Ihre kleine Schwester beauftragte sie, alles zu sammeln, was andere Kinder in der Schule nicht mehr benötigten. So kamen Farbstiftstümpfe, Bleistifte und leere Blätter für den freiwilligen Nachmittagsunterricht der Sinti-Kinder zusammen. Für das ländliche Südtirol, so erinnert sich ihr Bruder, war die Freundschaft mit den diskriminierten und marginalisierten Sinti-Familien abseits jeglicher Vorstellung.
Im engeren Sinn war Veronika Felder nie politisch aktiv. Zwar half sie als Mitglied der Gewerkschaft bei der Organisation von Kundgebungen und Veranstaltungen, gehörte jedoch keiner Partei an. Über ihre Musik ordnete sie sich dem linken Spektrum der 68er zu, die Leitmotive der Gruppe waren soziale Gerechtigkeit und Antimilitarismus.
Am 22. April 1973 starb Veronika Felder im Alter von 23 Jahren bei einem Verkehrsunfall in Sterzing. Zuvor hatten sie Drohbriefe der „Giustizieri d’Italia“, einer neofaschistischen Organisation, erreicht. Der letzte davon hatte ihr den Todeszeitpunkt vorhergesagt und ihr nahegelegt, auf den Verkehr zu achten. Bei der Beerdigung in Olang verabschiedeten sich auch die Sinti-Musiker*innen von ihrer Freundin und spielten für sie ihr Lieblingslied am Grab.
Veronika Felders Engagement birgt die Suche nach Formen des „überethnischen“ Zusammenlebens und der kulturellen Öffnung des Landes in sich. Entgegen den politisch vorgegebenen ethnischen Trennungsstrategien versuchte sie mit ihren Mitstreiter*innen, eine Lebenswelt zu schaffen, in der zwei- und dreisprachige Identitäten möglich waren und diskriminierte Gruppen ihren Platz fanden. Dem Trennenden stellte sie das Verbindende, vor allem die Musik, gegenüber.

→ Interview mit Kunigunde und Gabriel Felder, 03.02.2022, Bruneck;
→ Interview mit Bruno Trenta, 23.03.2022, Bruneck;
→ BARBIERO Grazia, *Scenari in movimento. Gli anni settanta e ottanta in Alto Adige/Südtirol*, Bolzano, Edition Raetia, 2021, 34–35;
→ MAIR Irmtraud, “Aveva cominciato Veronika”. IN: Noi donne 36 (1979), 38;
→ SCHRÖDER Nina, *Kultur als Zerreißprobe. Zwischen offizieller Landeskultur und alternativer Subkultur*. IN: SOLDERER Gottfried [Hrsg.], Das 20. Jahrhundert in Südtirol. Autonomie und Aufbruch, Bd. IV: 1960–1979, Bozen, Edition Raetia, 2002, hier 175–179 sowie 199–201.

KULTURARBEIT



1 Tresl (Theresia) Gruber



2 Elisabeth Baumgartner



3 Evelyn Ortner



4 Emma und Therese Wassermann

Emma und Therese Wassermann

Emma Wassermann

Geboren: 11. Mai 1891, Niederdorf

Verstorben: 25. November 1977, Brixen

Therese Wassermann

Geboren: 23. Juli 1892, Niederdorf

Verstorben: 8. März 1976, Niederdorf

Ein Teil der alten Pustertaler Straße, die durch Niederdorf führt, trägt heute den Namen von Hans Wassermann. Sie ist dem Zuckerbäcker und „Hofkonditor der Frau Emma“ gewidmet. Über seinen Beruf als Konditor hinaus begründete Wassermann jene volkskundliche Sammlung, die heute die Grundlage des „Fremdenverkehrsmuseums Hochpustertal“ bildet.
Hans Wassermann agierte aber nicht allein: Die „Kulturarbeit“ war ein mit seinen beiden Töchtern Emma und Therese gemeinsam getragenes Projekt. Der Niederdorfer Straßenname verweist nicht nur auf die Vernachlässigung der Frauen zugunsten eines männlichen Familienangehörigen, in diesem Fall der Töchter zugunsten des Vaters, sondern birgt auch die Frage nach der NS-Belastung des Namensgebers. Hans Wassermann sympathisierte stark mit den politischen Positionen Georg von Schönerers, die von eindeutiger Radikalität sind. So forderte Schönerer, der als ein Vorbild des jungen Hitler gilt, die Vereinigung aller „deutschen Stämme“ in einem Alldeutschland und vertrat einen extremen Rassenantisemitismus. Johann Wassermann brachte die deutschnationalen Ideen auch in der Öffentlichkeit zum Ausdruck und mischte in der Politik des Dorfes mit. Die politische Gesinnung der Töchter Emma und Therese stand hingegen im krassen Gegensatz zum Vater.
Im Mai 1891 wurde Emma Wassermann als Tochter von Johann und Therese Sinner geboren. Kaum ein Jahr später, im Juli 1892, kam ihre Schwester Therese zur Welt. Der Vater erwarb bald darauf den „Kurz-Prunnerschen Ansitz“ an der Pustertaler Straße, der über 300 Jahre lang im Besitz der Zöllnerfamilie gewesen war. Der Umzug der Familie in das prestigeträchtige Haus ist sichtbares Zeichen des bürgerlichen Aufstieges des Zuckerbäckers Hans Wassermann.
Fortan war das Haus nicht nur Wohnort der Familie, sondern beherbergte auch die Konditorei sowie einen Gastbetrieb. Für die Kinder Emma und Therese bedeutete die bürgerliche (Selbst-) Wahrnehmung der Familie im Dorf eine Außenseiterinnenrolle. Anstatt des Austausches mit den Dorfkindern kamen Emma und Therese Wassermann vor allem mit den Gästen des Hauses in Kontakt.
Emma und Therese besuchten nach Abschluss der Volksschule in Niederdorf für mindestens ein Schuljahr eine private Mädchenschule in Riva. Anschließend absolvierten sie die Bürgerschule in Bruneck. Damit endete ihre offizielle Schulbildung. Die Arbeitskraft der beiden Mädchen wurde dringend im Familienbetrieb in Niederdorf benötigt. Bereits von Kindesbeinen an hatten die beiden Schwestern jedoch damit begonnen, sich als Autodidaktinnen vor allem durch eine intensive eigenständige Lektüre weiterzubilden. Gemeinsam mit ihrem Vater widmeten sich Emma und Therese Wassermann neben der Arbeit im Gastbetrieb dem Sammeln und der Suche nach Quellen, Objekten und Überresten zur Landeskunde des Hochpustertales. In einem Text aus den 1970er-Jahren erinnert sich Emma Wassermann an den Beginn der Sammlung: Die Recherche des Vaters zur Geschichte des neu erworbenen Hauses habe den Anstoß für ein weiteres lokalhistorisches Interesse gegeben. Das Sammelinteresse war dabei breit gefächert und galt den alten römischen Tonscherben ebenso wie den kleinen Sterbebildern oder mittelalterlichen Büchern. Unter großen finanziellen Opfern wurde die Sammlung ständig erweitert.
1925 versuchte die Familie Wassermann eine geschäftliche Expansion. Die Schwestern, allen voran Emma, wünschten sich eine Existenz außerhalb des Dorfes und kauften eine Pension in Arco am Gardasee. Das Unternehmen scheiterte jedoch nach wenigen Jahren: 1933 kehrte die ältere Tochter nach Niederdorf zurück und half dem Vater weiter bei der Führung des Cafés, welches nach seinem Tod 1939 von Pächter*innen übernommen wurde.
Dem Aufstieg des Nationalsozialismus standen die beiden Frauen anfangs nicht ganz ablehnend gegenüber, die Sympathien wichen jedoch bald. Über umfassende Informationsquellen aus dem In- und Ausland machten sich die Schwestern ein differenziertes Bild von der politischen Lage. Dabei blieb ihnen der Gewaltcharakter des Regimes nicht verborgen. Auf der lokalen Ebene lehnten die Schwestern die Annexion und Italianisierungspolitik ab, hatten jedoch auf einer zwischenmenschlichen Ebene keine Berührungsängste mit Italiener*innen. Bereits im Oktober 1939 optierten Therese und Emma Wassermann als erste Niederdorfer*innen für die Beibehaltung der italienischen Staatsangehörigkeit. Auszüge aus dem Tagebuch von Therese Wassermann zeigen im Herbst und Winter 1939 die zunehmende Skepsis, mit der die beiden Schwestern die „Option“ der Bevölkerung für das Deutsche Reich wahrnahmen.
Die Nachkriegszeit war für die Schwestern von einer zunehmenden und durchaus nicht fremdverschuldeten Verarmung geprägt, die vielen Interessent*innen die Möglichkeit bot, einzelne Stücke aus der Familiensammlung herauszubrechen. Damit wurde nicht nur das ursprüngliche Konzept, sondern auch eine der größten volkskundlichen Sammlungen Südtirols zerstört.
Wie schwer es den Schwestern fiel, die in langjähriger Arbeit zusammengetragenen Stücke zu veräußern, kommt in den unzähligen Briefen zum Ausdruck, die Emma Wassermann in ihrer finanziellen Not verfasste. Sie fühlte sich durch die unter Schulden erzwungenen Verkäufe um ihre Sammlungsstücke betrogen und erpresst. Die fehlende öffentliche Unterstützung im Anliegen, die Sammlung als Einheit zu erhalten, schrieb Emma Wassermann wiederholt dem unpopu-

lären Optionsentscheid für Italien zu: Die aktuelle Politik, so Wassermann, versage ihr und ihrer Schwester als ehemaligen Dableiberinnen Hilfe oder sabotiere sie absichtlich. Emma Wassermann versuchte in einer finanziell ausweglosen Lage über einen verbissenen Kampf, das familiäre Lebenswerk zu erhalten. Die Bedeutung der Sammlung mit ihrem Konzept und ihrem Stellenwert als dorfmonografisches Museum wurde jedoch von offizieller Seite nicht erkannt. 1976 verstarb Therese Wassermann, ein Jahr später folgte ihr ihre Schwester Emma.
Das „Haus Wassermann“ stand nach dem Tod der Schwestern leer. 1988/89 wurde es von der Gemeinde Niederdorf erworben. Die trotz der großen Verluste heute noch erhaltenen Restbestände der „Sammlung Wassermann“ sind immer noch sehr umfangreich: Sie bilden den Kern des Fremdenverkehrsmuseums und zeugen von den unermüdlichen Anstrengungen, Kulturgut zu bewahren, um damit, so schreibt der Historiker Hans Heiss, „das Bild eines Ortes und einer Talschaft zwischen verschiedenen Kulturen und Nationalitäten zu zeichnen“.

→ Südtiroler Landesarchiv, Familienarchiv und Sammlung Wassermann;
→ Taufbuch Niederdorf, 1877–1900, fol. 83 sowie fol. 93;
→ ALBER Birgit u. a., *„So wird es jedem gehen, sobald es ernst wird“. Aus dem Tagebuch der Therese Wassermann. Niederdorf, Herbst 1939*. IN: Sturzflüge, 01.12.1989, 4–29;
→ HEISS Hans, *„Haus Wassermann“ in Niederdorf. Skizze eines Verfalles*. IN: Landesdenkmalamt Bozen/Sopraintendenza Provinciale ai Beni Culturali di Bolzano-Bozen [Hrsg.], Denkmalpflege in Südtirol 1986/Tutela dei beni culturali in Alto Adige 1986, Bozen, Athesia, 1988, 295–298;
→ KIERDORF-TRAUT Georg, *Café „Demel“ in Niederdorf*. IN: Der Schlern 67/3 (1993), 230–232;
→ SCHRÖDER Nina, *„Aura des Monarchen“. In dem 1250-Seelendorf Niederdorf entsteht das erste Tourismusmuseum Tirols*. IN: Südtirol Profil, 05.09.1994, 2/36, 38–39;
→ o. V., *Niederdorf soll attraktiver werden. Das Wassermann-Haus wird saniert – Fremdenverkehrsmuseum zur 1000-Jahr-Feier.* IN: Dolomiten, 14.12.1990, Nr. 288, 14;
→ o. V., *Tourismus gestern und heute. Niederdorf: Erstes Fremdenverkehrsmuseum des Landes feierlich eröffnet.* IN: Dolomiten, 13.09.1994, Nr. 211, 24.

Geboren: 7. März 1873, Innsbruck

Verstorben: 16. September 1955, Innsbruck

Erste Studentin und Studienabgängerin der Universität Innsbruck

Die 1669 gegründete Universität Innsbruck stellte lange Zeit die einzige universitäre Bildungsstätte des Kronlandes Tirol dar. 200 Jahre standen ihre Tore jedoch nur männlichen Studenten offen. Frauen war es – wie im Rest der Monarchie – bis um die Wende des 20. Jahrhunderts untersagt, sich als ordentliche Hörerinnen zu inskribieren. Ein „weiblicher Ansturm“ auf die Universität blieb jedoch auch nach der Eröffnung des „Frauenstudiums“ aus. Es fehlte im Kronland an Mädchenschulen, an denen die Schülerinnen die Matura als Voraussetzung für ein Studium hätten ablegen können.
Die damit zusammenhängenden Schwierigkeiten zeigen sich auch im Lebenslauf Adelheid Schnellers, der ersten weiblichen Studentin und Studienabgängerin der Universität Innsbruck und damit des Kronlandes Tirol. Adelheid Schneller erwarb einen Maturaabschluss an der Lehrer*innenbildungsanstalt von Innsbruck, dieser berechtigte jedoch nicht zum Weiterstudium. Schneller musste die Reifeprüfung als Privatistin an einem Knabengymnasium ablegen.
1902 und damit noch im selben Jahr inskribierte sich Schneller in das Fach Geschichte: Sie war damit die erste Frau, die an der Universität Innsbruck studierte.
Schneller stammte aus einer bildungsaffinen und gut situierten Familie. Der Vater Christian Schneller war Landesschulinspektor, Sprachforscher und Dichter und hatte ein Ehrendoktorat der Universität Innsbruck erhalten. Es kann angenommen werden, dass die Tochter Adelheid in der Familie zum Universitätsstudium ermutigt und gefördert wurde. Schnellers Inskription erregte in der Öffentlichkeit und Presse großes Aufsehen, in lokalen, regionalen und nationalen österreichischen Medien wurde darüber berichtet.
Adelheid Schneller war nicht nur die erste ordentliche Hörerin der Universität Innsbruck, sondern auch die erste Studienabgängerin: 1907 promovierte sie mit einer Arbeit über den Brüssler Frieden von 1516. 1910 erschien die Dissertation in Buchform. Der Abschluss war keine Selbstverständlichkeit, war die Zahl der weiblichen Studienabbrecherinnen doch hoch. Studentinnen gerieten nicht nur in Konflikt mit den gesellschaftlichen Geschlechterrollen, sondern sahen sich auch mit schlechten Berufsaussichten und finanziellen Problemen konfrontiert. Der Öffnung der Universitäten folgte keine Inklusion der Frauen in den Wissenschaftsbetrieb. Auch Adelheid Schneller trat nach ihrem Abschluss bezeichnenderweise nicht als Historikerin, sondern lediglich mit schriftstellerischen Werken in Erscheinung. Ihre weitere akademische Tätigkeit beschränkte sich darauf, für einen erblindeten Professor Exzerpte anzufertigen.
Als Frau blieb Schneller eine akademische Karriere verwehrt, obwohl – so schreiben 1907 die „Innsbrucker Nachrichten“ – ihr „akademischer Grad“ und „ihr Talent“ sie zu einer „Lehr- oder anderen wissenschaftlichen Tätigkeit“ befähigt hätte.

→ AICHNER Christof, *Die Verbindung von Lehre und Forschung – auf dem Weg zur modernen Universität im 19. Jahrhundert.* IN: FRIEDRICH Margret/RUPNOW Dirk [Hrsg.], Geschichte der Universität Innsbruck 1669–2019. Bd. I: Phase der Universitätsgeschichte, Teilband 1: Von der Gründung bis zum Ende des Ersten Weltkrieges, Innsbruck, innsbruck university press, 2019, 295–470, hier 448–451;
→ FRIEDRICH Margret, *Assistentin, ja – Dozentin, nein? Der lange Weg zu Habilitation und Berufung von Wissenschaftlerinnen an der Universität Innsbruck.* IN: FRIEDRICH Margret/RUPNOW Dirk [Hrsg.], Geschichte der Universität Innsbruck 1699–2019. Bd. II: Aspekte der Universitätsgeschichte, Innsbruck, innsbruck university press, 2019, 135–176;
→ KÖFLER Gertl/FORCHER Michael, *Die Frau in der Geschichte Tirols*, Innsbruck, Haymon, 1986, 114–122;
→ SOLDERER Gottfried [Hrsg.], *Das 20. Jahrhundert in Südtirol. Abschied vom Vaterland*, Bd. I: 1900 – 1919, Bozen, Edition Raetia, 1999, 194;
→ o. V., *Eigenberichte.* IN: Der Tiroler, 07.12.1907, Nr. 147, 3;
→ o. V., *Innsbrucks erste Doktorin.* IN: Innsbrucker Nachrichten, 10.12.1907, Nr. 284, 7.

Geboren: 4. Juli 1897, Urtijëi/St. Ulrich

Verstorben: 13. Jänner 1978, Brixen

Künstlerin,
Förderin der ladinischen Kultur

Theresia Gruber, auch Tresl genannt, zeichnete sich durch Vielseitigkeit aus: Sie war Künstlerin und Kunstlehrerin, Schriftstellerin, Sprachwissenschaftlerin sowie Förderin der ladinischen Sprache. Laut Rut Bernardi ist Theresia Gruber heute „vor allem als Autorin der ersten ladinischen Schulbücher und Grammatiken, die nach dem Zweiten Weltkrieg gedruckt werden, bekannt".
Theresia Gruber wurde in Urtijëi/St. Ulrich geboren und wuchs in St. Christina auf. Dem Eintrag ins Taufbuch von Urtijëi/St. Ulrich zufolge lautet ihr vollständiger Name „Maria Theresia". Sie besuchte in ihrem Geburtsort die Kunstschule sowie anschließend die Oberschule in Meran und in Bozen und studierte Kunst und Architektur in Bologna, Florenz und Venedig. Mit der Lehrbefähigung für das Fach Kunst kehrte Gruber in den 1930er-Jahren in ihr Heimattal zurück, wo sie ihre erste Stelle als Lehrerin in der „Scuola di avviamento" antrat. Anschließend unterrichtete sie in Meran und Bozen. Daneben war Gruber als Bildhauerin und Malerin tätig. Zahlreiche ihrer Kunstwerke befinden sich heute im Besitz des „Museum Gherdëina".
1946 war Gruber in Meran Mitbegründerin der „Union di Ladins", einer der ersten Vereinigungen der Ladiner*innen nach dem Faschismus. Später wirkte sie als erste Frau aus Gröden in der „Union Generela di Ladins dles Dolomites", der Dachorganisation der Dolomitenladiner*innen, und war Mitglied der „Union di Ladins de Gherdëina". „Es ist nicht zuletzt Gruber zu verdanken, dass in den ladinischen Schulen damals das Fach Ladinisch eingeführt wurde", schreiben Rut Bernardi und Paul Videsott in ihrer „Geschichte der ladinischen Literatur" und verweisen dabei auf Grubers Sprach- und Kulturengagement.
Im Ersten Autonomiestatut von 1948 wurde Ladinisch als Unterrichts- bzw. Einführungssprache in den Schulen vorgesehen. Damit wurde eine Sprachplanung – vor allem im Bereich der Grammatik und Orthografie – notwendig. Bereits während ihrer Studienzeit hatte sich Gruber der Erarbeitung einer ladinischen Grammatik gewidmet. Ein befreundeter Professor aus Regensburg, der sich in Gröden niedergelassen hatte, hatte sie zu dieser Arbeit ermutigt und mit ihr ein erstes Manuskript erstellt. Nach dem Krieg führte Gruber gemeinsam mit Ferruccio Minach, einem Lehrerkollegen aus Meran, diese Arbeit fort. Gruber koordinierte Umfragen an Lehrer*innen und Priester bezüglich Rechtschreibvorschlägen, organisierte Möglichkeiten der Diskussion mit interessierten Personen und suchte den Kontakt zu Sprachexpert*innen verschiedenster Universitäten. Das Ergebnis dieser Arbeit war eine neue Orthografie, die 1948 im „Calënder de Gherdëina" veröffentlicht und 1950 vom Bildungsministerium in Rom offiziell als Schulorthografie anerkannt wurde. 1951 erschien das dazugehörige Heft mit dem Titel „Ladinische Schulschreibweise". Die Richtlinien blieben in Grundzügen bis 1979 in Kraft. Die umfassende ladinische Schulgrammatik von Gruber und Minach wurde 1952 unter dem Titel „La rusneda de Gherdëina" veröffentlicht.

Neben der Grammatik gehen auch die zwei ersten ladinischen Schulbücher auf die Arbeit von Theresia Gruber und Ferruccio Minach zurück. 1949 erschien in Grödner und Gadertaler Version das erste unter dem Titel „Mi fibla“. Zwei Jahre später wurde mit „Ciofes ladins“ ein ladinisches Lesebuch für die zweite und dritte Volksschulklasse veröffentlicht.
Nach Kriegsende publizierte Gruber auch eigene literarische Texte, vor allem im „Calendër de Gherdëina“. Sie verfasste zahlreiche Prosaerzählungen sowie Gedichte.
Die letzten Lebensjahre verbrachte Theresia Gruber in der Großstadt Belém in Brasilien, wo sie eine Kunstschule für Mädchen aufbaute. Die Schule trägt heute noch ihren Namen. Als Theresia Gruber 1978 in Brixen verstarb, vermachte sie ihre Arbeiten testamentarisch einem guten Zweck.

→ BERNARDI Rut, *Die ersten ladinischen Prosatexte: Gelegenheitstexte oder „hohe“ Literatur? Eine Bestandsaufnahme am Beispiel repräsentativer Autoren.* IN: BUTCHER John [Hrsg.], Die ersten fünfzig Jahre der Südtiroler Literatur/I primi cinquant'anni di letteratura altoatesina. 1918–1968, Meran, Alphabeta, 2021, 71–92, hier 85–86;
→ BERNARDI Rut/VIDESOTT Paul, *Geschichte der ladinischen Literatur. Ein bio-bibliografisches Autorenkompendium von den Anfängen des ladinischen Schrifttums bis zum Literaturschaffen des frühen 21. Jahrhunderts*, Bozen, Bozen-Bolzano University Press, 2014, 565–573;
→ CHIOCCHETTI Nadia (hrsg. von Union Generela di Ladins dles Dolomites), *Nosta Jënt. Persones y personalités dla Ladinia. Persönlichkeiten Ladiniens. Personalità della Ladinia*, San Martin de Tor, Union Generela di Ladins dles Dolomites, 2005, 73–75;
→ FORNI Marco, *Norma e componente psicolinguistica in un progetto lessicografico. Wörterbuch Deutsch - Grödner-Ladinisch/Vocabuler Tudësch – Ladin de Gherdëina.* IN: Ladinia XXVI–XXVII (2002–2003), 53–102, hier 78–79;
→ KATTENBUSCH Dieter, *“Co che la grafia y la gramatica ladina ie nasciudes”. Zur Entstehung der Grödnerischen Orthographie und Grammatik.* IN: Ladinia XIV (1990), 161–170;
→ MORODER Gisela, *Gruber Tresl.* IN: SENONER Erica [Hrsg.], Eiles de Gherdëina. Stories de vita de ëiles de Gherdëina, Zacan y didancuei, Urtijëi, Typak, 2001, 98;
→ MORODER Gisela, *Prof. Tresl Gruber.* IN: Calënder de Gherdëina 1979, 32–34;
→ PERATHONER BERGMEISTER Elfriede/BERGMEISTER Georg, *Grödner Krippenschnitzkunst. Die Entwicklung des weltberühmten Kunsthandwerks seit dem 17. Jh.,* Wien [u.a.], Folio, 2004, 92–93;
→ SERAFINI Daniela, *La donna nella Ladinia e l'arte.* IN: PLANKER Stefan u. a. [Hrsg.], Ëres tla Ladinia. Frauen in Ladinien. Donne nella Ladinia, San Martin de Tor, Museum Ladin Ciastel de Tor, 2006, 163–180, hier 165;
→ VERRA Roland, *Die Entwicklung der drei Schulmodelle in Südtirol seit 1945.* IN: Ladinia XXXII (2008), 223–260.

Geboren: 5. November 1947, Bozen

Verstorben: 29. April 2001

Geografin, Kunsthistorikerin, Archäologin

Als Forscherin widmete sich Gioia Conta in vielen ihrer kulturwissenschaftlichen Studien ihrer Heimatprovinz Bozen. Besonders ihr fünfteiliges Werk „Alto Adige. I luoghi dell'arte“ zeugt von den Bemühungen Contas um die (kunst-)historische Forschung und Wissensvermittlung inner- und außerhalb Südtirols. Gioia Conta bereicherte damit nicht nur die regionalwissenschaftliche Forschung, sie erarbeitete darüber hinaus eine umfassende und vertiefte kulturwissenschaftliche Zusammenschau der Provinz, die auf eine tiefe Verbundenheit mit den Orten verweist.
Gioia Conta wurde 1947 in Bozen geboren, wo sie am Carducci-Lyzeum ihre Matura ablegte. In der Folge studierte sie Klassische Archäologie in Florenz. Nach dem Abschluss des Studiums 1970 betätigte sie sich als Mitarbeiterin am „Istituto geografico militare“ und bot Übungskurse an der Universität von Pisa an. Maßgeblich wirkte Conta am Sammelband „Il livello antico del Mar Tirreno“ mit. In diesem veröffentlichte sie 1972 ihre erste gedruckte Arbeit über die Meeresfischerei in der römischen Welt. In der ersten Phase ihrer wissenschaftlichen Laufbahn widmete sich Gioia Conta vor allem Forschungsarbeiten in Mittel- und Süditalien. Zwischen 1972 und 1974 galt ihr Interesse einer systematischen Untersuchung von Festungsmauern im historischen Gebiet der „Terra di Lavoro“ und der Erforschung der Stadt Asculum, des heutigen Ascoli Piceno. 1982 veröffentlichte sie den Band „Il territorio di Asculum in età romana“, eine umfassende wissenschaftliche Aufarbeitung des „Ager Asculanus“.

Nach einigen Jahren der Lehrtätigkeit am Carducci-Lyzeum in Bozen wurde Conta 1975 als wissenschaftliche Mitarbeiterin an das Institut für Alte Geschichte der Universität Pisa berufen. Ab 1979 war sie dort am Geografie-Institut als Dozentin für „Historische Geografie der Antike“ tätig. Im Rahmen dieser Arbeit begann sich Conta mit der historischen Kartografie auseinanderzusetzen. 1985 wurde Gioia Conta zur außerordentlichen Professorin ernannt. Bis zu ihrem Tod blieb sie dem „Dipartimento di scienze storiche del mondo antico“ der Universität Pisa als Lehrende erhalten.
Als Wissenschaftlerin blieb Gioia Conta ihrem Geburtsort verbunden: Ab den 1980er-Jahren wandte sie sich immer mehr der Alpenregion, allem voran Südtirol, zu. Gleichzeitig galt ihr Einsatz der breiten Vermittlung von kulturwissenschaftlichen Themen: Im „Alto Adige“ veröffentlichte sie zahlreiche Artikel über das regionale Kulturerbe. Herausragend ist ihre fünfteilige Buchserie mit dem Titel „Alto Adige. I luoghi dell'arte“, die zwischen 1987 und 1999 veröffentlicht wurde. Sie kann als wertvoller Beitrag zur wissenschaftlichen Aufarbeitung und Vermittlung der Kunstgeschichte in Südtirol gelten und unterstreicht den regionalen Reichtum an künstlerischen Zeugnissen in der Zusammenschau.
Es handelt sich nicht lediglich um eine Überblicksarbeit, sondern um eine eigene Forschungsarbeit, in der sich die Autorin darum bemüht, lokales Kulturgut auch an abgelegenen Orten und abseits von üblichen Tourist*innenrouten aufzuspüren.

Im Vorwort des ersten Bandes erklärt die Autorin grundlegend: „In dieser wunderbaren Mischung aus Natur, Geschichte und Kunst, die unsere ‚Grenzregion' kennzeichnet, entsteht eine originäre künstlerische Sprache, die später an der Kultur der deutschsprachigen und lateinischen Welt teilnimmt: Die Kenntnis und der Zugang zu den Werken, die hier von italienischen und deutschen Künstlern geschaffen wurden, unabhängig davon, ob sie von außerhalb kamen oder hier wirkten, bringt uns dem Verständnis eines kulturellen Phänomens, das Teil unserer Realität ist, auf direktem Wege näher." („In quel miracoloso impasto di natura, storia e arte che caratterizza la nostra regione 'di frontiera' si delinea un originale linguaggio artistico, successivamente partecipe della cultura del mondo germanico e del mondo latino: ed è la conoscenza e la frequentazione delle opere che qui sono state create, da artisti italiani e tedeschi, provenienti da fuori o qui operanti, che ci avvicina, e nel modo più diretto, alla comprensione di un fenomeno culturale che fa parte della nostra realtà.") Nur wenige Alpenregionen – so wird in einem 2004 erschienenen Erinnerungsband für Gioia Conta unterstrichen – verfügen über eine solch umfassende (kunst-) geschichtliche Zusammenschau.
2009 übergaben die beiden Töchter Contas den etwas über tausend Werke umfassenden Büchernachlass der Archäologin, Geografin und Kunsthistorikerin der italienischen Landesbibliothek „Claudia Augusta".

→ BIAGIO Virgilio u. a. [Hrsg.], *Artissimum memoriae vinculum. Scritti di geografia storica e di antichità in ricordo di Gioia Conta*, Firenze, Leo S. Olschki, 2004;
→ CONTA Gioia, *I luoghi dell'arte, Vol. I: Bolzano, Media Val d'Adige, Merano*, Bolzano, Provincia autonoma, Assessorato alla pubblica istruzione e cultura in lingua italiana/CLAB, 1987;
→ CONTA Gioia, *I luoghi dell'arte, Vol. II: Val d'Isarco e valli laterali, Val Sarentina*, Bolzano, Provincia autonoma, Assessorato alla pubblica istruzione e cultura in lingua italiana/CLAB, 1991;
→ CONTA Gioia, *I luoghi dell'arte, Vol. III: Oltradige e Bassa Atesina*, Bolzano, Provincia autonoma, Assessorato alla pubblica istruzione e cultura in lingua italiana/CLAB, 1994;
→ CONTA Gioia, *I luoghi dell'arte, Vol. IV: Val Venosta, Val d'Ultimo, Val Passiria*, Bolzano, Provincia autonoma, Assessorato alla pubblica istruzione e cultura in lingua italiana/CLAB, 1996;
→ CONTA Gioia, *I luoghi dell'arte, Vol. V: Val Pusteria, Valli ladine*, Bolzano, Provincia autonoma, Assessorato alla pubblica istruzione e cultura in lingua italiana/CLAB, 1999;
→ MAGGI Franco Maria/LATINO Franco, *Storia della letteratura italiana in Alto Adige. Dal dopoguerra a oggi*, Bolzano, Latmag, 1999, 83;
→ o. V., *Fondi librari. Fondo Gioia Conta. Nota biografica*. IN: Biblioteca Provinciale Italiana "Claudia Augusta", online unter: https://claudiaugusta.provincia.bz.it/risorse/fondi-librari.asp, 27.07.2022;
→ o. V., *Ufficializzato il lascito di Gioia Conta alla BPI Claudia Augusta*. IN: News. Ufficio stampa, Provincia autonoma di Bolzano – Alto Adige, online unter: https://news.provincia.bz.it/it/news-archive/308214, 27.07.2022.

Evelyn Ortner

Geboren: 3. Februar 1944, Kennelbach, Vorarlberg

Verstorben: 15. Mai 1997, Bozen

Gründerin des Frauenmuseums von Meran

Bereits in ihrer Jugend entwickelte die gebürtige Vorarlbergerin eine Begeisterung für Textilien und Accessoires. Vor allem historische Kleider hatten es ihr angetan. Die Sammeltätigkeit von Textilstücken sollte Evelyn Ortner ein Leben lang begleiten und in ihrer Wahlheimat Meran den Grundstein für das Frauenmuseum legen.
1968 zog Ortner nach der Scheidung von ihrem ersten Mann mit ihren beiden Söhnen nach Meran. Hier führte sie verschiedene Ferien- bzw. Gästehäuser, war als Radio- und Fernsehmoderatorin tätig und wagte auch privat mit der zweiten Ehe, aus der ein Sohn hervorging, einen Neuanfang. Ab 1981 widmete sich Evelyn Ortner schließlich auch hauptberuflich ihrer Leidenschaft für Bekleidung, Taschen, Schuhe und Accessoires und eröffnete unter dem Namen „Petersilie" in Meran den ersten Second-Hand-Laden des Landes.
Auch die eigene Sammlung an Frauenkleidern und -accessoires wuchs in der Folge weiter und umfasste allmählich auch Alltagsgegenstände. Evelyn Ortner entwickelte nach und nach den Wunsch, die erworbenen Stücke zu präsentieren und mit der Kostümgeschichte eine Brücke zur Frauengeschichte zu schlagen: Die Modeexponate, die Kleider, Accessoires und Alltagsgegenstände waren als Linse gedacht, durch welche die Geschichte der Frau bzw. der weiblichen Emanzipation erzählt und visualisiert werden sollte.
1988 fand Ortner unter den Meraner Lauben geeignete Räumlichkeiten und eröffnete das „Museum für Kleid und Tand", welches sich aus den Eintrittsgeldern und den Erträgen der Modeschauen, Ausstellungen und verschiedensten Veranstaltungen finanzierte.
1993 gründete eine Gruppe engagierter Frauen um Evelyn Ortner und ihr Museum den Verein „Frauenmuseum – Die Frau im Wandel der Zeit". Damit war die Verbindung der Textilexponate mit der Frauengeschichte auch im Namen klar ersichtlich. Evelyn Ortner übernahm mit der Vereinsgründung die Geschäftsführung des Museums, das sich in zwei Teile gliederte: in eine Dauerausstellung, die Ortner regelmäßig neu gestaltete, und eine Sonderausstellung, die jeweils wechselte und ebenfalls von der Gründerin und Geschäftsführerin kuratiert wurde. 1994, ein Jahr später, wurde das noch junge Museum mit einer umfassenden Schenkung bedacht, die es erlaubte, die Sammlung von Kleidern und Accessoires auf 200 Jahre Frauengeschichte zu erweitern. In die Mitte der 1990er-Jahre fallen auch die räumliche Erweiterung des Museums sowie die Auszeichnung der Gründerin Ortner mit der „Goldenen Palme" der „Meraner Kurzeitung".
1997 verstarb Evelyn Ortner mit 53 Jahren an einer Krebserkrankung. Das Frauenmuseum in Meran trägt heute ihren Namen und erinnert damit an die Gründerin des 20. Frauenmuseums weltweit und des fünften in Europa.

Von Anfang an sah sich das Museum mit Fragen der Existenzrechtfertigung konfrontiert. Astrid Schönweger, die von 1997 bis 2004 dessen Leitung innehatte, schreibt diesbezüglich: „Die Rolle der Frauen in der Geschichte zu untersuchen, bedeutete nichts anderes, als die offizielle und dominante Geschichtserzählung um eine wesentliche Komponente gesellschaftlicher Prozesse und Strukturen zu ergänzen und damit die Perspektive der Geschichtserzählung einmal zu verändern.“ („Indagare il ruolo della donna nella storia non significava altro che integrare la narrazione storica ufficiale e dominante con una componente essenziale dei processi e delle strutture sociali, cambiando una volta tanto la prospettiva del racconto storico.“) Es geht darum, eine gegenläufige Erzählung zum männlich geprägten Geschichtsnarrativ zu bieten.

→ DUSCHEK Peter u. a., *Evelyn Ortner. Sehnsucht nach Ästhetik*. IN: Kunst Meran u. a. [Hrsg.], *Kultur in Bewegung. Meran 1965–1990*, Meran, Kunst Meran Merano Arte, 2020, 465–470;
→ PRADER Sigrid, *Evelyn Ortner*. IN: Fembio. Frauen. Biographienforschung, online unter: https://www.fembio.org/biographie.php/frau/biographie/evelyn-ortner/, 07.06.2022;
→ SCHÖNWEGER Astrid, *Die Mode: Die Brücke zwischen Frauengeschichte und zeitgenössischer Kunst/ La moda: un ponte tra la storia femminile e l’arte contemporanea*. IN: Frauenmuseum Meran [Hrsg.], Zweite Haut. Kunst und Kleidung, Katalog zur Ausstellung 24. August bis 30. November 2001, Meran, Frauenmuseum Meran, 2001, 24–30;
→ SCHÖNWEGER Astrid, *Il Museo delle Donne di Merano: da una collezione privata alle attività di disseminazione della storia*. IN: Storia delle Donne 14/1 (2019), Firenze, Firenze University Press, 141–158.

Elisabeth Baumgartner

Geboren: 13. November 1938, Wien

Verstorben: 31. Mai 2005, Bozen

Journalistin, Autorin

Im Zuge ihrer Eheschließung 1960 kam die Wienerin Elisabeth Baumgartner nach Südtirol. Sie hatte in ihrer Geburtsstadt Wien ein Grafikstudium, ein Lehramtsstudium in Kunsterziehung sowie ein weiteres mit dem Hauptfach Französisch absolviert. Ihren Mann, den Künstler Robert Scherer, hatte sie an der Akademie der bildenden Künste in Wien kennengelernt. Mit ihm übersiedelte sie nach Brixen. Der Ehe entstammten eine Tochter und ein Sohn.
Baumgartner arbeitete zunächst als Kunsterzieherin. 1967 nach der Trennung von ihrem Mann zog sie nach Bozen. Neben ihrer Arbeit als Lehrerin war sie freiberufliche Kunstkritikerin. Diese Tätigkeit brachte sie dem Journalismus näher, der in der Folge und vor allem nach der erfolgreichen Ablegung der italienischen Journalist*innenprüfung 1978/79 für sie bestimmend werden sollte. Als Hörfunk- und Fernsehjournalistin arbeitete Baumgartner für den RAI-Sender Bozen, war Mitarbeiterin und später Südtirol-Korrespondentin für die österreichische Tageszeitung „Die Presse“ und schrieb für die Nachrichtenagentur APA. Für den RAI-Sender Bozen moderierte Baumgartner nicht nur eine Reihe von Sendungen, sondern war federführend bei einer Vielzahl von Reportagen, Berichten und Interviews über die Südtiroler Gesellschaft, Politik, Kunst und Kultur. Vor allem in ihren Filmen und Reportagen warf sie einen kritischen Blick auf die Landesrealität und schlug damit hohe Wellen. So beleuchtete sie 1981 beispielsweise anhand des Filmes „Ich arbeite 8 Stunden, mir geht es gut“ die Perspektive von Kindern auf den Fremdenverkehr. In Baumgartners Film erzählen die Kinder von ihren Gefühlen, Abhängigkeiten, Ängsten sowie Aggressionen und eröffnen damit eine kritische Perspektive auf den Tourismus.
Auch bei anderen Gelegenheiten stieß Elisabeth Baumgartners kritischer Stil auf Unmut. Als Journalistin mussten ihr die bedeutendsten damaligen Persönlichkeiten der Südtiroler Öffentlichkeit Rede und Antwort stehen. Sie führte zum Beispiel Interviews mit Silvius Magnago, Luis Trenker, Viktoria Stadlmayer oder etwa der Künstlerin May Hofer. Auch „Schwergewichte“ der italienischen und österreichischen Politik wie die Arbeitsministerin Tina Anselmi, der österreichische Bundeskanzler Bruno Kreisky oder der Außenminister Kurt Waldheim bekam sie vor ihr Mikrofon. Als Interviewende nahm Elisabeth Baumgartner ihre Gegenüber als Gesprächspartner*innen, jedoch nicht als absolute Autoritäten wahr. So übersendete sie der Arbeitsministerin Anselmi im Anschluss an ihr Interview einen Brief, dem sie in Bezug auf die diskutierte Frage der Berufsorientierung von Jugendlichen verschiedene Broschüren beilegte und über österreichische und bundesdeutsche Ansätze informierte. Humorvoll bemerkt sie im Schreiben: „Ich kenne viele junge Menschen (außer meinem Sohn), die gerne praktische Erfahrungen sammeln würden, indem sie während der Schulferien arbeiten […].“ /„Conosco tanti ragazzi (ec[c]etto mio figlio) che vorrebbero fare delle esperienze pratiche lavorando durante le ferie scolastiche […].“ Elisabeth Baumgartners Engagement war nicht auf den Journalismus beschränkt, sondern

erstreckte sich auf eine Reihe von Bereichen der Kunst- und Kulturförderung. Mit dem Ziel, das deutschsprachige Kino- und Filmwesen in der Provinz „neu aufzubauen“ und mit der österreichischen und deutschen Filmlandschaft in Kontakt zu setzen, wirkte sie im „Südtiroler Filmclub“ mit. An der Organisation der „Ersten Bozner Filmtage“ 1982 war sie maßgeblich beteiligt. In der Folge veranstaltete Baumgartner unter anderem Autor*innenabende und beteiligte sich 1984 am „Festival des zeitgenössischen Films“ in Bozen. Mit viel Engagement war Baumgartner auch in anderen Vereinen aktiv: Sie war Gründungsmitglied des Kunstvereins ar/ge kunst Galerie Museum, koordinierte die Beiträge der Nord-/Südtiroler Gemeinschaftsausstellung „Tendenz 84“ und war Redakteurin des dazugehörigen Ausstellungskatalogs. Auch an der Umsetzung der Ausstellung „Arbeitskreis Engelsburg 84“, die das Ziel hatte, „junge schöpferische Kräfte aus allen künstlerischen Bereichen miteinander in Verbindung zu bringen“, war Baumgartner maßgeblich beteiligt.

In den 1980ern näherte sich Baumgartner einem Thema, das in der Folge zu ihrem neuen „Steckenpferd“ wurde: Im Rahmen der Mitarbeit im Komitee für die Rettung der Rittnerbahn kam Baumgartner mit der (Fremden-)Verkehrsgeschichte in Berührung. 1990 veröffentlichte sie das Buch „Eisenbahnlandschaften Alt-Tirol. Verkehrsgeschichte zwischen Kufstein und Ala im Spannungsfeld von Tourismus, Politik und Kultur“. Elisabeth Baumgartner weitet hier den Blick vom Bau der Eisenbahn auf ihre gesellschaftlichen Wirkungen. Sie registriert Veränderungen, die der Eisenbahnbau mit sich brachte, und verband die Infrastrukturgeschichte mit Sozial- und vor allem Tourismusgeschichte. Im Zuge dieses Interesses engagierte sich die Journalistin und Autorin auch für die Dokumentation und den Erhalt der Brennerbahn und ihrer Bahnhöfe, die sie in ihrer historischen Bedeutung als schützenswerte technische Kulturgüter verstand. Baumgartner war auch Mitgründerin und Vorstandsmitglied des „Kuratoriums für Technische Kulturgüter“. 1992 erschien eine weitere Publikation, an der die engagierte Journalistin maßgeblich mitgewirkt hatte: Mit dem Werk „Feuernacht. Südtirols Bombenjahre“ legte Baumgartner mit den beiden Mitherausgebern Hans Mayr und Gerhard Mumelter erstmals anhand breiter Recherchen eine umfassende Gesamterzählung der jüngsten Südtiroler Geschichte vor. Auch an der 1996 herausgegebenen Magnago-Biografie arbeitete Baumgartner mit, hatte sie Magnago doch viele Male selbst interviewt.

1999 ging Elisabeth Baumgartner nach Jahren intensiver journalistischer Arbeit in Pension, blieb jedoch in verschiedensten Kulturinitiativen und Vereinen aktiv. 2003 arbeitete sie, trotz Krankheit, am „Turm der Erinnerungen“ im Bergfried von Schloss Tirol mit.

Versucht man Elisabeth Baumgartners Lebenswerk zu gliedern, so dreht es sich um drei Angelpunkte: Elisabeth Baumgartner wirkte als kritische und bohrende Journalistin, als engagierte Kulturarbeiterin und Kunstkritikerin und als sozial- und zeitgeschichtliche Schriftstellerin. In einer Sammlung von Erinnerungen zeichnen Verwandte, Freund*innen, Bekannte, Arbeitskolleg*innen und Politiker*innen ein Bild von Elisabeth Baumgartner: Es zeigt sie als unermüdliche, kompromisslos überzeugte und begeisterte und deshalb vielleicht manchmal auch unbequeme Persönlichkeit, die immer in Eile auf der Suche nach dem war, was Südtirol zu bewegen vermochte.

→ Südtiroler Landesarchiv, Nachlass „Elisabeth Baumgartner“;
→ BAUMGARTNER Elisabeth u. a., *Südtirols Bombenjahre. Ein zeitgeschichtliches Lesebuch*, Bozen, Edition Raetia, 2001;
→ BAUMGARTNER Elisabeth, *Eisenbahnlandschaft Alt-Tirol*, Innsbruck, Haymon, 1990;
→ KRONBICHLER Florian, *Wie Liebesbriefe. Die Journalistin Elisabeth Baumgartner ist tot.* IN: Die Neue Südtiroler Tageszeitung, 03.06.2003, Nr. 112, 7;
→ Kuratorium für Technische Kulturgüter u. a. [Hrsg.], *Up-date Elisabeth Baumgartner. Journalistin und Künstlerin*, Bozen, Edition Raetia, 2008.

WIRTINNEN, TOURISTIKERINNEN, UNTERNEHMERINNEN



1 Maria Schrott



2 Emma Hellenstainer



3 Minna Ottilie Scholvien Wendlandt



4 Johanna Settari mit Tochter

Emma (Emerentia) Hausbacher Hellenstainer

Geboren: 23. April 1818,
St. Johann in Tirol

Verstorben: 9. März 1904, Meran

Gastwirtin, Pionierin des Fremdenverkehrs

Sie gilt als Tirols Pionierin des Fremdenverkehrs und berühmteste Wirtin des Landes: Emma Hellenstainer. Sie lebte zu einer Zeit, als sich die Anforderungen an das Gastgewerbe maßgeblich veränderten. Hellenstainer wusste weitblickend und erfolgreich ihren Betrieb an die neuen Rahmenbedingungen anzupassen und wurde damit bereits zu Lebzeiten eine Legende. Über sie kur-sier(t)en verschiedenste Anekdoten und Erzählungen. Die bekannteste ist dabei wohl jene über die geglückte Zustellung einer Postkarte aus Übersee mit der knappen Adressierung „Frau Emma in Europa, Autriche“. Bald nach ihrem Tod verfestigte sich der Mythos der „Frau Emma“.
1818 wurde Hellenstainer unter dem Namen Emerentiana Hausbacher in St. Johann in Tirol geboren. Ihre Eltern kauften 1832 den „Gasthof zum Bären“ am Hauptplatz des Ortes. Die Mutter führte als Wirtin den Betrieb. Der Tochter Emma, die später den Gasthof übernehmen sollte, kam eine für die damalige Zeit umfassende Ausbildung zu: Sie ging bei den Ursulinen in Innsbruck zur Schule und absolvierte anschließend eine Lehre als Köchin im Gasthof „Zu den drei Alliierten“, einem der renommiertesten Hotels in Salzburg. Hier wurde sie in die gehobene österreichische sowie internationale Küche eingeführt. Der Grundstein für Hellenstainers beruflichen Werdegang war damit gelegt.
Als Emma Hellenstainer aus dem Erbe ihres Vaters das Bräuhaus an der Rienz in Toblach zufiel, begab sich die 20-Jährige zur Führung des Betriebes ins Pustertal. Dort lernte sie den Niederdorfer Postmeistersohn Joseph Hellenstainer kennen, den sie 1842 heiratete. Das Paar verkaufte das Bräuhaus und zog ins Dorfzentrum von Niederdorf, wo der Ehemann das Gasthaus „Schwarzadler“ geerbt hatte.
Während sich ihr Ehemann Joseph vor allem um sein Fuhrunternehmen kümmerte, ein Frachtunternehmen und einen Stellwagenbetrieb für Personen aufzog, machte Emma Hellenstainer den „Schwarzadler“ zu einem florierenden und weitum bekannten Gastbetrieb. Das Gasthaus sollte nicht mehr nur die Anforderungen der „alten Kundschaft“, der Fuhrleute und Durchreisenden, erfüllen, sondern auch jene der ersten Tourist*innen, die ins Tal kamen und weit höhere Standards erwarteten. Hellenstainer passte den Service und die Ausstattung ihres Betriebes an und verfeinerte die bodenständige Tiroler Küche. Mit ihren zahlreichen Verbesserungen konnte Hellenstainer zunehmend Gäste anwerben, die sich zu Urlaubszwecken im Tal aufhielten und Niederdorf als Ausgangspunkt für Ausflüge in die Dolomiten nutzten.
Neben dem Gastbetrieb brachte Emma Hellenstainer innerhalb von zwölf Jahren sieben Kinder zur Welt, eines davon verstarb noch im ersten Lebensjahr. Nach dem Tod ihres Ehemannes 1858 übernahm die Wirtin zudem sein Fuhrunternehmen.
Hellenstainer bemühte sich nachdrücklich um den Fremdenverkehr in und um Niederdorf; sie nahm den ersten Bergführer des Hochpustertales in Dienst und trat 1869 als Gründungsmitglied der Niederdorfer Sektion des Deutschen Alpenvereins bei. Sie war das erste weibliche Mitglied des Vereines. Gleichzeitig machte sich die Wirtin auch für die Verschönerung des Dorfes stark.
Die Eröffnung der Pustertaler Bahn 1871 gab dem Tourismus einen Schub. Dabei erkannte Emma Hellenstainer den Wert der Eisenbahn für den Fremdenverkehr: Sie erwirkte den Anschluss Niederdorfs und damit auch des eigenen Hauses an das Eisenbahnnetz durch den Bau einer zusätzlichen Kurve und eines eigenen Bahnhofs.
Das erhaltene „Fremdenbuch“ des „Schwarzadlers“ zeigt, wie international die Gästeschar der „Frau Emma“ in dieser Zeit wurde: Obschon der Großteil aus den verschiedensten Regionen der Donaumonarchie stammte, finden sich unter den Einträgen auch Reisende aus England, den USA, Ägypten oder Australien. Der qualitative Ausbau des Gasthauses, den „Frau Emma“ geleitet hatte, machte den „Schwarzadler“ zur „Oase“ im gastronomisch unterentwickelten Pustertal, zum Treffpunkt für bürgerliche und adlige Gäste und zum frühen Zentrum des aufkommenden Fremdenverkehrs.
Dass der „Schwarzadler“ einen Namen als Vorzeigebetrieb der Monarchie genoss, zeigen Exkursionen der Universität Wien, im Rahmen derer Studierende zur Besichtigung des Gasthofes nach Niederdorf kamen. Nicht nur der Name der Gastwirtin war bis weit über das Pustertal hinaus bekannt, auch ihre Produkte fanden in Nachbarregionen und -ländern Anklang. 1884 erhielt Hellenstainer bei der Kochkunst-Ausstellung in Wien eine Medaille. Ihre Teebutter, das Glanzprodukt des „Schwarzadlers“, fand den Weg in die Wiener Hofküche und wurde weiters auch nach Rom, Neapel und sogar Ägypten exportiert.
1887 verlieh Kaiser Franz Joseph der Niederdorfer Wirtin das Goldene Verdienstkreuz. Offiziell galt es ihrer Hilfsbereitschaft während der Überschwemmung von 1882 und anlässlich des Durchzuges von Truppen. Der „Pusterthaler Bote“ hob jedoch angesichts der Verleihung das Verdienst Hellenstainers um den Fremdenverkehr hervor. 1887 übergab Emma Hellenstainer ihren „Gasthof zum Schwarzen Adler“ ihrem Sohn Eduard und zog mit ihren zwei unverheirateten Kindern in die Kurstadt Meran.
„Frau Emma“ legte mit ihrer Tätigkeit den Grundstein für eine ganze Hoteldynastie: Auch ihre Kinder wurden in der Tourismusbranche aktiv, gründeten eigene Gastbetriebe und/oder heirateten in Gastronomie- und Hotellerie-Familien ein. So eröffnete beispielsweise ihr Sohn Eduard 1899 auf dem von Emma Hellenstainer erworbenen Grundstück am Pragser Wildsee ein alpines Grandhotel.

Emma Hellenstainer galt als Synonym für Gastfreundschaft und unternehmerische Tätigkeit. Mit zunehmendem Alter kam ihr zusehends der Status als verehrte Instanz und lebendiges Monument der Tiroler Tourismusgeschichte zu – ein Platz, den Emma Hellenstainer heute noch im kollektiven Gedächtnis einnimmt.

→ Sterbebuch Meran 1878–1906, fol. 475;
→ Taufbuch St. Johann in Tirol 1786–1833, fol. 261;

Zu Geburts- und Sterbetag liegen in der Literatur verschiedenste Informationen vor. Auch die Angaben von Sterbekärtchen, Grabstein, Tauf- sowie Sterbebuch weichen ab. So ist beispielsweise im Sterbebuch Meran (1878–1906, fol. 475) der 13. April 1818 als Geburtstag vermerkt, als Sterbetag wird der 9. März 1904 angegeben. Das Sterbekärtchen weist jedoch den 12. April 1817 als Geburtstag aus. Auf dem Grabstein sind der 12. April 1817 sowie der 3. März 1904 angegeben. Das Taufbuch von St. Johann in Tirol (Taufbuch 1786–1833 fol. 261) gibt als Geburtstag den 23. April 1818 an. Die Orientierung erfolgt hier an den Daten des Taufbuches von St. Johann in Tirol sowie des Sterbebuches von Meran, da es sich um offizielle Dokumente der Zeit handelt.

→ GASSER DA RUI Brigitte, *Emma Hellenstainer.* IN: HINTNER Heidi u. a. [Hrsg.], Frauen der Grenze. 13 Frauenbiographien aus Nord- und Südtirol und dem Trentino/Donne di frontiera. 13 biografie di donne sudtirolesi, nordtirolesi e trentine, Bd. 1, Innsbruck, Studienverlag, 2009, 100–109;
→ HEISS Hans, *„ … Ihre Frau Mutter ist ihrer Lebensaufgabe gewachsen“. Pionierinnen des frühen Tourismus. Drei biographische Skizzen.* IN: LUGER Kurt u. a. [Hrsg.], Der Alpentourismus. Entwicklungspotenziale im Spannungsfeld von Kultur, Ökonomie und Ökologie, Innsbruck [u.a.], Studienverlag, 2002, 127–142, hier 131–134;
→ KÖFLER Gertl/FORCHER Michael, *Die Frau in der Geschichte Tirols*, Innsbruck, Haymon, 1986, 96–97;
→ RICHARDI Hans-Günter, *Die Wirtin. Das Leben der Emma Hellensteiner*, Lavis, Litotipografia Alcione, 2014;
→ Trauttmansdorff – Touriseum Meran u. a. [Hrsg.], *Frau Emma Europa. Eine große Gastwirtin/Una grande albergatrice*, Meran, Touriseum, 2004.

Minna Ottilie Scholvien Wendlandt

Geboren: 1830, Eppendorf (Hamburg)

Verstorben: 28. Oktober 1907, Neapel

Pionierin des Grieser Fremdenverkehrs

Zu den Pionier*innen des Grieser Fremdenverkehrs der Jahrhundertwende zählt Minna Ottilie Scholvien Wendlandt. Trotz der tiefen Spuren in Kultur und Gesellschaft, welche sie und ihre Familie in Gries hinterlassen haben, scheint sie heute in Vergessenheit geraten zu sein.
Minna Ottilie Scholvien Wendlandt wurde 1830 im Hamburger Vorort Eppendorf als erstes Kind von Wilhelm Heinrich Ludwig Scholvien und Wilhelmine Luise Greve geboren. Ihr Vater war ein angesehener Kaufmann und reiste jährlich aus gesundheitlichen Gründen in den Süden. In den frühen 1850er-Jahren scheint er das erste Mal mit seiner Familie Gries besucht zu haben. Wenig später fiel der Entschluss, sich hier endgültig niederzulassen:
Der Vater Wilhelm Heinrich Ludwig erwarb 1855 den Besitz Brandis, genannt Compill, in Zwölfmalgreien, wohin er mit seiner Familie, darunter auch seiner Tochter Minna Ottilie und ihrem Mann Georg Ferdinand Wendlandt, übersiedelte. 1868 starb der Vater Wilhelm Heinrich Ludwig. Der Sohn zog mit seiner Frau, der Branzollerin Seraphine von Ferrari, und ihren Kindern zurück nach Hamburg. Minna Ottilie Wendlandt blieb hingegen im südlichen Tirol und führte den Bozner Familienbesitz auch nach dem Tod ihres Mannes 1871. Bereits 1869 veräußerte Wendlandt den Ansitz Compill. Der Verkauf diente vermutlich dazu, einen Baugrund in Gries zu erwerben und die „Villa Wendlandt“ zu errichten: Anfang der 1870er-Jahre beauftragte Minna Ottilie Wendlandt den Münchner Architekten Gottfried Neureuther mit dem Bau eines Palais und der Anlage eines dazugehörigen Parkes. 1874 wurde die Villa fertiggestellt und war fortan Treffpunkt prominenter Freund*innen Wendlandts. Das „Palais Wendlandt“ bildete darüber hinaus ein neues Aushängeschild und prominentes Objekt der bildhaften Darstellung des Kurortes Gries. Zusammen mit dem gleichzeitig unter der Führung der Kurortgesellschaft entstandenen Hotels „Austria“ lockte es zahlreiche gastwirtschaftliche Investor*innen nach Gries.
Neben ihrem Palais ließ Minna Ottilie Wendlandt zwischen 1887 und 1888 das Hotel Sonnenhof (heute Convitto Nazionale in der Fagenstraße) erbauen. Es war das damals luxuriöseste Haus des Ortes und verfügte über ein hauseigenes Elektrizitätswerk, eine Besonderheit für die damalige Zeit. Dieses nutzte das Wasser des in unmittelbarer Nähe durchfließenden Mühlbaches und versorgte Palais und Hotel mit Strom.
Aufgrund des Komforts war das Hotel Sonnenhof bald eines der begehrtesten Häuser des Ortes und trug zum Aufschwung des Kurtourismus in Gries bei. Zu den prominenten Gästen des Hauses zählten neben den österreichischen Erzherzögen Ernst und Heinrich auch die Baronin von Waldeck, deren Besuch im Sonnenhof mit einem großen Werbeaufwand angekündigt wurde.
Minna Ottilie Wendlandt erbaute auch kleinere „Villen“ und ließ einen sich in ihrem Besitz befindlichen Bauernhof am Virgl zum Gasthof, dem heutigen „Wendlandthof“, umgestalten.
Die Wahlgrieserin war über ihre Bau- und Hoteltätigkeit hinaus auch Mitglied des Komitees zur Anlage einer Kurpromenade. 1899 übernahm sie die Schirmherrschaft des Grieser Radvereins. Ihrer Rolle als Förderin von Gries ging sie beharrlich nach und kombinierte dabei öffentliche Wohltätigkeit mit persönlichen Interessen.
Zu Ehren der 20-jährigen Ansässigkeit von Minna Ottilie Wendlandt veranstalteten die Gemeinde und der Kurverein in Gries ein Fest, im Zuge dessen die der Villa vorgelagerte Straße nach der Besitzerin benannt wurde.
Minna Ottilie Wendlandt ließ sich nicht endgültig in Gries nieder: 1906 verkaufte sie das Hotel Sonnenhof und die Villa Loreley und zog nach Neapel, wo sie 1907 starb. In ihrem Testament bedachte sie die verschiedenen Grieser Institutionen großzügig. Am 30. Oktober 1907 erschien in der Fremdenliste von Gries ganzseitig ihre Todesnachricht, in der sie als „hochherzige Gönnerin und Förderin unseres Kurortes“ betitelt wird. Das wichtigste Bauwerk der Hotelierin und Fremdenverkehrsförderin ist in Gries nicht mehr erhalten: Die „Villa Wendlandt“ wurde 1932 abgerissen. Auch die nach ihr benannte Wendlandt-Straße ist heute umgewidmet in Egger-Lienz-Straße.

→ Archivio Storico della Città di Bolzano/Stadtarchiv Bozen [Hrsg.], *Villa Wendlandt*, Catalogo della mostra/Ausstellungskatalog, Bolzano, Galleria Civica, Marzo – Maggio 1999/Bozen, Stadtgalerie, März – Mai 1999, Bolzano/Bozen, Archivio Storico della Città di Bolzano/Stadtarchiv Bozen, 1999;
→ CLEMENTI Siglinde/VERDORFER Martha, *Frauen Stadt Geschichte(n). Bozen. Bolzano. Vom Mittelalter bis heute,* Wien [u.a.], Folio, 2000, 184–185;
→ PEINTNER Patrizia, *Gries bei Bozen 1838–1914. Vom ländlichen Weindorf zum bürgerlich-mondänen Kurort*, unveröffentlichte Magisterarbeit, Universität Wien, 1995, 90–127.

Geboren: 10. Jänner 1835,
Steinach am Brenner

Verstorben: 18. November 1911, Mühlbach

Hotelierin, Fremdenverkehrsförderin
in Mühlbach

Im April 1896 berichtete der „Pusterthaler Bote“ von der Jahresversammlung des Tiroler Landesverbandes für den Fremdenverkehr und listete dabei unter anderem die Mitglieder und Förderer*innen des Pustertales auf: Unter den acht außerordentlichen Mitgliedern finden sich drei Frauen: Emma Hellenstainer, Elise Überbacher und die weit weniger bekannte Maria Steger. Die in Steinach am Brenner geborene Bauerntochter kam mit 25 Jahren durch ihre Eheschließung nach Mühlbach, wo sie sich als Wirtin einen Namen machte und zur touristischen Blüte des Dorfes maßgeblich beitrug.
Am 24. April 1860 heiratete Maria Spörr den angehenden Besitzer des „Sonnen“-Gasthauses in Mühlbach Roman Steger. Der Familienbetrieb ihres Ehemannes war der Grundstock für eine wirtschaftliche Expansion, welche Maria Steger in den folgenden Jahren maßgeblich leiten sollte, zuerst gemeinsam mit ihrem Mann, dann ab dessen Tod 1884 gemeinsam mit ihren drei Söhnen. Durch verschiedene Ankäufe und eine geschickte „Heiratspolitik“ baute Steger ein wahres „Familienimperium“ auf: Um 1900 gehörten dem „Unternehmen Steger“ im Ortskern von Mühlbach elf Häuser und einige Wirtschaftsgebäude, dazu kamen die Badl-Struktur von Bad Bachgart mit Landwirtschaft, die Mühlbacher Klause sowie ausgedehnte Kulturgüter im Ort und der näheren Umgebung. Die Stegers waren damit im Ort wichtige Arbeitgeber*innen und trugen zum touristischen Aufschwung bei, der Mühlbach in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu einem der beliebtesten Sommerfrischorte im südlichen Tirol machte. „Frau Steger hat sehr viel für Mühlbachs Hebung, speziell für den Fremdenverkehr und für Gemeindeangehörige, getan“, schreibt anlässlich ihres 70. Geburtstags 1905 die „Brixner Chronik“. Der innovative Unternehmerinnengeist von Maria Steger zeigt sich auch an einem etwas kurios anmutenden Zeitungsartikel des „Pusterthaler Boten“ von 1872. Berichtet wird hier von der Seidenzucht der in Mühlbach ansässigen Wirtin, welche diese als neue Erwerbsquelle andenke und erfolgreich ausprobiere.
Im November 1911 vermeldeten die Zeitungen den Tod der Hotelbesitzerin, die im Alter von 77 Jahren verschieden war. „Ganz Mühlbach trauert um diese edle Heimgegangene“, schreibt der „Pusterthaler Bote“. Und weiter: „Frau Steger war in Fremden- und Touristenkreisen weit über die Grenzpfähle der Monarchie bekannt und hochgeachtet; ihrem guten und streng solid geführten Hotel hat sie ein seltenes Renommee zu verschaffen gewußt und ihr dankt es großteils Mühlbach, heute als Fremdenstation vorgerückt zu sein. Mit Frau Steger ist wieder eine der noch wenigen im Pustertal lebenden Pioniere heimgegangen, welche an der Gründung und Hebung des Fremdenverkehrswesens im Pustertal großen Anteil genommen und sich bleibende Verdienste erworben haben.“

→ Hochzeitsbuch Mühlbach, 1785–1870, fol. 85;
→ Sterbebuch Mühlbach, 1870–1923, fol. 21 sowie 58;
→ MUTSCHLECHNER Armin, *Mühlbach bei Franzensfeste 1897–1947,* Bozen, Retina, 2020, 53 sowie 90–93;
→ o. V., *Wochen-Chronik*. IN: Pusterthaler Bote, 05.07.1872, Nr. 27, 106;
→ o. V., *Wochen-Chronik (Fortsetzung aus dem Hauptblatte)*. IN: Zweiter Bogen zum Pusterthaler Bote, 03.04.1896, Nr. 14, 5–6;
→ o. V., *Die heurige Fremdensaison im Pusterthal*. IN: Fremden Listen der Bäder u. Sommerfrischen. Beilage zur Meraner Zeitung, 24.09.1899, Nr. 115, 12.

Elise Kopf Überbacher Minatti

Geboren: 15. Dezember 1848, Lahr, Baden-Württemberg

Verstorben: 14. Februar 1926, Gries/Bozen

Fremdenverkehrspionierin, Begründerin des ersten Tiroler „Grandhotels“

Unmittelbar an der Bahnlinie in Toblach errichtete die k.k. Südbahngesellschaft ein Hotel, das vor allem in den Sommermonaten Gäste ins Hochpustertal locken sollte. 1878 wurde es unter der Leitung des Ehepaares Kopf-Überbacher aus Gries eröffnet. Mit 80 Betten übertraf das neue Hotel zwar die Gasthäuser der Umgebung, war aber noch weit von späteren Größenordnungen entfernt. Erst der Erfolg und die Leitung der Chefin Elise Überbacher, welche die Geschichte des Hauses beinahe 50 Jahre lang prägte, sollte den Betrieb zum ersten und bis 1895 einzigen Grandhotel Tirols machen.
Unter dem Namen Elise Kopf kam Überbacher in Lahr im deutschen Großherzogtum Baden 1848 zur Welt. Ihren zukünftigen Ehemann, den gebürtigen Grieser Ignaz Überbacher, lernte sie in München kennen. Er führte dort ein Uhrengeschäft. Als das Paar das Hotel in Toblach 1878 pachtete, zeigte sich die 30-jährige Elise Überbacher nicht nur als ebenbürtige Partnerin des Ehemannes, sondern übernahm auch bald die Führung des Hauses. Aufgrund des großen Erfolges konnten schon zu Saisonende 1879 erste Gebäudeerweiterungen vorgenommen werden.

Im Jahr 1880 verzeichnete das Toblacher Hotel etwa 4.000 bis 5.000 Nächtigungen, eine Zahl, die in Anbetracht der kurzen Sommersaison eine Glanzleistung darstellte.
1883 fasste das Paar den Beschluss, das Hotel „Bellevue“ in Gries zu übernehmen, welches von Ignaz Überbachers Bruder geführt wurde. Fortan konnten sie Sommer- und Wintersaison verbinden: Jährlich wurden zu Sommerbeginn das Personal und die Ausstattung von Gries nach Toblach verlegt, wo sie bis Oktober blieben. Dieses Modell der Verknüpfung von Sommer- und Wintersaison wirkte in Tirol vorbildhaft und sicherte als gewinnbringende Kombination Hotelier*innen bis zum Aufschwung des Wintersportes in der Zwischenkriegszeit einen ganzjährigen Umsatz. Im Herbst 1887 traf hoher Besuch im Hotel der Überbachers ein: Der deutsche Kronprinz Friedrich verbrachte mit seiner Familie fast drei Wochen im Haus. Seine Präsenz verlieh dem Hotel einen internationalen Ruf und lockte weitere Gäste an. Vor allem nach dem frühen Tod Friedrichs ein Jahr später wurden das Haus und das Hochpustertal Ziel vieler deutscher Gäste, die ihrem verstorbenen Kaiser nachspürten.
Zwischen Ende 1887 und Anfang 1888 tat das Ehepaar Überbacher einen mutigen Schritt und erwarb das „Südbahnhotel“ von der Bahngesellschaft. Der hohe Kaufpreis und das für den Erwerb notwendige Darlehen bedeuteten auf den ersten Blick ein erhebliches Risiko. Noch im selben Jahr, im Sommer 1888, verstarb Ignaz Überbacher. Während er das Hotel „Bellevue“ in Gries dem Sohn hinterließ, kam das Toblacher Haus der Witwe Elise Überbacher als Alleineigentum zu. Mit 40 Jahren war sie nun alleinige Geschäftsführerin in Toblach und verwaltete zudem das Erbe ihres Sohnes bis zu dessen 24. Lebensjahr.
Elise Überbacher erweiterte das Hotel in Toblach in ungeahnte Dimensionen. Noch 1888 ließ sie den Betrieb um einen Osttrakt ausbauen.

Durch großzügige Investitionen wuchs das Hotel in der Folge in mehreren Ausbaustufen zu einem der größten Alpenhotels der Monarchie an und konnte laut dem damals bekanntesten deutschsprachigen Reiseführer 350 Gäste beherbergen. Das Hotel umfasste Waldflächen, war mit Tennisplätzen, einer Automobil-Remise, einem eigenen Gaswerk und einem Friseursalon ausgestattet. Selbst ein eigener Arzt befand sich im Haus. Landesweit genoss Überbacher als Unternehmerin einen ausgezeichneten Ruf. Das Toblacher Hotel wurde zum Modell für weitere gezielt platzierte Bauten an Schlüsselstellen des Südbahnnetzes. Der Aufstieg zum Grandhotel bzw. alpinen Spitzenhotel kann auch an der Reihe prominenter Gäste abgelesen werden. So stiegen beispielsweise König Albert von Sachsen oder die österreichische Kronprinzessin Stephanie im Toblacher Hotel ab. Erst zehn Jahre nach dem Tod ihres Mannes heiratete Elise Überbacher ein weiteres Mal und teilte sich fortan mit ihrem Mann Adolf Minatti die Führung des Hauses.
Das Grandhotel strahlte auf seine Umgebung aus: Um das zunächst isolierte Hotel entstand in nur 25 Jahren Neutoblach, ein „Hoteldorf“, das zu den bedeutendsten touristischen Agglomerationen des Kronlandes gehörte.
Als Unternehmerin war Elise Überbacher nicht nur in Toblach, sondern auch im Winterkurort Gries aktiv: 1892 erwarb sie dort auf der Anhöhe über Gries, der Guntschna, das Ensemble von Reichrieglerhof, Streckerhof und Schallerhof, welches sie zu einem Hotel mit Ausflugsrestaurant ausbauen ließ. 1912 eröffnete sie die Guntschnabahn, die von Gries zu ihrem „Kuretablissement“ führte.
Während des Ersten Weltkrieges überließ Elise Überbacher ihr Hotel in Toblach unentgeltlich dem Roten Kreuz. Nach Kriegsende konnte es nur mit Hilfe von Krediten wieder in Schuss gebracht werden. Es hatte durch die Nähe zur Front schwere Schäden genommen. Nach einem kurzen Aufschwung musste ihr Sohn Max 1934 endgültig Konkurs anmelden. Den Niedergang des Grandhotels musste Elise Überbacher nicht mehr miterleben. Sie war 1926 verstorben und am Friedhof in Gries beigesetzt worden.
Noch heute erinnern die Initialen „EÜ“ an den schmiedeeisernen Zufahrtstoren des Grandhotels an die „Grande Dame“ des klassischen Tiroler Tourismus. Ein Elise Überbacher gewidmeter Zeitungsnachruf im „Volksboten“ vom 25. Februar 1926 gibt die Worte des Trentiner Tourismuspioniers Franz Joseph Oesterreicher wieder: „Wenn wir in unserem Lande ein Dutzend solcher, wirtschaftlich hervorragender, unermüdlich tätiger, sowie weitblickender Gastwirtinnen hätten, wäre uns die Konkurrenz mit der Schweiz ein Kinderspiel.“

→ HEISS Hans, *„… Ihre Frau Mutter ist ihrer Lebensaufgabe gewachsen“. Pionierinnen des frühen Tourismus. Drei biographische Skizzen.* IN: LUGER Kurt u. a. [Hrsg.], Der Alpentourismus. Entwicklungspotenziale im Spannungsfeld von Kultur, Ökonomie und Ökologie, Innsbruck [u.a.], Studienverlag, 2002, 127–142, hier 134–137;
→ HEISS Hans, *Grandhotel Toblach. Pionier des Tourismus in den Alpen/Grand Hotel Dobbiaco. All'avanguardia del turismo nelle Alpi*, Wien [u.a.], Folio, 1999, 23–60;
→ NAWROCKA I., Überbacher-Minatti (Ueberbacher-Minatti), Elise, geb. Kopf (1848–1926), Unternehmerin. IN: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950, online unter: https://www.biographien.ac.at/oebl/oebl_U/Ueberbacher-Minatti_Elise_1848_1926.xml, 13.06.2022;
→ ROHER Josef, *Zimmer frei. Das Buch zum Touriseum*, Bozen, Athesia, 2003, 83, 236 sowie 140;
→ SCHLORHAUFER Bettina (hrsg. von Touriseum – Südtiroler Landesmuseum für Tourismus), *Berghotels 1890–1930. Südtirol, Nordtirol und Trentino. Bauten und Projekte von Musch & Lun und Otto Schmid*, Bd. 1, Basel, Birkhäuser, 2021, 52;
→ o. V., *Eine Pionierin der Hotel- und Fremden-Industrie.* IN: Volksbote, 25.02.1926, Nr. 8, 18.

Geboren: 18. August 1851,
Kollmann (Barbian)

Verstorben: 29. November 1931, Bozen

Pionierin des Tourismus im Eisacktal, Besitzerin von Bad Dreikirchen

Johanna Settaris Lebensgeschichte dreht sich um einen Ort: Dreikirchen. Wie der Name bereits vermuten lässt, wächst der Weiler um drei Kirchen aus der Zeit zwischen dem 13. und 15. Jahrhundert. Bereits im Mittelalter gab es – so viel wird vermutet – neben den Kirchen eine Heilquelle und eine Pilgerherberge, die sich Anfang des 19. Jahrhunderts als gut besuchter und bekannter Badebetrieb etablierte.
1879 besiegelte ein Kaufvertrag zwischen dem Konkursverwalter Josef Ringlers und Johanna Settaris Ehemann Heinrich, Handelsmann in Bozen, den Kauf des Anwesens von Dreikirchen. Beim in Konkurs geratenen und 1878 zur Versteigerung gezwungenen Besitzer handelte es sich wahrscheinlich um Johanna Settaris Bruder. Der Badebetrieb befand sich nämlich seit rund 150 Jahren im Besitz der Ringler, der Kreuzwirtsfamilie von Kollmann, in die 1851 auch Johanna hineingeboren worden war. Der Kauf von Dreikirchen kann also als eine Art „Rettung“ des Familieneigentums Johanna Settaris verstanden werden.
In Dreikirchen begann mit dem Ehepaar Ringler-Settari eine neue Ära. Bereits kurz nach der Übernahme des Badeanwesens schrieb „Der Bote für Tirol“: „Das wegen seiner großartigen Ausrichtung und herrlichen Lage […] gepriesene Bad Dreikirchen nimmt unter der umsichtigen Leitung des jetzigen Besitzers, Heinrich Settari aus Bozen, erfreulichen Aufschwung. Es übertrifft dies Bad an Schönheit der Räumlichkeiten und Komfort die meisten derartigen Anstalten Deutschtirols und ebenso werden Küche und Keller sehr gerühmt.“ 1881/82 folgten die ersten Umbauarbeiten des Badanwesens: Es wurde um einen Mitteltrakt mit Veranda und Balkons erweitert; die Zimmer wurden komfortabler ausgestattet. Nun kam das Hotel auch für eine gehobene Gästeschicht infrage.
Dem Kauf von Dreikirchen folgten weitere Grundstückserwerbe: Zur Geburt eines jeden Kindes wurde ein Grundstück (Wiese oder Wald) dazugekauft, sodass sich angesichts der Schar von 15 Kindern der Besitz der Familie bald weit über den Berghang erstreckte. Auf den Grundstücken entstanden im Laufe der Zeit zahlreiche (Sommer-)Häuser für Kinder und Gäste.
1896 starb Heinrich Settari 59-jährig. Die Witwe Johanna zog sich jedoch nicht als Gastwirtin zurück, sondern erbaute bereits zwei Jahre darauf in den Wiesen von Priol das Berghotel „Pension Briol“ mit dem inzwischen abgebrannten Nebenhaus „Einäugl“. Die Führungsrolle in Dreikirchen kam Johanna Settari jedoch nicht erst mit dem Tod ihres Ehemannes zu. Verschiedene Baudokumente aus dem Jahre 1887/88 unterstreichen Johanna Settaris zentrale Wichtigkeit im Gastbetrieb: Sie wird hier als „Besitzerin des Bades Dreikirchen“ adressiert. Ihr Ehemann bleibt gänzlich unerwähnt, obwohl sich die Bau- bzw. Umbaudokumente auch um finanzielle Angelegenheiten drehen. Auch andere Kaufverträge zeigen Johanna Settari klar als Führungsperson von Dreikirchen: Für die Bezahlung des Burgstallergutes, das noch vor dem Tod ihres Mannes erworben wurde, lief der Schuldschein auf ihren Namen. Die Werbeanzeigen in den verschiedenen Zeitungen führen Johanna Settari als Kontakt- und Führungsperson in Dreikirchen an. Auch das Testament Heinrichs zeigt klar, dass Dreikirchen als gemeinsamer oder vielleicht sogar mehr als Johannas Besitz verstanden wurde: Heinrich Settari verfügt hier über seinen Besitz als Handelsmann in Bozen. Bad Dreikirchen bleibt gänzlich unerwähnt. Auch in der Familienerinnerung ist Johanna die zentrale Figur, die Dreikirchen leitete und maßgeblich die Errichtung der Sommerfrischhäuser voranbrachte, sie sogar großteils selbst entwarf. So erzählt die Enkelin Alexandra Settari in einem Familienerinnerungsbuch, die Großmutter Johanna habe sich eigens einen ein Meter breiten Bauernschurz anfertigen lassen, um auf den Baustellen kontrollieren und nachmessen zu können.
Um die Jahrhundertwende hatte sich Johannas Bad Dreikirchen nicht nur als ein beliebter Wasserkur- und Sommerfrischort etabliert, sondern war darüber hinaus Treffpunkt für Intellektuelle und Künstler*innen geworden. Unter den illustren Gästen befanden sich etwa der Chirurg Lorenz Böhler, der Maler Franz Defregger, der das Badehaus 1879 in einem seiner Bilder verewigte, und der Schriftsteller und Dichter Christian Morgenstern. Bad Dreikirchen hat allem Anschein nach auch in ein Gedicht Morgensterns Eingang gefunden. Das „Illustrierte Lexikon der Bade-, Brunnen-, Luftkurorte und Heilanstalten“ beschreibt 1910 Dreikirchen als „märchenhaft“ und verweist auf seine „Ausnahmestellung“ unter den Tiroler Kurorten.
1919 überließ Johanna Settari das „Kircheranwesen (Oekonomie), Rotkäppchen, Villa Pia, Ober- und Unter-Waldheim im Marell, Urbele, Briolerhof, Learnhof, Burgstall, samt allem fundus instructus“ den Kindern und zog sich aus dem Hauptgeschäftsleben zurück. Lediglich „den Grubenhof, die Köchl- und Rasnwiese und das Settarihaus“ hielt Settari von ihrem Besitz zurück. 1927 schenkte sie den Grubenhof ihrer Tochter Luise Riccabona geb. Settari. Im fortgeschrittenen Alter zog sich Johanna Settari in ihr eigenes Sommerhäuschen, das kleine „Mutterhäusl“, zurück. 1931 verstarb Johanna Ringler Settari, die mit viel Geschick Bad Dreikirchen geleitet und es zu einem zentralen Ort des aufkommenden Tourismus im Tirol südlich des Brenners gemacht hatte.

→ Landesarchiv Bozen, Familienarchiv Settari;
→ Taufbuch Barbian, 1777–1868, fol. 287;
→ Heiratsbuch Bozen 1853–1871, fol. 296;
→ HINTERWALDNER Inge, *Profanarchitektur in Barbian*. IN: ABERER Michael, Barbian. Eine Gemeinde stellt sich vor, Barbian, Gemeinde Barbian, 2003, 260–274, hier 270–274;
→ KOFLER Erich/KOFLER Oswald, *Ein Sommer in Dreikirchen*, Bozen, Athesia, 1991, vor allem 22–42;
→ SETTARI Alexandra, *Johannas Erben. Dreikirchner Familiengeschichten*, Bozen, Athesia, 2004;
→ Touriseum [Hrsg.]/DAL NEGRO Francesco, *Hotel des Alpes. Storie di alberghi ed albergatori dalla Savoia al Tirolo/Historische Gastlichkeit von Savoyen bis Tirol*, Baden, Hier-und-Jetzt-Verl., 2007, 198–200;
→ o. V., *Vom Eisack*. IN: Der Bote für Tirol und Vorarlberg, 23.08.1880, Nr. 193, 1662.

Maria Mall Schrott 372

Geboren: 23. Jänner 1853, Kaltern

Verstorben: 12. Mai 1934, Meran

Hotelbesitzerin, Fremdenverkehrspionierin, Kunstgewerblerin

Maria Schrott gehört zu jenen Unternehmer*innen, die sich in der Geschichte des Tiroler Fremdenverkehrs eine hervorragende Stellung erarbeitet haben. Vor allem als Witwe tat sie sich – ähnlich wie Emma Hellenstainer – als eigenständige und erfolgreiche Geschäftsfrau hervor.
Ihre Jugendjahre verbrachte Maria Schrott in Bozen, später übersiedelte sie nach Innsbruck, wo sie 1880 Alois Schrott heiratete. Sechs Jahre später erwarb ihr Ehemann das damals weitgehend verfallene Schloss Forst, an dessen Wiederaufbau Maria Schrott maßgeblich beteiligt war. 1896 wurde das Schloss wieder verkauft. Um 1900 beteiligte sich Maria Schrott wiederum an einem Schlossausbau, jenem von Freudenstein in Eppan, der jedoch stilistisch weniger glückte. 1892 erwarb das Ehepaar Mall-Schrott eine Reihe von Grundstücken auf der Mendel, wo es vier Jahre später das „Grand Hotel Penegal“ eröffnete. Es war mit rund 200 Betten eines der wenigen alpinen Großhotels in Tirol und überzeugte – so die Einschätzung in den „Innsbrucker Nachrichten“ – nicht nur durch seine „reizende Lage“, sondern auch durch seine „geschmackvolle und praktische Einrichtung“ sowie elektrische Beleuchtung. Besonders wegen des Rundblicks auf die umliegende Berglandschaft war das Hotel bei den Gästen sehr geschätzt. Nach dem Tod ihres Mannes 1902 führte Maria Schrott das Hotel für mehr als ein Jahrzehnt sehr erfolgreich allein weiter. 1903 nahm angesichts der wachsenden Tourist*innenzahl auf der Mendel ein Artikel Bezug auf das Hotel: „Der wachsende Fremdenzufluß wird aber die Fremdenstation Mendel nicht unvorbereitet treffen. Das in architektonischer Schönheit prangende Hotel Penegal bot jetzt schon in seinen weiten Räumen dem Touristenstrom unterkunftsreiche Aufnahme […].“ 1919 zog sich Maria Mall Schrott aus dem Gastbetrieb zurück und widmete sich, nachdem sie bereits 1892 eine Monografie über Schloss Forst veröffentlicht hatte, vermehrt ihrem heimatkundlichen Interesse. So verfasste sie eine Chronik über Kaltern im 19. Jahrhundert. Zudem war Schrott handwerklich tätig und erlangte vor allem mit ihren dekorativen Stickereien, die sie an Vorhängen, Tischdecken und Polstern anbrachte, eine gewisse Bekanntheit.

→ HEISS Hans, *Schrott, Maria geb. Mall (1853–1934), Hotelbesitzerin, Fremdenverkehrspionierin und Kunstgewerblerin.* IN: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950, Bd. 11, Wien, Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, 1999, 261;
→ KÖFLER Gertl/FORCHER Michael, *Die Frau in der Geschichte Tirols*, Innsbruck, Haymon, 1986, 215;
→ LEBENSAFT E., *Schrott, Alois (1838–1902), Realitätenbesitzer, Fremdenverkehrspionier und Versicherungsfachmann.* IN: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950, Bd. 11, Wien, Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, 1999, 256–257;
→ o. V., *Eröffnung des Grand Hotel Penegal am Mendelpass.* IN: Innsbrucker Nachrichten, 14.07.1896, Nr. 60, 3;
→ o. V., *Auf der Mendel.* IN: Der Tiroler, 14.05.1903, Nr. 58, 2.

Anna Speckbacher Tutzer 373

Geboren: 27. Dezember 1856, Stams

Verstorben: 8. September 1933, St. Peter (Villnöß)

„Kabis“-Wirtin, Pionierin des Tourismus im Villnößtal

1880 kam Anna Speckbacher Tutzer durch Heirat ins Villnößtal, wo sie zu einer zentralen Figur und Förderin des aufkommenden Fremdenverkehrs wurde. Ihre bedeutende Rolle betonen die Historiker*innen Gretl Köfler und Michael Forcher in ihrer Monografie zu den Frauen in der Tiroler Geschichte wie folgt: „In vielen Fällen wurden weitblickende und wagemutige Wirtinnen zu wichtigen Pionieren des modernen Tourismus in ihrer Gegend. Dies gilt nicht nur für die erwähnte ‚Frau Emma‘ in Niederdorf, sondern vor allem […] für die Kabiswirtin in Villnöß, Anna Tutzer geborene Speckbacher, die das Tal für den Fremdenverkehr erschloß.“
Von Geburt an war Anna Tutzer mit dem Gastgewerbe vertraut: Ihr Vater war Gastwirt in Stams im Oberinntal. Mit 23 Jahren heiratete sie Anton Tutzer, den „Kabis“-Wirt in St. Peter in Villnöß. Der Ehe entstammten sieben Kinder, von denen sechs das Erwachsenenalter erreichten.
1902 war der hoch verschuldete „Kabis“-Wirt gezwungen, Konkurs anzumelden und den Betrieb, der sich spätestens seit dem 17. Jahrhundert in Familienbesitz befand, zu versteigern. Anna Tutzer rettete den Gastbetrieb für die Familie. Zwar gingen verschiedene Besitzungen verloren, doch Tutzer übernahm den Kern bzw. den Hof und das dazugehörige Gasthaus: Bei der Versteigerung tat sich Anna Tutzer als Meistbietende hervor und erwarb das Anwesen für den stattlichen Preis von rund 54.100 Kronen. In „Anrechnung auf den Kaufpreis“, so ist es in der Übertragungsurkunde verzeichnet, musste sie auch die „pfandverantwortlich haftende[n] Forderungen“ und damit die Schulden des Ehemannes übernehmen. Unterstützt wurde Tutzer in diesem Unterfangen von ihrem Bruder, der als Advokat in Meran tätig war.
Anna Tutzer, die „Kabis“-Wirtin, profilierte sich in den folgenden Jahren als äußerst rege und innovative Unternehmerin des Tales. 1909 kaufte sie die sogenannte Profantersäge. Diese ließ sie unter der Leitung ihres Sohnes, eines diplomierten Ingenieurs, zum Elektrowerk umbauen.
Das Werk versorgte in der Folge nicht nur den eigenen Gastbetrieb, sondern auch eine Reihe von Häusern und Höfen in St. Peter sowie St. Jakob mit Strom. Der Ort gehörte damit wohl zu jenen Gemeinden, die für Tirol verhältnismäßig früh über elektrischen Strom verfügten: Erst seit 1897 wurden Bozen und Meran als erste Gemeinden Südtirols mit Strom versorgt.
Bereits 1912 schloss Anna Tutzer mit der Gemeinde Villnöß einen Vertrag, in dem sie dieser die Lieferung von Strom für das „Armenfondshaus“ (es dürfte sich hier wohl um das Spital oder eine Pflegeeinrichtung gehandelt haben) zusagte. Daran gebunden war auch die Verpflichtung der Gemeinde, den Strombedarf in den Gemeindeobjekten durch das Tutzer’sche Werk zu decken. Bis zur Ausweitung der Elektrizitätsgenossenschaft von St. Magdalena 1925 hatte Anna Tutzer das Alleinrecht in St. Peter und Umgebung, „Leitungsmasten auf Gemeindegrund aufzustellen und elektrischen Strom zu liefern“.
Nicht nur die elektrische Beleuchtung war eine von Anna Tutzer initiierte Neuerung im und um das Hotel „Kabis“, auch die verkehrstechnische Verbindung des Gasthauses und damit des Tales erfuhr unter ihrer Führung eine bedeutende Verbesserung. Das „Kabis“ wurde zum „Postgasthof“ und erfüllte damit neben dem Herbergsbetrieb auch die Funktion eines „k. k. Post- und

Telegraphenamtes“. Damit verfügte das Hotel über eine Postverbindung mit dem Haupttal, eine Telegrafenstation sowie über einen eigenen Telefonanschluss nach Klausen. Die Gastwirtin Tutzer selbst versah das Amt der Posthalterin. Zudem verkehrten zwischen dem „Kabis“ in St. Peter und dem Haupttal Stellwagen, höchstwahrscheinlich „Pferde-Omnibusse“, welche Ortsansässige und Gäste in das Tal beförderten. In einem kurzen Zeitungsbericht von 1906 wird beurteilt, dass die erleichterte Erreichbarkeit für den lokalen Tourismus förderlich war und sich das Tal in der Folge einer „immer mehr steigenden Frequenz erfreut[e]“. Die Verbindung machte das Villnößertal für Tourist*innen, die seit der Eröffnung der Brennerbahnlinie in den 1860er-Jahren kostengünstig und – verglichen mit früher – relativ bequem die Alpen bereisen konnten, erreichbar und attraktiv. Eine um 1900 gedruckte Werbebroschüre des Hotels betont die Erreichbarkeit von St. Peter in „2 Stunden auf guter Fahrstraße“.
Im „Fremdenbuch“ des Gasthauses sind die Herkunftsorte der Gäste kurz nach der Jahrhundertwende angeführt. Sie stammten vor allem aus deutschsprachigen Ländern. Neben Städten wie Wien, Berlin, Leipzig und Augsburg finden sich jedoch auch internationalere Besucher*innen des Tales, z. B. aus England oder dem benachbarten italienischen Königreich. Dass das Hotel einen gewissen Ruf genossen und einen hohen Standard erfüllt haben muss, zeigt ein Eintrag aus dem Jahr 1910: Bei seinem Besuch in Villnöß wohnte Erzherzog Theodor im „Kabis“. Es muss sich um den Enkel des Kaisers gehandelt haben. Darauf verweist neben dem angeführten Titel auch die Angabe „Schloss Wallsee“ als „gewöhnlicher Wohnort“.
Nicht nur wirtschaftlich scheint Anna Tutzer im Dorf äußerst aktiv gewesen zu sein, in einem Nachruf wird auch ihr wohltätiges Wirken genannt. So sei sie „in der damaligen Ermangelung eines taleigenen Arztes“ zu den Kranken geholt worden und habe sich um diese gekümmert. 1933 starb Anna Tutzer, die „weit über die Grenzen unseres Bergdorfes bekannte Kabiswirtin“, nach 53 Jahren ihres Wirkens in Villnöß. Sie war – so fährt der Nachruf in der Tageszeitung „Dolomiten“ fort – „eine tüchtige Wirtin von altem Schrot und Korn“. Testamentarisch setzte Anna Tutzer ihre Tochter Maria als Universalerbin ihres Besitzes ein. 1956 schrieb ebendiese Tochter in einem Brief an den Kunsthistoriker und Denkmalpfleger Josef Weingartner, der sich für die Familiengeschichte des Gasthauses interessierte: „Besondere Erwähnung verdient vielleicht wohl der Name meiner Mutter, Anna Speckbacher, die durch ihre ausdauernde Arbeit und Energie und mit viel Weitblick den Gasthof für den anfangenden Fremdenverkehr hochbrachte, da Villnöss vor 50 Jahren kaum von Fremden besucht wurde. – Sie war durch Ihre Güte und Hilfsbereitschaft im ganzen Tale beliebt, wo sie oft erste ärztliche Hilfe leistete und zu Kranken gerufen wurde, da der Arzt drei Wegstunden entfernt war.“

→ Nachlass Anna Speckbacher Tutzer, Kabis, St. Peter in Villnöß;
→ FORCHER Michael u. a., *Südtirol in Geschichte und Gegenwart*, Innsbruck, Haymon, 2010, 208–219;
→ KÖFLER Gretl/FORCHER Michael, *Die Frau in der Geschichte Tirols*, Innsbruck, Haymon, 1986, 99;
→ SOLDERER Gottfried [Hrsg.], *Das 20. Jahrhundert in Südtirol. Abschied vom Vaterland*, Bd. I: 1900 – 1919, Bozen, Edition Raetia, 1999, 45–51 sowie 62–63;
→ o. V., *Frau Tutzer zum Gedenken*. IN: Dolomiten, 16.09.1933, Nr. 111, 5;
→ o. V., *Leichenbegängnis*. IN: Alpenzeitung, 13.09.1933, Nr. 217, 4.

Therese Steger Mayr

Geboren: 11. September 1824, Mühlbach

Verstorben: 12. Juli 1907, Brixen

Wirtin des „Elephanten“, Fremdenverkehrspionierin in Brixen

Therese Steger Mayr war eine Frau, die in Brixen die neuen Möglichkeiten des Bahnverkehrs erkannte und wirtschaftlich zu nutzen wusste. Mit ihrem Unternehmer*innengeist sticht die Wirtin des „Elephanten“ aus der Reihe der alten Gast- und Postwirt*innen hervor.
Therese Steger Mayr stammte aus einer Gastwirt*innen-Familie aus Mühlbach bei Franzensfeste. In ihrer Jugend verliebte sie sich in den Brixner Friedrich Mayr. Er war Sohn des Gasthofes „Elephant“, der seit einem Jahrhundert an der Brennerroute führend war und einen ausgezeichneten Ruf genoss. Seit 1837 war der Gasthof auch Poststation und damit ein Knotenpunkt des Reise- und Briefverkehres über den Brenner. Einer Ehe zwischen Therese Steger und Friedrich Mayr stand zunächst die Familie des Mannes entgegen, die auf eine „bessere Partie“ drängte. Der Sohn gab nach und ging eine klassische „Konvenienzehe“ ein. Die Frau starb jedoch kurz nach der Hochzeit, sodass eine Ehe mit Therese Steger wieder möglich war. 1846 heiratete das Paar. Therese Steger zeigte sich als hervorragende Wirtin, der Ehemann konnte sich anderen Projekten widmen. Als Friedrich Mayr im Herbst 1856 unerwartet starb, hinterließ er seine Gattin mit zwei unmündigen Töchtern. Ein Sohn war bereits 14 Tage nach der Geburt verstorben.
Da die Führung von Gasthof, Landwirtschaft und Posthalterei als ein Unterfangen angesehen wurde, an dem eine Frau allein nur scheitern konnte, wurde Therese Steger beschworen, wieder zu heiraten. Sie lehnte ab und beharrte darauf, ihr Haus selbst zu führen. Das Erbe war zwar den beiden Töchtern zugefallen, der Mutter blieb jedoch bis zur deren Volljährigkeit die Nutzung des Eigentums. Die Witwe konnte auf den Rückhalt ihrer Familie in Mühlbach sowie ihres Vormundes, des langjährigen Brixner Bürgermeisters Franz Ostheimer, zählen. Die prominente Unterstützung veranlasste die Oberpostdirektion in Innsbruck, Therese Steger die Posthalterei zu übertragen.
Der Witwenstatus gab Therese Steger unternehmerische Freiräume, in denen sie sich als großartige Wirtin entpuppte. Sie verbesserte beständig Zimmer und Ausstattung. In der Küche sowie im Service erfolgte eine Umstellung auf ein internationales Niveau. So fanden im „Elephanten“ nicht nur weiterhin die Stammtische und großen Gastmähler statt, auch immer mehr Tourist*innen, deren Zustrom nach Südtirol zunahm, wählten den Gasthof als Unterkunft.

Die Eröffnung der Brennerbahn, die Bozen mit Innsbruck verband, im August 1867 läutete endgültig eine neue Epoche des Reisens im südlichen Tirol ein: Das Kronland war nun auf seiner Nord-Süd-Achse von Kufstein bis Ala für den Zugverkehr und damit auch den Tourismus erschlossen. Die Zahl jener, die das Land zu Erholungszwecken besuchten, nahm in der Folge kontinuierlich zu.
Entlang der Bahnstrecke stieß das neue Verkehrsmittel nicht überall auf Begeisterung: Postmeister*innen, Gastwirt*innen, Fuhrleute und andere am Straßenverkehr interessierte Kreise hatten sich vehement gegen den Bahnbau gewehrt und beäugten die Eröffnung der Strecke mit Argwohn. Therese Steger blieb in dieser Situation „obenauf“: Sie verstand es, auf die Anforderungen der neuen Zeit zu reagieren und die „Eisenbahnära“ für sich und ihren Betrieb zu nutzen. Damit konnte sie den Übergang vom Post- zum Bahnverkehr, der für viele Gasthöfe das Aus bedeutete, ohne eine Schädigung ihres Geschäftes meistern.
In der Hauschronik des „Elephanten“ gibt die Tochter Maria Mayr Heiss einen kurzen Rückblick auf die Anfangsjahre ihrer Mutter und notiert bezüglich der Einweihung der Eisenbahn: „Das Gespenst für sämmtliche Postmeister & Fuhrmannswirtshäuser, denn die sogenannten Mußherbergen hörten auf. Wir mussten uns ins Unvermeidliche fügen u. wurden belohnt durch großen Zuzug von Fremden aus aller Herren Länder.“ Die von der Tochter genannte „Belohnung“ erfolgte nicht von selbst. Um ihr Hotel maßgeblich am neuen Gästestrom teilhaben zu lassen, beließ es Therese Steger nicht bei der Qualitätsanhebung ihres Betriebes, sondern setzte auf ein direktes „Anwerben“ der Gäste am Bahnhof. So schickte sie beim Eintreffen des Eilzuges aus Italien jeden Abend ihre „Omnibusse“ auf den Bahnhof, wo diese für die auf Herbergssuche befindlichen Gäste bereitstanden. Damit wurde der „Elephant“ trotz seiner räumlichen Distanz zum ersten Bahnhofshotel in Brixen.
Mit der Volljährigkeit der Töchter und der Einheirat eines Schwiegersohnes trat Therese Steger Ende 1869 von der Führung des Hauses ab. Im Juli 1907 verstarb die ehemalige Gasthofbesitzerin „zum Elephanten“ mit 83 Jahren. In einer Transitionsphase des regionalen Tourismus hatte sie die Vorteile des neuen Metiers erkannt. Lange vor den meisten anderen Wirt*innen des Eisacktales setzte Therese Steger Mayr auf den Tourismus der bürgerlichen Reisenden, die für ihren Ferienaufenthalt in das südliche Tirol kamen.

→ Haus- und Familienchronik 1883–1999 (Transkript), Hausarchiv Hotel „Elephant“ Brixen, 103–112;
→ HEISS Hans, *„… Ihre Frau Mutter ist ihrer Lebensaufgabe gewachsen“. Pionierinnen des frühen Tourismus. Drei biographische Skizzen.* IN: LUGER Kurt u. a. [Hrsg.], Der Alpentourismus. Entwicklungspotenziale im Spannungsfeld von Kultur, Ökonomie und Ökologie, Innsbruck [u.a.], Studienverlag, 2002, 127–142, hier 127–131 sowie 137–139;
→ HEISS Hans, *Der Weg des „Elephanten“. Geschichte eines großen Gasthofs seit 1551*, Wien [u.a.], Folio, 2002, vor allem 69–88;
→ KÖFLER Gretl/FORCHER Michael, *Die Frau in der Geschichte Tirols*, Innsbruck, Haymon, 1986, 99;
→ WEINGARTNER Josef, *Die Wirtsleute beim „Elefanten“*. IN: HEISS Wolfgang [Hrsg.], Von der Herberge am Hohen Feld zum Brixner Gasthof und Hotel „Elefant“, Brixen, Weger, 1951, 15–66, hier 28–40.

Geboren: 1877, Pera im Fassatal (San Giovanni di Fassa), Trentino

Verstorben: 29. Juni 1971, Canazei, Trentino

Pionierin des Dolomiten-Tourismus

Heute gilt Maria Piaz aufgrund ihrer innovativen und unermüdlichen unternehmerischen Initiativen über ihren Wirkungsort hinaus als Pionierin des Dolomiten-Tourismus. Piaz erkannte das aufkommende Interesse an den Bergen und die daraus resultierenden wirtschaftlichen Möglichkeiten.
Mit verschiedenen Initiativen und trotz wiederholter Rückschläge versuchte sie, das Potenzial der Dolomiten für den Fremdenverkehr zu nutzen. Ihr unermüdliches Wirken am Pordoijoch hat ihr den Beinamen „Madre del Pordoi“, „Mutter des Pordoi“, eingebracht.
Maria Piaz kam in einer ärmlichen Familie zur Welt. Ihre Mutter Caterina sorgte als Hausiererin für den Lebensunterhalt der Familie. Bereits als Kind musste Piaz arbeiten und ihre Familie finanziell unterstützen. Sie ging ins deutschsprachige Tirol, um als Hirtin und Magd zu arbeiten. Später absolvierte sie eine Buchbinderinnenlehre, hatte aber nicht ausreichend Mittel, um das Handwerk selbstständig auszuüben. Um die Jahrhundertwende wandte sich Maria Piaz dem Gastgewerbe zu und arbeitete in einem Hotel unweit ihres Elternhauses. Dort lernte sie ihren späteren Ehemann kennen, den sie 1896 heiratete.
In der Folge brachte sie sechs Kinder zur Welt. Trotz der familiären Verpflichtungen machte sich Maria Piaz beruflich selbstständig. 1902 eröffnete sie auf dem Pordoijoch eine Raststätte: In der hierfür gemieteten Hütte kehrten bald nicht nur Einheimische auf dem Weg in andere Täler oder Dörfer ein, sondern auch erste Tourist*innen.
1906 erbaute Maria Piaz mit ihrem Bruder, dem Alpinisten und Bergführer Tita Piaz, ein Gasthaus am Pordoijoch, das sogenannte Touristenheim. Der Fertigstellung folgte jedoch der Rückschlag: Der Bruder Tita vermietete es auf eigene Faust, die Schwester Maria stand trotz der vielen Arbeit und des großen Einsatzes mit leeren Händen da. Die Enttäuschung muss für Piaz groß gewesen sein, auch weil die „Große Dolomitenstraße“, die Bozen mit Cortina – unter anderem über den Pordoipass – verbinden sollte, kurz vor der Fertigstellung stand. Sie galt explizit touristischen Interessen und sollte die Bergwelt der Dolomiten leichter zugänglich machen.
Wenig später erregte Piaz mit einem privaten Ereignis öffentliche Aufmerksamkeit: Sie ließ sich 1909 vermutlich als erste Frau des Fassatales und entgegen allen gesellschaftlichen und kirchlichen Gepflogenheiten von ihrem Mann scheiden.
Maria Piaz versuchte ihr Glück am Pordoijoch ein weiteres Mal: Sie baute eine Holzhütte mit einem kleinen Laden, in dem sie Süßwaren und Karten verkaufte. Die neue Existenzgrundlage wurde jedoch mit Beginn des Krieges und der Errichtung der Front am Pordoijoch zerstört. Der Krieg hatte für Maria Piaz noch unmittelbarere Auswirkungen: 1915 wurde sie verhaftet und im Lager Katzenau nahe Linz interniert. Sie hatte – vermutlich aufgrund ihrer irredentistischen Gesinnung – zwei italienischsprachige Soldaten aus dem österreichisch-ungarischen Heer über die Frontlinie geführt und ihnen damit bei der Desertion geholfen. Erst 1918 konnte Piaz wieder nach Hause zurückkehren.

Der Freude über den Kriegsausgang und die Ankunft italienischer Soldaten folgte bald Ernüchterung: Wirtschaftlich musste Maria Piaz von vorne anfangen. Sie begann mit dem Bau einer kleinen Schutzhütte mit dem Namen „Marmolada“ und pachtete und restaurierte das alte Hotel „Christomannos“, das dem CAI gehörte. 1923 konnte sie es als Gasthaus unter dem Namen „Hotel Savoia“ eröffnen. Der plötzliche Pachtentzug des CAI 1926 war für Piaz ein erneuter Rückschlag. Die Unternehmerin hatte jedoch in der Zwischenzeit ein weiteres Hotel in der unmittelbaren Nähe erbaut, das 1927 unter dem Namen „Hotel Maria“ eröffnet wurde.
Das Aufkommen des Skitourismus in der Zwischenkriegszeit sicherte Piaz ein finanzielles Auskommen. Gemeinsam mit ihren Kindern plante sie weitere Hotelprojekte: So entstand ein „Hotel Maria“ in Canazei, ein „Hotel Maria Flora“ am Sellajoch, ein „Rifugio Maria“ in Fedaia.
Am Pordoijoch wurde neben dem Hotel ein kleines Geschäft für die vorbeikommenden Tourist*innen errichtet. Im Alter von 80 Jahren nahm Maria Piaz ihr letztes Unternehmen in Angriff: Zusammen mit ihrem Sohn Francesco gründete sie jene Firma, die 1963 die Seilbahn auf den Sass Pordoi, eine der ersten Aufstiegsanlagen in den Dolomiten, errichtete.
1971 verstarb Maria Piaz im Alter von 94 Jahren. Trotz der vielen Rückschläge hatte sie ein Leben lang an ihren unternehmerischen Vorstellungen festgehalten und gearbeitet.

→ CHIOCCHETTI Nadia (hrsg. von Union Generela di Ladins dles Dolomites), *Nosta Jënt. Persones y personalités dla Ladinia. Persönlichkeiten Ladiniens. Personalità della Ladinia*, San Martin de Tor, Union Generela di Ladins dles Dolomites, 2005, 115–116;
→ PALLA Luciana, *“La Madre del Pordoi”.* IN: PALLA Luciana [Hrsg.], Maria Piaz de Pavarin. Dal Pordoi a Katzenau. Il racconto di una vita in Val di Fassa nel primo Novecento, Vigo Di Fassa, Istitut Cultural Ladin “majon Di Fashegn”, 2007, 11–24;
→ PALLA Luciana, *Corrispondenza da Katzenau (1916–1917).* IN: DEP 7 (2007), 124–131;
→ RUNGGALDIER Ingrid, *Frauen im Aufstieg. Auf Spurensuche in der Alpingeschichte*, Bozen, Edition Raetia, 2011, 141–145;
→ SCHNÜRER Sepp, *Die große Dolomitenstraße. Von Bozen über Canazei und Cortina nach Toblach*, München, BLV, 1991.

Geboren: 28. Juni 1913, Innsbruck

Verstorben: 8. August 2015

Brauherrin

„Seit einem guten halben Jahrhundert kann Südtirol ohne Übertreibung ‚Forst‘- Land genannt werden, schließlich dominiert das Bier aus der Großbrauerei in der namensgebenden Algunder Fraktion Forst die Gaststätten des Landes“, schreibt Roman Drescher in einer Publikation zum Brauereiwesen in Südtirol. Als wichtige Persönlichkeit des Unternehmens sowie der Gemeinde Algund erscheint dabei die ehemalige Brauherrin und Chefin Margarethe Brandner Fuchs, die bis dato einzige Ehrenbürgerin der Gemeinde Algund. Während ihr Mann bereits 1988 zum Ehrenbürger ernannt wurde, folgte diese Auszeichnung für Margarethe Fuchs erst 2002. Die Gemeinde begründet auf der Ehrenurkunde die Verleihung wie folgt: „Der Gemeinderat von Algund hat in der Festsitzung vom 12. Juni 2002 beschlossen, Frau Margarethe Fuchs, Brauherrin zu Forst, in Anerkennung ihrer großen unternehmerischen Verdienste zur Ehrenbürgerin zu ernennen. Ihr weitsichtiges Tun und Handeln wirkte sich stets segensreich aus auf die Gemeinde Algund und ihr Verdienst um die vorbildliche Restaurierung von Schloß Vorst wird die Generationen überdauern.“
1913 in Innsbruck geboren, übersiedelte Margarethe Fuchs nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges nach Südtirol. Hier lernte sie den Chef der Brauerei Forst kennen, den sie 1953 heiratete. Gemeinsam mit ihrem Ehemann führte sie den 1857 offiziell gegründeten Betrieb in eine große Wachstumsperiode. Ab 1958 saß Fuchs als Mitglied im Verwaltungsrat der Brauerei.

Nach dem Tod ihres Ehemannes 1989 führte Margarethe Fuchs mit 71 Jahren den Betrieb allein weiter. Sie war bekannt, so steht es im Nachruf der „Südtiroler Wirtschaftszeitung“, für ihren harten und direkten Führungsstil.
Bis 2006 blieb Fuchs an der Spitze der Brauerei, die auch nach ihrem Rückzug unter der Führung ihrer Tochter in Frauenhänden verblieb.
Margarethe Fuchs hat sich – darauf verweist die Beschlussniederschrift des Gemeinderats von Algund bezüglich der Ehrenbürger*innenschaft – nicht nur als bedeutende Südtiroler Unternehmerin einen Namen gemacht, sondern auch in kultureller Hinsicht „sehr viel geleistet“. Hervorgehoben werden hier vor allem die „vorbildliche“ Restaurierung von Schloss Forst und ihre Verfügbarkeit für verschiedene Vereine der Gemeinde.
Ein Zeitungsartikel, der 1996 in der „Dolomiten“ von der Verleihung des Tiroler Ehrenzeichens an Margarethe Fuchs berichtet, erwähnt ihr Engagement als Förderin der heimischen Kunst. „So gibt es im Raum Meran wohl niemanden, dem Jugend, Sport, Gesundheit, Fremdenverkehr und Kultur so am Herzen liegen wie Frau Fuchs“, wird das Wirken der Brauherrin in der Laudatio anlässlich der Verleihung der Ehrenmitgliedschaft der Kurverwaltung Meran 1995 in Worte gefasst.

→ Gemeindearchiv Algund, Gemeinde Algund/Comune di Lagundo, Beschlussniederschrift des Gemeinderates Nr. 19, Sitzung vom 12.06.2022/Verbale di deliberazione del consiglio comunale n. 19, seduta del 12.06.2022;
→ DRESCHER Roman, *Bier in Südtirol. Geschichte des Brauereiwesens und Wirtshausbrauereien heute*, Bozen, Edition Raetia, 2013, 90–96;
→ KIEM Maria, *Die letzten 50 Jahre*. IN: KIEM Maria [Hrsg.], 1000 Jahre Algund, Bozen, Athesia, 2005, 668–706, hier 695 sowie 706;
→ WEIßENSTEINER Robert, *Matriarchin mit Kanten*. IN: Südtiroler Wirtschaftszeitung online, online unter: https://swz.it/matriarchin-mit-kanten/, 02.05.2022;
→ o. V., Margarethe Brandner W.we Fuchs (Brauherrin zu Forst). IN: Gemeinde Algund, online unter: https://www.algund.eu/de/Margarethe_Brandner_W_we_Fuchs_Brauherrin_zu_Forst, 02.05.2022;
→ o. V., *Die Bierkönigin lebe hoch. Kurverwaltung zeichnet Margarethe Fuchs aus*. IN: Dolomiten, 17.02.1995, Nr. 40, 19;
→ o. V., *„Viel für das Land Tirol geleistet". Ehrenzeichen an Marcellina Pustet, Margarethe Fuchs und Friedrich Gurschler*. IN: Dolomiten, 15.02.1996, Nr. 13, 11.

Lene (Helene) Grabmayr von Angerheim Thun

Geboren: 25. November 1926, Bozen

Verstorben: 7. Juli 2004, Bozen

Keramikkünstlerin, Gründerin der „Keramischen Werkstätte Thun"

An das Leben von Lene – eigentlich Helene – Thun erinnert ein 2006 und somit nach ihrem Tod erschienenes „Erinnerungsbuch": Es enthält Auszüge aus Interviews, Tagebüchern und Briefen von Lene Thun sowie Erinnerungen an sie von Verwandten, Freund*innen und Bekannten. Dieses familiäre Erinnerungsbuch an die Keramikkünstlerin und Firmengründerin stellt die Grundlage der vorliegenden biografischen Skizze dar.
1926 wurde Lene Thun in Bozen geboren. Kurz vor ihrem achten Geburtstag starb ihr Vater. Die Mutter zog die beiden Töchter gemeinsam mit ihrer Schwester und ihrer Tante in der Nähe des Hotels Stiegl auf, das sich in Familienbesitz befand. Schon in jungen Jahren entdeckte Lene Thun ihre Leidenschaft für die Kunst, vor allem die Keramik. So notiert sie im September 1937 ein Gedicht in ihr Kindertagebuch, das mit folgenden Versen beginnt: „Ich tu so gern modellieren,/am Viechl umeinanderschmieren./Da und dort was draufpicken,/und was nicht stimmt herunterzwicken […]."
Nach der Matura begann Lene Thun eine Ausbildung in einem Architektenbüro. Hier lernte sie auch ihren späteren Mann, Otmar Thun, kennen. Der gelernte Jurist hatte sich auf Kachelöfen spezialisiert und war Pächter der Brunecker Töpferei Kuntner. Gemeinsam gründete das Paar 1950 den Handwerksbetrieb „Keramische Werkstätte Thun". Als Werkstatt diente das Kellergewölbe auf Schloss Klebenstein. 1951, ein Jahr nach der Gründung, heiratete das Paar. Aus der Ehe gingen zwei Söhne hervor.
Fast 15 Jahre lang arbeitete das Paar in der Arbeitsstätte auf Schloss Klebenstein und kreierte dabei verschiedenste Keramikprodukte. Hier fertigte Lene Thun auch den ersten „Bozner Engel" an, der zum Markenzeichen des Betriebes werden sollte. 1965 übersiedelte der Werkstattbetrieb, in dem mittlerweile 35 Angestellte beschäftigt waren, in einen neu renovierten historischen Gutshof in Haslach.
Bereits 1978 übergaben die Eltern die „Keramische Werkstätte Thun" ihrem Sohn; der Betrieb war im Begriff, sich von einem kleinen Familienbetrieb zu einem international tätigen Konzern zu entwickeln. Lene Thun blieb in ihrer künstlerischen Arbeit im Unternehmen weiterhin aktiv und kreierte verschiedenste Keramikfiguren, die meist ohne vorherige Entwürfe entstanden. Die Inspiration für das kreative Arbeiten – so ist dies an mehreren Stellen im „Erinnerungsbuch" zu lesen – war für Lene Thun vor allem die Heimat Südtirol mit ihrer Tradition und Kultur, besonders der Handwerkskunst. 2003 erhielt Lene Thun für ihr Lebenswerk das Ehrenkreuz des Landes Tirol.

→ MERKLE Claudia Antonia, *Mein Traum hat sich erfüllt. Lene Gräfin Thun*, Bozen, Fotolito Longo, 2006;
→ o. V., *von Grabmayr zu Angerheim Helene (1926–2004)*. IN: Thun-Web. Familienforschung Thun, Universität Innsbruck, online unter: https://www.thunweb.com/?p=biografien&ID=1464, 06.05.2022.

HEXENVERFOLGUNG

Eine Art des Opfergedenkens?

In Völs am Schlern trägt eine Straße den Namen von Anna Jobstin. Es handelt sich um die erste Frau, die im Rahmen der „Völser Hexenprozesse“ zum Tode verurteilt wurde. Nicht nur anhand der Straßenbenennung, sondern auch anhand eines Mahnmals vor Schloss Prösels macht die Gemeinde Völs am Schlern die Hexenverfolgung im öffentlichen Raum sichtbar. Die Inschrift des Mahnmals verweist auf die aktuelle gesellschaftliche Deutung, die den historischen Ereignissen zugeschrieben wird. Sie schließt mit folgendem Appell: „Ihr Feuertod auf dem Scheiterhaufen der Unwissenheit und Verblendung sei uns Nachgeborenen eine Mahnung und mache uns wachsam gegen Intoleranz und jede Form der Ausgrenzung.[71]“

In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts setzte eine breite gesellschaftliche Umdeutung, Verurteilung und Bekämpfung magischer Praktiken ein: Kleriker und Juristen erarbeiteten und verbreiteten ein offizielles und kriminalisiertes Hexenbild. Hexerei bzw. Zauberei wurde in diesem Sinne von der geistlichen und weltlichen Obrigkeit genauestens definiert und als Delikt gedeutet. Der Beginn der systematischen Hexenverfolgung bzw. der großen Verdichtungsphase der Verfolgung war damit eingeleitet und verschärfte sich im Zuge der Gegenreformation weiter[72].

Das doktrinäre Hexenbild der Kirche weist eindeutig frauenfeindliche Züge auf und greift auf die lange klerikale Tradition der Geringschätzung und Herabsetzung von Frauen zurück. Die von der Kirche vorgebrachten Vorstellungen von Hexen waren keine Neuigkeit, sondern lediglich eine Verarbeitung jahrhundertealter Bilder von Frauenfeindlichkeit. Die kirchliche Misogynie war zwar nicht die treibende Kraft der Hexenverfolgungen, diente aber als intellektuelle Grundlage dieser und trug zweifellos dazu bei, den Hexenglauben und die -verfolgung als akzeptabel und erforderlich erscheinen zu lassen. Die kirchliche Tradition der Frauenfeindlichkeit hat damit dazu beigetragen, dass vorrangig Frauen des Hexereideliktes verdächtigt wurden[73]. So charakterisiert beispielsweise der Dominikaner und Inquisitor Heinrich Kramer (latinisiert „Insistoris“) 1486 in seinem großen und populären Kompendium der Hexenlehre, dem sogenannten Hexenhammer, die Hexerei als Frauenverbrechen[74]. Vor allem das weibliche Geschlecht – so Kramer – erliege den Einflüsterungen des Bösen und stelle daher den Großteil der Zauber- und Hexenleute[75].

71 Für die „Völser Hexenprozesse“ und die Gedenkinitiativen anlässlich des Gedenkjahres 2006 siehe unter anderem: VIKOLER Thomas, *Die Hexen-Lücke*. IN: Die Neue Südtiroler Tagezeitung, 08./09.07.2006, Nr. 135, 18–19; ERLACHER Rosmarie, *Historische Aufarbeitung der Hexenprozesse*. IN: Kastelruther Gemeindeblatt 23/10 (November 2006); DE BENEDICTIS Angela/NOFLATSCHER Heinz, *A 500 anni dai processi alle streghe di Schloss Prösels. Proposte per conoscere la storia del territorio dello Sciliar*. IN: Storicamente 4/21 (2008), online unter: https://storicamente.org/rubrica-studi-2008/colloquio, 28.09.2022; PERKMANN Elmar, *Die Völser Hexenprozesse 1506 und 1510*, Völs am Schlern, Eigenverlag, 2006.

72 Vgl. RABANSER Hansjörg, *Hexenwahn. Schicksale und Hintergründe. Die Tiroler Hexenprozesse*, Innsbruck [u.a.], Haymon, 2006, 15–18.

73 Vgl. DILLINGER Johannes, *Hexen und Magie,* Frankfurt a. M. [u.a.], Campus, 2007, 121–123.

74 Vgl. DILLINGER, *Hexen und Magie,* 48–49.

75 Vgl. RABANSER, *Hexenwahn*, 44.

Hexenverfolgung in Tirol

Die Auswirkungen der doktrinär gefestigten Hexenlehre wurden auch in Tirol spürbar. In Einklang mit den gesamteuropäischen Geschehnissen setzte die Verfolgung von Hexerei- und/oder Zaubereidelikten[76] in Tirol am Ende des 15. Jahrhunderts bzw. zu Beginn des 16. Jahrhunderts ein[77]. Der „Völser Hexenprozess“ aus den Jahren 1506 und 1510 gilt als der allererste Hexenprozess in Tirol, in dem alle klassischen Delikte wie Teufelspakt, Hexenflug etc. des neuen gelehrten Hexenbildes geahndet wurden[78]. Ab 1722 flaute die Verfolgung ab: In diesem Jahr fand in Tirol die letzte bis dato belegte Hinrichtung wegen Hexerei statt. Danach ist ein deutlicher Rückgang der Hexerei- und Zaubereiprozesse zu verzeichnen, zumeist betrafen die Verfahren nurmehr „harmlose“ Delikte[79].
Im gesamteuropäischen Kontext betrachtet kann für Tirol von einer verhaltenen Verfolgungspraxis gesprochen werden. Diese Tatsache führt der Historiker Hansjörg Rabanser in erster Linie auf die äußerst vorsichtige Haltung der zentralen Instanzen, der Tiroler Regierung in Innsbruck und des Brixner Hofrates, zurück. Als oberste Stellen hatten sie einen gewichtigen Einfluss auf das Vorgehen gegen vermeintliche Hexen[80].
In Bezug auf die geschlechtliche Verteilung von Angeklagten in Tirol stellt der Historiker Rabanser weiter fest, dass das Verhältnis zwischen männlichen und weiblichen Beschuldigten ziemlich ausgeglichen war. Die Zahl der Frauen überwog nur leicht. Chronologisch betrachtet ergibt sich laut Rabanser ein detaillierteres Bild: Finden sich im späten 15. und beginnenden 16. Jahrhundert – in der Zeit, in der das inquisitorische Hexenbild Verbreitung fand – in erster Linie Frauen als Betroffene, so ändert sich dies mit Beginn des 17. Jahrhunderts. In diesem Zeitraum kann, vermutlich im Zusammenhang mit dem Dreißigjährigen Krieg, eine Häufung männlicher Angeklagter beobachtet werden[81].

Interpretations- und Erklärversuche

In der historischen Auseinandersetzung mit der Hexenverfolgung haben sich verschiedenste Deutungsmuster herausgebildet. Zentral ist dabei vor allem jenes der frühen Frauenforschung der 1970er-Jahre. In dieser Interpretation wird die Hexenverfolgung zum Auslöschungsversuch von weiblicher Macht und damit zu einer Form von Frauenverfolgung, zum blutigen Höhepunkt des Patriarchates. Innerhalb dieses Erklärungsansatzes fand vor allem die These der US-amerikanischen Feministinnen Barbara Ehrenreich und Deirdre English eine große Verbreitung.

76 Siehe: RABANSER, *Hexenwahn*, 20: Hexerei und Zauberei sind nicht synonym zu verstehen: „Eine Zauberin oder ein Zauberer bedienen sich magischer Praktiken, Segnungen und Sprüche, um eine für den Menschen unmögliche Tat zu vollführen, welche entweder positive oder negative Folgen hat. Ganz anders verhält es sich bei der Definition von Hexerei: Als Hexe oder Hexer bezeichnet man eine Person, die sich durch Abfall vom christlichen Glauben dem Teufel ergeben hat und in dessen Namen Schaden an der Menschheit anrichtet. […] Die fünf klassischen Delikte, die eine Hexe bzw. einen Hexer charakterisieren sind: Teufelsbund oder -pakt, Teufelsbuhlschaft, Hexenflug, Hexensabbat und Schadenzauber.“

77 Vgl. RABANSER, *Hexenwahn,* 35.

78 Vgl. RABANSER, *Hexenwahn,* 54–55.

79 Vgl. RABANSER, *Hexenwahn,* 69–76 sowie RABANSER Hansjörg, *Hexen- und Zaubereiverfolgung in Tirol: Neue Forschungsergebnisse*. IN: DIENST Heide [Hrsg.], Hexenforschung aus österreichischen Ländern, Wien [u.a.], LIT Verlag, 2009, 77–106, hier 84.

80 Vgl. RABANSER, *Hexenwahn,* 108–111 sowie RABANSER, *Hexen- und Zaubereiverfolgung in Tirol,* 92–95.

81 Vgl. RABANSER, *Hexenwahn,* 99–100 sowie RABANSER, *Hexen- und Zaubereiverfolgung in Tirol,* 87–89.

Sie verstanden die Hexenverfolgung als einen von der Kirche und der männlichen Ärzteschaft geführten Verdrängungskampf weiblichen Heilwissens[82].
In den Geschichtswissenschaften finden solche monokausalen Interpretationen, die darauf bedacht sind, eine univoke Erklärung für das breite Phänomen der Hexenverfolgung zu präsentieren, heute kaum mehr Anklang[83]. Zu sehr konzentrieren sich die Interpretationsversuche der 1970er-Jahre auf die misogynen Doktrinen der Kirche, ohne lokale Verfolgungspraktiken zu berücksichtigen[84]. Die aktuelle Hexenforschung nimmt vielmehr regional- und lokalgeschichtliche Perspektiven ein und versucht die Dynamiken der Prozesse, verstanden als Katalysatoren sozialer Konflikte, vor Ort zu rekonstruieren. Dabei kristallisiert sich die Erkenntnis heraus, dass der Hexereiverdacht vorwiegend gegen jene Personen vorgebracht wurde, die von ihrem sozialen Umfeld als negativ wahrgenommen wurden und vielfach aus gesellschaftlichen Randgruppen stammten[85].

Frauen vor dem Brixner Stadtgericht: Ursula Lombarda und Juliana De Pozza

Den Fokus auf die Opfer der Hexereiverfolgung zu legen, erfordert eine doppelte Aufmerksamkeit: Zum einen haben die Frauen und Männer, die aufgrund vermeintlicher magischer Delikte gefoltert und/oder hingerichtet wurden, neben den Gerichtsakten keine weiteren Quellen hinterlassen. Die Aussagen der Opfer, unter Drohung und Folter erzwungen, erreichen uns nur gefiltert durch die Wahrnehmung und Sprache der Richter, Gerichtsschreiber, Anwälte etc. Zum anderen handelt es sich um Quellen, die das Narrativ des Hexenglaubens in sich tragen: Die historischen Akteur*innen nahmen die Existenz von Hexen bzw. die magischen Vorstellungen als Teil ihrer Lebensrealität wahr.
Heute werden die historischen Ereignisse in einer populären Wahrnehmung vielfach unhinterfragt als Legenden- und Sagengut weitergetragen, in denen klischeehafte Vorstellungen und unreflektierte Geschichtsbilder dominieren[86]. Die historische Realität der Hexenverfolgungen wird dadurch nicht nur auf eine einfache und teilweise unterhaltsame Geschichte reduziert, sondern auch als Aberglauben abgetan. Die Geschichte des Hexenglaubens dient dabei als negative Projektionsfläche. Sie wird als überwundene Zeit inszeniert und in Abgrenzung dazu das Bild einer rationalen Gegenwart konstruiert[87]. Umso wichtiger erscheint es, die Prozesse in ihrem historischen Kontext zu verorten, diesen auszuleuchten und im kollektiven Gedächtnis nicht der Legende und dem Sagenhaften zu überlassen.

Im Folgenden werden beispielhaft zwei Hexenprozesse des Stadtgerichtes von Brixen dargestellt. Die Wahl orientiert sich dabei an der Verfügbarkeit von Quellenmaterial und der erfolgten Aufarbeitung: Beim Ordnen des Brixner Diözesanarchives stieß der Archivar Hartmann Ammann 1910 auf die Akten der sogenannten Fassaner Hexenprozesse. Das Material wurde zwischen 1950 und 1959 teils volltextlich, teils paraphrasierend in der Zeitschrift „Cultura Atesina/Kultur des Etschlandes“ publiziert.

82 Vgl. DILLINGER, *Hexen und Magie,* 119–128.
83 Vgl. DILLINGER, *Hexen und Magie,* 74–75.
84 Vgl. DILLINGER, *Hexen und Magie,* 122–123.
85 Vgl. DILLINGER, *Hexen und Magie*, 128–136.
86 Siehe: PETZOLDT Leander [Hrsg.], *Sagen, Märchen und Schwänke aus Südtirol,* Bd. 1: Wipptal, Pustertal, Gadertal, Innsbruck [u.a.], Tyrolia, 2000 sowie PETZOLDT Leander [Hrsg.], *Sagen, Märchen und Schwänke aus Südtirol,* Bd. 2: Bozen, Vinschgau und Etschtal, Innsbruck [u.a.], Tyrolia, 2002.
87 Vgl. DILLINGER, *Hexen und Magie,* 18 sowie 75–76.

Im Rahmen der „Fassaner Hexenprozesse“ wurden in einem Zeitraum von circa 70 Jahren mindestens neun Menschen – sieben Frauen und zwei Männer – zum Tode verurteilt. Mindestens fünf Frauen starben infolge der Folter oder/und der Haftbedingungen. Die Angeklagten stammten, darauf verweist bereits die Bezeichnung, vor allem aus dem Fassatal, das bis Anfang des 19. Jahrhunderts zum Fürstbistum Brixen gehörte. Es handelt sich bei den Angeklagten weder um wohlhabende noch adelige Personen, sondern vielmehr um einfache Männer und Frauen.

Der erste Hexereiprozess des Fassatales, der in Brixen geführt wurde und von dem Reste der Originalakte erhalten geblieben sind, war jener gegen die Witwe Ursula Jörg de Gotzalke, genannt Ursula Lombarda. Als Hexe hat sie Eingang in zahlreiche ladinische Sagen gefunden. Im März 1573 wurde Ursula Lombarda im Gerichtshaus von Vigo di Fassa vom Gerichtsanwalt Baptista Calligar verhört. Dieser schrieb am Ende des Monates einen Bericht nach Brixen, in dem er vom Verhör der Frau berichtete und um weitere Weisungen bat.
Aus dem Dokument ist ersichtlich, dass Ursula Lombarda aufgrund einer ihr nachgesagten „verdächtigen Lebensweise“ gefangen genommen worden war. Sie scheint nicht eine gebürtige Fassanerin gewesen zu sein, sondern eine umherziehende „Landfahrerin“. Dabei kann angenommen werden, dass sie als solche Verdächtigungen in besondere Weise ausgesetzt war und im Tal negativ wahrgenommen wurde.

Bevor Lombarda ins Fassatal gekommen war – so gibt es der Bericht wieder –, habe sie sich in der Gegend um Venedig aufgehalten und bei einer Frau, der sie diente, vieles gelernt.
Der Archivar Ammann vermutet hier den Ursprung für den Übernamen „Lombarda“.
Im Bericht des Gerichtsanwaltes werden eine Reihe von Anschuldigungen gegen die „Landfahrerin“ angeführt. Lombarda soll im Bund mit dem Teufel gewesen sein, Wetter-, Liebes- und Viehzauber durchgeführt haben. Ihre Beschuldigung scheint vor allem im Zusammenhang mit einem Unwetter gestanden zu haben, das 1570 über dem Tal niedergegangen war und Schaden angerichtet hatte. Ersichtlich ist aus dem erhaltenen Prozessmaterial weiters, dass Lombarda auch unter Anwendung von Folter (ihr wurden Daumenschrauben angelegt) verhört wurde. Eine weitere Frau, die sie als „Gefährtin“ genannt hatte, wurde ebenfalls verhaftet, verhört und gefoltert.
Nach dem Erhalt des Berichtes kam der Brixner Stadtrichter Johann Baptist von Colz als Sachverständiger selbst ins Fassatal. Er verhörte Ursula Lombarda sowie eine weitere Angeklagte „gütlich“ sowie „peinlich“, d. h. ohne und mit Folter, und ließ sie anschließend nach Brixen überführen.
Ende Mai 1573 wurden aufgrund ähnlicher magischer Anschuldigungen 20 weitere Personen in die Bischofsstadt gebracht. Im Rahmen des Brixner Prozesses wurde im Fassatal eine Reihe von Zeug*innen befragt, die Beschuldigungen gegen Lombarda vorbrachten und ihr eine Reihe von negativen Eigenschaften zuschrieben.

Das Brixner Urteil über Ursula Lombarda dürfte am 10. Juni gefällt worden sein. Ersichtlich ist aus den Quellen, dass Lombarda zum Tode, wahrscheinlich der lebendigen Verbrennung am Scheiterhaufen, verurteilt wurde.
1643 folgte die letzte Prozessreihe in Brixen gegen vermeintliche Hexen des Fassatales.
Im September des Jahres wurde Juliana De Pozza in die Bischofsstadt überführt. Die Quellen beschreiben sie als alt und kränklich. Eine angeklagte Frau hatte im Verhör ihren Namen genannt. In Brixen legte sie aus Angst vor der angedrohten Folter ein umfangreiches Geständnis ab.
Die Qualen blieben ihr letztendlich jedoch nicht erspart: Mehrmals wurde De Pozza unter Folter verhört, unter anderem weil sie den geforderten Eidschwur verweigert hatte.
Drei Monate nach ihrer Überführung nach Brixen, im Dezember 1643, fällten die Geschworenen das Urteil über sie: Ihr sollte zunächst die rechte Hand abgehackt, dann sollte sie verbrannt werden.
Die fürstlichen Räte milderten das Urteil ab und verfügten die Erdrosselung von Juliana De Pozza vor der Verbrennung. Weiters beschäftigte sich eine Ratssitzung Ende Dezember mit der Frage, ob der Angeklagten das Todesurteil früher als gewöhnlich angekündigt werden sollte. Man wollte De Pozza damit zu Reue und Buße bewegen, hatte sie doch manche ihrer früheren Bekenntnisse zurückgenommen. Der Rat in Brixen vermutete dahinter eine Strategie, sich der bevorstehenden Todesstrafe zu entziehen.
Am 15. Jänner 1644 dürfte Juliana De Pozza hingerichtet worden sein. Sie war die letzte Fassanerin, die in Brixen gedemütigt und gefoltert am Scheiterhaufen verbrannt wurde.

→ AMMANN Hartmann, *Die Hexenprozesse in Evas-Fassa 1573–1644, I.* IN: Cultura Atesina/Kultur des Etschlandes IV (1950), Trento, Arti grafiche Saturnia, 84–88;
→ AMMANN Hartmann, *Die Hexenprozesse in Evas-Fassa 1573–1644, II.* IN: Cultura Atesina/Kultur des Etschlandes VI (1952), Trento, Arti grafiche Saturnia, 91–122;
→ AMMANN Hartmann, *Die Hexenprozesse in Evas-Fassa 1573–1644, III.* IN: Cultura Atesina/Kultur des Etschlandes XI (1957), Trento, Arti grafiche Saturnia, 102–128;
→ AMMANN Hartmann, *Die Hexenprozesse in Evas-Fassa 1573–1644, IV.* IN: Cultura Atesina/Kultur des Etschlandes XII (1958), Trento, Arti grafiche Saturnia, 119–155;
→ AMMANN Hartmann, *Die Hexenprozesse in Evas-Fassa 1573–1644.* IN: Cultura Atesina/Kultur des Etschlandes XIII (1959), Trento, Arti grafiche Saturnia, 70–80;
→ HINTERWALDNER Silke, *Verzaubert und verteufelt. Hexenprozesse am Stadtgericht Brixen.* IN: CLEMENTI Siglinde [Hrsg.], *Der andere Weg. Beiträge zur Frauengeschichte der Stadt Brixen vom Spätmittelalter bis ins 20. Jahrhundert*, Brixen, Weger, 2005, 96–127;
→ RABANSER Hansjörg, *„Die alt schachtl in wengen […], welliche für ain Zaubrarin geachtet, ist nit anhaimbs gewest oder verstossen worden". Eine Auswahl ladinischer Zauberei- und Hexenprozesse.* IN: Ladinia XXX (2006), 53–81.

GEDENKEN AN WIDERSTAND, VERFOLGUNG UND VERNICHTUNG



1 Nella Lilli Mascagni



2 Franca Turra mit Tochter



3 Sr. Edwina Aberham



4 Maria Nicolussi



5 Angela Nikoletti

Zwischen traumatischem und heroischem Opfergedächtnis

Im kollektiven Gedächtnis kann der Opferbegriff mit verschiedenen Arten des Erinnerns in Verbindung gebracht werden. So unterscheidet die Kulturwissenschaftlerin Aleida Assmann zwischen dem traumatischen und dem heroischen Opfergedenken. Diese Zweiteilung kann in der deutschen Sprache nicht gefasst werden, findet sich jedoch im englischen Begriffspaar „sacrifice/victim“ (wie auch im Italienischen „sacrificio/vittima“) wieder. Das heroische Opfergedenken ist als die Erinnerung an ein „sacrificio“ zu verstehen. Das Opfer wird als „Märtyrer*in“ bezeichnet, dessen/deren Tod von einem tieferen Sinn durchdrungen ist: Die körperliche und psychische Unversehrtheit, das eigene Leben wird für einen als gesellschaftlich zentral wahrgenommenen Wert oder ein Ziel hingegeben. Das traumatische Opfergedächtnis hingegen ist mit dem Begriff der „vittima“ verbunden und impliziert eine klare Machtasymmetrie: Das „Opfer“ erscheint ohnmächtig einer Zerstörungskraft ausgeliefert. Die Figur des passiven Opfers bzw. der „vittima“ steht damit in genauer Opposition zum*r heroischen Märtyrer*in und seinem*ihrem „sacrificio“[88]. Beide Arten des Opfergedenkens verlangen besondere Aufmerksamkeit. Ist im heroischen Opfergedächtnis vielfach die Tendenz zu einer religiösen und/oder nationalen Aufladung vorhanden, so neigt das traumatische Opfergedenken dazu, die ermordeten Individuen in einer vollkommenen Ausgeliefertheit darzustellen[89]. Eine solche Wahrnehmung übersieht die vielfältigen Lebensfacetten, -erfahrungen und -handlungen der einzelnen ermordeten Menschen und reduziert ihren Lebensweg auf den gewaltvollen Tod. Gleichzeitig verschwimmt die Opfergruppe der Täter*innenperspektive folgend zu einer einzigen homogenen Masse.

Das fehlende Täter*innengedächtnis

Was beide Arten des Opfergedenkens miteinander verbindet, ist das Fehlen der Täter*innen: Die Umrisse derer, die in den verschiedensten Formen für das Leid verantwortlich waren, werden im Erinnerungsprozess ausgeblendet[90] und/oder in nationale Denkmuster gefasst.
Solche Erklärungsstrategien verfolgen das Ziel, die Teilnahme der eigenen Bezugsgruppe an Verfolgung und Vernichtung auszublenden und eine eindeutige Schuldzuschreibung an eine fremde „Nationalität“ vorzunehmen[91].
Auch im regionalen Kontext gilt es, eine Sensibilität für vereinfachende Schuldnarrative an den Tag zu legen. So verweist der Politologe Anton Pelinka in Bezug auf die Deportation und Ermordung der Meraner Jüdinnen und Juden darauf, dass diese als eine Tat von „Fremden“ an „Fremden“ Eingang ins kollektive Gedächtnis des Landes gefunden habe. Eine solche Darstellung führt dazu, dass zum einen die jüdische Geschichte Südtirols verschwiegen wird, zum anderen wird

88 Vgl. ASSMANN Aleida, *Der lange Schatten der Vergangenheit. Erinnerungskultur und Geschichtspolitik,* München, C.H.Beck, 2006, 72–76.

89 Vgl. ASSMANN, *Der lange Schatten der Vergangenheit,* 74–76.
90 Vgl. ASSMANN, *Der lange Schatten der Vergangenheit,* 81–83.
91 Siehe beispielsweise: FOCARDI Filippo, *Falsche Freunde? Italiens Geschichtspolitik und die Frage der Mitschuld am Zweiten Weltkrieg,* Paderborn, Schöningh, 2015; HANISCH Ernst, *Opfer/Täter/Mythos: Verschlungene Erzählungen über die NS-Vergangenheit in Österreich.* IN: zeitgeschichte 33/6 (2006), 318–327.

die Existenz von Südtiroler Täter*innen verneint[92]. Dabei waren Südtiroler*innen sehr wohl an Praktiken der Diskriminierung, an der Deportation und Enteignung der jüdischen Mitbürger*innen beteiligt[93].
In der Erinnerung an die Deportation der Meraner Jüdinnen und Juden wird jedoch auch ein italienischer Opfermythos[94] wirksam. Als Beispiel dafür kann der Text des „Mahnmals für Merans Opfer der Shoah“ in der Otto-Huber-Straße 26 angeführt werden. Der Text verweist auf „die unschuldigen Opfer, darunter auch zahlreiche italienische Staatsbürger“ („innocenti vittime fra le quali anche parecchi cittadini italiani“), während der „nazistische Eindringling“ („invasore nazista“) und „einige lokale fanatische Elemente der S.O.D-Formation“ („alcuni elementi fanatici locali della formazione S.O.D.“) als Täter*innen genannt werden. Obwohl den deportierten Jüdinnen und Juden im Zuge der faschistischen Rassengesetze von 1938 die italienische Staatsbürger*innenschaft entzogen worden war und sich der italienische Staat nach 1945 aufgrund des Fehlens dieser weigerte, Entschädigungen an die überlebenden Opfer auszuzahlen, werden sie am Mahnmal als italienische Staatsbürger*innen inszeniert[95].

92 Vgl. PELINKA Anton, *Zwischen den Fronten der ethnischen Vereinfachung.* IN: STEINHAUS Federico/PRUCCOLI Rosanna [Hrsg.], *Storie di ebrei/Jüdische Schicksale,* Meran, 2004, 175–182, hier 180; zitiert nach MAYR Sabine/INNERHOFER Joachim, *Mörderische Heimat. Verdrängte Lebensgeschichten jüdischer Familien in Bozen und Meran,* Bozen, Edition Raetia, 2015, 15.
93 Vgl. MAYR Sabine/INNERHOFER Joachim, *Mörderische Heimat. Verdrängte Lebensgeschichten jüdischer Familien in Bozen und Meran,* Bozen, Edition Raetia, 2015, 101–103.
94 Siehe: FOCARDI Filippo, *Falsche Freunde? Italiens Geschichtspolitik und die Frage der Mitschuld am Zweiten Weltkrieg,* Paderborn, Schöningh, 2015; DEL BOCA Angelo, *Faschismus und Kolonialismus – Der Mythos von den anständigen Italienern.* IN: WOJAK Irmtrud/MEINL Susanne [Hrsg.], Völkermord und Kriegsverbrechen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, Frankfurt a. M., Campus, 2004, 193–202.
95 Vgl. MAYR/INNERHOFER, *Mörderische Heimat,* 96 sowie 176.

Die Gegenüberstellung unterscheidet klar zwischen einer deutschen Täter*innenseite und der italienischen Opferseite und verzerrt somit die historische Wahrheit für politische Zwecke.

Auch in Bezug auf die NS-Krankenmorde kann von einer Südtiroler Verwicklung gesprochen werden. Der Historiker Stefan Lechner schreibt diesbezüglich: „Andererseits wurden gerade psychisch Kranke vielfach nicht als vollwertige Mitglieder der Südtiroler Gesellschaft angesehen. Sie wurden ausgegrenzt und an den Rand gedrängt, da außerhalb der Norm stehend. Von Seiten lokaler Nationalsozialisten gab es sogar eindeutige Bestrebungen, den Südtiroler ‚Volkskörper‘ durch die Beseitigung der Kranken, Schwachen und ‚Asozialen‘, wie etwa Alkoholkranken, im Sinne des NS-Rassenwahns zu ‚optimieren‘ und zu ‚stählen‘“[96].

Aus der Geschichte lernen?

In der Erinnerung an den Nationalsozialismus und Faschismus ist die Vorstellung des Lernens aus der Geschichte ein zentrales Thema. Dabei ist Erinnern an die Gräuel der Vergangenheit, so bringt dies Aleida Assmann auf den Punkt, kein „Heilmittel“, das eine Wiederholung von Gewalttaten verhindert und zivilisatorischen Fortschritt, was auch immer man darunter verstehen mag, mit sich bringt.

96 LECHNER Stefan, *Das NS-Euthanasieprogramm und Südtirol.* IN: MALLEIER Elisabeth/MESSNER Marlene [Hrsg.], Agnes, Ida, Max und die anderen. NS-„Euthanasie“ und Südtirol. Vergessen und Erinnern, Meran/Klagenfurt, Alphabeta/Drava, 2018, 53–64, hier 64.

Die Erinnerung an die Verfolgungs- und Vernichtungsgewalt der Regime kann inkludierende-kollektive Identitäten stiften, emanzipatorisches Potenzial nähren, das Gemeinschaftliche, das Klassen- und Gruppenübergreifende hervorheben und gegen gesellschaftliche Spaltung wirken. In gleicher Weise kann die Erinnerung aber auch das Gegenteil bewirken und nicht als Warnung dienen, sondern – dies wird bereits im Hinweis auf Schuldzuweisungsnarrative klar – Ressentiments, Gefühle von Hass und Rache nähren[97].

Widerstand – eine Begriffsdefinition

Widerstand ist nicht ausschließlich mit militärisch-politischen und damit typischerweise männlichen Betätigungsfeldern gleichzusetzen. Nach Frauen im Widerstand zu suchen, bedeutet, zwangsläufig an dieser gängigen Begriffsdefinition zu rütteln und die politische Tragweite einer Vielzahl von Tätigkeiten zu erkennen. Damit können auch stereotypisch weibliche Lebensbereiche zu Orten des Widerstandes werden[98].
Eine breite Definition macht es beispielsweise möglich, die Tätigkeit in den geheimen Notschulen, den „Katakombenschulen“, als Widerstandsaktionen zu werten. Verstanden in ihren politisch-oppositionellen Implikationen wird die illegale Arbeit der Lehrerinnen zu einer aktiven Handlung des Widerstandes gegenüber dem faschistischen Regime, seinen ideologischen Zielen und Werten. In dem Netz der geheimen Notschulen waren, so schätzt dies die Historikerin Maria Villgrater, bis zu 500 Lehrpersonen, fast ausschließlich junge Frauen, tätig[99].
Damit kann diese illegale Tätigkeit als spezifische Form des weiblichen Widerstandes gegen den Faschismus in der Region gewertet werden.

Katakombenlehrerinnen

Das italienische Schulgesetz vom 1. Oktober 1923 mit dem Namen „Lex Gentile“ führte in Südtirol im Sinne der faschistischen Italianisierungsbestrebungen zur Zerstörung der deutschen Schule. Rund 30.000 Schüler*innen und ihre Lehrer*innen waren fortan vom schrittweise durchgesetzten Verbot des Unterrichts in deutscher Sprache betroffen[100].
Als Reaktion entstand ein Netz von geheimen Schulen. Diese sind als „Katakombenschulen“ – der Begriff nimmt Bezug auf die Flucht der ersten verfolgten Christ*innen in den Untergrund – in die Erinnerungskultur Südtirols eingegangen. Die treibende Kraft dahinter war Kanonikus Michael Gamper mit seinen aktivsten Mitarbeiter*innen Josef Noldin, Eduard Reut-Nicolussi, Maria Nicolussi, Emma von Leurs, Richard Holzeis, Rudolf Riedl und Rudolf Mali[101].

97 ASSMANN Aleida, *Zur Kritik, Karriere und Relevanz des Gedächtnisbegriffs. Die ethische Wende in der Erinnerungskultur.* IN: RADONIC Ljiljana/UHL Heidemarie [Hrsg.], Gedächtnis im 21. Jahrhundert. Zur Neuverhandlung eines kulturwissenschaftlichen Leitbegriffs, Bielefeld, transcript, 2016, 29–42, hier 31–33.

98 Siehe: BROSZAT Martin/FRÖHLICH Elke, *Alltag und Widerstand. Bayern im Nationalsozialismus,* München, 1987; GUGGLBERGER Martina, *„Das hätte ich nicht gekonnt: nichts tun.“ Widerstand und Verfolgung von Frauen am Beispiel des Reichsgaues Oberdonau.* IN: GEHMACHER Johanna/HAUCH Gabriella [Hrsg.], Frauen- und Geschlechtergeschichte des Nationalsozialismus. Fragestellungen, Perspektiven, neue Forschungen, Wien [u.a.], Studienverlag, 2007, 152–168; WICKERT Christl [Hrsg.], *Frauen gegen die Diktatur. Widerstand und Verfolgung im nationalsozialistischen Deutschland,* Berlin, Ed Hentrich, 1995.

99 VILLGRATER Maria, *Katakombenschule. Faschismus und Schule in Südtirol,* Bozen, Athesia, 1984, 5 sowie 106.

100 Vgl. STEININGER Rolf, *Südtirol. Vom Ersten Weltkrieg bis zur Gegenwart,* Innsbruck, Studienverlag, 2003, 26.

101 Vgl. STEININGER, *Südtirol,* 28.

Für die illegale Unterrichtstätigkeit wurden fast ausnahmslos junge Frauen angeworben.
Sie waren zumeist noch nicht voll berufstätig und hatten keine Familie, die erhalten werden musste und durch die illegale Tätigkeit gefährdet werden konnte. Zudem hätte die karge Entschädigung kaum für den Unterhalt einer Familie ausgereicht und war in manchen Fällen nicht einmal kostendeckend[102].
1940 wurden die Geheimschulen im Zuge der „Option“ eingestellt. Deutscher Unterricht war fortan offiziell für Optant*innen-Kinder möglich und in Bezug auf die Bildungsinhalte stark der NS-Ideologie verpflichtet[103]. Den faschistischen Behörden war es bis dahin nicht gelungen, das Netz an geheimen Schulen zu zerschlagen[104].
Im Folgenden werden jene Frauen vorgestellt, die in der Organisation der „Katakombenschulen“ eine leitende Funktion einnahmen, sowie beispielhaft einige Lehrerinnen einzelner Ortschaften.

Im Hinblick auf die ‚Katakombenlehrerinnen' ist es wichtig, auch die Frage der Belastung zu berücksichtigen. Denn im Umfeld der Geheimschulen war auch der nationalsozialistisch orientierte Völkische Kampfring Südtirol aktiv.[105]

102 Vgl. VILLGRATER, *Katakombenschule,* 106.

103 Siehe: CONRAD Claus, *Vorbereitung auf Deutschland: Die Sprachkurse für Optantenkinder als Beginn nationalsozialistischer Erziehung.* IN: EISTERER Klaus u. a. [Hrsg.], Die Option. Südtirol zwischen Faschismus und Nationalsozialismus, Innsbruck, Haymon, 1989, 107–126.

104 Vgl. STEININGER, *Südtirol,* 30.

105 Vgl. VILLGRATER, Die „Katakombenschule“. Symbol des Südtiroler Widerstandes. In: EISTERER/STEININGER [Hrsg.], Die Option, 85–106, hier 97–101.] In Bezug auf die Lehrerinnen der Notschulen bedeutet dies, dass pauschale Klassifizierungen und Heroisierungen vermieden werden sollten, um eine differenzierte Analyse der einzelnen Persönlichkeiten, ihrer individuellen Beweggründe und Überzeugungen sowie der Unterrichtsinhalte zu ermöglichen

Geboren: 28. Juni 1882, Trient

Verstorben: 18. Dezember 1961, Bozen

Leiterin der „Katakombenschulen“

Sie war die zentrale Kraft und eigentliche Leiterin der gesamten „Katakombenschulen“. Mit ihrem Wissen und ihrer Kompetenz als Lehrerin setzte sich Maria Nicolussi gegen die repressiven Italianisierungsmaßnahmen des faschistischen Regimes zur Wehr und machte damit Bildung zu einer „Waffe“ des Widerstandes.
1882 wurde Maria Nicolussi in Trient geboren. Bereits ihr Vater, der aus der deutschen Sprachinsel Lusern stammte, war Lehrer. Später wirkte er als Direktor an der deutschen Grundschule San Marco in Trient. In ihrer Berufswahl folgte Nicolussi dem Vater, besuchte die Lehrer*innenbildungsanstalt und legte nach ihrem Abschluss 1903 die Lehrbefähigung für die deutsche und italienische Schule ab.
Ab 1905 unterrichtete Maria Nicolussi an der Mädchenvolksschule in der Bozner Mustergasse unter der Direktorin Emma von Leurs. 1926 wurde sie infolge der „Lex Gentile“ aus dem Schuldienst entlassen und arbeitete als Lektorin und Schriftleiterin beim Verlag „Vogelweide“ in Bozen. Neben dieser offiziellen Beschäftigung widmete sich die ehemalige Lehrerin Nicolussi intensiv dem Aufbau und der Organisation der illegalen deutschen Schule, an der auch ihr Bruder Eduard Nicolussi-Reut beteiligt war. Zusammen mit Emma von Leurs, Richard Holzeis und Rudolf Mali bildete Nicolussi den sogenannten Schulausschuss, der bis zur „Option“ 1939 die technische und didaktische Arbeit für die „Katakombenschulen“ leistete.
Für die Organisation und Koordination der Schulen wurde das Land in drei Bezirke gegliedert. Maria Nicolussi übernahm die Leitung des Bezirkes Bozen, der über die Stadt hinaus das untere Eisacktal sowie das Unterland umfasste. Weiters kam ihr auch die Oberaufsicht der beiden anderen Bezirke, Meran und Brixen, zu. Sie legte das zu bewältigende Unterrichtsprogramm fest und inspizierte den Unterricht in den einzelnen Schulen des Landes. In aktuelle Worte gefasst kann Maria Nicolussi als Schulamtsleiterin der „Katakombenschulen“ bezeichnet werden.
Nicht nur im Auswahl- und Aufsichtsbereich war Nicolussi tätig, sie war auch federführend in der Ausbildung der geheimen Lehrerinnen. Sie „testete“ die Kandidatinnen, ihre Zustimmung war für die Aufnahme in die einzelnen Ausbildungskurse notwendig. Zwischen Juli und August 1925 fand im Palais Toggenburg in Bozen als Nähkurs getarnt und unter der Gesamtleitung Nicolussis ein erster Ausbildungslehrgang statt. Nicolussi übernahm hier auch die Einführung in den Deutschunterricht für die angehenden Lehrerinnen. Ein weiterer Ausbildungskurs in Grado 1926 wurde aufgrund von Bespitzelungsbefürchtungen frühzeitig abgebrochen. Fortan fanden die Kurse in verschiedenen Klöstern und Pfarrhäusern des Landes statt. Auch hier war Maria Nicolussi zentral, leitete und „überwachte“ die Kurse aus der Ferne.
Für die einzelnen Schulen organisierte Maria Nicolussi Lehrerinnenseminare, sie besorgte, konzeptualisierte und überbrachte didaktische Hilfsmittel, die vielfach nach Südtirol geschmuggelt werden mussten. Hilfreich bei der Verteilung von Unterrichtsmaterial war auch Maria Nicolussis Beruf. Als Mitarbeiterin beim Verlag „Vogelweide“ wirkte sie ab 1924 maßgeblich an der Herausgabe der Jugendzeitschrift „Der kleine Postillon“ mit, deren Texte sich bewusst als Lese- und Schreibübungen für den Unterricht eigneten und die allen Lehrerinnen zugesandt wurde.

In ihrem Einsatz für die deutsche Schule ging Maria Nicolussi so weit, für angeklagte Lehrerinnen Anwälte zu verpflichten. Die Beziehungen, die sie über ihren Bruder geknüpft hatte, erwiesen sich dabei als hilfreich. Für ihren eigenen illegalen Einsatz konnte Nicolussi nie belangt werden, obwohl sie mehrmals ins Visier der Behörden geraten war.
Über die Schultätigkeit hinaus war Maria Nicolussi auch in anderen Bereichen aktiv: Zu Beginn der 1930er-Jahre nahm sie sich der in Bozen tätigen Hausmädchen an, die sie im sogenannten Sonntagsverein organisierte. Ab 1932 übernahm sie die Oberaufsicht eines Kindergartens in der Dr.-Streiter-Gasse Nr. 8 in Bozen.
1939 entschied sich Maria Nicolussi im Gefolge von Kanonikus Gamper gegen die „Option“ für das „Deutsche Reich“. In den eigens eingerichteten deutschen Schulkursen für die Optant*innen-Kinder hatte sie als „Dableiberin“ keinen Platz.
In der Folge widmete sich Nicolussi ihrer Arbeit als Lektorin. In der Verlagsanstalt „Athesia“ war sie unter anderem an der Herausgabe von Schulbüchern beteiligt. Für kurze Zeit leitete sie die Leihbuchabteilung des Verlages.
In ihren Erinnerungen beschreiben ehemalige „Katakombenlehrerinnen“ Maria Nicolussi als unangefochtene Autoritätsperson, von der alles ausging und bei der alle Entscheidungen fielen. Die Zentralität Maria Nicolussis kommt auch am für sie verwendeten Decknamen zum Ausdruck: Mit dem Ziel der Geheimhaltung und Verschleierung der beteiligten Personen wurde über sie meist nur als „Tante“ gesprochen. In Analogie dazu wurden die Lehrerinnen in der Regel als „Nichten“ bezeichnet.
Als Maria Nicolussi im Dezember 1961 starb, schloss Rudolf Mali ihre Grabrede mit den Worten: „Du wirst uns und der Heimat unvergessen bleiben.“ Bis heute erinnert keine einzige Straßenbenennung an Maria Nicolussi als zentrale Persönlichkeit der Südtiroler Geschichte.

→ FLAIM Letizia/COSSETTO Milena, *Scuole clandestine in Bassa Atesina 1923–1939*, Bolzano, Sovraintendente Scolastico, 2010, 50;
→ O. P., Die „Mutter der deutschen Notschule“. IN: Dolomiten, 28.06.1982, Nr. 148, 5;
→ PARTELI Othmar, *Maria Nicolussi (1882–1961) und die Geheimschule in Südtirol.* IN: Der Schlern 56/6 (1982), 318–324;
→ VILLGRATER Maria, *Katakombenschule. Faschismus und Schule in Südtirol*, Bozen, Athesia, 1984, vor allem 68, 104–113, 120–127 sowie 157–159.

Geboren: 11. August 1877, Bozen

Verstorben: 21. Juni 1960, Hall in Tirol

Mitorganisatorin der „Katakombenschulen“

Die in eine angesehene Familie des Bozner Bildungsbürgertums hineingeborene Emma von Leurs war nicht nur die erste weibliche Schuldirektorin des Landes, sondern engagierte sich in der Zeit des Faschismus auch als Mitglied „der ersten Stunde“ für die Umsetzung der illegalen „Katakombenschulen“.
Nach dem Schulbesuch in Innsbruck und in Schloss Nymphenburg bei München legte Emma von Leurs die Fachprüfung in Deutsch, Geografie und Geschichte ab. Ihre Lehrtätigkeit begann sie an der Bürgerschule in Marburg. 1911 wurde sie vom „Stadtschulrat“ zur Direktorin der städtischen Mädchenschule, der Kaiser-Franz-Joseph-Schule (heute Goethe-Schule), in Bozen ernannt. Die 1908 und damit kurz vor ihrem Antritt eröffnete Schule führte Leurs nach damals modernen pädagogischen Grundsätzen. Das Schulgebäude selbst galt in seiner Gestaltung und Ausstattung als Musterbeispiel und Meilenstein der Modernisierung.
Auch außerhalb des Schulbereichs war Emma von Leurs in sozialen Anliegen aktiv. Vor dem Ersten Weltkrieg richtete sie für bedürftige Kinder Schulausspeisungen ein und organisierte Ferienkolonien, unter anderem in Oberinn und Jenesien. Ihre Aktivitäten waren von einer deutschnational-liberalen Orientierung geprägt: So war Leurs beispielsweise 1908 Mitbegründerin und Mitglied einer Frauen- und Mädchen-Ortsgruppe in Bozen, welche die „Hebung des Nationalbewusstseins“ bzw. den Schutz „des bedrohten deutschen Volkstum[s]“ zum Ziel hatte. Während des Ersten Weltkrieges brachte die Direktorin „Liebesgaben“-Aktionen auf den Weg: Die Schülerinnen fertigten Handarbeiten an und kümmerten sich um die Betreuung der durchfahrenden Soldaten. 1917 erhielt Emma von Leurs vermutlich für diesen Einsatz das „Ehrenzeichen 2. Klasse mit der Kriegsdekoration“.
Mit dem Aufkommen des Faschismus endete Emma von Leurs’ offizielle Tätigkeit im Südtiroler Bildungsbereich. 1923 wurde sie im Zuge der zwangsweisen Italianisierung der Schulen entlassen bzw. vorzeitig pensioniert. In einer Annonce in den „Bozner Nachrichten“ drückten in der Folge zahlreiche Mütter der Direktorin der städtischen Mädchen-Volksschule in Bozen ihren „innigsten Dank […] für all die Liebe und Güte, die Frl. von Leurs ihnen allen und besonders den Witwen unter ihnen ohne Unterscheidung der Nationalität erwiesen hat“ aus.
Mit dem erzwungenen Ausscheiden aus dem Schuldienst machte Emma von Leurs sofort in der Organisation des illegalen Deutschunterrichts ein neues Arbeitsfeld aus. Als Mitglied der „ersten Stunde“ war Emma von Leurs 1925 an der Gründung des Schulausschusses zur besseren Organisation bzw. Regelung der technischen und didaktischen Arbeit der „Notschulen“ beteiligt.
Unter dem Decknamen „Tante Emma“ unterstützte Leurs aktiv die Ausbildung der zukünftigen Lehrerinnen. So unterrichtete sie beim ersten Kurs 1925 im Palais Toggenburg, der als Nähkurs getarnt war, Methodik, Didaktik, Pädagogik und Psychologie. Als in der Folge aus Angst vor Aufdeckung die Kurse in einem kleineren Rahmen in den verschiedensten Klöstern und Pfarrhäusern stattfanden, wirkte Leurs bei den Bozner Kursen im Marieninternat, später im Tertiarkloster mit. Hier unterrichtete sie weiterhin Psychologie und Pädagogik. In der Folge ging Emma von Leurs nach Österreich, wo sie sich wieder offiziell als Lehrerin betätigen konnte. Sie unterrichtete zunächst im Unterinntal, später in Kitzbühel.
Auch vom Ausland aus blieb Leurs für die Südtiroler Schulen aktiv: Von 1931 bis 1938 hatte sie die Leitung der sogenannten Münchner-Kurse inne. In ganzjährigen Ausbildungslehrgängen wurden die zukünftigen „Katakombenlehrerinnen“ auf ihre Aufgaben vorbereitet. Gelehrt wurden alle üblichen Fächer der Lehrer*innenbildungsanstalt der damaligen Zeit.
1997 gedachte ein kurzer „Dolomiten“-Eintrag in der Rubrik „In diesen Tagen vor 50 Jahren“ an Emma von Leurs’ Geburtstag. Der in knapp über einer Spalte dargestellte Lebenslauf zeigt sie als „eine der ganz großen Erziehungspersönlichkeiten Bozens im 20. Jahrhundert“, die „bei ihren Bozner Mitbürgern von heute völlig zu Unrecht in die totale Versenkung des Vergessenseins geraten [ist]“.

→ CLEMENTI Siglinde/VERDORFER Martha, *Frauen Stadt Geschichte(n). Bozen. Bolzano. Vom Mittelalter bis heute,* Wien [u.a.], Folio, 2000, 159–163;
→ o. V., *Die Eröffnung des neuen Mädchenschul-Gebäudes*. IN: Bozner Zeitung, 14.11.1908, Nr. 263, 1–3;
→ o. V., *Der Tiroler Volksbund*. IN: Bozner Nachrichten, 02.02.1908, Nr. 27, 3;
→ o. V., *Hof- und Personalnachrichten*. IN: Innsbrucker Nachrichten, 22.05.1911, Nr. 117, 2;
→ o. V., *Aus Stadt und Land. Rote Kreuz-Auszeichnungen*. IN: Der Tiroler, 08.12.1917, Nr. 281, 3;
→ o. V., *„Die Dank schuldigen Mütter“, Öffentlicher Dank*. IN: Bozner Nachrichten, 01.12.1923, Nr. 274, 9.

Berta von Gelmini 400

Geboren: 25. März 1907, Salurn

Verstorben: 28. Februar 1999

Eine der ersten
„Katakombenlehrerinnen“ des Landes

Als erster Angriff auf die deutsche Schule kann die „Lex Corbino“, ein Gesetzesdekret vom August 1921, gewertet werden, welches besagte, dass Kinder italienischer Familien die italienische Schule besuchen mussten. Das Gesetz sah jedoch keine Kommission zur Feststellung der Umgangssprache vor und ließ damit den Behörden in ihrem nationalen Übereifer freie Hand. Diese neigten vielfach dazu, alle Kinder mit italienisch klingenden Namen in die italienische Schule zu zwingen.
Aufgrund dieser Umsetzung der „Lex Corbino“ wurden 1922 in einem Großteil der Gemeinden des Unterlandes die deutschen Schulen abgeschafft. Im folgenden Jahr wurde per königlichem Dekret das Unterland dem Verwaltungsbezirk Cavalese zugesprochen. Auf diese Weise waren die Schulen des Unterlandes als erste von der erzwungenen Italianisierung des Unterrichtes betroffen.
Im Herbst 1923 versammelte der Rechtsanwalt Josef Noldin Frauen aus Salurn in seiner Kanzlei. Ziel war die Besprechung und Organisation von privatem Hausunterricht, der noch nicht verboten worden war. Auf Noldins Anregung hin begann die aufgrund der Schließung der deutschen Schule arbeitslos gewordene Lehrerin und gebürtige Salurnerin Berta von Gelmini gemeinsam mit Ottilie Dalvai und Theresia Simeoni, privaten Unterricht in ihrem Heimatort zu erteilen. Als „Katakombenlehrerin“ der „ersten Stunde“ scheint Berta von Gelmini auch auf der Teilnehmerinnenliste des ersten dafür vorgesehenen geheimen Kurses im Juli und August 1925 im Palais Toggenburg in Bozen auf.
Mit dem Verbot des Privatunterrichtes im Herbst 1925 wurde Berta von Gelmini, wie vielen weiteren privaten Lehrerinnen, eine Schrift zugestellt, die sie aufforderte, ihre Tätigkeit zu unterlassen. Kurz darauf wurde Berta von Gelmini gemeinsam mit ihrer Mitstreiterin Theresia Simeoni zum ersten Mal vor die Unterpräfektur zitiert und erhielt den Befehl zur Unterrichtseinstellung.
Im Dezember desselben Jahres wurde Gelmini aufgrund ihres Unterrichts auch Opfer eines tätlichen Angriffs: Sie wurde von einem faschistischen Milizionär nach einem Wortgefecht geohrfeigt. Als sie sich in der Folge zur Polizei begab, um den Vorfall zu melden und Anzeige zu erstatten, wurde sie trotz des Vorhandenseins von vier Zeug*innen verhaftet und nach einem ausgiebigen Verhör zwei Tage im Gefängnis festgehalten. Im auf diesen Vorfall hin eingeleiteten Prozess vor dem Strafgericht in Trient galt die Anklage nicht der von Gelmini erlittenen Körperverletzung und „Ehrenbeleidigung“ – wie sie den Strafbestand in einem Schreiben an die Königliche Präfektur selbst darstellt –, sondern ihrer Beleidigung des faschistischen Milizsoldaten. Gelmini wurde zu einer Geldstrafe zuzüglich der Prozesskosten verurteilt. Das Urteil wurde vom Berufungsgericht bestätigt.

→ Taufbuch, Salurn 1902–1923, fol. 63: Im Taufbuch ist sie mit dem Vornamen „Bertha“ bzw. „Bertha Maria“ angeführt;
→ o. V., *Die Schulverhältnisse in Südtirol*. IN: Südtiroler Heimat, 01.01.1926, fol. 1, 3;
→ SEBERICH Rainer, *Südtiroler Schulgeschichte. Muttersprachlicher Unterricht unter fremdem Gesetz*, Bozen, Edition Raetia, 2000, 62–67;
→ VILLGRATER Maria, *Katakombenschule. Faschismus und Schule in Südtirol*, Bozen, Athesia, 1984, 101–104, 111, 173, 208–215, 219, 231, 332, 394;
→ Scheda biografica “Gelmini Berta”. IN: Archivio Online del Novecento trentino, Fondazione Museo storico del Trentino, online unter: http://900trentino.museostorico.it/dettaglio?archive=oppositori&id=427, 26.05.2022.

Angela Nikoletti 401

Geboren: 31. Mai 1905,
Margreid a. d. W.

Verstorben: 30. Oktober 1930,
Kurtatsch a. d. W.

„Katakombenlehrerin“,
verstarb infolge der Haftbedingungen

In Südtirol gilt sie als zentrale „Märtyrerinnen“-Figur im Widerstand gegen die faschistische Unterdrückungsgewalt. Angela Nikoletti unterrichtete als ausgebildete Lehrerin in der Geheimschule ihres Heimatdorfes Kurtatsch. Aufgrund des illegalen Unterrichts wurde sie wiederholt von der faschistischen Polizei abgefangen, verhört und bedroht. Mit 25 Jahren verstarb Nikoletti infolge der Haftbedingungen.
Die aus Margreit stammende Tochter eines Tagelöhners und einer Aushilfshebamme wuchs aufgrund der schwächelnden Gesundheit der Mutter bei ihren Tanten in Kurtatsch und Tramin auf.
Mit 13 Jahren erlebte Nikoletti den Einmarsch der italienischen Truppen. In ihren lebensgeschichtlichen Erzählungen, die sie in den letzten Monaten vor ihrem Tod verfasste, erinnerte sie sich an die Zerstörung und den empfundenen „Hass und Ekel“. 1920 verstarb die kränkliche Mutter. Angela Nikoletti schlug sich als Dienstbotin durch. Trotz der kriegsbedingt mangelhaften Schulbildung bestand Nikoletti die Aufnahmeprüfung an der Lehrer*innenbildungsanstalt der Barmherzigen Schwestern in Zams für das Schuljahr 1922/23. Für das zweite Studienjahr wurde ihr jedoch die Ausreise nach Österreich verweigert: Ihr Schulbesuch in Nordtirol war kritisch betrachtet worden, zudem hatte man bei ihr ein selbstverfasstes Gedicht mit dem Titel „Tirolerland“ gefunden. Einer Verhaftung entging Nikoletti nur aufgrund ihrer Minderjährigkeit. Ein Jahr musste Angela Nikoletti warten, um wieder nach Nordtirol ausreisen zu können. Im Juli 1926 schloss sie ihre Ausbildung in Zams ab.
Zwar kehrte Nikoletti als ausgebildete Lehrerin nach Südtirol zurück, ihre Berufsaussichten waren jedoch alles andere als vielversprechend: Die gewaltsame Italianisierung der Provinz war im vollen Gang. Der deutsche Schulunterricht sowie Privatunterricht waren für illegal erklärt worden und damit strafbar. Angela Nikoletti folgte dem Aufruf von Kanonikus Michael Gamper und begann, heimlich Kinder in deutscher Sprache zu unterrichten. Dafür verzichtete sie sogar auf einen sicheren Arbeitsplatz, den ihr eine Bozner Familie angeboten hatte. In ihren Aufzeichnungen schreibt sie: „Aus Liebe und Erbarmen zu den Dorfkindern schlug ich die Stelle aus und blieb daheim. […] In Begeisterung und Freude habe ich mich verpflichtet, den armen beraubten Kleinen deutsche Stunden zu erteilen. […] 30 Kinder kamen im Ganzen zu mir. Küche, Zimmer und Garten waren die Schulzimmer. Bis 9 Uhr abends dauerte täglich meine Schule. Ich hatte Freude, obwohl ich oft recht müde war. Die guten Erfolge, der Fleiß und die Anhänglichkeit der Kinder lohnten mich.“
Die illegale Tätigkeit Angela Nikolettis wurde von den Behörden entdeckt. Sie wurde verwarnt: Am 11. Mai 1927 lud sie der Podestà vor. Nikoletti schreibt in ihren Aufzeichnungen diesbezüglich, sie habe sich vom Podestà nicht einschüchtern

lassen, sondern ihn im Gegenteil nur mitleidig belächelt. Die Tatsache, dass bereits Lehrerinnen in die Verbannung oder ins Gefängnis geschickt worden waren, hinderte Nikoletti nicht daran, nach der Abmahnung mit dem Unterricht fortzufahren. Trotz gesundheitlicher Beschwerden und der Vorweisung eines ärztlichen Zeugnisses wurde sie wenige Tage später verhaftet. Das Urteil lautete auf 30 Tage Arrest, fünf Jahre Polizeiaufsicht und Ausweisung aus der Heimatgemeinde Kurtatsch. Um der Ausweisung zu entgehen, versteckte sich Nikoletti nach abgesessener Haft am Grauner Joch. Erst als ein italienischer Arzt feststellte, dass sie gesundheitlich stark geschwächt war und den Winter höchstwahrscheinlich nicht überleben würde, durfte Nikoletti zu ihrer Tante nach Kurtatsch. Es folgte ein Krankenhausaufenthalt, der jedoch nur vorübergehend Besserung brachte. Am 30. Oktober 1930 verstarb Angela Nikoletti mit nur 25 Jahren.

→ KOFLER Astrid, *Angela Nikoletti.* IN: HINTNER Heidi u. a. Hrsg., Frauen der Grenze. 13 Frauenbiographien aus Süd- und Osttirol und dem Trentino/ Donne di frontiera. 13 biografie di donne sudtirolesi, nordtirolesi e trentine, Bd. 2, Innsbruck [u.a.], Studienverlag, 2012, 134–143;
→ NIKOLETTI Angela (hrsg. von WEIS Anton), *Leben und Gedichte*, Brixen, Athesia, 1987;
→ PARTELI Othmar, *Die Katakombenschullehrerin Angela Nikoletti. 1905 – 1930. Ein Faschismus-Opfer aus Kurtatsch*, Bozen, Athesia, 2002;
→ VILLGRATER Maria, *Katakombenschule. Faschismus und Schule in Südtirol*, Bozen, Athesia, 1984, 228–230 sowie 392–393.

Antonia Menardi

Geboren: 27. November 1897, Mals

Verstorben: 8. Februar 1969, Mals

„Katakombenlehrerin“ in Mals

Antonia Menardi dürfte aufgrund ihrer Familiengeschichte mit der mehrsprachigen Realität des Kronlandes Tirol vertraut gewesen sein: Ihr Vater stammte aus Cortina. Er dürfte wohl über seinen Beruf als k.k. Straßenmeister nach Mals gekommen sein und den Kontakt zu seinem Heimatort gehalten haben. So verweist der Pfarrer im Taufbucheintrag des Kleinkindes Antonia darauf, die Anzeige über ihre Geburt bzw. Taufe nach Ampezzo geschickt zu haben. In ihrem Heimatort Mals besuchte Menardi die Volksschule.
1918 legte sie an der Lehrer*innenbildungsanstalt in Zams ihre Matura und damit Lehrbefähigung ab. Als junge Lehrerin kehrte Menardi nach Hause zurück, wo sie an den Volksschulen von Tisens, Glurns, Tartsch, Plawenn und Planeil wirkte. Im Zuge der Italianisierung der Schulen wurde Antonia Menardi 1926 aus dem Schuldienst entlassen. Ihre offizielle Anfrage, privaten Deutschunterricht erteilen zu dürfen, wurde abgewiesen. Trotzdem setzte Menardi ihren Unterricht fort. Unter ihren Schüler*innen befand sich auch die zukünftige Mundartdichterin Wilhelmine Kuntner Habicher, die sich später an Menardi als außergewöhnlich kompetente Deutschlehrerin erinnerte, die es vermochte, ihre Schüler*innen besonders zu fördern. Kuntner berichtet weiter, sie habe aufgrund des Unterrichts bei Menardi später im Deutschkurs für Optant*innen „schon alles gekonnt“. Antonia Menardi scheint für ihre illegale Tätigkeit auch verurteilt worden zu sein. Die Historikerin Veronika Mittermair, die sich in einem 1994 im „Schlern“ erschienenen dreiteiligen Artikel mit „antifaschistischen Oppositionellen“ in Südtirol auseinandersetzt, spricht von einer ersten Verwarnung Menardis durch den Schulamtsleiter im Juni 1929 und ihrer Verurteilung zu einer Bußgeldzahlung im Jänner 1935. Im Mai 1936 sei Menardi ein weiteres Mal angezeigt und unter Polizeiaufsicht gestellt worden. Noch vor dem Inkrafttreten des Urteils erfolgte laut Mittermair die Begnadigung. Zeitungsartikel aus den betreffenden Jahren berichten jedoch von der Verurteilung Menardis zu einer Haftstrafe. So schreibt die „Südtiroler Heimat“ im Juli 1936 in Bezug auf die Verurteilungen der „letzten Monate“: „Frl. Menardi, Mals wurde verhaftet und mußte rund drei Wochen im Gefängnis zubringen.“ Maria Villgrater spricht in ihrer Monografie zu den „Katakombenlehrerinnen“ von vier Wochen Haft für das Frühjahr 1936 und beruft sich unter anderem auf einen Bericht Gampers. Fest steht, dass die Tätigkeit der Vinschger „Katakombenlehrerin“ von der Polizei beobachtet wurde und Folgen hatte. 1945 mit dem Wiederaufbau der deutschen Schule im Land wurde Menardi als Lehrerin an der Volksschule von Mals tätig, wo sie bis zum Eintritt in den Ruhestand 1957 lehrte. Im kurz nach ihrem Tod erschienenen Zeitungsnachruf wird Antonia Menardi als „selbstlose Erzieherin“ bezeichnet, deren Beerdigungsfeierlichkeiten „zu einer aufrichtigen Trauerkundgebung“ geworden seien, „wobei die Liebe und Hochschätzung, deren sich die Verstorbene erfreute, offenbar wurden“. Auch ihr Sterbebild stellt ihre Bildungs- und Erziehungsarbeit an erste Stelle und notiert: „Ihr Leben war Dienst an der Jugend, Arbeit, Liebe, Helfen und Verzeihen.“

→ Taufbuch Mals, 1874–1919, fol. 121: Das Sterbebild vermerkt den 9. Februar 1969 als Todestag; im Taufbuch sowie in der Sterbeanzeige der Familie und in einem Nachruf in der Zeitung „Dolomiten“ ist der 8. Februar angeführt;
→ GRUBER Alfons, *Südtirol unter dem Faschismus*, Bozen, Athesia, 1975, 184–185;
→ KUNTNER Andrea, *Wilhelmine Habicher-Kuntner. Die schreibende Hausfrau.* IN: Der Vinschger 16 (2000), 10;
→ MITTERMAIR *Veronika, „Antifaschistische Oppositionelle“ in Südtirol. Zuckerbrot und Peitsche. III. Das „confino di polizia“.* IN: Schlern 68/5 (1994), 261–294;
→ VILLGRATER Maria, *Katakombenschule. Faschismus und Schule in Südtirol*, Bozen, Athesia, 1984, 70, 204, 235–236, 249;
→ o. V., *Aus Südtirols Gauen. Verschärfte Verfolgung des deutschen Privatunterrichtes in Südtirol.* IN: Südtiroler Heimat, 01.07.1936, fol. 2, 3;
→ o. V., *Deutscher Privatunterricht in Südtirol streng bestraft.* IN: Südtiroler Heimat, 15.12.1936, fol. 8, 8;
→ o. V., *Heimgang einer Lehrerin.* IN: Dolomiten, 17.02.1969, Nr. 39, 5.

Frauen im Lager von Bozen

Ab Jänner 1944 wurde in der Bozner Reschenstraße ein Konzentrationslager errichtet, das ab Juli 1944 vor allem als Durchgangslager diente. Es war damit ein wichtiger Knotenpunkt und eine Sammelstelle der SS-Maschinerie zwischen dem besetzten Italien und dem nationalsozialistischen Deutschen Reich. Eine Bestimmung der Zahl der Personen, die hier bis Kriegsende interniert wurden, ist schwierig. Die Forschung spricht von 9.000 bis zu mehr als 11.000 Menschen. Es handelte sich dabei um Personen, die aus „rassischen“ Gründen verhaftet worden waren, politische Gegner*innen, italienische Soldaten, Wehrdienstverweigerer oder „Sippenhäftlinge“[106]. Für einen Teil der aus Nord- und Mittelitalien stammenden Häftlinge war Bozen nur eine Station auf ihrer Deportation in ein NS-Konzentrations- und Vernichtungslager jenseits der Alpen (KZ Mauthausen, Flossenbürg, Auschwitz, Ravensbrück und Dachau). Die genauen Zahlen der Transporte liegen heute nicht mehr vor. Ein Großteil der schriftlichen Unterlagen des Lagers wurde kurz vor der Befreiung vom NS-Kommando vernichtet[107].

Die „Häftlinge“, die länger in Bozen verblieben, mussten im Haupt- oder in Außenlagern Zwangsarbeit verrichten. Die „Außenlager“ wurden dabei in Kasernen untergebracht oder es wurden eigens dafür Baracken in verschiedensten Orten Südtirols (z. B.Meran, Sterzing, Toblach) errichtet[108].

Im Zentrum der folgenden Skizzen steht der Widerstand, den Personen innerhalb und außerhalb des Lagers von Bozen leisteten. Es handelte sich um Unterstützung der Deportierten bzw. Inhaftierten des Lagers, ihre Versorgung mit Kleidung und Lebensmitteln, die Herstellung von Kontakten zu den Familien und die Hilfe bei Fluchtversuchen. Sowohl im internen Widerstand des Lagers als auch in der externen Organisation nahmen Frauen zentrale Rollen ein[109].

106 Vgl. PFEIFER Barbara, *Das Polizeiliche Durchgangslager Bozen 1944–1945.* IN: STEINACHER Gerald [Hrsg.], Südtirol im Dritten Reich/L'Alto Adige nel Terzo Reich, Innsbruck [u.a.], Studienverlag, 2003, 201–220, hier 201–202; SCHREIBER Horst, *Nationalsozialismus und Faschismus in Tirol und Südtirol. Opfer, Täter, Gegner,* Innsbruck, Studienverlag, 2008, 389.
107 Vgl. VERDORFER Martha, *Vertrauter Faschismus. In der Operationszone Alpenvorland.* IN: SOLDERER Gottfried [Hrsg.], Das 20. Jahrhundert in Südtirol. Totaler Krieg und schwerer Neubeginn, Bd. III: 1940–1959, Bozen, Edition Raetia, 2001, 48–59, hier 57–58.
108 Vgl. MEZZALIRA Giorgio/VILLANI Cinzia [Hrsg.], *Anche a volerlo raccontare è impossibile. Scritti e testimonianze sul Lager di Bolzano*, Bolzano, Circolo Culturale ANPI, 1999, 14; PFEIFER, *Das Polizeiliche Durchgangslager Bozen*, 209–210.
109 Vgl. MEZZALIRA/VILLANI, *Anche a volerlo raccontare*, 18–19; PFEIFER, *Das Polizeiliche Durchgangslager Bozen,* 210.

Franca (Francesca) Sosi Turra

Geboren: 11. Juni 1918, Avio, Trentino

Verstorben: 12. Dezember 2003, Peschiera del Garda, Verona

Mitglied und leitende Figur des Bozner „Comitato di Liberazione“

Unter dem Namen Francesca Sosi wurde Franca Turra 1918 in Avio geboren. Nach Kriegsende lebte sie in Chivasso sowie in Turin. 1936 zog Turra mit ihrer Familie nach Bozen, wo der Vater als Facharbeiter im „Lancia“-Werk arbeitete. Hier begann Turra für das „Ufficio del Lavoro“ zu arbeiten und heiratete Vittore Turra. Der Ehe entstammte eine Tochter. 1941 geriet der Ehemann als italienischer Soldat in Nordafrika in britische Gefangenschaft.
Mit der Verkündung des italienischen Waffenstillstandes am 8. September 1943 und dem Einrücken der deutschen Wehrmacht in Norditalien begann sich Turra am Widerstand zu beteiligen. In Bozen beobachtete sie – so erinnerte sich Turra später – das „Zusammentreiben unserer Soldaten“ („ammassamento dei nostri soldati“) an den Ufern der Talfer. Sie bezieht sich dabei auf die Gefangennahme der nun gegnerischen italienischen Soldaten vonseiten der Wehrmacht. Am Bozner Bahnhof beobachtete sie Deportationszüge voller Soldaten und Zivilist*innen, die Briefe aus den Wagons warfen und um Essen und Zigaretten baten. Dies weckte in ihr das Bedürfnis zur Hilfestellung. Sie suchte nach Möglichkeiten, den Gefangenen zu helfen, sammelte die Briefe und kontaktierte die Familien. Nach ersten, zunächst spontanen Initiativen der Hilfeleistungen kam Turra über Manlio Longon in Kontakt mit dem geheimen Komitee zur Unterstützung der Häftlinge des Bozner Lagers und schloss sich diesem an. Für ihre Tätigkeit im Untergrund nahm Turra den Decknamen „Anita“ an.

Über diese erste Phase des Widerstandes schrieb sie später: „Das Mailänder Komitee der nationalen Befreiung (CLN) […] schickte uns Briefe, Lebensmittel sowie Geld, um die Internierten zu unterstützen. Die Lebensmittel und Kleidungsstücke wurden von uns meist als getrennte Pakete verpackt, damit die Nazis keinen Verdacht über die Existenz einer illegalen Organisation schöpften. Sie [die Pakete] waren für die vom internen Widerstandskomitee genannten Namen bestimmt; wir haben hunderte davon verpackt.“ („Il CLN di Milano […] ci mandava lettere, viveri e indumenti, oltre che denaro, per l’assistenza agli internati. I viveri e il vestiario venivano in gran parte confezionati da noi in pacchi differenziati l’uno dall’altro per evitare che sorgessero nei nazisti sospetti sull’esistenza di un’organizzazione clandestina, ed erano destinati ai nominativi fornitici dal Comitato interno del campo; ne abbiamo confezionati a centinaia.“) Und weiter: „Unsere Häuser wurden zu geheimen Treffpunkten, zu Funkstationen und die Keller zu Lagerräumen für Waffen, Lebensmittel und Propagandamaterial.“ („Le nostre case divennero luoghi di riunioni clandestine, stazioni radio-trasmittenti e le cantine depositi di armi, viveri e materiale di propaganda.“) Nach eigenen Angaben ließ Franca Turra den Insass*innen des Bozner Lagers etwa 500 Pakete zukommen.
Nach der Verhaftung wichtiger Mitglieder des Bozner „Comitato di Liberazione Nazionale“ im Dezember 1944 koordinierte Franca Turra die Außenorganisation. Sie nahm eine zentrale Rolle beim Wiederaufbau der Organisation und der Wiederherstellung der Beziehungen zum „Comitato di Liberazione Nazionale Alta Italia“ ein.
Sie organisierte und sammelte Hilfsmaterial, Geld und Pakete, verwaltete und sortierte Korrespondenzen, organisierte Fluchtpläne etc. Rückblickend unterstrich Franca Turra jedoch auch die Unterstützung und Mithilfe vieler anderer Menschen rund um das Lager von Bozen.

So beginnt ihre Erinnerung mit folgender Feststellung: „Ich möchte hier nicht allein über die Hilfe für das Konzentrationslager von Bozen sprechen, denn davon könnten mit mir ganze Familien aus den semiruralen Siedlungen, Arbeiter und Leiter von verschiedenen Fabriken im Industriegebiet und viele andere Menschen, die durch ihre aktive und mutige Mithilfe unsere Arbeit ermöglicht haben, erzählen.“ („Non vorrei essere qui sola a parlarvi dell’assistenza al Campo di concentramento di Bolzano, perché con me potrebbero parlarvene intere famiglie delle casette semirurali, operai e dirigenti di vari stabilimenti della zona industriale e tante altre persone che con la loro attiva e coraggiosa collaborazione hanno reso possibile la nostra attività.“

→ FEDELE Greta/TROGLIO Sara, *La biografia di Franca Turra alias Anita tra memoria privata e storia pubblica*. IN: Bibliomanie. Letterature, storiografie, semiotiche 54/8 (2022), online unter: https://www.bibliomanie.it/?p=10122, 26.04.2022;
→ HAPPACHER Luciano, *Il Lager di Bolzano con appendice documentaria*, Trento, Comitato provinciale per il 30. anniversario della Resistenza e della liberazione, 1979, 74–75;
→ MARZULLI Rocco/BALDAN Massimiliano, *Turra Franca 1944 settembre 29 – 1979 gennaio. Inventario*. IN: Fondazione memoria della deportazione. Biblioteca Archivio Pina e Aldo Ravelli, online unter: https://www.fondazionememoriadeportazione.it/it/archivio/archivio-cartaceo/, 26.04.2022;
→ MEZZALIRA Giorgio/VILLANI Cinzia [Hrsg.], *Anche a volerlo raccontare è impossibile. Scritti e testimonianze sul Lager di Bolzano*, Bolzano, Circolo Culturale ANPI, 1999, 18–19;
→ PFEIFER Barbara, *Das Polizeiliche Durchgangslager Bozen 1944–1945*. IN: STEINACHER Gerald [Hrsg.], Südtirol im Dritten Reich/L’Alto Adige nel Terzo Reich, Innsbruck [u.a.], Studienverlag, 2003, 201–220, hier 210;
→ TURRA Franca, *Così funzionava il comitato clandestino di assistenza al campo di Bolzano*. IN: ANED – Associazione nazionale ex deportati nei campi nazisti, online unter: http://www.deportati.it/lager/bolzano/turra_comitato/, 26.04.2022.
→ VILLANI Cinzia, *Il “Durchgangslager” di Bolzano (1944–1945)*. IN: MANTELLI Brunello/TRANFAGLIA Nicola [Hrsg.], Il libro dei deportati. Deportati, deportatori, tempi, luoghi, Bd. II, Milano, Mursia, 2010, 823–853, hier 837.

Geboren: 18. Dezember 1905,
Poppino (Luino), Varese

Verstorben: 23. Oktober 1960,
Sesto San Giovanni, Mailand

Mitglied und leitende Figur des Bozner „Comitato di Liberazione“

2005 erschien ein Ferdinando Visco Gilardi und Maria – genannt Mariuccia – Caretti gewidmeter Band, der von ihrem Sohn und einem Waldenserpastor herausgegeben wurde. Auch wenn bereits der Titel „Un evangelico nel lager“ auf den Umstand verweist, dass das Buch den Mann ins Zentrum stellt, setzen sich einige Beiträge auch mit Mariuccia Caretti auseinander und berichten von ihrer Teilnahme am Widerstand.
1905 wurde Maria Caretti in Gaggio, einem Ortsteil von Poppino, in der Provinz Varese geboren. Sie war das achte und letzte Kind der Familie. Noch in ihrer Jugend konvertierte sie zum evangelischen Glauben und trat in die methodistische Kirche ein. Durch ihren Freundeskreis lernte sie ihren zukünftigen Ehemann Ferdinando Visco Gilardi kennen. Während dieser in Mailand arbeitete, war Caretti unter anderem in einem von der Methodistenkirche gegründeten und geleiteten Mädchenwaisenhaus am Lago Maggiore tätig und verbrachte einige Zeit in Paris, wo sie sich in der Mode- und Schneiderkunst ausbilden ließ. Nachdem Visco Gilardi sein Buchgeschäft mit Verlagsaktivität auf dem Mailänder Domplatz unter dem Druck des faschistischen Regimes hatte schließen müssen, heiratete das Paar 1936 in Sanremo. Der Ehe entstammten sechs Kinder. 1940 zog die Familie aufgrund des Berufswechsels von Visco Gilardi nach Bozen um, wo er den Posten des Werkdirektors der „Fabbriche Riunite Ossigeno“ übernahm.

Der 8. September 1943 war ein bedeutender politischer Einschnitt für das Paar, es trat in den organisierten Widerstand ein. Dabei wurde Ferdinando Visco Gilardi bald zu einer der leitenden Figuren des lagerexternen „Comitato di Liberazione Nazionale“ in Bozen. Während ihr Ehemann Aufgaben der Organisation und Koordination übernahm, verrichtete Mariuccia Caretti als typisch weiblich wahrgenommene Tätigkeiten: Sie verpackte, sortierte und lieferte Hunderte von Paketen für die Häftlinge des Lagers in Bozen aus, um diese mit Kleidung und Lebensmitteln zu versorgen. Im Haus der Familie kamen Insass*innen nach gelungenen Fluchtversuchen unter. Gleichzeitig arbeitete Caretti auch als „staffetta“ und überbrachte geheime Nachrichten ins und aus dem Lager. Für ihre illegale Aktivität nahm Caretti den Decknamen „Marcella“ an.
Im Dezember 1944 wurde Ferdinando Visco Gilardi von Männern der SS verhaftet, verhört und misshandelt. Um ihm und/oder Caretti Informationen zu entlocken, wurde er – von der Folter gezeichnet – seiner Frau vorgeführt. Zu einem Geständnis führte diese Maßnahme dennoch nicht: Weder Caretti noch Visco Gilardi konnten zu einer Aussage gezwungen werden.

Infolge der Verhaftung ihres Ehemannes und seiner Einweisung ins Lager nahm Carettis Bedeutung für die Koordination des „Comitato di Liberazione“ von Bozen zu. Zusammen mit einer Reihe von Gleichgesinnten, allen voran Frauen, machte sich Caretti daran, die Kontakte, die durch die Verhaftung ihres Mannes abgebrochen waren, wiederherzustellen.
Nach dem Krieg verblieb die Familie noch einige Jahre in Bozen, zog jedoch 1954 aufgrund des Berufes von Visco Gilardi zunächst nach Monza und schließlich nach Sesto San Giovanni, wo Maria Caretti 1960 verstarb. Der Abschied von Bozen sei Maria Caretti schwergefallen, erinnert sich ihr Sohn Aldo. Die Sehnsucht nach der Stadt und den dort geknüpften Beziehungen habe auch nach dem Umzug Bestand gehabt.

→ BOUCHARD Giorgio/GILARDI Aldo Visco [Hrsg.], *Un evangelico nel lager. Fede e impegno civile nella vita di Ferdinando e Mariuccia Visco Gilardi*, Torino, Claudiana, 2005.

Geboren: 28. September 1912, Triest

Verstorben: 3. Juli 1991, Mailand

Partisanin, Mitglied des lagerinternen Widerstandes

Zu den wichtigsten Vertreterinnen des lagerinternen Widerstandes gehörte Ada Buffulini. Sie wuchs in Triest in einer irredentistisch gesinnten italienischen Bürgerfamilie auf. Ihr Vater war Chefingenieur der Stadtverwaltung von Triest, die Mutter betätigte sich als Grundschullehrerin. Nach erfolgreichem Abschluss des Gymnasiums 1930 erhielt Buffulini die Erlaubnis der Eltern, ihr Studium fortzusetzen und sich an der medizinischen Fakultät von Mailand zu inskribieren. Hier erwarb sie im November 1936 den Abschluss in Medizin und Chirurgie und heiratete im folgenden Jahr ihren Kollegen, mit dem sie 1938 einen Sohn bekam. Nach wenigen Jahren trennte sich das Paar und ließ die Hochzeit annullieren. Nach langer Krankheit und dem folgenden Aufenthalt in einem Sanatorium widmete sich Buffulini ihrer Spezialisierung in Radiologie.
In diese Zeit fällt der Waffenstillstand des 8. September 1943 und der Einmarsch der deutschen Truppen in Norditalien. Buffulini näherte sich der „Resistenza“ und ließ sich vom Politiker und Antifaschisten Lelio Basso in die sozialistische Partei einführen. Innerhalb weniger Wochen wurde sie selbst im Widerstand aktiv: Sie verteilte Flugblätter, übersetzte Dokumente (Buffulini sprach aufgrund ihrer Herkunft Deutsch) und nahm an Versammlungen teil. Zentral war die Medizinerin vor allem an der Herausgabe der sozialistischen Zeitschrift „La Compagna“ beteiligt, die sich an Frauen richtete und im Juli 1944, kurz nach der Verhaftung Buffulinis, erstmals erschien.
Im November 1943 war Buffulini aufgrund der Verhaftung einiger ihr nahestehender Personen gezwungen, in den Untergrund zu gehen und eine falsche Identität anzunehmen. Nach acht Monaten wurde sie von der lokalen Mailänder Faschistengruppe „Fabio Filzi“ während eines geheimen Treffens junger Sozialist*innen und Sympathisant*innen verhaftet. Nach zwei Monaten im San-Vittore-Gefängnis wurde Buffulini im September 1944 gemeinsam mit etwa 260 weiteren Häftlingen, darunter ihrem zukünftigen Ehemann, ins Lager von Bozen gebracht. Die ausgebildete Ärztin arbeitete in der Krankenstation des Lagers. Neun Monate verrichtete sie diese Tätigkeit unter widrigsten Umständen, zudem betätigte sie sich zunehmend als Koordinatorin des lagerinternen Widerstandes, dem es durch die Verbindung mit dem Widerstandskomitee außerhalb des Lagers gelang, Briefe, Informationen, Pakete mit Lebensmitteln, Medikamenten und Kleidung ins Lager zu schmuggeln.
Auch mehrere Fluchten wurden organisiert. Gemeinsam mit Laura Conti – so erinnerte sich Lelio Basso 1977 – war Buffulini der zentrale Bezugspunkt des Widerstandes im Lager.
Buffulini verblieb bis Kriegsende und Auflösung des Lagers in Bozen. Nach der Rückkehr nach Mailand engagierte sich Ada Buffulini in der Politik und nahm an den ersten sozialistischen Kongressen teil, um sich jedoch in der Folge der kommunistischen Partei zuzuwenden, in der sie bis zu ihrem Lebensende aktiv war. 1946 heiratete sie ein weiteres Mal, der Ehe entstammten drei Kinder. Nachdem Buffulini in den 1970er-Jahren als Radiologin in den Ruhestand gegangen war, engagierte sie sich in der „Associazione nazionale ex deportati nei campi nazisti“. Als Ärztin und Mitglied des Nationalrates der Vereinigung galt ihre Aufmerksamkeit besonders den psychischen und physischen Folgen der Deportation. Buffulinis 1976 erschienener Artikel war lange Zeit einer der wenigen Bezugspunkte der spärlichen Geschichtsschreibung über das Lager Bozen.

→ BRAVO Anna/JALLA Daniele [Hrsg.], *Una misura onesta. Gli scritti di memoria della deportazione dall’Italia. 1944–1993*, Milano, FrancoAngeli, 1994, 419;
→ BUFFULINI Ada (hrsg. von VENEGONI Dario), *Quel tempo terribile e magnifico. Lettere clandestine da San Vittore e dal Lager di Bolzano e altri scritti,* Milano/Udine, Mimesis, 2015;
→ HAPPACHER Luciano, *Il Lager di Bolzano con appendice documentaria*, Trento, Comitato provinciale per il 30. anniversario della Resistenza e della liberazione, 1979, 50, 67, 74.

Geboren: 18. September 1921,
Villalvernia, Alessandria

Verstorben: 27. Februar 2009, Trient

Partisanin, Mitglied des Widerstandes
im Lager Bozen

Nella Mascagni kam mit ihrer Familie im Zuge der Versetzung des Vaters, der bei der Eisenbahn arbeitete und in der Landeshauptstadt eine leitende Stelle erhielt, nach Bozen. 1940 schloss sie das „Istituto magistrale“ ab und ging in der Folge nach Turin, um an der „Facoltà di Magistero“ zu studieren. Kriegsbedingt musste sie das Studium unterbrechen. Mascagni schloss sich gemeinsam mit ihrem Lebensgefährten und späteren Ehemann Andrea Mascagni der „Resistenza“ an und wirkte als „staffetta“ in einer Formation im Fleimstal. Das „Comitato di Liberazione“ in Cavalese – so gibt sie es in einem Erinnerungstext von 1999 wieder – vertraute ihr die Botentätigkeiten im ganzen Tal an; wiederholt kam Mascagni auch nach Bozen und Trient, um Nachrichten zu überbringen. Im November 1944 wurde Nella Mascagni in Cavalese verhaftet. Sie habe – so erinnerte sie sich später – mit den Worten „Angenehm, Lilli“ („Piacere, Lilli“) den Gestapo-Beamten ihre Hand entgegengestreckt. Es folgte ein Verhör im Gefängnis von Trient, das jedoch nicht die gewünschten belastenden Informationen erbrachte. Mascagni durfte das Gefängnis in der Via Pilati verlassen und konnte nach Hause zurückkehren. Ihre illegale Widerstandsaktivität stellte Mascagni trotz dieser Erfahrung nicht ein. So wurde sie im Februar 1945 ein weiteres Mal verhaftet. Im Zuge der zweiten Verhaftung wurde Mascagnis Haus durchsucht, wobei eine kleine Druckerpresse sowie Unterlagen der kommunistischen Partei gefunden wurden.

Diesmal waren die Beweise – so definierte dies Mascagni später – „nicht zu rechtfertigen“ („ingiustificabili“) und führten zu ihrer Überstellung ins Lager von Bozen, wo sie im „blocco celle“ und damit im „Strafblock“ untergebracht wurde.
Ihre spätere Tätigkeit als Reinigungskraft erlaubten es ihr, als Nachrichtenüberbringerin für das geheime Widerstandskomitee zu arbeiten.
In der Nachkriegszeit unterrichtete Mascagni an verschiedenen Mittelschulen der Provinz, um in der Folge an die Grundschule zu wechseln. Mehrere Jahre lang war sie Vorsitzende und Koordinatorin der ANPI-Sektion des Landes.

→ LILLI MASCAGNI Nella, *Mi dice: “Gestapo”. Rispondo “Lilli”.* IN: MEZZALIRA Giorgio/VILLANI Cinzia [Hrsg.], *Anche a volerlo raccontare è impossibile. Scritti e testimonianze sul Lager di Bolzano*, Bolzano, Circolo Culturale ANPI, 1999, 111–118;
→ MASCAGNI Nella, *“Per anni ho avuto l’incubo delle torture in quelle celle”.* IN: ANED – Associazione nazionale ex deportati nei campi nazisti, online unter: https://deportati.it/lager/bolzano/mascagni_nella/, 27.04.2022;
→ o. V., *Nella Lilli Mascagni.* IN: A.N.P.I. – Associazione Nazionale Partigiani d’Italia, online unter: https://www.anpi.it/biografia/nella-lilli-mascagni, 27.04.2022.

Erinnerung an jüdisches Leben in Südtirol
Die folgenden Kurzbiografien sollen die jüdische Geschichte Südtirols sichtbar machen, die sich nicht auf Deportation und Vernichtung beschränkt, sondern gleichermaßen den kulturellen, sozialen und wirtschaftlichen Beitrag von jüdischen Mitbürger*innen am gesellschaftlichen Leben umfasst. Damit wird versucht, anhand von Lebensgeschichten nicht nur an die Gräuel der Shoah, sondern auch an die zahlreichen Beiträge, die jüdische Familien trotz Diskriminierung in Südtirol leisteten, zu erinnern. Vor allem im Kurort Meran waren jüdische Mitbürger*innen aktive Mitgestalter*innen des öffentlichen Lebens[110]. Auf diese Weise wird dem Anspruch Folge geleistet, den passiven Opferbegriff zu erweitern und auf individuelle Handlungsräume zu verweisen.

110 Vgl. INNERHOFER Joachim/MAYR Sabine, Mörderische Heimat. Verdrängte Lebensgeschichten jüdischer Familien in Bozen und Meran, Bozen, Edition Raetia, 2015, 13–89.

Clara Hermann Schreiber 414

Geboren: 27. Oktober 1848, Wien

Verstorben: 8. Februar 1905, Meran

Schriftstellerin, Frauenrechtsaktivistin, Sanatoriumsleiterin

Die gebürtige Wienerin verbrachte ihre Jugend in Brünn, dem heutigen Brno, wo sie im Haus ihres Stiefvaters eine sorgfältige Ausbildung erhielt. 1867 heiratete sie den Mediziner Josef Schreiber. Gemeinsam mit ihm gründete und betrieb sie im steirischen Bad Aussee ein Sanatorium.
Um 1880 übersiedelten Clara und Josef Schreiber mit ihren drei Töchtern Adele, Lilli und Ida nach Meran. Die Familie pendelte nun regelmäßig zwischen Aussee und der Passerstadt, in der das Ehepaar Schreiber ab 1890 die neu gegründete Kuranstalt für Nerven-, Magenleiden und rheumatische Beschwerden „Hygiea“ betrieb.
Bereits im Zeitraum der Übersiedlung nach Meran nahm Clara Schreiber ihre schriftstellerische Tätigkeit auf: Sie schrieb für Zeitungen, so veröffentlichte sie in den 1880er-Jahren in der „Wiener Allgemeinen Zeitung“ Artikel über Mode sowie Gesundheits- und Erziehungsfragen und publizierte Erzählungen und Traktate. 1884 erschien ihr Buch „Eine Wienerin in Paris“, in dem sie sich speziell Aspekten des „Frauenlebens“ widmet. Breitere Bekanntheit erlangte sie mit ihrem Buch „Eva. Naturalistische Studien einer Idealistin“, das 1893 erschien. In diesem vertrat die Autorin das Anliegen, Berufs- und Erwerbstätigkeit für alle Frauen zugänglich zu machen. Clara Schreiber scheint auch als Autorin einer Broschüre über Kaiserin Elisabeth in Meran auf.
Intensiv nahm die Wahlmeranerin am gesellschaftlichen Leben der Stadt teil. Das Haus der Schreibers galt als kultureller Treffpunkt für Intellektuelle sowie künstlerisch und literarisch Interessierte. 1890 hielt Clara Schreiber im Kurhaus unter dem Titel „Die Brotfrage der Frau“ einen Vortrag zum Thema Frauenarbeit und kritisierte konservative Vorbehalte. Ein Artikel der klerikal-konservativen Zeitung „Der Burggräfler“ berichtete mit antisemitisch diffamierenden Tönen von der Veranstaltung.
Clara Schreiber, die sich stets in einem jüdisch-liberalen Ambiente bewegte, konvertierte später zum Katholizismus. Die Tochter Adele folgte in ihrem politischen Aktivismus dem Vorbild der Mutter und wurde viel bekannter als diese: Adele Schreiber-Krieger machte sich als Mitbegründerin und Vizepräsidentin des „Weltbundes für Frauenrechte“, als Journalistin und Abgeordnete der sozialdemokratischen Partei im Deutschen Reichstag einen Namen.

→ BITTERMANN-WILLE, *Adele Schreiber-Krieger.* IN: Frauen in Bewegung 1848–1938, Ariadne, Österreichische Nationalbibliothek, online unter: https://fraueninbewegung.onb.ac.at/node/2233, 22.02.2022;
→ KLUGSBERGER Th., *Schreiber, Clara (Klara), geb. Hermann (1848–1905), Schriftstellerin.* IN: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950, Bd. 11, Wien, Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, 1999, 188;
→ MAYR Sabine, *Das „Kindlein, das die Felsen mit Blut wäscht“. Tirol aus der Sicht jüdischer Autoren und Autorinnen.* IN: David. Jüdische Kulturzeitschrift 127, online unter: https://davidkultur.at/artikel/das-kindlein-das-die-felsen-mit-blut-waescht, 22.02.2022;
→ MAYR Sabine, *Die bewegte Geschichte der Südtiroler Juden.* IN: Jüdische Rundschau. Unabhängige Monatszeitschrift, 3. März 2017, online unter: http://alt.juedischerundschau.de/die-bewegte-geschichte-der-suedtiroler-juden-135910741/, 22.02.2022;
→ o. V., *Clara Schreiber.* IN: Frauen in Bewegung 1848–1938, Ariadne, Österreichische Nationalbibliothek, online unter: https://fraueninbewegung.onb.ac.at/node/3105, 24.02.2022;
→ o. V., *Clara Hermann.* IN: Jüdisches Museum Hohenems, Hohenems Genealogie. Jüdische Familiengeschichte in Vorarlberg und Tirol, 22.02.2022, online unter: https://www.hohenemsgenealogie.at/gen/getperson.php?personID=I12560&tree=Hohenems, 24.02.2022;
→ o. V., *„Die Brodfrage der Frau“.* IN: Der Burggräfler, 15.03.1890, Nr. 22, 5–6.

Clara Salus 415

Geboren: 10. Februar 1869, Statenice/Statenitz, Österreich-Ungarn/ heute Tschechien

Verstorben: 1942, Vernichtungslager Treblinka

Sanatoriumsleiterin

1893 wurde in der Villa Steiner in Untermais ein Sanatorium für mittellose jüdische Patient*innen eröffnet. Zahlreiche Spenden aus den Kultusgemeinden der Habsburgermonarchie und dem Ausland hatten den Bau des Sanatoriums ermöglicht und sicherten fortan seinen Bestand. Die zahlreichen Spendenaufrufe und die Reihe prominenter Unterstützer*innen machten die Untermaiser Einrichtung international bekannt, eine Tatsache, von der auch der Meraner Kurtourismus profitierte.
Aufgrund der sich häufenden Anfragen war das Sanatoriumsgebäude jedoch bald schon zu klein. Wieder waren es Spenden, die einen Um- und Ausbau ermöglichten. Im Jänner 1909 konnte der imposante Neubau eröffnet werden. Technisch und medizinisch befand sich das Sanatorium nun auf dem neuesten Stand.
Die Leitung des neu ausgebauten jüdischen Sanatoriums übernahm Clara Salus, die seit 1908 in Meran lebte und die Einrichtung rund 30 Jahre lang führen sollte. Unter ihrer Leitung konnte das Sanatorium – trotz der Schäden des Ersten Weltkrieges, als es als Reservespital genutzt worden war – seinem internationalen Ruf als anerkannte und erfolgreiche Einrichtung gerecht werden.
Über diese Details hinaus konnte über Clara Salus' Leben in Meran kaum etwas ermittelt werden. 1938 wurde sie im „Zensus der ausländischen Juden“ erfasst. Im November desselben Jahres musste sie Meran verlassen: Wie der Großteil der in Südtirol ansässigen Jüdinnen und Juden, die keine italienische Staatsangehörigkeit besaßen, wurde sie aus der Provinz ausgewiesen. Höchstwahrscheinlich begab sich Salus in ihre Geburtsstadt im heutigen Tschechien. Nach Darstellung von einem ihrer Brüder, der die Shoah überlebte und 1955 eine Familienchronik verfasste, trafen sich die Geschwister Salus auf der Flucht im Haus der Eltern. Im Juli 1942 wurde Clara Salus von Prag nach Theresienstadt und drei Monate später nach Treblinka deportiert. Für die 73-Jährige gab es im Vernichtungslager keine Überlebenschance. 32 Mitglieder der Familie Salus aus Statenice/Statenitz wurden in der Shoah ermordet. Unter ihnen befand sich auch Clara Salus.

→ INNERHOFER Joachim/MAYR Sabine, *Mörderische Heimat. Verdrängte Lebensgeschichten jüdischer Familien in Bozen und Meran,* Bozen, Edition Raetia, 2015, 128–140.

Jenny Dienstfertig Vogel 416

Geboren: 15. November 1866, Ząbkowice Śląskie/Frankenstein, Preußen/heute Polen

Verstorben: unbekannt

Gastwirtin

Seit 1891 lebte Jenny Vogel gemeinsam mit ihrem Mann Markus Vogel in Meran. In der Passerstadt kamen ihre beiden Kinder Louis und Ernestine zur Welt. Auch drei Geschwister Jenny Vogels, ein Bruder und zwei Schwestern, lebten in Meran, wo sie zwischen 1928 und 1938 verstarben und auf dem jüdischen Friedhof beigesetzt wurden.
1902, als der Sohn kaum sieben und die kleine Tochter fünf Jahre alt war, starb Vogels Mann. Jenny Vogel musste sich nun allein um die beiden Kinder kümmern. Sie arbeitete als Masseuse und Betreiberin einer koscheren Auskocherei, die sich in der Villa Bristol in der Habsburgerstraße, der heutigen Freiheitsstraße, befand. Kaum ein Jahr später beantragte Vogel für diesen Standort bei der Meraner Stadtverwaltung eine Konzession für den Betrieb eines Gast- und Schankgewerbes. Die gewünschte Konzession wurde Jenny Vogel gewährt, jedoch nicht für die Villa Bristol, sondern für einen Standort in einem abgelegeneren Teil der Stadt. Der Meraner Stadtverwaltung erschien ein Betrieb wie jener Jenny Vogels in der Nähe des Kurhauses nicht angemessen. Im folgenden Jahr erwarb Jenny Vogel die „Pension Speckbacher“ an der Ecke der heutigen Carduccistraße und 30.-April-Straße. Sie trug den Namen „Pension Markus“, wurde später in „Pension Vogel“ umbenannt und orientierte sich an den Bedürfnissen jüdischer Kurgäste, dazu gehörte besonders die koschere Verpflegung.

1911 wurde Jenny Vogel in den Heimatbund der Stadt aufgenommen. Als ihr Sohn Louis 1922, elf Jahre später, ebenfalls um die Aufnahme ansuchte, musste dieser einen viermal höheren Betrag als üblich zahlen. Die Mutter legte hierauf eine Beschwerde ein, die jedoch erfolglos blieb. Mit der Annexion Südtirols übernahm die Familie Vogel 1922 die italienische Staatsbürger*innenschaft. 1938 wurde Jenny Vogel im Zuge des italienischen „Rassenmanifests“ und der „Rassengesetze“ als „jüdische“ Einwohnerin Italiens erfasst. Zwei Jahre später wurde ihr die italienische Staatsbürger*innenschaft entzogen.
Jenny Vogel war fortan staatenlos. Der Sohn Louis, der mit seiner Familie in Wien lebte, flüchtete nach dem „Anschluss“ und den ersten pogromartigen Ausschreitungen in Österreich nach Meran, von wo aus er versuchte, in die Vereinigten Staaten zu gelangen.
1940 war Jenny Vogel gezwungen, ihre Pension in Meran zu verkaufen, die italienischen Rassengesetze hatten ihr die Berufsausübung verboten und nach jahrelanger Arbeitslosigkeit waren ihre Mittel erschöpft. Vogel verkaufte ihre Pension an zwei Kaufleute „arischer Rasse“ („di razza ariana“), wobei der Verkaufspreis deutlich unter dem Schätzwert verschiedener Gutachten lag. Es handelte sich also um eine unter Druck erwirkte „Arisierung“ des Betriebes.
Heute ist die „Pension Vogel“ nicht mehr erhalten, sie wurde 1964 abgerissen. Der Lebensweg der ehemaligen Besitzerin Jenny Vogel kann nach 1940 nicht mehr nachgezeichnet werden. Sie scheint mit 24 weiteren Meraner Juden und Jüdinnen ins Konzentrationslager Reichenau bei Innsbruck deportiert worden zu sein. Mit der Deportation aus Meran verlieren sich ihre Spuren sowie jene ihrer Tochter. Ihr Todeszeitpunkt und -ort sind unbekannt.

→ INNERHOFER Joachim/MAYR Sabine, *Mörderische Heimat. Verdrängte Lebensgeschichten jüdischer Familien in Bozen und Meran,* Bozen, Edition Raetia, 2015, 170–177.

Meta Elkan Sarason 417

Geboren: 22. September 1871, Polessk/Labiau, Deutsches Reich/heute Russland

Verstorben: unbekannt

Unternehmerin, Forscherin

Meta Sarason wurde 1871 nahe Königsberg, dem heutigen Kaliningrad, geboren und absolvierte an der Universität von Berlin eine Ausbildung zur Chemikerin. Sie zog vermutlich um die Jahrhundertwende mit ihrem Mann, einem Arzt und Inhaber eines chemischen Labors, nach Meran. 1917 meldete sie hier eine Firma mit dem Namen „Maja“ an. Das Unternehmen war im Bereich der Erzeugung und Verarbeitung von „Landesprodukten und Chemikalien“ tätig. In der Betriebsanmeldung wird Meta Sarason als „Arztgattin in Meran-Untermais“ angeführt. Ein Jahr später – im August 1918 – reichte Sarason beim Reichspatentamt ein chemisches Mittel gegen Pflanzen- und Tierparasiten ein. 1920 erfolgte hierfür die Patentveröffentlichung, zwei Jahre später erhielt Sarason ein weiteres Patent für ein Verfahren zur Herstellung von Desinfektionsmitteln. Im selben Jahr schloss sie die Firma „Maja“. Zum privaten Leben Meta Sarasons lässt sich wenig finden. Ihr Ehemann verstarb 1918. Gemeinsam mit ihrer Mutter und ihrer Schwester lebte Sarason in der Villa Lauretta.

Sie war Mitglied der jüdischen Gemeinde und mit dem Meraner Kurarzt Oskar Goldstein befreundet. Gemeinsam erwarben sie noch 1943 Anteile des Unternehmens „Edison“. Wenige Tage nach dem Einmarsch der deutschen Truppen, am 16. September 1943, versuchte sich Meta Sarason gemeinsam mit ihrer Schwester durch Gift das Leben zu nehmen. Der Versuch misslang. Beide wurden verhaftet und nach Reichenau bei Innsbruck deportiert. Das weitere Schicksal Meta Sarasons ist unbekannt, vermutlich wurde sie gemeinsam mit ihrer Schwester Gertrude Benjamin in Auschwitz-Birkenau ermordet.

→ INNERHOFER Joachim/MAYR Sabine, *Mörderische Heimat. Verdrängte Lebensgeschichten jüdischer Familien in Bozen und Meran,* Bozen, Edition Raetia, 2015, 325–327.

Fanny (Stefania) Stern De Salvo und Elena De Salvo

Fanny Stern De Salvo

Geboren: 22. Dezember 1905,
Feuchtwangen, Bayern

Verstorben: unbekannt

Elena De Salvo

Geboren: 4. März 1937, Meran

Verstorben: unbekannt

Fanny – eigentlich Stefania – Stern wurde im Dezember 1905 im fränkischen Städtchen Feuchtwangen geboren. Ihr Vater war Vorsitzender der jüdischen Gemeinde und führte in der Stadt seit wenigen Jahren eine Bank. 1933 nach der nationalsozialistischen Machtübernahme zog Fanny gemeinsam mit ihrer Mutter Klara Stern nach Meran. In ihrer Wohnung in der Steinachgasse übernahm Fanny Stern Schneiderarbeiten für Damenmode. Drei Jahre später heiratete sie Pasquale De Salvo, einen Polizisten aus Messina, den sie bereits seit Ende der 1920er-Jahre kannte.
1937 kam ihre Tochter Elena in Meran zur Welt. Fanny Sterns Besitz in Feuchtwangen wurde 1938 enteignet, 1939 musste ihre Mutter Klara als „ausländische Staatsbürgerin jüdischer Herkunft“ Italien verlassen, sie starb 1941 in der Shoah. Die junge Familie De Salvo zog in der Zwischenzeit nach Bozen. Da die Tochter Elena jedoch lungenkrank war und nur mit einem Lungenflügel atmen konnte, übersiedelte die Familie bald wieder nach Meran. Die Bombenangriffe auf Bozen hatten die Situation vor allem für die kranke Tochter unerträglich gemacht.
Am 16. September 1942 drangen zwei Männer des „Südtiroler Ordnungsdienstes“ in die Wohnung von Fanny Stern und ihrer Tochter Elena ein. Sie entwendeten zahlreiche Wertsachen, schlugen die Mutter, die um Rücksicht auf die kranke Tochter flehte, und führten die beiden ab. Vor der Deportation ins Lager Reichenau bei Innsbruck wurden Mutter und Tochter im „Balilla-Haus“ in Meran festgehalten. Von Reichenau aus wurden sie vermutlich nach Auschwitz-Birkenau deportiert. Ihr Todesdatum ist nicht bekannt.

→ INNERHOFER Joachim/MAYR Sabine, *Mörderische Heimat. Verdrängte Lebensgeschichten jüdischer Familien in Bozen und Meran,* Bozen, Edition Raetia, 2015, 331–332.

Die NS-„Euthanasie“ und Südtirol

Mit dem „Optionsabkommen“ sahen sich die Südtiroler*innen im Herbst 1939 vor die Wahl zwischen dem Beibehalt der italienischen Staatsbürger*innenschaft und dem Erwerb der reichsdeutschen gestellt. An die Entscheidung für letztere war die Emigration ins Deutsche Reich geknüpft. Auch Südtiroler*innen mit psychischer Erkrankung und/oder Behinderung waren von der „Option“ betroffen und konnten folglich umgesiedelt werden. Für sie bedeutete eine Absiedlung ins Deutsche Reich die unmittelbare Nähe zu den nationalsozialistischen „Euthanasie“-Programmen, die seit 1939 umgesetzt wurden[111]. Unter dem Decknamen „Aktion T4“ wurden in sechs Tötungszentren selektierte Patient*innen mittels Gas ermordet. Die Mordaktion musste im August 1941 aufgrund öffentlicher Proteste abgebrochen werden. Das Morden ging in der Folge dezentral in den verschiedenen „Heil- und Pflegeanstalten“ weiter. Hier entschieden Ärzte und Ärztinnen vor Ort über die Tötung von Patient*innen durch Nahrungsmittelentzug, die Verabreichung oder das Vorenthalten von Medikamenten. Die beiden genannten Mordprogramme betrafen ausschließlich erwachsene Personen. Kinder, deren Leben als „unwert“ galt, wurden in eigens eingerichtete „Kinderfachabteilungen“ eingewiesen und dort getötet[112].

Für die Morde in den Anstalten ist der eindeutige Nachweis einer intendierten Tötung und/oder einer willentlich-gezielten Vernachlässigung zum Zweck des Tötens kaum zu erbringen. In den Krankenakten findet sich darüber selbstredend kein Vermerk. Daraus ergibt sich die Schwierigkeit, zu den Südtiroler Opfern genaue Aussagen zu treffen[113]. Die abgesiedelten Optant*innen waren von der „Aktion T4“ ausgenommen und damit ausschließlich von der dezentralen „Euthanasie“ in den Anstalten betroffen. Es kann aber mit ziemlicher Sicherheit angenommen werden, dass die Absicht bestand, Südtiroler*innen der Mordaktion „T4“ zu einem späteren Zeitpunkt zuzuführen[114].
Im Folgenden wird ein Mädchen vorgestellt, das zunächst nach Nordtirol und anschließend gemeinsam mit neun weiteren „bildungsunfähigen“ Südtiroler Kindern und Jugendlichen[115] in die „Kinderfachabteilung“ der Heil- und Pflegeanstalt Kaufbeuren verlegt wurde. Die Väter bzw. Haushaltsvorstände aller zehn Buben und Mädchen hatten für das Deutsche Reich optiert. Alle zehn Kinder überlebten die NS-Herrschaft nicht. Fünf Patient*innen starben an den Folgen von Tuberkulose-Impfexperimenten, auch die anderen fünf wurden mit größter Wahrscheinlichkeit ermordet.

111 Vgl. LECHNER, *Das NS-Euthanasieprogramm und Südtirol,* 55–56.
112 Vgl. EVANS Richard J., *Zwangssterilisierung, Krankenmorde und Judenvernichtung im Nationalsozialismus: Ein Überblick*. IN: HENKE Klaus-Dietmar [Hrsg.], Tödliche Medizin im Nationalsozialismus. Von der Rassenhygiene zum Massenmord, Köln [u.a.], Böhlau, 2008, 31–46, vor allem 36–41; KARLEGGER Selma, *Südtiroler Kinder und Jugendliche als Opfer der „NS-Euthanasie“,* unveröffentlichte Diplomarbeit, Universität Innsbruck, 2006, 12–17; LECHNER Stefan, *Die Absiedlung der Schwachen in das „Dritte Reich“. Alte, kranke, pflegebedürftige und behinderte Südtiroler 1939–1945,* Innsbruck, Wagner, 2016, 399–401.

113 Vgl. LECHNER, *Die Absiedlung,* 430–441.
114 Vgl. LECHNER, *Die Absiedlung,* 417–430.
115 Vgl. Archiv der Psychiatrischen Abteilung des Krankenhauses Bozen, Südtiroler Patienten in der Heil- und Pflegeanstalt Kaufbeuren. Es handelt sich um Rosa Unterweger *1931 in Schlanders; W. P. *1931 in Klausen; M. P. *1930 in Meran; J. S. *1936 in Unser Frau/Schnalstal; F. H. *1932 in Stuls/Moos in Passeier; Ida Sailer *1935 in Sarnthein; K. V. *1933 in Pichl/Gsies; J. G. *1924 in Latzfons.

In den 1990er-Jahren übergab der damalige ärztliche Direktor des Bezirkskrankenhauses Kaufbeuren die Krankenakten der zehn Kinder dem Bozner Krankenhaus „als Zeichen einer symbolischen Rückkehr in die Heimat und im Gedenken an all die Opfer dieser entmenschlichten Psychiatrie“[116]. Für zwei Mädchen, Rosa Unterweger aus Schlanders und Ida Seiler aus Sarnthein, wurden bereits Zeichen des Gedenkens gesetzt: In Schlanders steht heute eine Gedenkstele vor der Spitalskirche[117]. In Sarnthein wurde für Ida ein Gedenkstein vor ihrem Heimathaus errichtet[118]. Grundlage für die folgende biografische Skizze bildet die Krankenakte des Mädchens Agnes Gschnell, die als Quelle der Täter*innenseite zuzuordnen ist. Damit ist die hier vorgebrachte Lebensgeschichte sehr bruchstückhaft: Sie erzählt ausschließlich den Leidensweg des Mädchens beginnend mit der Deportation[119] aus ihrer gewohnten Umgebung bis hin zur Tötung in der psychiatrischen Anstalt von Kaufbeuren. Agnes Gschnells Handlungen, Erfahrungen und Perspektiven auf ihr Leben sind nicht rekonstruierbar. Die Krankenakte trägt als Quelle die Handschrift der Mörder*innen, jener, die in den ihnen zugeführten Kindern „niedrige Existenzen“ sahen und ihr Recht auf Leben verneinten. Die Sprache der Akten ist damit geprägt von einer höchst hierarchisierenden Vorstellung der menschlichen Existenz, von der Überzeugung, in Menschen mit Behinderung oder psychischer Erkrankung eine „Ballastexistenz“, ein „lebensunwertes Leben“ ausmachen zu können.

116 LECHNER, *Die Absiedlung*, 445–458.
117 Vgl. RAINALTER RECHENMACHER Ingeborg, *Der Vergangenheit einen Namen geben*. IN: Der Vinschger, online unter: https://www.dervinschger.it/de/gesellschaft/der-vergangenheit-einen-namen-geben-22242, 26.05.2022.
118 Vgl. Heimat & Welt. Zeitschrift für Südtiroler in der Welt, April 2021, 9.
119 Der Begriff ist bewusst gewählt: Die Kinder hatten keine Möglichkeit, über ihren Aufenthaltsort selbst zu bestimmen.

Geboren: 22. Dezember 1936, Girlan

Verstorben: 29. Mai 1943, Kaufbeuren, Bayern

Am 22. Dezember 1936 erblickte Agnes Gschnell in Girlan das Licht der Welt. Ihr Vater war Landwirt, ihre Mutter ist als „Bäuerin“ in den Krankenakten angeführt. Ende September 1940 stellte der Vater als Familienoberhaupt einen Abwanderungsantrag für sich, seine Frau und seine sechs Kinder. Angaben über mögliche Beeinträchtigungen oder Krankheiten der Familienmitglieder sind im Antrag nicht enthalten. Im Februar 1941 leitete ein Vertrauensmann der „Arbeitsgemeinschaft der Optanten für Deutschland“ (AdO) eine Mitteilung an das „Gesundheitsamt der AdO“ weiter. In diesem drängt er darauf, Agnes baldmöglichst in eine Heilanstalt einzuweisen. Die Informationen über die Behinderung von Agnes wurden an die für die Umsiedlung zuständigen Behörden bzw. die ADERSt sowie die „Dienststelle Umsiedlung Südtirol“ in Innsbruck weitergeleitet. In seinem Schreiben verweist der Vertrauensmann darauf, dass auch die Eltern von Agnes die zuständigen Stellen ersuchten, ihr Kind in eine Heilanstalt geben zu dürfen.
Wenig später, im März 1941, wurde Agnes nach Innsbruck gebracht und in die „Psychiatrisch-Neurologische Universitätsklinik“ aufgenommen. Das ärztliche Zeugnis aus Südtirol bezeichnet das vierjährige Kind als „geistesschwach“, Agnes könne „weder allein essen, noch gehen“. Gegen Ende des Monats folgte die Überstellung von Agnes in das St.-Josefes-Institut in Mils. Hier blieb sie für circa eineinhalb Jahre.
Am 27. August 1942 wurde sie gemeinsam mit neun weiteren Südtiroler Kindern in die „Kinderfachabteilung“ der Heil- und Pflegeanstalt Kaufbeuren in Bayern gebracht.

Die Notizen der Ärzte und Ärztinnen von Klinik und Anstalten zeigen, wie in ihrer Vorstellung und Überzeugung vom „lebensunwerten Leben“ Agnes zu einem Objekt der Beobachtung, Beurteilung und des medizinischen Versuches wurde. In keinem Moment wurde sie als Kind, welches mit seinen Bedürfnissen besondere Pflege benötigte, wahrgenommen. Die in den Akten vermerkten Interaktionen mit der kleinen Agnes waren nur darauf bedacht, sie zu prüfen, um sie in ihrer Existenz nach ideologischen Vorstellungen zu kategorisieren. Ende November 1942 wurde Agnes im Rahmen eines medizinischen Experiments ein zu erprobender Tuberkulose-Impfstoff verabreicht. In der Folge erkrankte sie schwer. Am 29. Mai 1943 verstarb Agnes im Alter von sechs Jahren. Erst zwei Tage nach ihrem Tod wurde die Familie per Brief informiert. Eine Teilnahme der Angehörigen an der für den folgenden Tag angesetzten Beerdigung war damit ausgeschlossen. Da Todesmeldung und Beerdigungstermin in der Regel telegrafisch mitgeteilt wurden, darf im Fall von Agnes angenommen werden, dass die verspätete Mitteilung mit Absicht geschah. Möglicherweise wollte man verhindern, dass die Eltern körperliche Veränderungen am Leichnam der Tochter bemerkten, die auf den unnatürlichen Tod hingedeutet hätten.
Die Geschichte von Agnes verweist beispielhaft auf den langen Schatten der NS-Medizin und die vielfach fehlende oder verspätete Aufarbeitung: Mit Februar 1948 ist in der Krankenakte ein Schreiben des „Hirnpathologischen Institutes der Deutschen Forschungsanstalt für Psychiatrie“ in München datiert. In diesem bittet das Münchner Institut die Heil- und Pflegeanstalt Kaufbeuren um die Übermittlung des Krankenblattes von Agnes Gschnell. Weiters wird vermerkt, dass das Zentralnervensystem des Mädchens zur pathologisch-anatomischen Untersuchung bereits vorliege.

Ob für die weitere Verwendung der sterblichen Überreste zu Forschungszwecken das Einverständnis der Eltern eingeholt wurde, ist fraglich. In die Krankenakte von Kaufbeuren sind Briefe eingelegt, in denen sich die Familie nach dem Befinden ihres Kindes erkundigt. So schreibt der Vater in einem Brief an die Anstalt: „Möchten noch ein bar Zeilen beigeben u. bitten u. fragen wie es unseren Kinde eigentlich geht. Wird die Agnes nicht zum Gehen kommen? Wie geht es mit die Handlan kann Sie allein essen? Ist Sie sonst gesund?“ Auf der Hinterseite des Briefes ist ein Vermerk der Mutter zu finden: „Herzensgrüße von der Mutter, sendet der lieben Agnes u. hoffe auf ein fröhliches Wiedersehen“.

→ Archiv der Psychiatrischen Abteilung des Krankenhauses Bozen, Südtiroler Patienten in der Heil- und Pflegeanstalt Kaufbeuren, Krankenakte Agnes Gschnell;
→ KARLEGGER Selma, *Südtiroler Kinder und Jugendliche als Opfer der „NS-Euthanasie“,* unveröffentlichte Diplomarbeit, Universität Innsbruck, 2006, vor allem 99–102;
→ LECHNER Stefan, *Die Absiedlung der Schwachen in das „Dritte Reich“. Alte, kranke, pflegebedürftige und behinderte Südtiroler 1939–1945,* Innsbruck, Wagner, 2016, 445–458.

Edwina (Elisabeth Maria) Aberham

Geboren: 3. Mai 1881, Aldein

Verstorben: 15. August 1956, Jesuheim in Girlan

Oberin des Jesuheims in Girlan

Bereits im Herbst 1940 nährten Fälle von „optierten“ Südtiroler*innen, die nach ihrer Absiedlung in Anstalten oder Heimen verstarben, die Gerüchte über die Tötung alter und kranker Menschen im „Reich“. Auch der Presse konnte die Bevölkerung in Südtirol in der Folge Informationen über die „Euthanasie“-Programme entnehmen. Im Dezember 1940 erschienen zwei Zeitungsartikel, welche die Tötungen jener, die „infolge geistiger oder körperlicher Gebrechen nicht mehr fähig sind, der Nation zu nützen“ thematisierten. Schließlich zirkulierte in Südtirol auch die Predigt des Bischofs von Münster, Clemens August Graf von Galen, der im Juli 1941 öffentlich den Mord in Heil- und Pflegeanstalten angeprangert hatte. Die Belege über das Wissen um die Patient*innenmorde und die schlechte Versorgung von Heimbewohner*innen im Deutschen Reich sind zahlreich. Auch die Südtiroler Bevölkerung wusste darüber Bescheid, was die „Option“ für Menschen mit Behinderung, psychischer oder physischer Erkrankung bedeutete. Im Zuge der „Option“ wandten sich die italienischen Stellen auch dem Jesuheim in Girlan mit dem Ziel der Absiedlung der Patient*innen zu: Unter den circa 200 Bewohner*innen des von den Barmherzigen Schwestern von Zams geführten Heims befanden sich zahlreiche Menschen mit psychischer Erkrankung, geistiger und/oder körperlicher Behinderung. Die Mehrheit der „Pfleglinge“ verweigerte jedoch die „Option“, eine Entscheidung, die mit Sicherheit unter dem maßgeblichen Einfluss von Schwester Oberin Edwina Aberham gefällt wurde.

Sr. Edwina wurde 1881 unter dem Namen Elisabeth Maria in Aldein als Tochter einer Bauernfamilie geboren. Um die Jahrhundertwende trat sie in den Orden der Barmherzigen Schwestern ein. So ist sie ab 1903 im Verzeichnis der „Säkular- und Regular-Geistlichkeit“ als Tertiarschwester des „Mutterhauses zu Zams“ zu finden. In diesem Verzeichnis sind auch ihre frühen Wirkungsorte auszumachen: Unter anderem war Sr. Edwina in einer Dienstboten-Bildungsanstalt in Meran und Bozen sowie dem „Elisabethinum“, einer Stiftung für bedürftige Mädchen, tätig. Während des Ersten Weltkrieges wirkte die Ordensschwester mit Krankenpflege-Diplom als Kriegskrankenschwester in Bregenz. Später arbeitete sie im Stadtspital von Schwaz. 1931 kam Sr. Edwina ins Jesuheim nach Girlan, wo sie 25 Jahre und damit bis zu ihrem Tod als Oberin wirkte.
In der Chronik des Jesuheims werden ihre Bemühungen um die Gesundheit der Heimbewohner*innen beschrieben. So wurden unter ihrer Führung die Strohsäcke durch Matratzen ersetzt, alle Betten erhielten Leintücher. Die Oberin war selbst mit großem Einsatz dabei, sammelte Stoffe und führte Näharbeiten aus. Unter der Führung Sr. Edwinas erhielt das Heim eine Zentralheizung, einen Telefonanschluss sowie eine Warmwasserleitung für die Bäder. Im Dachboden wurden Zimmer ausgebaut und neben dem Heim ein Gemüsegarten angelegt.
Sr. Edwinas Wirken fällt in die schwierige Zeit der 1930er- und 1940er-Jahre. Dabei nahm die Oberin eine klare Haltung ein: Den Absiedlungsbestrebungen stand sie ablehnend gegenüber und unterstützte sie in keiner Weise, sie war nicht zur Kooperation mit den „Options“-Stellen bereit. Sie wusste wohl über die reichsdeutschen „Euthanasie“-Bestrebungen Bescheid und schützte ihre „Pfleglinge“.
Während im Psychiatrischen Krankenhaus Pergine den Patient*innen nahegelegt wurde,

sich für die „Option“ ins Deutsche Reich zu entscheiden, geschah im Jesuheim in Girlan genau das Gegenteil. Ein Bericht der „Arbeitsgemeinschaft der Optanten für Deutschland“ dokumentiert die Beanstandung einer Heimbewohnerin von Girlan. Diese gab zu Papier, dass einer Reihe von „Pfleglingen“ von der Oberin Aberham absichtlich das Optionsformular für Italien zur Unterschrift vorgelegt worden sei. Viele Bewohner*innen hätten es dabei „irrigerweise“ unterzeichnet. Der Verdacht der Beeinflussung zum „Dableiben“ führte im Juni 1940 zu einer Kontrolle im Heim. Der Vorwurf des Vorsatzes gegen die Oberin konnte jedoch nicht belegt werden. Lediglich eine Patientin berichtete, dass die Oberin sie darüber informiert habe, „keinen Schein für Deutschland“ zu haben bzw. über kein Optionsformular zu verfügen.
Für das Jesuheim ist auch eine breitere Aktion des Widerstandes nachzuweisen. Ob Sr. Edwina daran beteiligt war, lässt sich nicht belegen, kann jedoch vermutet werden: Der Aktion muss eine Absprache zwischen den Angehörigen von Heimbewohner*innen aus verschiedensten Landesteilen vorangegangen sein. Kurz vor der Absiedlung von sechs „Pfleglingen“ des Jesuheims im Mai 1943 verweigerten in vier Fällen Angehörige überraschend ihre Genehmigung. Im Juni desselben Jahres stellten sich die Angehörigen von 14 weiteren Jesuheimbewohner*innen gegen eine Verlegung ins Deutsche Reich, obschon sie zuvor ein schriftliches Einverständnis gegeben hatten. Die deutschen Umsiedlungsstellen waren machtlos und mussten von den geplanten Absiedlungen absehen.
Auch im Umgang mit den Behörden zeigte sich Oberin Aberham wenig kooperativ. So verweigerte sie der „Arbeitsgemeinschaft der Optanten für Deutschland“ Auskunft darüber, wie viele Optant*innen sich in ihrem Heim aufhielten.
Der Fall des Herrn E. veranschaulicht sehr gut die Verweigerungsstrategie der Oberin gegenüber den „Options“-Behörden. Die Eltern des schreibunfähigen Bewohners waren bereits abgewandert, über einen Vormund verfügte der „Pflegling“ nicht. Für die mit der „Option“ betrauten Stellen ergab sich damit das Problem, dass niemand seinen Abwanderungsantrag unterschreiben konnte. Im April 1943 wandte sich die „Amtliche Deutsche Ein- und Rückwanderungsstelle“ an das Jesuheim mit der Aufforderung, der Bewohner solle drei Kreuzchen unter den Antrag setzen und die Direktorin diese als seine „Unterschrift“ bestätigen. Ein erstes Schreiben blieb von Sr. Edwina unbeantwortet, erst auf eine weitere Nachfrage hin erklärte sie schließlich, dass der Herr keine Unterschrift abgeben könne und sie nicht berechtigt sei, ihn ohne Erklärung der Eltern oder des Vormundes zu entlassen. Damit ignorierte sie die Aufforderung der Stelle vollkommen. Ganz allgemein kann auch der 1942 durch Spenden bewerkstelligte Kauf des Jesuheims vonseiten der Barmherzigen Schwestern im Kontext der „Option“ als gegen die Umsiedlung gerichteter Akt gewertet werden.
Der Einmarsch der Wehrmacht im September 1943 brachte die Bewohner*innen des Heims unmittelbar in den Machtbereich der deutschen Behörden. In der Heimchronik ist zu lesen, dass Sr. Edwina mit „den Naziführern wegen der Optanten, die zu ‚besserer‘ Pflege nach Deutschland gebracht werden sollten“, verhandelte.
Der Verweis auf die benötigte Arbeitskraft der Patient*innen habe in einigen Fällen dazu gedient, so wussten einige im Heim tätige Schwestern später zu berichten, Abtransporte zu verhindern.
Die drohende Gefahr bzw. das Wissen um die mörderischen Absichten des NS-Regimes habe Sr. Edwina schlaflose Nächte bereitet. Als ein bevorstehender Abtransport befürchtet wurde, spendete der Girlaner Pfarrer um 4 Uhr morgens den alten Bewohner*innen die Sterbesakramente, doch die Heimbewohner*innen wurden nicht mehr verlegt.
Sr. Edwina Aberham war eine mutige Frau, deren Lebensgeschichte aufzeigt, dass es auch zur NS-Zeit Möglichkeiten des Widerstandes gab. Sr. Edwinas Widerständigkeit speiste sich aus dem Wissen um die Verbrechen im Deutschen Reich. Sie kämpfte mit den ihr zur Verfügung stehenden Mitteln für jene Pflege- und Schutzbedürftigen, denen das Recht auf Leben abgesprochen wurde.

→ Taufbuch Aldein, 1835–1922, fol. 94;
→ INNERHOFER Josef, *Sonne im Schatten. 100 Jahre Jesuheim in Girlan*, Bozen, Athesia, 2007, 100, 109–118, 122;
→ LECHNER Stefan, *Die Absiedlung der Schwachen in das „Dritte Reich“. Alte, kranke, pflegebedürftige und behinderte Südtiroler 1939–1945,* Innsbruck, Wagner, 2016, 40–41, 185, 233;
→ Diözese Brixen [Hrsg.], *Schematismus des Säkular- und Regulär-Klerus der Diözese Brixen 1903/1904/1908/1913/1915/1918/1925*, Brixen, A. Weger, siehe jeweils 273, 295, 322, 352, 385, 353, 264.

Alltagsdissens, Alltagshilfe

Auch einfache und alltägliche Aktionen der Hilfe und des öffentlichen Dissenses müssen im Kontext von Nationalsozialismus und Faschismus als Formen des Widerstandes gewertet werden. Die aus einer heutigen Perspektive harmlos anmutenden Handlungen wurden vom faschistischen sowie nationalsozialistischen Regime mit voller Härte geahndet. Für abweichende Meinungsäußerungen oder Hilfeleistungen für Oppositionelle und rassisch Verfolgte drohten hohe Strafen[120]. Eine Frau, deren Biografie im Rahmen des vorliegenden Leitfadens nicht erarbeitet werden konnte, soll an dieser Stelle kurz angeführt werden. Ihr Handeln, von dem im Gemeindebuch von Wiesen-Pfitsch einige Talbewohner*innen berichten, kann eindeutig als Form des Alltagsdissenses gewertet werden.

Antonia Delueg wurde 1897 in Außerpfitsch geboren. Sie wird im Rückblick als Frau beschrieben, die im Tal immer wieder auffiel: 1917 brachte sie einen ledigen Sohn zur Welt. Durch Schmuggel und die Führung einer kleinen Gastwirtschaft im Tal hielt sich Delueg selbstständig über Wasser und trug als Frau schon früh Hosen. Im Dorfbuch wird sie vor allem aufgrund ihrer offenen und kritischen Meinungsäußerung in der Zeit des Zweiten Weltkrieges erinnert: Antonia Delueg habe anlässlich einer Gedenkfeier für die gefallenen Soldaten in Außerpfitsch „den politisch Mächtigen des Kreises […] ihre ganze Wut über Option und Krieg ins Gesicht“ geschrien. Aufgrund der offen manifestierten Gegnerschaft zum Regime wurde Delueg verhaftet, sie musste drei Monate im Kerker von Innsbruck einsitzen. Erst als ihr Sohn Otto, der als Soldat an der Front stand, Heimurlaub bekam, wurde die Pfitscherin aus der Haft entlassen. Ihren Lebensabend verbrachte Antonia Delueg in Bruneck[121].

120 Siehe beispielsweise: BROSZAT Martin/FRÖHLICH Elke, *Alltag und Widerstand – Bayern im Nationalsozialismus,* München/Zürich, Piper, 1987, 49–53 sowie GUGGLBERGER Martina, *„Das hätte ich nicht gekonnt: nichts tun.“ Widerstand und Verfolgung von Frauen am Beispiel des Reichsgaues Oberdonau.* IN: GEHMACHER Johanna/HAUCH Gabriella [Hrsg.], Frauen- und Geschlechtergeschichte des Nationalsozialismus. Fragestellungen, Perspektiven, neue Forschungen, Wien [u.a.], Studienverlag, 2007, 152–168.

121 Taufbuch, Außerpfitsch, 1871–1923, fol. 47; PALLA Luis, *Landschaft, Etappen der geschichtlichen Entwicklung, menschliche Schicksale und Vereinsleben.* IN: Gemeinde Pfitsch [Hrsg.], Gemeindebuch Wiesen Pfitsch, Frangart/Eppan, Karo-Druck, 1998, 29–252, hier 170.

Gertraud Schneider

Geboren: 27. März 1900,
Sillianberg (Sillian)

Verstorben: 8. August 1988, Lienz

Fluchthelferin

Ab Ende 1941 war Jüdinnen und Juden die Ausreise aus dem Deutschen Reich nicht mehr erlaubt. Der Verbleib auf reichsdeutschem Boden bedeutete jedoch, zunehmend den Deportationen ausgesetzt zu sein. Einen letzten Ausweg bot die Flucht ins Ausland mit dem dazu notwendigen illegalen Grenzübertritt. Viele Möglichkeiten hierzu waren nicht geblieben: Bereits seit August 1938 hatte die Schweiz ihre Grenzen geschlossen, illegal eingereiste Flüchtlinge wurden abgeschoben. Andere Nachbarstaaten folgten bald dem Beispiel der Eidgenossenschaft und/oder fielen der militärischen Erweiterungspolitik des Nationalsozialismus zum Opfer. Als „letztes Tor“ für die Flucht aus dem Deutschen Reich erschien damit vielen Menschen jüdischen Glaubens oder jüdisch kategorisierten Personen das faschistische Italien.
Eine Fluchtroute in den südlichen Nachbarstaat, die sich bereits ab 1938 herauskristallisiert hatte, führte über die Osttiroler Grenze bei Arnbach/Sillian. Über alte (Vieh-)Schmuggelstrecken gelangten die Flüchtlinge nach Südtirol und somit in ein Land, in welchem trotz antisemitischer Gesetzgebung keine Deportationen drohten und eine Weiterreise möglich war.
Wenn man den historischen Kontext nicht kennt, wirkt die Geschichte der Geschwister Schneider wenig aufsehenerregend. Berücksichtigt man jedoch die politischen Rahmenbedingungen, so ist die einfache Geste der Hilfe ein riskanter Rettungsversuch und ein Akt der Menschlichkeit.
Am Nachmittag des 15. August 1942 kamen zwei unbekannte Frauen und ein Mädchen zu den Geschwistern Georg und Gertraud Schneider an den Perlungerhof, der sich am Sillianberg nördlich von Arnbach in unmittelbarer Nähe zur italienischen Grenze befindet. Sie wandten sich an Georg Schneider mit der Frage, ob dieser sie über die Grenze führen könne. Schneider lehnte ab, weil er wusste, dass ihn die Gestapo überwachte. Er erklärte den Frauen jedoch genau den Weg, um nach Italien zu gelangen. Gertraud Schneider, so ist dies in ihrer späteren polizeilichen Aussage zu lesen, versorgte die drei Flüchtlinge mit Kaffee und Butterbrot und nahm ihre Rucksäcke in Verwahrung. Nach der Übernachtung am Perlungerhof machten sich die Frauen mit dem Kind in Richtung Grenze auf. Sie schafften es bis nach Innichen, wo sie jedoch verraten, verhaftet und zurück über die Grenze nach Sillian gebracht wurden. Im Verhör zwang ihnen die Gestapo die Aussage ab, dass sie am Perlungerhof Essen und Trinken erhalten hatten und ihnen der Weg über die Grenze gezeigt worden war. Daraufhin wurden Gertraud und Georg Schneider verhaftet, unter Misshandlung verhört und ohne Gerichtsverhandlung ins Konzentrationslager eingewiesen. In ihrem Verhör wurde Gertraud Schneider auch nach dem Verbleib der Gegenstände der Jüdinnen gefragt, sie verwies auf den Gestapo-Chef von Sillian, der sich einiges davon angeeignet habe. Der Sillianer Gestapo-Chef erschien daraufhin persönlich bei Schneider in Lienz, beschimpfte und misshandelte sie auf brutalste Weise und zwang sie, eine Erklärung zu unterschreiben, die Jüdinnen selbst über die Grenze gebracht zu haben. Gertraud Schneider wurde daraufhin nach Klagenfurt überstellt;

im November 1942 wurde sie nach Brünn und zu Jahresbeginn 1943 weiter nach Auschwitz gebracht, wo sie bis zu ihrer Entlassung im August desselben Jahres interniert war.
Der Bruder Georg wurde ins KZ Dachau eingewiesen und später nach Buchenwald überführt, von wo er im Oktober 1943 nach Hause zurückkehrte.
Die Quellen erlauben keinen Rückschluss darauf, ob sich Gertraud Schneider und ihr Bruder Georg im Klaren waren, um wen es sich bei den drei Hilfesuchenden handelte. In den protokollierten Verhören verneinen die Geschwister, bemerkt zu haben, dass es sich um Jüdinnen handelte. Die Aussagen können jedoch als Entlastungsstrategien gewertet werden. Vielmehr deutet die Ablehnung Georg Schneiders, die Frauen persönlich über die Grenze zu führen, darauf hin, dass sich die Geschwister sehr wohl der Illegalität ihrer Handlungen bewusst waren. Zudem war die antinazistische Haltung des Bruders der Gestapo durchaus bekannt.
Die Namen und das weitere Schicksal der Jüdinnen, denen Gertraud Schneider mit einer einfachen Geste der Menschlichkeit geholfen hatte, lassen sich nicht mehr ermitteln. Es ist jedoch anzunehmen, dass sie aufgrund ihrer Verhaftung der Deportation in ein Konzentrations- und/oder Vernichtungslager nicht mehr entgehen konnten.

→ FORCHER Michael, *Die Tiroler Schützen in der NS-Zeit.* IN: Beirat des Förderschwerpunktes Erinnerungskultur [Hrsg.], Vom Wert des Erinnerns. Wissenschaftliche Projekte der Förderperiode 2014 bis 2018, Innsbruck, Eigenverlag des Tiroler Landesarchives, 2022, 135–160, hier 156;
→ HORMAYR Gisela, *„Die Zukunft wird unser Sterben einmal anders beleuchten". Opfer des katholisch-konservativen Widerstandes in Tirol 1938–1945*, Innsbruck [u.a.], Studienverlag, 2015, 192–194;
→ KOFLER Martin, *Osttirol als Fluchtweg für Juden. Die Fälle Valyi/Stallbaumer und Schneider 1941/42.* IN: Geschichte und Region/Storia e regione 6 (1997), 87–115, hier 87–107.

Valeria Valentin

Geboren: 7. Mai 1937, Badia/Abtei

Verstorben: 10. Oktober 2022, Rodeneck

Fluchthelferin während der Militärdiktatur Pinochets in Chile

Im April 2022 veröffentlichte die Trentiner Zeitschrift „Trentinomese" unter dem Titel „Valeria e il dittatore" Auszüge aus einem 1999 geführten Interview. Darin beleuchtet der Journalist Paolo Tessardi das Wirken der gebürtigen Südtirolerin Valeria Valentin, die während des Pinochet-Regimes in Chile Fluchthilfe leistete. Es handelt sich dabei, so Tessardi, um Valentins erste und einzige öffentliche Erzählung ihrer Zeit in Chile. 2023 erschien im Auftrag der „Fondazione Museo storico del Trentino" ein Dokumentarfilm über das Leben von Valeria Valentin. Die vorliegende Kurzbiographie stützt sich neben dem erwähnten Zeitungsartikel vor allem auf dieses Filmdokument.
Valeria Valentin wurde 1937 in Badia/Abtei als jüngstes von sechs Kindern geboren, studierte in Irland Philosophie und trat in den englischen Orden der Sisters of St. Joseph Mill Hill ein. Nach Abschluss ihres Studiums ging sie als Missionarin nach Kenia, wo sie fast zehn Jahre tätig war. Anschließend zog sie nach Chile, um in den Armenviertel der Stadt humanitäre Hilfe zu leisten. In Chile wurde Valentin Sekretärin des Bischofs Don Fernando Ariztía. 1973 erlebte Valentin den Militärputsch unter General Pinochet. Mit dem Ziel, Chile „vom Marxismus zu befreien", setzte das Regime individuelle und kollektive Grundrechte außer Kraft und ging mit äußerster Härte gegen politisch Oppositionelle vor. Verhaftungen, systematische Folterungen und Hinrichtungen waren die Folge. In den im Zeitungsartikel veröffentlichten Interviewausschnitten schildert Valentin die zunehmende Ausweitung der Repression gegen alle, die sich der Militärdiktatur widersetzten oder die Anordnungen nicht befolgten. Die Gewalt des Regimes prägte auch Valentins Alltag unmittelbar. So erinnert sie sich an Gewaltszenen in ihrer Umgebung, die auch Freund*innen und Bekannte trafen. In dieser Situation entschloss sich Valentin, in dem vom Bischof von Santiago gegründeten „Friedenskomitee" mitzuarbeiten und in diesem Rahmen Fluchthilfen zu organisieren und zu koordinieren. Valentin bezeichnet die Entscheidung zur Mitarbeit als „radikale Option" („opzione radicale"), die sie aus ihrem Glauben heraus und im Namen des Evangeliums getroffen habe. Die Kerngruppe des Netzwerks bestand aus circa zehn bis zwölf Personen.
Sie versteckten gesuchte Personen und halfen ihnen in ausländische Botschaften, hauptsächlich die italienische, zu gelangen, von wo aus eine Ausreise möglich war.
Fast vier Jahre lang gelang es Valeria Valentin, im Verborgenen zu arbeiten. Die Fluchthilfe für einen Gewerkschafter führte zur Aufdeckung ihrer Tätigkeit. Valentin wurde festgenommen und verhört. Erst nach Intervention des Bischofs und eines Kardinals, die mit einer diplomatischen Krise drohten, kam sie frei. Ihre Fluchthilfetätigkeit musste sie jedoch einstellen.
1978 kehrte Valentin gemeinsam mit dem ehemaligen Pater Carlo Pizzinini, den sie zwei Jahre zuvor geheiratet hatte, nach Südtirol zurück. Im Rückblick schätzt Valentin die Zahl der von ihr geretteten Menschen auf 300 bis 400, vielleicht auch mehr – sie selbst habe nie gezählt.

→ TESSADRI Paolo, Valeria e il dittatore. IN: Trentinomese 362 (Aprile 2022), 50–52;
→ *La salvatrice.* Dokumentarfilm. Regie Marco Benvenuti. Produziert von Paolo Tessadri. Trento: Fondazione Museo storico del Trentino, 2023;
→ WENZL Ingrid, *Der Fall Pinochet. Die Aufarbeitung der chilenischen Militärdiktatur,* Köln 2001.

(Frauen-)Geschichte – Biografien – Erinnerung: ein Nachwort

Siglinde Clementi

Dieses Projekt wurde von der Politik an uns Historikerinnen des Kompetenzzentrums für Regionalgeschichte herangetragen. Auf Vorschlag der Grünen Fraktion des Landtages wurde das Projekt zur Erstellung einer „Liste mit den Namen von Frauen, die sich in den Bereichen Geschichte, Kultur, Politik, Kunst, Wissenschaften, Sport usw. in Südtirol und in der Welt hervorgetan haben“[1] als Handreichung für die Gemeinden für ihre Benennungspraxis von Straßen und Plätzen in die Konvention 2020–2022 zwischen der Südtiroler Landesregierung und der Freien Universität aufgenommen und das Kompetenzzentrum für Regionalgeschichte mit der Durchführung des Projektes betraut. Wir haben die Herausforderung angenommen und ein Forschungsprojekt konzipiert, das nicht nur die Erstellung einer einfachen Liste von bereits bekannten Frauenpersönlichkeiten vorsah, sondern auch eine umfassende Beschäftigung mit der Frage der Benennung von Straßen und Plätzen nach Frauen und der vorwiegend männlich geprägten Erinnerungskultur bzw. mit der Frage nach dem Fehlen der Frauen in dieser Erinnerungskultur und der Suche nach ihnen auf Landes- und Gemeindeebene. Wir haben uns vorgenommen, nicht nur Namen zu sammeln und uns auf bekannte Persönlichkeiten zu beschränken, sondern gerade auch auf Gemeindeebene bisher nicht oder kaum bekannte „verdienstvolle“ Frauen auszumachen und ihre Biografien zu rekonstruieren. Das Resultat ist dieses Kompendium, das zur Orientierung in der kommunalen Benennungspraxis von Straßen und Plätzen 60 Frauenpersönlichkeiten und ihre Kurzbiografien auf internationaler Ebene und 140 Frauenpersönlichkeiten auf Landes- und Gemeindeebene vorstellt und sich zudem mit zwei für die Frauen- und Geschlechtergeschichte besonders bedeutenden Personengruppen auseinandersetzt: den Hexen und den Opfern faschistischer und nationalsozialistischer Verfolgung. Mit den Auswahlkriterien haben wir uns selbstredend eingehend beschäftigt, Franziska Cont und ich haben sie in einem kontinuierlichen dialogischen Prozess erarbeitet, sie sind in der Einleitung dargelegt. Zur Erstellung der biografischen Skizzen konnte in vielen Fällen auf bereits vorhandenes Material zurückgegriffen werden, viele Kurzbiografien wurden aber ex novo erarbeitet, wodurch dieses Projekt nicht nur für die kommunale Benennungspraxis von Bedeutung ist, sondern auch für die regionale Frauen- und Geschlechtergeschichte und die regionale Erinnerungskultur.

1 Beschlussantrag des Landtages Nr. 878/18 vom 07.03.2018.

Frauengeschichte – Biografien

Trotz der Ambivalenz, die das Naheverhältnis zwischen Geschichtswissenschaften und Biografieforschung auszeichnet, spielte und spielt die (Auto-)Biografie in der Frauen- und Geschlechtergeschichte eine besondere Rolle. Es ging und es geht darum, historischen Persönlichkeiten eine Stimme und ein Profil zu geben, die eine männlich geprägte Geschichtsschreibung ausgeblendet hatte, und weibliche Lebenswege jenseits vom lange Zeit gesellschaftlich dominanten normativen Diskurs der polarisierten Geschlechtscharaktere nachzuzeichnen[2].
Das Konzept der „Ordnung der Geschlechter“[3], wie es im Zuge der Aufklärung und dann verstärkt im 19. Jahrhundert vom hegemonialen Diskurs konzipiert wurde, propagierte die Auffassung, dass das Verhältnis der Geschlechter biologisch bedingt und mit Natur gleichzusetzen sei. Vorstellungen von Weiblichkeit und vom Verhältnis der Geschlechter wurden festgeschrieben und naturalisiert. Führende Theoretiker wie der Sexualwissenschaftler Havelock Ellis, der Philosoph Otto Weininger oder auch der Psychoanalytiker Sigmund Freud argumentierten zwar unterschiedlich, versuchten aber durchwegs, die „Ichlosigkeit des Weibes“ nachzuweisen[4].

Diese Naturalisierung des Geschlechterverhältnisses ging mit einem weiteren zentralen Aspekt des bürgerlichen Geschlechtermodells einher: der weitreichenden Trennung zwischen einem öffentlichen, als männlich definierten Bereich, und einem privaten, den Frauen zugeschriebenen Bereich[5]. Die Frauen- und Geschlechtergeschichte hat sich eingehend mit dieser Dichotomisierung der bürgerlichen Lebenswelt auseinandergesetzt und Spannungsfelder und Ambivalenzen dieser Raum- und Geschlechterkonstrukte festgestellt. Dem Versuch, die Betätigungsfelder des weiblichen Geschlechts stark zu begrenzen, stand eine zunehmende Demokratisierung der Gesellschaft gegenüber, an der auch Frauen, wenn auch zeitversetzt, teilhatten. Kennzeichen der Moderne sind verstärkte politische Partizipationsmöglichkeiten, die Durchsetzung und Inanspruchnahme von Staatsbürgerrechten, die Herausbildung einer breit zugänglichen politisierten und medialisierten Öffentlichkeit, der Zugang zu Bildung und Kultur[6]. Über diese Demokratisierungsprozesse wurden auch Frauen politisiert, sie begannen ihre Forderungen zu artikulieren und Gegenentwürfe zum polarisierten Geschlechtermodell zu entwerfen[7]. Ein Kennzeichen der Moderne ist dieses Spannungsfeld von Aufbruch der Frauen

2 BRUNET Francesca/CLEMENTI Siglinde, *Eine umfassende Perspektive. Überlegungen zur Entwicklung der Frauen- und Geschlechtergeschichte in der Region Tirol-Südtirol-Trentino.* IN: Tiroler Heimat 86 (2022), 331–395; RETTL Lisa/ERKER Linda [Hrsg.], *Sichtbare Frauen – unsichtbare Vergangenheit. Zur Problematik von Straßen(um)benennungen im Kontext von österreichischen Wissenschaftspionierinnen,* zeitgeschichte 48/3 (2021), 298–424.

3 HONEGGER Claudia, *Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaften vom Menschen und das Weib,* Frankfurt a. M./New York, Campus, 1991.

4 ZETTELBAUER Heidrun, *„Die Liebe sei Euer Heldentum“. Geschlecht und Nation in völkischen Vereinen der Habsburgermonarchie* Frankfurt a. M./New York, Campus, 2005, S. 14; VON BRAUN Christina, *Die Erotik des Kunstkörpers.* IN: ROEBLING Irgmard [Hrsg.], Lulu, Lilith, Mona Lisa … Frauenbilder der Jahrhundertwende, Pfaffenweiler, Centaurus, 1988, 1–17.

5 HAUSEN Karin, *Die Polarisierung der „Geschlechtscharaktere“. Eine Spiegelung von Erwerbs- und Familienleben.* IN: CONZE Werner [Hrsg.], Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas. Neue Forschungen, Stuttgart, Klett, 1977, 163–193; Hausen Karin, *Geschlechtergeschichte als Gesellschaftsgeschichte,* Göttingen, V&R, 2012.

6 Vgl. die Syntheseleistung von Jürgen Osterhammel: *Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts,* München, C.H.Beck, 2009.

7 SCHASER Angelika/SCHRAUT Sylvia/STEYMANS-KURZ Petra [Hrsg.], *Erinnern, vergessen, umdeuten? Europäische Frauenbewegungen im 19. und 20. Jahrhundert,* Frankfurt a. M., Campus, 2019; GAZZETTA Liviana, *Orizzonti nuovi. Storia del primo femminismo in Italia (1865–1925),* Roma, Viella, 2020; OFFEN Karen, *Debating the Women Question in the French Third Republic, 1870–1920,* Cambridge, Cambridge University Press, 2018.

durch ihr verstärktes Eintreten in die Öffentlichkeit und der Versuch ihrer Verdrängung aus der öffentlich-politischen Sphäre durch ihre Fixierung auf den Reproduktionsbereich und den häuslich, privaten Raum. In einer Zeit, als die Beherrschung der Natur durch Industrie, Technik und Wissenschaften im Zuge der Modernisierungsprozesse des 19. Jahrhunderts zum sozialen Leitmotiv wurde, reduzierte der hegemoniale Diskurs Frauen auf Natur und Biologie und sprach ihnen letztlich den Subjektstatus ab[8]. Mit diesen Ambivalenzen des modernen Geschlechterverhältnisses, die bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts Auswirkungen auf die Lebenswelt hatten, hat sich die Frauengeschichte der 1970er-Jahre befasst und einen Schwerpunkt ihrer wissenschaftlichen Bemühungen auf das „Suchen der Frauen in der Geschichte“[9] und die Offenlegung der weiblichen „Listen der Ohnmacht“[10] gelegt. Die Beschäftigung mit Frauenbiografien schien dabei der Königsweg zu sein, um Frauen aus dem „Dunkel der Geschichte“[11] zu holen. Die anfängliche identifikatorische Tendenz wurde schon bald durch eine kritische Auseinandersetzung mit dem Genre Biografie im Zuge der verstärkten „Täterinnenforschung“[12] und parallel zur Herausbildung einer wissenschaftlich fundierten Biografik abgelöst[13].

Ein Grundaxiom der modernen Biografik zielt auf die Konstruiertheit jeder Lebensgeschichte, ob es die Selbsterzählung ist oder die rekonstruierte Biografie einer anderen Person: Jede biografische Erzählung versucht Kohärenz herzustellen und birgt die „biografische Illusion“ in sich[14], während demgegenüber jeder Lebensweg von Brüchen, Widersprüchlichkeiten, Unerklärlichem gekennzeichnet ist. In der biografischen Arbeit gilt es, diese Ambivalenzen auszuhalten und gegebenenfalls kenntlich zu machen, wir haben das auf dem eingeschränkten uns zur Verfügung stehenden Raum versucht. Trotz entschiedener Distanzierung von einer einfachen identifikatorischen Funktion von Geschichte und einzelnen historischen Frauengestalten hielt die Frauen- und Geschlechtergeschichte an ihrem spezifischen Interesse an (auto-)biografischen Texten fest und setzte sich intensiv mit der komplexen Frage der historischen Subjektivität auseinander[15]. Dieses Interesse an historischen Subjekten verfolgte und verfolgt die Frauen- und Geschlechtergeschichte in Wechselwirkung mit anderen Bereichen der Geschichtswissenschaften, wie der Historischen Anthropologie, der Mikrogeschichte und der Selbstzeugnisforschung, die zunehmend historische Akteur*innen in den Mittelpunkt ihres Interesses stellen. Eine konsequente Historisierung und Kontextualisierung jeder Lebensgeschichte ist für diese Zugänge Programm[16].

Geschlecht und Erinnerungskultur

Erinnerung ist ein fragiles Konstrukt, das sowohl individuell als auch kollektiv per definitionem konstant neu ausgehandelt wird und werden muss[17]. Erinnerung ist also niemals festgeschrieben oder in Stein gehauen trotz ausgefeilter Kulturtechniken des Übertragens und Übersetzens von einer Generation zur nächsten. Jede Generation stellt sich die Frage der kollektiven Erinnerung neu[18]. Gerade aufgrund dessen muss jede Generation die eigene Erinnerungskultur auf ein solides geschichtswissenschaftliches Fundament stellen[19].

Die Frauen- und Geschlechtergeschichte war sehr lange damit beschäftigt – und ist es im Grunde neben ihren anderen großen Zielsetzungen (Analyse der Geschlechterordnungen und der Männlichkeiten) immer noch –, historische Frauen aus der Vergessenheit und der Sprachlosigkeit zu holen[20]. Das aus dem 19. Jahrhunderts stammende, mit der Naturalisierung von Frauen zusammenhängende Postulat der weiblichen Geschichtslosigkeit hatte eine intensive und lange Wirkung[21]. Es hatte nicht nur eine tendenziell frauenfreie Geschichte zur Folge, sondern prägte auch eine weitgehend frauenlose Erinnerungskultur, bis heute[22]. Erinnerungskulturen stehen in historischer Perspektive in Zusammenhang mit der Herausbildung der Nationalstaaten und der Entwicklung nationaler Identitäten im 19. Jahrhundert. Im Prozess der Herausbildung eines nationalen Bewusstseins wurden Erinnerungen von Minderheiten und transnationale Aspekte des Erinnerns tendenziell ausgeschlossen.

8 LIST Elisabeth, *Der Körper (in) der Geschichte. Theoretische Fragen an einen Paradigmenwechsel.* IN: leibhaft. ÖZG 8/2 (1997), 167–185.
9 HAUSEN Karin, *Frauen suchen ihre Geschichte. Historische Studien zum 19. und 20. Jahrhundert,* München, C.H.Beck, 1983.
10 HONEGGER Claudia/HEINTZ Bettina [Hrsg.], *Listen der Ohnmacht. Zur Sozialgeschichte weiblicher Widerstandsformen,* Frankfurt a. M., Europäische Verlagsanstalt, 1981.
11 ROWBOTHAM Sheila, *Im Dunkel der Geschichte. Frauenbewegung in England vom 17. bis 20. Jahrhundert,* Frankfurt a. M., Campus, 1976.
12 GEHMACHER Johanna/HAUCH Gabriella [Hrsg.], *Frauen- und Geschlechtergeschichte des Nationalsozialismus: Fragestellungen, Perspektiven, neue Forschungen*, Innsbruck, Studienverlag, 2007.
13 Stellvertretend für viele KLEIN Christian [Hrsg.], *Grundlagen der Biographik. Theorie und Praxis des biographischen Schreibens*, Stuttgart, Metzler, 2002.

14 Klassisch dazu BOURDIEU Pierre, *Die biographische Illusion.* IN: Bios. Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History 3 (1990), 75–81.
15 DAUSIEN Bettina, *Frauengeschicht(en). Perspektiven der Biographieforschung in der Frauen- und Geschlechterforschung.* IN: LEBENSAFT Elisabeth [Hrsg.], Desiderate der österreichischen Frauenbiografieforschung, Wien, Institut Österreichisches Biographische Lexikon, 2001, 12–26; DAUSIEN Bettina, *Repräsentation und Konstruktion. Lebensgeschichte und Biographie in der empirischen Geschlechterforschung.* IN: BROMBACH Sabine/WAHRING Bettina [Hrsg.], *LebensBilder. Leben und Subjektivität in neueren Ansätzen der Gender Studies,* Bielefeld, transcript, 2006.
16 LANZINGER Margareth, *Archive, Quellen und Passion. Historisch-anthropologische und mikrohistorische Perspektiven.* IN: TOLLOI Philipp [Hrsg.], Archive in Südtirol. Geschichte und Perspektiven / Archivi in Provincia di Bolzano. Storia e prospettive, Innsbruck, Wagner, 2018, 451–467; CLEMENTI Siglinde, *Körper, Selbst und Melancholie. Die Selbstzeugnisse des Landadeligen Osvaldo Ercole Trapp (1634–1710),* Köln [u. a.] , Böhlau, 2017.
17 Stellvertretend für die überbordende Literatur zur Erinnerungskultur ASSMANN Aleida, *Der lange Schatten der Vergangenheit. Erinnerungskultur und Geschichtspolitik,* München, C.H.Beck, 2006; ASSMANN Aleida, *Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses*, München, C.H.Beck, 1999; ERTL Astrid, *Kollektives Gedächtnis und Erinnerungskulturen*, 2. Aufl., Stuttgart/Weimar, Metzler, 2011; ASSMANN Aleida, *Formen des Vergessens*, 2. Aufl., Göttingen, Wallstein, 2006; FRESE Matthias/WEIDNER Marcus [Hrsg.], *Verhandelte Erinnerungen. Der Umgang mit Ehrungen, Denkmälern und Gedenkorten nach 1945*, Paderborn, Ferdinand Schöningh, 2018. Und zur Frage der Straßenbenennungen: FRESE Matthias [Hrsg.], *Fragwürdige Ehrungen? Straßennamen als Instrument von Geschichtspolitik und Erinnerungskultur,* Münster, Ardey, 2012; NEMEC Birgit/WENNINGER Florian [Hrsg.], *Geschichtspolitik im öffentlichen Raum. Zur Benennung und Umbenennung von Straßen im internationalen Vergleich*, zeitgeschichte 46/1 (2019).
18 ASSMANN Jan, *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen,* München, C.H.Beck, 1992.
19 SCHMIDT Harald [Hrsg.], *Geschichtspolitik und kollektives Gedächtnis. Erinnerungskulturen in Theorie und Praxis*, Göttingen, V&R unipress, 2009.
20 KUHN Annette, *„Grabe tief“ – ein feministischer Blick auf die frauengeschichtliche Forschung.* IN: COTTMANN Angelika u. a. [Hrsg.], Das undisziplinierte Geschlecht. Frauen- und Geschlechterforschung – Einblick und Ausblick, Opladen, Leske + Budrich, 2000, 205–220.
21 GREVES Maria, *Die relative Geschichtslosigkeit der Frauen. Geschlecht und Geschichtswissenschaft.* IN: Geschichtsdiskurs 4. Krisenbewusstsein, Katastrophenerfahrung und Innovationen 1880–1945, Frankfurt a. M., Fischer Taschenbuch Verlag 1997, 108–123.
22 EPPLE Angelika/SCHASER Angelika [Hrsg.], *Gendering Historiography. Beyond National Canons*, Frankfurt a. M./New York, Campus, 2009; SCHRAUT Sylvia/PALETSCHEK Sylvia, *Erinnerung und Geschlecht – auf der Suche nach einer transnationalen Erinnerungskultur in Europa.* IN: Historische Mitteilungen 19 (2006), 15–28; GREVER Maria, *The Pantheon of Feminist Culture. Women's Movements and the Organization of Memory.* IN: Gender & History 9/2 (1997), 364–373.

Auch orientierte sich diese Form der hegemonialen Erinnerungskultur am bürgerlichen Geschlechtermodell, das Frauen als aktive Subjekte und im öffentlichen Raum marginalisierte. Demgegenüber leistet die Zweite Frauenbewegung seit den 1970er-Jahren Widerstand gegen die Unsichtbarkeit und die Ausblendung weiblicher Akteure im öffentlichen Raum[23].
Die Südtiroler Erinnerungskultur ist von der ethnischen Frage und von der besonderen historischen Entwicklung des Landes geprägt[24]. Sowohl die Präsenz von drei Sprachgruppen als auch die historisch und erinnerungskulturell einschneidende Präsenz von zwei Faschismen, Nationalsozialismus und italienischer Faschismus, haben auch in der Erinnerungslandschaft Spuren hinterlassen. Diese gesellschaftlichen und historischen Gegebenheiten hatten eine konfliktbeladene Geschichts- und Erinnerungskultur, eine „Spaltung und Separierung der Gedächtnisse nach Sprachgruppen“ und einen mühsamen Annäherungsprozess zur Folge[25].

Auf deutschsprachiger Seite wurde als erinnerungskulturelle Basis auf die Memoria an die Tiroler Erhebung von 1809 zurückgegriffen, die zur Zentenarfeier 1909 regelrecht „aufschäumte“[26]. Daran war die Frage der Tirolischen Nation und des Nationalisierungsprozesses der Tiroler im 19. Jahrhundert im Spannungsfeld von regionalem Sonderbewusstsein, deutscher und italienischer Kulturnation und habsburgischem Vielvölkerstaat geknüpft[27], eine Erinnerungsschiene, die vom Schützenwesen bis heute weitergetragen wird[28].
Nur eine einzige Frau taucht im tirolisch nationalen Erinnerungsrahmen auf, das Mädchen von Spinges, von dem man nicht weiß, ob es existiert hat, und auch nicht, ob es tatsächlich Katharina Lanz war, die an der Friedhofsmauer gekämpft hat, denn der Name taucht erst 70 Jahre nach der angeblichen Heldentat bei der Schlacht von Spinges 1797 auf. Fest steht, dass eine männlich geprägte Erinnerungsmaschinerie sie über verschiedene Medien das gesamte 19. Jahrhundert hindurch gefeiert hat und sie hochstilisiert hat zur tiefreligiösen, jungfräulichen Heldin.

23 GEHMACHER Johanna/MESNER Maria, *Land der Söhne. Geschlechterverhältnisse in der Zweiten Republik*, Innsbruck [u. a.], Studienverlag, 2007; BECKER Ruth, *Geschlecht und Raum. Feministische Forschung und Praxis in der Raumplanung.* IN: COTTMANN Angelika u. a. [Hrsg.], Das undisziplinierte Geschlecht. Frauen- und Geschlechterforschung – Einblick und Ausblick, Opladen, Leike + Budrich, 2000, 89–105.

24 Bisher gibt es keine systematische Beschäftigung mit der öffentlichen Erinnerungskultur und ihrer historischen Entwicklung in Südtirol. Siehe zu Teilbereichen: PALLAVER Günther, *Umstrittene Denkmäler. Der Umgang mit der Vergangenheit*, Bozen, Edition Raetia, 2013; DE PRETTO Sebastian, *Im Kampf um Geschichte(n). Erinnerungsorte des Abessinienkrieges in Südtirol*, Göttingen, V&R unipress, 2020; VERDORFER Martha [Hrsg.], *Vorbilder oder Zeugen des Zeitgeistes? Schulnamengebung als umstrittene Erinnerungskultur*, Bozen, Edition Raetia, 2013.

25 HEISS Hans, *Denkmallandschaft Südtirol. Altlasten und neue Dynamiken der Zeitgeschichte.* IN: PALLAVER Günther [Hrsg.], Umstrittene Denkmäler. Der Umgang mit der Vergangenheit, Bozen, Edition Raetia, 2013, 109–134; HEISS Hans/OBERMAIR Hannes, *Erinnerungskulturen im Widerstreit. Das Beispiel der Stadt Bozen 2000–2010.* IN: ODERMANN Patrick/MÜLLER Claudia/REHBERG Karl-Siebert [Hrsg.], Der Grenzraum als Erinnerungsort. Über den Wandel einer postnationalen Erinnerungskultur in Europa, Bielefeld, transcript, 2012, 63–80.

26 HEISS, *Denkmallandschaft Südtirol*, 114; COLE Laurence, *Für Gott, Kaiser und Vaterland. Nationale Identität der deutschsprachigen Bevölkerung Tirols 1860–1914*, Frankfurt a. M./New York, Campus, 2000, 247–264.

27 STAUBER Reinhard, *Der Zentralstaat an seinen Grenzen. Administrative Integration, Herrschaftswechsel und politische Kultur im südlichen Alpenraum 1750–1820*, Göttingen, V&R, 2001; HEISS Hans, *Ein neues Land – Tirol in Restauration und Vormärz.* IN: HASTABA Ellen/DE RACHEWILTZ Siegfried [Hrsg.], „Für Freiheit, Wahrheit und Recht!“ Joseph Ennemoser und Jakob Philipp Fallmerayer. Tirol von 1809 bis 1848/49 (Schlern-Schriften 349), Innsbruck, Wagner, 2009, 33–48.

28 COLE, *„Für Gott, Kaiser und Vaterland“*; MAZOHL Brigitte/MERTELSEDER Bernhard [Hrsg.], *Abschied vom Freiheitskampf? Tirol und „1809“ zwischen politischer Realität und Verklärung* (Schlern-Schriften 346), Innsbruck, Wagner, 2009; HEISS, Hans, *Treibsätze der Geschichtspolitik. Die Gedenkfeiern der Tiroler Erhebung 1909–2009.* IN: Geschichte und Region/Storia e regione 16/2 (2007), 118–146.

Somit hält Katharina Lanz auf dem einzigen für Frauen vorgesehenen Weg Einzug in die regionale Erinnerungskultur bis hin zur Aufnahme auf der Gedenktafel „Für die Helden der Tiroler Freiheitskämpfe 1797–1809“ in der Innsbrucker Hofkirche: Sie wird zur Allegorie und steht für „überzeitliche“ Werte – Jungfräulichkeit, Glauben, Heimatliebe – und konnte somit zur Symbolfigur für das kleine, von Glauben und Patriotismus angetriebene Tiroler Volk werden[29].
Die Frage der Präsenz der Frauen in der Erinnerungslandschaft Südtirols wurde angesichts der eminent politischen Brisanz der ethnisch separierten regionalen Erinnerungskultur bisher nur zaghaft gestellt[30]. Die regionale Frauen- und Geschlechtergeschichte hat sich in den letzten drei Jahrzehnten stetig weiterentwickelt, auf ihre Ergebnisse konnten wir im Projekt aufbauen[31].
In diesem Kontext wurden auch einige Frauenstadtgeschichten publiziert, die tendenziell die Brücke schlagen von der Geschichtswissenschaft zur Erinnerungskultur vor Ort[32]. Eine systematische Beschäftigung mit der regionalen Erinnerungskultur und ihrem materiellen Substrat – Denkmälern, Straßen-, Platz- und Gebäudebenennungen und -bezeichnungen – aus geschlechterhistorischer Perspektive hat aber bisher nicht stattgefunden.
Ein solches Projekt einer geschlechtersensiblen Erinnerungskultur müsste nicht nur nach der Präsenz von Frauen fragen, sondern auch die vorherrschende Gedächtniskultur nach geschlechtsspezifischen Gesichtspunkten dekonstruieren. Zu analysieren wäre zunächst die Geschlechterordnung, die der öffentlichen Erinnerungskultur eingeschrieben ist, und im Sinne einer konsequenten Historisierung wären auch deren Wandlungsprozesse im 19. und 20. Jahrhundert zu untersuchen. Zu fragen ist sodann nach den Handlungsräumen und Selbstentwürfen von Frauen und ihren Erinnerungsleistungen.
Die Grundfrage lautet: Mit welchen Erinnerungen schreiben sich Frauen in das politische Gemeinwesen ein, dem sie sich zugehörig fühlen?
Es geht also um die spezifischen weiblichen Formen des Erinnerns[33]. Eine geschlechtersensible Erinnerungspolitik muss die Politiklastigkeit des kulturellen Gedächtnisses aufbrechen und jene Themenfelder einbeziehen, die wie die Sozialgeschichte, die Historische Anthropologie und die Kulturgeschichte stark weiblich geprägt sind. Zudem muss der Raumbezug nicht nur auf transnationale, sondern wesentlich auch auf regionale und kommunale Perspektiven erweitert werden. Dadurch treten weibliche Erinnerungsorte und bislang vernachlässigte weiblich geprägte Handlungsfelder in Erscheinung.

29 LANZINGER Margareth/SARTI Raffaella, *Eine Löwin im Kampf gegen Napoleon? Die Konstruktion der Heldin Katharina Lanz*, Wien, Böhlau, 2022; CLEMENTI Siglinde [Hrsg.], *Zwischen Teilnahme und Ausgrenzung. Tirol um 1800. Vier Frauenbiographien*, Innsbruck, Wagner, 2010; zur Biografie von Katharina Lanz, CRAFFONARA Lois/DOESCH Helga, *Catarina Lanz: Das Mädchen von Spinges*, San Martin de Tor, Istitut Ladin „Micurá de Rü“, 2015.

30 CLEMENTI Siglinde, *Frauen und Männer: Nation – Tradition – Identität.* IN: CLEMENTI Siglinde [Hrsg.], Die Marketenderin. Frauen in Traditionsvereinen, Innsbruck, Wagner, 2013, 9–27.

31 BRUNET/CLEMENTI, *Eine umfassende Perspektive.*

32 CLEMENTI Siglinde/VERDORFER Martha, *Frauen Stadt Geschichte(n). Bozen. Bolzano. Vom Mittelalter bis heute,* Wien [u. a.], Folio, 2000; CLEMENTI Siglinde [Hrsg.], *Der andere Weg. Beiträge zur Frauengeschichte der Stadt Brixen vom Spätmittelalter bis ins 20. Jahrhundert*, Brixen, Weger, 2005; SCHÖNWEGER *Astrid (hrsg. von Frauenmuseum Meran), Meraner Geschichte_n. Eine Stadtführung mal ganz anders*, Meran, Alphabeta, 2017; FORSTER Ellinor [Hrsg.], *Frauenleben in Innsbruck. Ein historisches Stadt- und Reisebuch*, Salzburg, Pustet, 2003.

33 LEYDORFF Selma, *Gender and the Categories of Experienced History.* IN: Gender & History 11/3 (1999), 597–611; DAUSIEN Bettina, *Biographie und Geschlecht. Zur biographischen Konstruktion sozialer Wirklichkeit in Frauenlebensgeschichten*, Bremen, Donat, 1995.

Mit diesem Projekt hoffen wir einen Baustein zu diesem großen gesellschaftspolitischen Unterfangen beigetragen zu haben, indem wir zum einen einen umfassenden Vorschlagskatalog für die Benennungspraxis von Straßen und Plätzen vorgelegt haben und zum anderen gleichzeitig auf regionaler und lokaler Ebene historische Frauenpersönlichkeiten aus der Vergessenheit geholt haben. Eine besondere Herausforderung für uns als Historikerinnen war die Tatsache, dass wir nicht ausschließlich mit einer historischen Perspektive an das Projekt herangehen konnten – in einer solchen Perspektive sind alle Lebensgeschichten von Bedeutung, gerade auch jene von Täterinnen und nationalsozialistisch belasteten Frauen[34] –, sondern dass wir uns in einer erinnerungspolitischen Perspektive mit der Frage beschäftigen mussten, welche Frauenpersönlichkeiten für eine Straßenbenennung empfohlen werden können. Unser Weg war die klare Benennung von Auswahl und Ausschlusskriterien, des zugrunde liegenden Wertekanons und die Beschäftigung mit der Frage der Belastung durch Faschismus und Nationalsozialismus. Im vollen Bewusstsein der Begrenztheit eines solchen Unterfangens hoffen wir doch, einen Beitrag zur regionalen Erinnerungskultur und eine brauchbare Handreichung für die konkrete Benennungspraxis in den Gemeinden geliefert zu haben. Die tatsächliche Auswahl bleibt selbstredend der Politik vorbehalten.

34 Zum Beispiel KERER Hilde, *Ich war ein Blitzmädel. Frauenkameradschaft in der Wehrmacht.* Aufgezeichnet von Thomas Hanifle mit einem Nachwort von Siglinde Clementi, Bozen, Edition Raetia, 2014.

Politisches Engagement (S. 160–161)
1 Andreina Emeri, Foto Eleonora Gelmo.
2 Ilda Pizzinini in Gadertaler Tracht, Familie Pizzinini-Roccella, La Ila/Stern.
3 Margarete von Tirol-Görz, illustrierte Postkarte 1912, Südtiroler Landesmuseum für Volkskunde, Nr. U/1943.
4 Claudia de' Medici, illustrierte Postkarte 1912, Südtiroler Landesmuseum für Volkskunde, Nr. U/1937.
5 Waltraud Gebert Deeg während einer Sitzung des Regionalrates in Trient, Amt für Film und Medien.
6 Verena von Stuben, Ansichtskarte Detail des Ursula-Altarbildes, Sammlung Touriseum – Südtiroler Landesmuseum für Tourismus, Meran (Collezione Touriseum – Museo Provinciale del Turismo, Merano).
7 Maria Ducia 1919, Privatarchiv Ruth Linhart, Wien.

Soziales Engagement (S. 204–205)
1 Maria Schwingshackl Enz, Franziska Enz.
2 Anna Tschenett mit Ziehtochter Anna Mayer, Anna Mayer, Tramin.
3 Broschüre Schwester Maria Hueber (1653–1705), die gottselige Mutter Anfängerin der Tertiarschwestern vom heiligen Franziskus in Brixen. Bozen 1988, Südtiroler Landesmuseum für Volkskunde, Nr. U/2191.
4 Mariedl Fischnaller, Blindenzentrum St. Raphael, Bozen.
5 Sr. Benedikta Mair, Kongregation der Tertiarschwestern des hl. Franziskus, Brixen.
6 Sr. Clementina Pedevilla, Kongregation der Ursulinen, Bruneck.

Stifterinnen und Gönnerinnen (S. 244–245)
1 Nadežda Ivanovna Borodina, Porträt Ferdinand Behrens 1897, Palais Mamming Museum, Inventarnummer: 21362.
2 Maria Anna von der Pfalz, Porträt 1690–1699, Stadtmuseum Klausen.
3 Agnes Klara (Theresia) Steiner, Andachtsbild, Südtiroler Landesmuseum für Volkskunde, Nr. V/5707.
4 Margaret van Cortland Odgen Mac Nutt, Porträt Joseph Scott Mac Nutt 1926, Diözesanmuseum Hofburg Brixen.
5 Mary A. Schünemann, 1880, Palais Mamming Museum, Inventarnummer: 14620.
6 Uta von Tarasp, Fragment des Stifter*innenfreskos in der Krypta von Kloster Marienberg, Foto Michael Mall, Kloster Marienberg.

Bildende Kunst (S. 270–271)
1 May Hofer, 1996, Sylvia Hofer.
2 Lieselotte Plangger-Popp im grafischen Atelier, Zeichnung Franz Schwetz, Historische Sammlung Museumsverein Bruneck.
3 Elfi Widmoser 1995, Palais Mamming Museum, Inventarnummer: 13677.
4 Trina (Katharina) Kasslatter, Selbstbildnis als Schnitzerin 1930, Foto Augustin Ochsenreiter, Museum Gherdëina.
5 Gina Klaber Thusek, Porträtaufnahme sitzend, 1930–1940, Palais Mamming Museum, Inventarnummer: 16632/8.
6 Joana (Johanna) Steinlechner Bichler, Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum Bibliothek, Nachlasssammlung, NL_155_03-03.

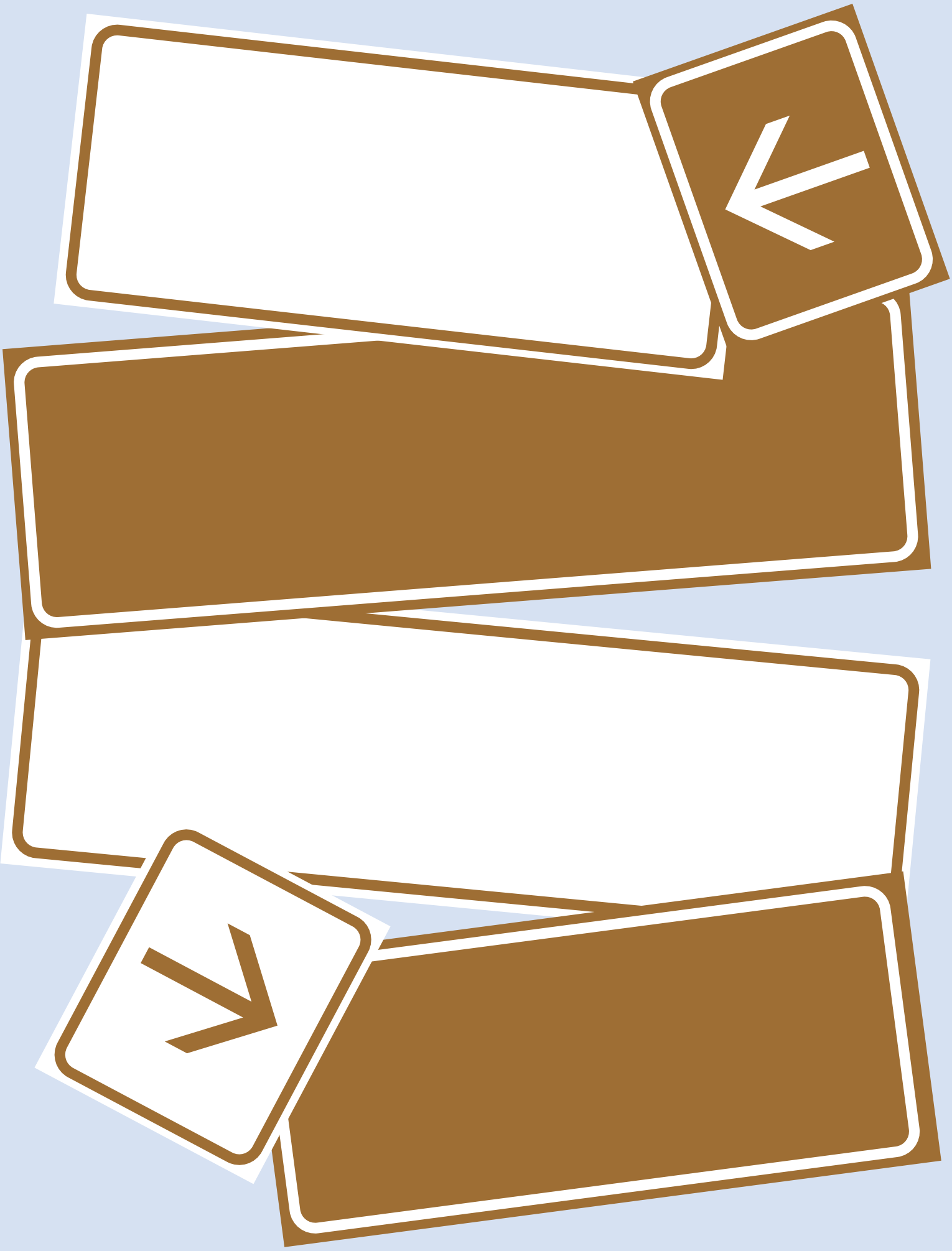
Literatur (S. 302–303)
1 Anita Pichler, 1987, Foto Spitzer, Privatarchiv Renate Mumelter.
2 Frida Piazza, Ingrid Runggaldier.
3 Elsa Patscheider, St. Valentin 1951, Südtiroler Landesarchiv, Nachlass Elsa Patscheider [Bild-Nr. PATSCHE0660002AFD001].
4 Gabriele von Pidoll, Südtiroler Künstlerbund.
5 Maria Ditha Santifaller, 1930er-Jahre, Foto Eva Frodl-Kraft, Südtiroler Künstlerbund.

Musik (S. 336–337)
1 Natalia Pravosudovič, Bianca Marabini Zoeggeler, Kulturverein Rus'/Associazione Culturale Rus'.
2 Johanna Blum, SOLDERER Gottfried [Hrsg.]: Das 20. Jahrhundert in Südtirol. Autonomie und Aufbruch, Bd. IV: 1960–1979, Bozen, Edition Raetia, 2002, 187.
3 Lilo Martin, SOLDERER Gottfried [Hrsg.], Das 20. Jahrhundert in Südtirol. Totaler Krieg und schwerer Neubeginn, Bd. III: 1940–1959, Bozen, Edition Raetia, 2001, 284.

Kulturarbeit (S. 350–351)
1 Tresl (Theresia) Gruber als junges Mädchen in der Grödner Tracht, Josef Theodor Moroder 1921, Foto Wolfgang Moroder, Museum Gherdëina.
2 Elisabeth Baumgartner, Nachlass Elisabeth Baumgartner, Markus Scherer.
3 Evelyn Ortner, Frauenmuseum Meran.
4 Emma und Therese Wassermann, Südtiroler Landesarchiv, Wassermann, Familienarchiv und Sammlung [Bild-Nr. WASSERM0001063FSP105].

Wirtinnen, Touristikerinnen, Unternehmerinnen (S. 366–367)
1 Maria Schrott, Sammlung Touriseum: Südtiroler Landesmuseum für Tourismus, Meran (Collezione Touriseum – Museo Provinciale del Turismo, Merano).
2 Emma Hellenstainer mit Verdienstkreuz, Sammlung Touriseum: Südtiroler Landesmuseum für Tourismus, Meran (Collezione Touriseum – Museo Provinciale del Turismo, Merano).
3 Minna Ottilie Scholvien Wendlandt, Südtiroler Landesarchiv, Archiv Ferrari-Branzoll [Bild-Nr. FERRARI1280004FSP00].
4 Johanna Settari mit Tochter Pia vereh. Lanzinger, Südtiroler Landesarchiv, Korrespondenz Settari – Riccabona – Lanzinger [Bild-Nr. SETTARI0210033AFD001].

Gedenken an Widerstand, Verfolgung und Vernichtung (S. 396–397)
1 Nella Lilli Mascagni, ANPI Alto Adige Südtirol.
2 Franca Turra mit Tochter, ANPI Alto Adige Südtirol.
3 Sr. Edwina Aberham, Barmherzige Schwestern Gries-Bozen.
4 Maria Nicolussi, SOLDERER Gottfried [Hrsg.], Das 20. Jahrhundert in Südtirol. Faschistenbeil und Hakenkreuz, Bd. II: 1920–1939, Bozen, Edition Raetia, 2000, 87.
5 Angela Nikoletti, SOLDERER Gottfried [Hrsg.], Das 20. Jahrhundert in Südtirol. Faschistenbeil und Hakenkreuz, Bd. II: 1920–1939, Bozen, Edition Raetia, 2000, 89.



Hier können Sie Ihre bevorzugten
Frauennamen notieren.